1683

Die Türkenzeit gehörte zu den schwersten und furchtbarsten Heimsuchungen, die unser Vaterland und besonders unsere engere Heimat durch fast 200 Jahre zu ertragen hatte. Seit den Kreuzzügen war dieser Gegner dem Abendlande nicht unbekannt und sein Ruf war schlechter, als die Wirklichkeit war. Im Allgemeinen waren die Türken tolerant gegen die Andersgläubigen, besonders dann, wenn sie in ihre Dienste traten. Um 1530 lebten viele Steirer in Konstantinopel, brachten es hier zu Wohlstand und Ansehen, sodass man sich damals in Steiermark und den angrenzenden Ländern gar nicht getraute, den gemeinen Mann zum Kriegsdienst heranzuziehen, weil man ihm nicht das volle Vertrauen schenkte. Die Zerstörungswut, das Morden und Rauben war eine Eigenart der damaligen Kriegsführung, die man bei allen Völkern findet; denken wir nur an die Franzosen und Spanier.

In den Türkenkämpfen hatte Wien eine wichtige Rolle; denn das Donaubecken war der Schlüsselpunkt für Mittel- und Westeuropa; hier kreuzten sich die großen Verkehrsstraßen: der Donauweg, der ins Morgenland führt, und die Nord-Südstraße, die Russland und Polen mit der Adria verbindet. Wien war genauso ein wichtiger Punkt wie Konstantinopel; wer Wien in seiner Hand hatte, dem stand der Weg zum Rhein, zur Ostsee und nach Venedig offen. Darum versuchten die Türken diese Donaustadt in ihre Gewalt zu bekommen; es war das letzte große Bollwerk, das sich aber mit Erfolg wehrte und verteidigte. Schwere Opfer an Gut und Blut brachten die Völker Altösterreichs für die abendländische Kultur, große Geldsummen verschlangen die Abwehrkämpfe und die vielen Festungen, es waren „Reparationen“ oder vielleicht ein „Dawesplan“, den unser armes Land für ganz Europa in jenen Tagen auf sich nahm. 1529 erfolgte der erste Ansturm durch den kraftvollen Heerführer Soliman, der von einem Weltreich des Halbmondes träumte wie sein Gegner Karl V., der wieder das Abendland im Zeichen des Kreuzes zu einigen suchte. Es waren aber bei beiden nur Träume, die sich nicht verwirklichen sollten.

Österreich war zu schwach und litt unter dem ständigen Geldmangel, um gegen die Türkei einen Angriffskrieg zu führen; bis 1683 beschränkte es sich zumeist auf die Verteidigung. Die Hilferufe erstarben in den Kämpfen und Streitigkeiten der abendländischen Christen, die selbst uneinig waren und sogar die Türken unterstützten, wie es der „allerchristlichste“ König von Frankreich tat. Die Geldfrage war in Österreich ein wunder Punkt; schwer lastete der Steuerdruck auf unserem Volke, besonders waren es die Länder Böhmen, Mähren und Schlesien, aus denen der letzte Kreuzer geholt wurde; doch ließ auch die Verwaltung viel zu wünschen übrig; denn für alles hatte man Geld, nur nicht für das, was notwendig war. Für das kaiserliche Theater, für Schauspieler und Günstlinge gab es keinen Geldmangel, da warf man mit vollen Händen große Summen aus, während die Soldaten im Felde hungerten und froren, mit zerlumpten und zerfetzten Kleidern daher gingen und zum Diebstahl, zur Plünderung und zum Raub geradezu gezwungen wurden.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg suchten einige ungarische Edelleute Steiermark und Ungarn mit der Türkei zu vereinigen. Sie verhandelten insgeheim mit dem alten Feind, doch wurden sie rechtzeitig dem kaiserlichen Hofe in Wien verraten; es waren dies Peter Zrinyi, Christoph Frangipani, Franz Nadasdy und der Stadthalter von Steiermark, Erasmus Tattenbach. Man lockte sie nach Österreich, wo sie verhaftet und nach kurzem Prozess hingerichtet wurden (1671). Dies war ein Fehler; denn statt Gnade walten zu lassen, verfiel der Kaiser auf den Gedanken, „ein Exempel zu statuieren“, damit Ruhe und Ordnung eintrete. Offenbar hatte man das Beispiel des Blutgerichtes in Prag zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Auge, das ja mit einem Schlage die alte Ordnung in den Sudetenländern herstellte. Doch in Ungarn geschah etwas ganz Anderes. Die Hinrichtung der Edelleute war der Anfang zu schweren Unruhen im Lande, die nach einiger Zeit einen großen Umfang annahmen, da der Hofkanzler Paul Hocher die absolute Herrschaft nach dem französischen Muster und die Gegenreformation in Ungarn einführte. Ja, er drohte, den Widerspenstigen „böhmische Hosen anzuziehen“, wenn sie nicht nachgeben. Doch diese Anspielung an das Prager Blutgericht hatte die Gegenwirkung zur Folge. Die Ungarn riefen die Türken zu Hilfe. Frankreich und Holland mischten sich in diese Streitfrage; das Erstere war ja immer unser Feind und Gegner, letzteres nahm sich der Pastoren an, die in Ungarn zu Galeerenstrafen verurteilt waren. Die Kämpfe an der ungarischen Grenze wurden mit beispielloser Erbitterung und Grausamkeit geführt; auch in Oberungarn gärte es, sodass man in Österreich auf das Ärgste gefasst war. Die Burgen und Zufluchtsorte in Niederösterreich stellte man rasch her, die Bewohner übten sich im Gebrauche der Feuerwaffen, Gesandte gingen mit reichen Geschenken nach Konstantinopel, die strengen Verfügungen nahm die Wiener Regierung zurück, doch es war schon zu spät.

1672 wurde Wien neuzeitlich mit Mauern, Basteien und Vorwerken ausgebaut.

Der ehrgeizige Großwesir Kara Mustafa träumte von einem Sultanat, das er im Donaubecken errichten wollte; er hatte auch die Führung des türkischen Heeres, das in einer Stärke von 200.000 Mann im Frühjahre 1683 gegen Wien zog. An der Spitze der ungarischen Edelleute stand der Graf Emmerich Tököly, der das Ziel verfolgte, Ungarn von Österreich loszureißen.

Es war ein Glück, dass die geistigen Fähigkeiten des Großwesirs als Feldherr sehr gering waren; er war ein eitler Mann, der auf seinen Harem großen Wert legte; da schaute er nicht auf die Volkszugehörigkeit oder auf die Religion der Schönen. Zwei Monate lag er vor Wien, doch vergaß er, die Höhen um Wien zu besetzen; darum verdiente er auch nicht mehr als die rote Schnur, die ihm der Sultan schickte, als er die Nachricht von der türkischen Niederlage bei Wien erfuhr.

Am 7. Juli war bei Petronell ein Nachhutgefecht; Proviant und Munition wurden nach Wien gebracht; wem es möglich war, der verließ die Stadt und floh. Auch der Kaiser Leopold wandte sich nach Passau; fast wäre ihm der Weg abgeschnitten worden, von den Verwandten der hingerichteten Rebellen, die des Kaisers Kopf vom Sultan verlangt hatten; über Korneuburg ging die Flucht des Wiener Hofes donauaufwärts. Rechtzeitig hatte er um Hilfe bei allen Fürstenhöfen des Abendlandes ersucht, damit die Donaustadt nicht in die Hände der Türken falle. Am 12. Juli brannte Schwechat, am 13. gingen die Vorstädte Wiens in Flammen auf – ein Brand von Troja.

Der Oberbefehl über die Festung lag in den Händen des Rüdiger von Starhemberg; es war dies ein Herrenmensch, schroff in seinen Befehlen und unnachgiebig in seinem Willen. Das Gegenstück zu ihm war der Bürgermeister Liebenberg, der selbst mithalf, arbeitete und mit gutem Beispiel voranging.

Das österreichische Heer, das nur 30.000 Mann zählte, war zu schwach im Vergleich zu dem Riesenheer des Gegners, der noch über eine gute Artillerie verfügte. Von allen Staaten kamen Hilfstruppen, die Hauptmacht stellte „der starke Bruder“ Deutschland, obwohl Brandenburg und die geistlichen Kurfürsten am Rhein die Hilfe verweigerten. Die Polen erschienen unter ihrem König Johann Sobieski; ihr Zug ging längs der March durch die Laaer Ebene und gegen Hollabrunn; für die Gemeinden, die das polnische Heer berührte, war es eine schwere Heimsuchung, da die Soldaten sehr gefräßig waren, das Obst von den Bäumen rissen, das Gemüse aus den Gärten stahlen und die unreifen Weintrauben nahmen. Die Hilfe der Polen kostete viel Geld, das der Papst Innozenz XI. und die Republik Venedig zur Verfügung stellten.

Die Ungarn unter Tököly hatten die Aufgabe, den Aufmarsch der Polen aufzuhalten; sie überschritten am 6. August die March bei St. Johann-Hohenau, plünderten das Marchfeld und Weinviertel, zerstörten 15 Orte um den Bisamberg, wurden aber dann am 24. August von Karl von Lothringen besiegt und über die March zurückgedrängt. Das Weinviertel war gerettet. Am 31. August konnte er den Polenkönig im Lager bei Ober-Hollabrunn begrüßen.

Am ärgsten hausten die Türken im Wiener Becken, in den Gemeinden des Wienerwaldes, die in Schutt und Asche gelegt, die Bewohner niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft geführt wurden.

Der „allerchristlichste“ König Ludwig XIV. hielt es mit den Türken; ihm wäre es lieb gewesen, wenn die Festung an der Donau gefallen wäre; dann hätte er das Abendland gerettet auf Kosten Deutschlands und einige Länder - das linke Rheinufer - dafür verlangt.

Im Jahr 1683 zeigte sich die deutsche Einigkeit, es war eine Zeit wie 1813/14 oder 1914/18. Die deutsche Treue war und ist kein leerer Wahn. In den Zeiten der Not finden sich alle Stämme ohne Rücksicht auf die Weltanschauung und die Stammeszugehörigkeit. Am 12. September war vor den Toren Wiens die große Entscheidungsschlacht, die über das Schicksal unserer Heimat und des christlichen Abendlandes von so großer Bedeutung sein sollte. Hätten die Türken gesiegt, dann wären die Folgen noch schrecklicher gewesen als nach dem Dreißigjährigen Krieg. Die Rettung der Wienerstadt kam fast in der letzten Stunde. Wie ein Ungewitter rasten und stürmten die Entsatztruppen von den Höhen des Wienerwaldes gegen das Türkenheer, nahmen nach einem erbitterten Kampfe die Türkenschanze und damit war die Schlacht entschieden; der Gegner floh und ließ alles – Proviant, Kanonen, Zelte usw. – zurück. Als die Sonne desselben Tages hinter den Bergen des Wienerwaldes unter ging, zogen die siegreichen Truppen in die Stadt ein. Groß war die Freude und der Jubel der Wiener und mit ihnen freute sich ganz Europa. Es war ein denkwürdiger Tag, der die Karte Europas, die Politik und Geschichte des Abendlandes auf Jahrzehnte beeinflusste. Rasch schritt man an den Wiederaufbau der zerstörten und verbrannten Dörfer und Städte. Aus den Alpen- und Sudetenländern kamen die Bewohner und siedelten sich bei uns an.

Aus dem Verteidigungskrieg wurde jetzt ein siegreicher Angriffskampf, schrittweise drängten unsere Krieger die Feinde zurück, entrissen ihnen eine Stadt um die andere, immer weiter nach Osten drangen die kampferprobten Heere vor, Sieg folgte auf Sieg; aus ganz Europa strömten die Freiwilligen herbei, jeder Edelmann hielt es für eine heilige Pflicht und für eine Ehrensache, in diesem Kampfe mitzutun. Während im Osten unsere Truppen unaufhaltsam vordrangen, hielten kleinere Teile die treue Wacht am Rhein, damit nicht der alte Erbfeind deutsches Land betrete und verwüste. Es war ein Heldenzeitalter, in dem das deutsche Volksbewusstsein zum ersten Mal erwachte.

1683 begann der Kampf um die deutsche Freiheit und um den deutschen Lebensraum; der Heldenmut, der Aufbauwille und die Geisteskraft unserer Ahnen schufen hier ein großes Werk, das leider viel zu wenig beachtet worden ist. Wir sind sehr bescheiden und stellen unsere Taten in den Schatten. Was würden die Franzosen aus einer solchen weltgeschichtlichen Tatsache, wie die Türkenbefreiung Wiens im Jahre 1683 ist, machen? Sie, die sich so gerne die Retter der abendländischen Kultur nennen, standen damals auf der Seite der Mordbrenner, ja sie übertrafen in dieser Hinsicht noch die Tartaren und zeigten ihre Barbarei in den Raubkriegen am Rhein, wo sie die Toten aus den Särgen rissen und die Knochen verstreuten.

Nach 1683 strahlte deutsche Kultur in die östlichen Länder, gestaltete und formte sie und erschloss sie dem Einfluss des Abendlandes. Deutsche Bauern und Handwerker zogen in das weite Ungarland, schöpferische Kräfte regten sich, Ortschaften, Dörfer, Märkte und Städte entstanden, Sümpfe wurden trockengelegt, Flussdämme erbaut und das Land urbar gemacht. Es war ein schwerer und zäher Kampf, den da unsere Ahnen gegen fremde Naturgewalten und gegen die räuberischen Feinde führten. Jeder deutsche Ansiedler war eine echte Faustnatur.

1683 verblasste der Glanz und Ruhm des Halbmondes; in diesem Jahre hatte er seinen Höhepunkt erreicht, von nun an ging es bergab mit der Herrschaft der Türken. Der Kampf, der 1683 einsetzte, befreite nicht nur Ungarn und die Kroaten und Slowenen, er sollte auch den Völkern des Balkans die langersehnte Freiheit und Selbständigkeit bringen; auch für diese war der Sieg vor Wien ein Hoffnungsschimmer in der dunklen Nacht der türkischen Knechtschaft. Deutscher Heldenmut und Geist machten diesen Völkern die Bahn frei für ihre Zukunftsträume. 1683 und 1717 sind wichtige Jahre nicht nur in der Geschichte Alt-Österreichs, sondern auch für die Serben, Rumänen, Bulgaren, Montenegriner und Griechen.

1683 entstand die Großmacht „Österreich“. Der Traum des Wallenstein, der nicht minder ein tüchtiger Politiker wie Feldherr war, ging jetzt in Erfüllung; Österreich wurde eine Erbmonarchie, die nach Osten vordrang. Wallenstein hatte diesen Plan im Auge und wollte ihn durchführen, nur hätte der Kaiser in Wien Frieden machen müssen zwischen Katholiken und Protestanten auf Grund der Gleichberechtigung; leider fiel dieser Plan mit seiner Ermordung in Eger. Die Siege unserer Truppen waren und sind in der Kriegsgeschichte ein Ruhmesblatt und können nur mit dem Vormarsch in Galizien und Russland im Jahre 1915 verglichen werden. 1683 – die Niederlage vor den Toren Wiens, 1688 – die erste Einnahme Belgrads durch den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern.

Dass dieser großartige Aufstieg auf das Volksbewusstsein, die Kunst und Wissenschaft Einfluss nahm, ist selbstverständlich; die Blütezeit des Barockstiles fällt mit dieser Heldenzeit zusammen, da entstanden die prachtvollen Bauwerke, die noch heute der österreichischen Landschaft das besondere Gepräge geben.

Und doch liegt in dem raschen Aufsteigen der altösterreichischen Großmacht auch der Keim ihres Unterganges. Man betrachtete die Deutschen als Kulturpioniere, unterließ es aber, von Wien aus die Arbeit der Deutschen im Osten zu unterstützen und ihnen einen kräftigen Rückhalt zu geben. Österreich wurde ein Völkersammler im Donaubecken. Der Weg nach Osten führte das Reich auf den Balkan und sonderbar, fast zu gleicher Zeit setzte eine zweite Macht ihren Fuß auf diese Halbinsel, es war Russland. Aus dem politischen Spiel und Gegenspiel der beiden Mächte erwuchs der Anlass zu dem gewaltigen Weltkriege, der Altösterreich zertrümmerte und in die Nationalstaaten auflöste.

12. September 1683 – es war ein weltgeschichtlicher Tag für die Heimat, für Österreich und ganz Europa. Wir gedenken in Ehrfurcht der Helden, die an diesem Tage vor den Toren unserer Stadt kämpften und verbluteten für die Freiheit der Heimat; die aufopferungsvolle Liebe dieser Männer sei uns ein leuchtendes Vorbild in den schweren Tagen der Gegenwart und ein Hoffnungsschimmer auf eine bessere Zukunft, die unserem Volke beschieden sein möge.

Veröffentlicht in: Niederösterreichisches Lehrerblatt, Folge 1, 15. 9. 1933, S. 11

1866 in der Heimat

Zu dem Kampfe, der im Jahre 1866 zwischen Preußen und Österreich in Nordböhmen entbrannte, hatten beide Teile schon Monate vorher umfassende Vorbereitungen getroffen. Die Truppen marschierten in den Ihnen zugewiesenen Raum und das brauchte lange Zeit. Ein dichtes Netz von Bahnlinien fehlte damals unseren Ländern. Im Mai zogen auf der Reichsstraße die Truppen durch Poysdorf; es waren dies zum Großteil nichtdeutsche Regimenter, vor allem italienische und slawische, auf die man sich im Bruderkampfe verlassen konnte. Diese Truppendurchzüge brachten den Bewohnern großen Schaden; denn der Bauer musste Stroh, Heu und Hafer liefern, Vorspann leisten zu einer Zeit, da er dringend seine Pferde zur Arbeit benötigte; vieles wurde den Leuten gestohlen, die sich nicht darüber aufregen durften, weil sie doch niemals zu ihrem Rechte kamen. Das Militär beschlagnahmte Wagen und Pferde und der Bauer musste oft ein gutes Pferd gegen ein schlechtes eintauschen. Manch schöne Kuh führte man ihm aus dem Stalle weg, erschlug sie gleich im Hofe und teilte das Fleisch auf die Kompagnien auf. Geld bekam er keines, ein Papier wurde ihm in die Hand gedrückt und dieser Requirierschein sollte später eingelöst werden. Die Truppen beseelt ein guter Geist, da man von einem „Spaziergang nach Berlin“ träumte, doch die ernsten Männer ahnten, was kommen musste. Ein schwerer Druck lastete auf den Bauern und Bürgern, die mit sorgender Angst der Zukunft entgegenschauten. Die einen sprachen schüchtern von Niederlage, Einmarsch, Aufteilung Österreichs und dgl., die anderen hofften auf einen glorreichen Sieg. So verstrichen die Tage und Wochen und auf einmal hieß es: „Niederlage bei Königgrätz“. Es war am 3. Juli als sich die Gegner maßen. Unaufhaltsam rollte und flutete die österreichische Armee zurück. Es gab kein „Halt“ mehr. Über Olmütz, Prerau marschierte der Großteil ins Tal der Waag, der kleinere Teil wählte die Strecke Brünn, Nikolsburg, Wien. Bange Tage erlebt da der Markt. Regiment auf Regiment zog dahin, hastend und eilig ging es, nirgends machte man einen langen Aufenthalt; tausende Wagen rollten auf der staubigen Straße südwärts. Einen traurigen Anblick boten die Verwundeten und Kranken, die man in Leiterwagen beförderte. Als Unterlag dienten einige Bündel Stroh, auf denen die bleichen Gestalten lagen. Das Mitleid regte sich in den Herzen der Bewohner. Obwohl man alle Hände zur Arbeit brauchte, labte man doch die Unglücklichen und gab ihnen von dem Wenigen, was man noch hatte. Die Kinder hatten schon durch Wochen Linnen gezupft (Scharpie), das war damals der Verbandstoff. Versprengte Soldaten suchten ihre Abteilungen und Regimenter und konnten oder wollten sie nicht finden. Endlich kam die Nachhut, es waren die 5 Regimenter Reiterei, und zwar 3 Regimenter Kürassiere und 2 Regimenter Ulanen mit einer Batterie. Auf den Lüßfeldern schlugen sie das Lager auf. Hier standen wogende Getreidefelder, die der Ernte harrten. Alles war sehr schön, sodass sich die Bauern aufrichtig freuten. Doch wie richteten die Soldaten diese Fluren her. Die Getreidefelder zertraten und zerstampften sie, der Klee wurde für die Pferde abgemäht. Die Bauern mussten tausende Eimer Wasser hinausführen, Kesseln und Kochgeschirr aller Art leihen. Den Oberbefehl über diese Truppen führten der Fürst Salm und der Fürst von Thurn und Taxis, beide Ausländer, und zwar Hannoveraner. Die Bewohner fragten die Soldaten um den Verlauf und Hergang der Schlacht bei

Königgrätz. Doch sie wussten wenig zu erzählen. Sie konnten nicht angeben, wo sich die Preußen befinden. Am 15. Juli abends um 10 Uhr sprengte auf der Reichsstraße eine kleine Abteilung herein und brachte die Nachricht: “Der Gegner hat seine Vorhut bis Poysbrunn vorgeschoben.“ Diese Meldung wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sofort ertönten Signale, Zelte wurden abgebrochen, Pferde gesattelt und in hastender Eile ging es fort in die dunkle Nacht hinaus. Um 12 Uhr nachts waren die Felder leer. Still war es in der Gegend. Mit Furcht und Bangen erwartete man den nächsten Tag. Die Wertsachen waren schon versteckt und vergraben. Man mauerte diese in den Kellern ein. Die Erdställe waren hergerichtet. Da hieß es: „Die Preußen nehmen die jungen Leute und stecken sie in ihre Armee“,

……

wurden die Burschen versteckt. Viele liefen in die Wälder. Der Kaiser hatte Wien verlassen und war nach Innsbruck geflohen.

Am 16. Juli rückten die ersten Preußen ein. Es war dies ein Schwadron Ulanen, die auf der Reichsstraße kamen und rasch durch den Ort sprengten. Wo heute der Kindergarten steht, stießen sie auf eine versprengte Abteilung Österreicher. Es gab eine kleine Rauferei, bei der die Preußen einen Österreicher gefangen nahmen. Es war ein Kürassier, seine Kameraden entkamen. Ihn nahmen die Preußen mit und ritten gegen Herrnbaumgarten, wo sie in der Nähe des Teiches eine Feldwache bezogen und fleißig dem Wein zusprachen, den die Herrnbaumgartner ihnen brachten. Die Folge war ein Rausch, sodass sie auf die Feldwache vergaßen und der Österreicher in der Nacht entweichen konnte. Wohl suchten sie ihn in der Früh, doch er war über Berg und Tal.

Am 17. Juli rückte die Armee der Preußen ein. Den ganzen Tag dauerte der Durchmarsch. Neugierig und verwundert schauten die Bürger dem Treiben der Fremden zu; ihre Disziplin, ihre Ordnung und Reinlichkeit weckte allgemeine Bewunderung. Die Soldaten waren freundlich zu den Bewohnern, verlangten Kleinigkeiten und bezahlten sie, sodass die Furcht und Angst allmählich schwand. Gegen 8000 Mann blieben im Markte, alle anderen zogen weiter gegen Wien. Jedes Haus bekam 20-50 Mann. Der General wohnte im Gasthofe zum „Weißen Löwen“. Reibereien zwischen den Bewohnern und den Preußen kamen nicht vor. Nur einmal beleidigte ein Offizier den Bäckermeister H. Schwa*y*er, der sich beim Ortskommando beklagte, worauf der Offizier sofort zur Rechenschaft gezogen und versetzt wurde. Die Preußen waren im Umgang mit den Leuten vorsichtig, da sie überall Verräter wähnten. In einzelnen Orten wurden Leute unter dem Verdacht des Verrates verhaftet und nach Mähren abgeführt. Durch vier Tage war der Generalstab hier. Die Gemeinde hatte Stroh, Betten, Wäsche

.......**unleserlich.......**

leute durften nicht zusperren. Die Sparkassen mussten ihre Schalter offenhalten. Auf Sicherheit und Ordnung schauten sie strenge. Bei der Schießstätte hatten sie ihr Schlachtvieh stehen. Dort wurde es geschlagen und bei der Pestsäule an die Unterabteilungen verteilt. Die Jugend des Marktes schaute diesem Treiben zu und manchmal warf ein Soldat ein Stück unter die Knaben, die sich darum rauften. Das Auftreten der Preußen wurde allgemein gelobt. Raufereien, Fluchen, Ausschreitungen u. dgl. kamen nie vor. Sie gaben den Leuten Kaffee und Tabak und verlangten Butter, Brot und Wein. Ihre Verpflegung bestand meistens aus Hackfleisch und Kartoffelbrei, dazu kam noch eine Schale Kaffee, der dünn und ungezuckert war. Im Umgang waren sie freundlich und zuvorkommend. Wie oft hörte man die Sätze: „Wolln mal doch hoffen, daß die Jeschichte bald aus ist!“ oder „Wir möchten auch gern heim zu Muttern!“

Da die Österreicher bei Preßburg mit ihrer Hauptmacht waren, wurde die preußische Armee, die bei Znaim stand, dorthin verschoben. Tag und Nacht marschierten Truppen durch den Markt, der nie zur Ruhe kam. Das Hauptquartier befand sich im Schloss Nikolsburg. Hier wohnten der greise König, Bismarck und der Generalstabschef Molte. Am 29. Juli reisten die ersten zwei durch Poysdorf. Niemand wusste etwas. Doch fiel es auf, dass die Soldaten frei hatten und in ihren besten Kleidern auf und ab gingen. Am heutigen Josefsplatz standen sie in Gruppen beisammen, plauderten und rauchten „jemütlich“ ihre Pfeife. Als die Bürger fragen, was los sei, antworteten sie:“Unser juter König kommt heute.“ Es dauerte nicht lange, so rollte ein Wagen auf der Reichsstraße herein, in dem der König und Bismarck saßen. Vor dem Hause, in dem heute das Kaffeehaus sich befindet, blieb der Wagen stehen, der König sprang heraus, trat unter die Soldaten, die stramm grüßten und sagte: “Juten Morgen, Kinder! Wie geht es euch?“ Währen er sich unterhielt, musterte Bismarck den Platz und die Häuser, dehnte und streckte sich und ging einigemale auf und ab. Da wollte ein Poysdorfer

.........**unleserlich** ….......

Unterdessen waren die Pferde gewechselt und die Fahrt ging weiter nach Ladendorf, wo im Schloss das Hauptquartier durch drei Tage blieb. Am 31. Juli kehrte der König mit dem Generalstab wieder nach Nikolsburg zurück. Dieses Mal wurden die Pferde bei dem heutigen Kindergarten gewechselt. Damals stand dort ein Bildstock, ein Brunnen und eine alte Linde. Die Preußen beschlagnahmten 53 Kühe in dem Markte während der Zeit der Einquartierung und bezahlten auch alles. Trotzdem wurde viel Schaden gemacht und die Gemeinde hatte Auslagen von 55.000 fl. Gegen Ende des Krieges erschien noch der gefährliche Gast die Cholera, die unter den Soldaten und Einwohnern aufräumte. Die Gemeinde stellte Krankenwärter, Betten, Stroh und Wohnräume für Spitalszwecke zur Verfügung. Es war dies die alte Schule bei der Kirche, der Schüttkasten in der Singerstraße, der Singerhof und das Schloss von Walterskirchen, das die Preußen für die Leichtkranken beanspruchten. Neben den Militärärzten halfen auch die zwei Gemeindeärzte wacker mit, um die Seuche zu bekämpfen. 6 Wochen hielt sie an und forderte von den Soldaten 136 Todesopfer, die am Fuße des Weißenberges begraben wurden. Das dankbare Vaterland setzte diesen Helden im Jahre 1901 ein würdiges Denkmal, das am 26. Mai 1901 im Beisein von reichsdeutschen Gästen enthüllt wurde.

Der Krieg neigte sich dem Ende zu. Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen, der den Kämpfen vorläufig ein Ziel setzte. Auf der Reichsstraße entfaltete sich in jenen Tagen ein reger Verkehr der Unterhändler, die von Wien nach Nikolsburg fuhren. Damit sie nicht unnötigerweise aufgehalten wurden, saß neben dem Kutscher ein Mann, der eine weiße Flagge im Wind flattern ließ. Die Unterhandlungen wurden im Schloss von Nikolsburg geführt, wo es dem unvergesslichen Bismarck gelang, die Militärpartei für einen billigen Frieden mit Österreich zu gewinnen. Bald folgte der

Friedensschluss, der von den Einwohnern und den Soldaten mit großer Freude begrüßt wurde. „Hurra, nun geht’s heim zu Muttern!“ ertönte es auf allen Straßen und eines Tages wurde gepackt, gesattelt und heim ging es. Es war wohl der billigste Krieg, den unsere Heimat je erlebte. „Die Gegner traten nie als Feinde auf, sondern als Menschen und Brüder,“ sagt ein Bericht aus jener Zeit.

Kaum waren die Preußen fort, so ging man daran, den Schaden gutzumachen. Die Ernte war zum großen Teil verdorben, es mangelte an Futter und Getreide, das Geld war knapp, die Steuern konnten nicht gezahlt werden. Überall musste man sich einschränken. Der Schaden, der durch die Truppen gemacht war, wurde zum Teil vergütet. Die Gemeinden erhielten namhafte Geldsummen, die aber in vielen Orten nicht ausbezahlt wurden, sodass der kleine Bauer und der Häusler gar nichts bekamen.

Beschämend für uns war es, dass die Preußen im allgemeinen uns weit voraus waren und unsere Gegend besser kannten als wir selbst, Bismarck hat dies treffend bezeichnet mit den Worten: „Bei Königgrätz hat der preußische Schulmeister den österreichischen geschlagen.“ Auf ihren Karten hatten sie eine Reihe von verschollenen Orten unserer Heimat, von denen die Bodenständigen keine Ahnung hatten.

Durch Jahrzehnte hat man es bei uns verstanden, gegen die Preußen und gegen alles Reichsdeutsche einen künstlichen Hass zu schüren. Man ließ denselben nie zur Ruhe kommen und bei jeder Gelegenheit wurde er neu entfacht. Hieß es doch immer: „So a Preuß, da schlag ich ein Kreuz, wenn ich den siach!“ Ging einer mit einer Spezialkarte im Grenzgebiete (Nordmähren oder Nordböhmen) herum, so galt er schon als Hochverräter und wurde hinter Schloss und Riegel gesetzt. Wer ein wenig völkisch dachte und fühlte, wurde als „Preußenseuchler“ gebrandmarkt und in seinem Fortkommen geschädigt.

Und doch hat unser Vaterland aus diesem Kriege eine heilsame Lehre gezogen, es hatte mit der Schlamperei endlich gebrochen und durch Gesetze und Verbesserungen den Weg zum Aufstieg freigemacht. Das Reichsvolksschulgesetz, die Verfassung und das bürgerliche Gesetzbuch erschienen in den nächsten Jahren. Der große Weltkrieg hat die Wunde von Königgrätz vergessen lassen. Aus der Kriegskameradschaft und der Nibelungentreue erwuchs ein neues Ideal; der Anschluss und Zusammenschluss mit den Brüdern, die draußen im Reiche wohnten.

1866 und die Volksmeinung

Zwischen Österreich und Preußen gab es nach 1800 Gegensätze und Spannungen; es herrschte häufig zwischen beiden Mißtrauen, obwohl schöne Reden zeitweise eine Versöhnung vortäuschten. 1850 wollte der Fürst Schwarzenberg eine Kapitulation Preußens erzwingen und sammelte im Herbst eine Armee in Nordböhmen, während die preußische von Glogau vormarschierte. Am 8. November
krachten die ersten Schüsse, aber schon am 29. November kam ein Vergleich in Olmütz zustande.

In Österreich herrschte nach 1849 eine Mißstimmung gegen die Reaktion und gegen den neuerstandenen Absolutismus. Der Kaiser, der Adel und die Kirche fürchteten die Demokratie, die völkischen und freiheitlichen Ideen der breiten Masse. Die schlechten Finanzen, die schwache Industrie und die große Schuldenlast verhinderten jede Aufbauarbeit. Die gutgemeinten Reformpläne eines Bruck oder Kübeck verwarf der Kaiser; das Konkordat, welches das Schul- und Bildungswesen der Kirche überließ, erregte in den freiheitlichen Kreisen der Monarchie großen Unwillen.

Österreich sah in Preußen einen Vasallenstaat, dem es die Führung im deutschen Bund nicht
anvertrauen wollte, obwohl es ein Verfassungsstaat war, eine vorzügliche Verwaltung, ein
geordnetes Schulwesen, ein straff organisiertes Heer hatte und den konfessionellen Charakter
abstreifte. In Österreich, wo es auf allen Gebieten traurig ausschaute, regierte das Bach’sche System, das ärger war als das Metternich’sche (Bach stammte aus Loosdorf bei Fallbach). Die Unzufriedenheit mit den leitenden Männern Bach, Bruck, Kardinal Rauscher und Grünne drückt sich in dem
Spottgedicht aus:

„Wenn’s Bacherl vertrocknet
und’s Bruckerl bricht,
wenn’s Rauscherl verstummt
und's Grünne verschwindet,
kommt’s Glück — Eher nicht.”

Als ein ungarischer Schneidergeselle, der an dem Kaiser die verletzte Ehre seiner Schwester rächte und ihn ermorden wollte, hingerichtet wurde, sangen die Wiener:

„Auf der Simmeringer Had (Heide)
hat’s einen Schneider verwaht.
Geschieht ihm recht,
warum sticht er so schlecht.”

Die Geistlichen vermengten oft in ihren Predigten Religion und Politik, betonten den konfessionellen Charakter beider Staaten — hier Rom, dort Wittenberg — und hoben das Trennende hervor.

Russland, das vermitteln wollte, wurde nach dem Krimkrieg ein Gegner Österreichs; Napoleon hetzte in Italien gegen unser Land; überall hatten wir Feinde. Bismarck wollte sich mit allen Teufeln gegen Österreich verbünden. Der Kaiser machte schwere Fehler in der Politik; so verschuldete er die
Niederlage bei Solferino 1859 („Furche” 1953/25). Ein preußischer Offizier sagte: „Österreich wird Preußen erst dann vollwertig anerkennen, wenn es die Jacke einmal vollgehauen bekommt.” Das Februarpatent 1861, das eine zentrale Verwaltung einrichtete, lehnten die Ungarn ab. In Österreich wurstelte man weiter und überließ es der Zeit, die schon etwas bringen werde.

Da kam das Jahr 1866. Österreich unterschätzte den Gegner, sprach von Sieg und Einmarsch in
Berlin; der „hochgerühmte Benedek wird es schon machen”, hieß es. Unsere Presse brachte leider
Lügenmeldungen. Bismarck sagte einmal mit Recht: „Am meisten wird gelogen vor einer Wahl,
während eines Krieges und nach einer Jagd.”

Die Niederlage am 3. Juli wirkte wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Die Wiener benahmen sich wie Kinder und hysterische Frauen; die einen flohen wie der Kaiser, andere kauften und hamsterten, niemand dachte an Verteidigung. Wien musste zu einer offenen Stadt erklärt werden. Als die
Regierung den Landsturm aufrief, hieß es: „Die Gendarmerie und die Finanzer sollen an die Front zuerst gehen.” Die Unterhaltungen gingen weiter. Die Garnison, die aus italienischen Regimentern bestand, zeigte ganz offen ihre preußenfreundliche Stimmung. Die Wiener sagten: „Die Preußen
sollen nur kommen, wir bauen ihnen goldene Brücken.”

Wer trug die Schuld an der Niederlage? — Die Gottlosigkeit, der Luxus, die Genußsucht und die
Unmoral der Bewohner. Andere sahen in der Niederlage ein Strafgericht Gottes für das Unrecht in der Gegenreformation. In Österreich gab es viele Spione und Verräter. Der Adel hätte ausgelassen so wie die Bayern und die süddeutschen Staaten. Die Generäle hätten dem Benedek nicht gefolgt und waren der Aufgabe nicht gewachsen. Der Pfarrer von Mähr.Neustadt schrieb: „Arm und Bein sein gut; es fehlt nur unterm Hut. Was wären Österreichs Krieger; sie wären sicher Sieger. Ein Löwe geht der Offizier voran; den Bären gleich ringt der gemeine Mann. Jedoch die Herren hochgeboren, die haben lange, lange Ohren.”

Die Preußen besaßen schon das Zündnadelgewehr, genaue Karten, gute Vortruppen und meisterhaft geschulte Kundschafter. Italiener und Ungarn ließen sich von den Preußen gerne fangen. Das Bildungsniveau des Gegners übertraf das der Österreicher. Mit Recht sagte später Bismarck: „Bei Königgrätz schlug der preußische Schulmeister den österreichischen.” Im Konkordat sah man eine
Pandorabüchse. Österreich wäre die letzte Höhle des Feudalismus und Katholizismus, die bei
Königgrätz gefallen ist.

Auch die Tschechen wurden verdächtigt; doch sagte schon 1843 Bacherer: „Du aber, Tscheche, lerne unterscheiden zwischen Deutschland und Österreich – germanischen Geist von dem trüben
stagnierenden der österreichischen Politik.” Österreich hätte sofort Venetien an Italien abtreten sollen, dann wäre es zu keinem Krieg gekommen. Königgrätz war also eine diplomatische Niederlage, die unserem Land in Deutschland alle Sympathien nahm. „Der Lump Napoleon” wurde jetzt der Schiedsrichter Europas. Italien forderte noch Südtirol und Triest, wo es bis 1914 die „Irredenta”
förderte. Die Ungarn betrachteten Königgrätz als Vergeltung für 1849, traten aber im Gegensatz zu den Tschechen für eine Vereinigung Österreichs mit Deutschland ein. Sie blickten nach Russland und wollten von dem österreichischen „Völkerkerker” nichts wissen. In Österreich herrschte eine
Interesselosigkeit („Mir ist alles Wurst.“) Die Weinbauern fassten sich kurz: „Zuerst das Eis (=Maifröste), dann der Preuß und zum Schluss die Sch… (Cholera).“

Am Tage des Waffenstillstandes verkündete die Regierung den Belagerungszustand für
Niederösterreich, weil sie Unruhen befürchtete. Die Presse schwieg und der Satz: „Maul halten und weiterdienen” galt für alle. Zum Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bund sagte der Dichter An. Grün: „Mit einem Fußtritt hat man uns die Tür gewiesen." Die Tschechen, die den Ausschluß
begrüßten, bekundeten einen politischen Weitblick, da sie erklärten: „Die Preußen werden noch einmal Österreichs Bundesgenossen.” Mit dem Prager Frieden, der eine Demütigung Österreichs war, endete eine große geschichtliche Vergangenheit dieses Reiches. Nun machten sich das
Spießbürgertum und das Phäakenleben an der schönen blauen Donau breit, die Zeit der nationalen und Parteikämpfe begann. Der Staatsbankrott (ein finanzielles Königgrätz) stand vor der Tür.
Nirgends meldete sich eine Stimme der Ermunterung; kein Lichtblick war in diesen bangen Tagen zu sehen. Viele fürchteten, Bismarck werde sich noch Österreich holen. Es war aus Italien und
Deutschland herausgeworfen; Russland suchte es auf dem Balkan auszuschalten. Napoleon war
unser Gegner.

Da erwachten: der Liberalismus und das nationale Bewusstsein der Völker, die einen neuen Weg einschlugen und den dynastischen Patriotismus zurückdrängten. Für die Deutschen in Österreich bedeutete Königgrätz ein Sedan, da sie isoliert und vom Reich ausgeschlossen waren. Nur in den Kreisen des Adels, der Geistlichen und Offiziere sprach man von Rache und Vergeltung für die
Niederlage. Deutschbewusste galten als Hochverräter. Lueger nannte sie „Preußenseuchler”. Die Frage, ob die zentralistische oder föderalistische Verwaltung für die Monarchie besser sei, wurde leider nicht berührt. Königgrätz war eine Zeitenwende, die ein römischer Kardinal erkannte, als er sagte: „Eine Welt zerbricht.“

Quellen:

B. Bretholz „Geschichte Böhmens und Mährens”.

Fr. Cornelius „Der Friede von Nikolsburg und die öffentliche Meinung”.

H. v. Srbik „Deutsche Einheit”.

Veröffentlich in: „Heimat im Weinland“ Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1966, S. 310 + 311

# Aeneas Silvio Piccolomini

Der Wegbereiter des Humanismus in Österreich war der Italiener Äneas Silvio Piccolomini, der 1405 in Corsignano geboren war; nach seinen Studien trat er in den Dienst der Kirche und wurde als Gelehrter, Politiker und Geschichtsschreiber berühmt; als Redner bediente er sich der klassischen lateinischen Sprache und lehnte als Humanist das mittelalterliche Kirchenlatein ab. In seiner Jugend trat er für ein freies Leben, für den Genuss der irdischen Freuden ein, verwarf jede strenge Bußübung sowie Selbstüberwindung und huldigte den Gedanken der Renaissance; er verfaßte sogar Schriften erotischer Natur, von denen er später, als er Papst war, nichts wissen wollte.

1437 kam er nach Österreich, wo er bald die Aufmerksamkeit des Hofes und der Hochschule erregte, sodaß ihn der Kaiser Friedrich III. als Sekretär und dann als Ratgeber in seine Kanzlei nahm. Als Entlohnung für seinen Dienst bekam er die Pfarre Laa a. d. Thaya, obwohl er damals noch nicht Priester war. Diese Stadt sah er öfters, wenn er im Auftrage seines Herren Reisen in die Nachbarländer unternahm; von ihm stammt auch der bekannte Spruch: „Aemula Venetiis urbs antiquissima Laa; haec jacet in medio stercoris, illa maris” (Eine Nebenbuhlerin Venedigs ist die sehr alte Stadt Laa; diese liegt mitten im Schmutz, jene im Meer); Silvius meinte aber das ungesunde Sumpfgebiet um Laa, das erst um 1830 langsam entwässert wurde. Es bot aber der Festung Laa im Kriegsfalle immer große Vorteile; eine ähnliche, aber stärkere Sumpffestung sahen wir 1915/16 in Brest-Litowsk, Russland.

Silvius schildert uns die Stadt Wien, die Bewohner, das Hofleben, die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse jener Zeit, die gerade nicht zu den schönsten in der Geschichte unserer Heimat gehören. Wien war eine große Stadt mit 50.000 Kommunikanten, die mit einem hohen Mauerring von 2000 Schritt Länge umgeben war, der noch durch zahlreiche Türme und Vorwerke gesichert war; auch die Vorstädte besaßen zur Sicherung Wall und Graben. Die soliden und festen Häuser mit ihren gewölbten Toreingängen und den breiten Höfen zeigten im Innern reiche Malerei. Im Winter heizten die Bürger ihre Räume mit Holz. Überall sah man schon Glasfenster. Die Dächer waren mit Schindeln gedeckt, nicht aber mit Ziegeln. Für die Pferde und für die Haustiere hatten die Bürger, die teilweise noch Bauern waren, geräumige Ställe. Wer in ein Bürgerhaus eintrat, glaubte in einen Fürstenpalast zu kommen. Dem Fremden fielen sofort die mit Eisen beschlagenen Tore und Türen sowie die vielen Singvögel in den in den Wohnzimmern auf. Manche Häuser verfügten über eigene Kapellen und hatten auch einen Kaplan.

Die Gebäude des Adels und der Geistlichen waren steuerfrei und hatten ihre besondere Gerichtsbarkeit. Sehenswert waren die tiefen und weiten Weinkeller, sodaß man mit Recht sagen konnte: „Es gibt ein ober- und unterirdisches Wien.” Die Straßen der Stadt waren gepflastert, die prachtvollen Kirchen geräumig, hochgewölbt, großartig geschmückt und reich an Kirchengerät. Die Priester waren zum Überfluss mit Gütern reich dotiert; sogar die alten Bettelorden hatten sich weit von der Armut entfernt. Im Kloster St. Hieronymus – an seiner Stelle steht heute das der Franziskaner – wurden reuige Dirnen aufgenommen; wurde aber eine rückfällig, so ertränkte die Obrigkeit die Sünderin in der Donau.

Die Professoren, deren Studium in Titeln und Sophistereien aufging, zeigten wenig Übung in Musik und Dichtkunst. Der Professor Thomas von Haselbach – er hieß eigentlich Ebendorfer und bezog eine Zeitlang die Einkünfte der reichen Pfarre Falkenstein – las, da er ein Scholastiker war, 22 Jahre lang über das erste Kapitel des Jesaias und „war bis zur Stunde noch nicht zum Abschluß gekommen”; Silvius nennt ihn „einen nicht unberühmten Theologen”. Die Hochschule vergeudete viel Zeit mit unnützen Streitfragen, sodass das Höhere und Edlere ganz vernachlässigt wurde. Die Studenten, die nicht mit Strenge behandelt wurden, genossen die Jugend, liefen Tag und Nacht umher, trieben mit den Bürgern Unwillen, rauften und schlugen sich mit den Handwerkern, Hofleuten und Bürgern und frönten dem Essen und Trinken, sodass aus ihren Reihen wenig Gelehrte hervorgingen; dazu lenkten sie „lüsterne Frauen” vom Studium ab.

Die Bewohner, die nur dem Bauche frönten, an den Magen und an ein gutes Essen dachten, waren sehr gefräßig, sodass die Stadt viel Fleisch, Brot, Eier, Fische, Geflügel und Krebse brauchte. Was die Leute in der Woche verdienten, verjubelten sie am Sonntag bis auf den letzten Groschen. Fast alle Bürger hielten Weinkneipen, zogen Zecher und Dirnen heran, denen sie ein gekochtes Essen umsonst reichten, damit dieses lockere Volk nur trinken musste. Wien war schon damals die „Phäakenstadt“, wie sie später Schiller nannte. Doch sah es in anderen Ländern und Städten auch nicht anders aus; denken wir nur an den Venusberg in Laa und Großkrut oder an das Walpurgisfest auf dem Nikolsburger Tanzberg, der heute hl. Berg heißt. Immer verehrten unsere Ahnen den Bachus und die Venus; und heute…

Die Weinlese dauerte in Wien meist 40 Tage; da fuhren 300 Wagen, für die man 1200 Pferde brauchte, täglich mit der Maische in die Stadt; bis Martini konnte jeder Bürger von seinen Landgütern die Fechsung einführen, später nicht, mehr; diesen Brauch finden wir bei uns auch in Mistelbach, nicht aber in Falkenstein, Poysdorf und Wilfersdorf. Von dem Wein, der in Wien ausgeschenkt wurde, bezog der Landesfürst das Ungeld – eine Verzehrungssteuer, die 10% betrug. Sie machte in Wien jährlich 12.000 Goldgulden aus – in Mistelbach 350 Pfund und in Laa 320 im Jahr 1443. Beim Heurigen, wo oft der Hauer verkürzte Maße und Gewichte benutzte, gab es Raufereien und Mord. Gefährlich war es in dunkler Nacht, weil die Obrigkeit nichts gegen das Lumpenpack unternahm. Die Freimädchen spielten in der Schankhäusern eine wichtige Rolle. Es gehörte zum guten Ton, dass eine Bürgersfrau noch einen Hausfreund hatte, der oft ein Adeliger war. Bei seinem Erscheinen verließ der Ehegatte das Wohnhaus. Silvius schilderte den Emporkömmling Ulrich Eitzinger, die sittenlosen Edelleute, welche die Frauen der Bauern verführten, die Trauung mit den alten heidnischen Sitten und die Lebensweise des jungen Ladislaus Posthumus; sein Frühstück waren gezuckerte Nüsse und ein Becher griechischen Weines; nach dem Gottesdienst verzehrte er ein gebratenes Huhn und eingemachtes Obst. Nun begann die Ratsversammlung, der das Mittagessen – 12 Gänge und österreichischer Wein – folgte; da traten Spaßmacher, Tänzerinnen und Sängerinnen auf, die für Unterhaltung sorgten. Nach einem längeren Mittagsschlaf trank er Wein und aß Obst. Nach der Ratsversammlung besuchte er schöne Mädchen und Frauen. Das Abendessen dauerte bis spät in die Nacht.

In Wien heirateten Witwen noch in der Zeit der Trauer, Mädchen wählten ihren Mann ohne Vorwissen der Eltern. Alte Familien waren in Wien eine Seltenheit. Junge Mädchen heirateten gern reiche Greise, die sie mit einem Gift wegräumten, um sich dann mit dem Jüngling ihrer Wahl zu vermählen, mit dem sie schon früher Ehebruch getrieben hatten. Erbschleicher gab es genug. Mancher Adelige tötete jenen Bürger, der es wagte, seine liederliche Frau zu beschimpfen. Die Feiertage hielten die Wiener wenig. Weil das Recht käuflich war, so sagte Silvius: „Die Härte des Gesetzes trifft in Österreich nur den, der aller Mittel entblößt ist.” Das gestohlene Gut, das man bei einem Dieb fand, nahm sich der Richter.

Die Fasttage hielten die Wiener nicht strenge. Die Fuhrleute kannten keinen Feiertag. Die reichen Klöster fielen ihm auf. Im Schottenkloster, in dem die Mönche einen besonderen Luxus trieben, ging es bergab, sodass es sogar die Glocken auf dem Turm einem Juden verpfändete, der für jeden Glockenschlag eine Silbermünze forderte. Die Verpfändungen waren ein Verhängnis jener Zeit, unter dem das Land und die Bewohner schwer litten. Geschah in der Kirche ein Übel, so ging es sicher von den Geistlichen aus. Die Kaiserin (die Gemahlin Sigismunds) war als Ehebrecherin von unersättlicher Sinnlichkeit bis in ihr Alter, das sie in Königgrätz verlebte. In dieses „Babel an der Donau” konnte sich Silvius nicht hineinfinden. Der Kaiser Friedrich war ein Geizhals, ohne Tatkraft, kleinlich und ein Phlegmatiker, von dem die fünf Buchstaben „A, E, I, O, U” stammen, die aber die Wiener später so deuteten: „A Esel ist ober uns.” Da es dem Kaiser an Geld fehlte, so ging es da recht ärmlich zu. Die Notare und Sekretäre schliefen in einem Raum und aßen gemeinsam. Der Wein war sauer, den sie aus einem Holzbecher, der selten gewaschen wurde trinken mussten. Die Mundtücher und die Bettwäsche fand Silvius schmutzig, das Essen schlecht, jede Abwechslung fehlte; bei Tisch durfte niemand sprechen; vor Mitternacht konnte er wegen des Lärmes im Schlafsaal auf dem Strohlager nicht einschlafen. Wer Trinkgelder den Hofleuten gab, fand geneigte Ohren. Bildung galt am Hof als Schande; daher nannte er Österreich ein Barbarenland, in dem nur eine materielle Kultur und keine geistige herrschte, und Wien ein zweites Tomi – in dieser verlassenen Stadt am Schwarzen Meer lebte der römische Dichter Ovid in der Verbannung. Seine Freunde wurden Bischöfe, u. zw. in Gurk, Lavant, Salzburg, Trient, Regensburg, Olmütz und Breslau. Der Kaiser hatte ihn schon 1442 feierlich zum Dichter gekrönt; drei Jahre später, als er Geistlicher wurde, hielt er eine Rede an der Hochschule im klassischen Latein, die großes Aufsehen erregte. Er ließ 1451 den berühmten Prediger nach Wien kommen, der auch in Feldsberg die lasterhafte Zeit streng rügte und die Zuhörer zur Umkehr ermahnte.

Schon 1456 war Silvius Kardinal und am 19. August 1458 bestieg er als Papst Pius II. den Thron Petri in Rom. In Österreich hatte er noch 1448 ein Konkordat mit dem damaligen Papst abgeschlossen. Mit dem Kaiser Friedrich verband ihn eine innige Freundschaft; deshalb bannte er den böhmischen König Georg von Podjebrad und brachte gegen diesen Ketzer einen Kreuzzug zustande, der die grausame Hussitenzeit noch einmal aufleben ließ; denn die Kreuzfahrer spielten mit Kinderköpfen Ball, während die Tschechen den Gegner zwangen, die Kreuze von der Brust zu nehmen und zu verzehren. 1463 verhängte der Kaiser über Wien die Reichsacht und der Papst sprach den Bannfluch aus, was aber die Wiener mit Spott und Verachtung aufnahmen. Der Papst wollte auch von seinen Jugendschriften, die den Geist des Humanismus atmeten, wie das Buch „Euryolus und Lukretia”, nichts wissen. Da er die Türkengefahr richtig erkannte, plante er einen Kreuzzug gegen diesen Feind; mitten in den Vorbereitungen dazu starb er 1464 in Ancona.

Im 30jährigen Krieg begegnen wir noch einmal einem Piccolomini - es ist der Feldmarschall Oktvio, der mit seinem Regiment 1644 in Mistelbach lag und dem Markte an Unkosten 811 fl 21% kr verursachte; nach der Ermordung Wallensteins verlieh ihm der Kaiser den Fürstentitel (vergl. Schillers „Wallenstein”).

Quellen:

E. Tomek „Kirchengeschichte Österreichs”.
Dr. E. Höfler „Österreichische Geschichte für das Volk”.
M. Bermann „Alt- und Neu-Wien”.
L. Pohlner „Aneas Silvius” in „Dötz” 1927.
Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“ Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1960, S. 25 + 26

Alleen im Weinviertel

Das Weinviertel in Niederösterreich ist im Allgemeinen nicht besonders reich an Naturschönheiten. Und doch hat es solche, vor allem in den Alleen in der Umgebung der alten Adelsschlösser, dieser Denkmale der bau- und kunstfreudigen Barockzeit. Im Heere des Prinzen Eugen dienten viele junge Adelige, die an den Kämpfen in Italien, Holland und Ungarn teilnahmen; in Holland bewunderten sie die zahlreichen Alleen, die dem Lande das Gepräge geben; in Italien erregte die Gartenlandschaft ihre Aufmerksamkeit. Kehrten sie dann nach Kriegsende heim, fanden sie die Heimat eintönig und versuchten sie auf Grund des Geschauten zu beleben.

Das Geschlecht derer von Liechtenstein war es, das als erstes die Umgebung seiner damals noch in Niederösterreich gelegenen Residenz Feldsberg nach holländischem Muster umgestaltete. Fürst Florian von Liechtenstein legte zwischen 1712 und 1721 die noch heute sehenswerte Eisgruber Allee an. Sie ist 6,5 km lang und verbindet die beiden Schlösser Feldsberg und Eisgrub: Sie besteht aus Linden und Rosskastanien und war das Vorbild und Muster für alle Neuschöpfungen in der Umgebung.

Die Ladendorfer Allee, deren Anlage General Landen angeregt hat, verbindet die Schlösser Ladendorf und Pellendorf; sie steht unter Naturschutz. Sie zeigt vier Baumreihen und ist nicht ganz vollendet. Ursprünglich bestand sie nur aus Linden, später setzte man Ulmen und wegen der Wildfütterung auch Rosskastanien dazwischen, die, leicht fauIend, geringe Widerstandskraft gegen Wind und Wetter zeigen. Der Bauer ist dieser Allee kein Freund, weil sie den angrenzenden Feldern viel Schatten macht; der Naturfreund aber ist von den alten ehrwürdigen Bäumen entzückt und der Imker bringt zur Blütezeit seine Bienenvölker dorthin, damit sie eifrig eintragen können. Die Allee bietet außerdem, was nur zu leicht übersehen wird, einen guten Windschutz für die Nachbarschaft. Dieser Allee verdankt auch die Gemeinde Ladendorf ihren Ruf als Sommerfrische.

Eine alte Lindenallee verbindet die Orte Stronsdorf und Stronegg am Rande der Laaer Ebene; sie stammt schon aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und ist den Sinzendorfs zuzuordnen, die bis 1810 den Markt Stronsdorf besaßen. Wer diese Allee besucht, schaut sich auch den mächtigen Hausberg bei Stronegg an, eine der größten Wallburgen.

Die Lindenallee bei Loosdorf, die ebenfalls unter Naturschutz steht, geht auf die Fürsten Liechtenstein zurück, die 1771 das Gut erwarben.

Vom Schloss Ernstbrunn zum Haidhof führen Lindenalleen, die von den Sinzendorfs angelegt wurden und so alt sind wie die Feldsberger Allee. Schloss, Allee und Ortschaft fügen sich großartig in die Landschaft ein und zeigen, wie gut es die Barockzeit verstand, Natur und Kunst zur Einheit zu verschmelzen. Ernstbrunn besaß auch eine sehenswerte Pappelallee bei der Bründlkapelle; in der Zeit der großen Holznot nach dem Kriege 1914 bis 1918 wurden jedoch die Bäume gefällt und das Holz unter die Bewohner des Ortes verteilt. Eine Baumzeile von Pappeln sieht man ferner beim Ebendorfer Schloss unweit von Mistelbach.

Die Pappeln, im Besonderen die Pyramidenpappeln, waren Modebäume des Napoleonischen Zeitalters, da man auch anfing, den Wert des Holzes zu erkennen und daher zu größeren Anpflanzungen schritt. Die Brünner Reichsstraße war stellenweise von Pyramidenpappeln umsäumt; die Bauern liebten sie nicht, da sie wohl Schatten, aber keinen richtigen Windschutz gaben, auch konnte die Straße nach Niederschlägen nur schwer austrocknen; so verschwanden die Bäume allmählich; mehrere Riesen, die am Südhang des Ausspannes standen und noch Zeugen der Franzosenkriege 1805 und 1809 gewesen waren, mussten 1919 gefällt werden und die letzten – vier weithin sichtbaren Pappeln auf dem „Ausspann“ - fielen 1938 bei der Regulierung der Reichsstraße.

Eine mustergültige holländische Landschaft entstand nach 1860 auf dem Gut Poysbrunn, das die Familie Vrints damals erwarb. Der Graf legte nach dem Vorbild seiner holländischen Heimat beim Schloss mehrere Alleen an und führte in seinen Waldungen, mit seinem Forstpersonal, das er trefflich dem Naturschutzgedanken zuzuführen verstand, praktischen Naturschutz durch; denn er duldete keine Unsauberkeit auf den Wegen und verbot strenge das Abreißen von Blumen und schließlich, da sich die Bewohner der Umgegend nicht an die Anordnungen hielten, das Betreten der Waldungen überhaupt.

Um 1860 begann der Bau von Landes-und Bezirksstraßen. Dabei kam die Behörde, die auch die Baukosten verringern wollte, auf den richtigen Gedanken, am Straßenrand Obstbäume zu pflanzen und die Früchte im Feilbietungswege zu verkaufen. Sie schuf sich damit eine wichtige Einnahmsquelle und vermehrte gleichzeitig die Obstmenge. Außerdem trugen diese Alleen auch zur Verschönerung der Landschaft bei. Die Apfelbaumallee zwischen Patzmansdorf und Patzenthal, die Kirschbaumallee bei Mistelbach und bei Ladendorf begeisterten zur Blütezeit den Wanderer, der Sinn für Schönheit hat. Leider werden ihre Kronen durch das Ausschneiden zwecks Freilegung der Leitungen stark verstümmelt und die Bevölkerung zeigt bei Abnahme der Früchte meist wenig Sinn für Naturschutz. Die abgebrochenen Äste und Zweige, sowie die vielen abgerissenen Blätter machen nicht nur einen beschämenden Eindruck, sondern richten in einigen Jahren auch die Bäume selbst zugrunde.

Wohl arbeiten verschiedene Stellen, wie auch Schulen, Verschönerungsvereine und auch die Straßenbehörden im Sinne des Naturschutzes, die erzieherische Wirkung auf die breite Masse jedoch ist leider zum Teil auch infolge der beiden Kriege sehr gering, was aber durchaus nicht entmutigen darf. Denn wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg; und unsere Zeit verlangt eine Neugestaltung unserer Heimatkultur im Geiste der Vergangenheit, Erhaltung des Alten, soweit es erhaltenswert ist, und Schaffung von Neuem mit bleibendem Werte nach den Worten des Dichters.

„Was uns not ist, uns zum Heil

ward’s gegründet von den Vätern,

aber das ist unser Teil,

dass wir gründen für die Spätern.“

Veröffentlicht in: „Natur und Land“ Blätter für Naturkunde und Naturschutz, Jg. 36, Nr. 1, 1. November 1949, S. 15f

Allerseelen im Weinlande

Kalt und feucht weht Ende Oktober der Wind über die Hügel des Weinlandes, wo noch vor zwei bis drei Wochen ein fröhliches Treiben herrschte. Nun sind die Weingärten leer, in allen Farben leuchten die Blätter und einige Krähen, fliegen langsam und schwerfällig in das weit entfernte Wäldchen. Bisweilen steigen weiße Nebelwolken aus dem grünen Walde und deuten auf ein kommendes Regen- oder Schneewetter. Deshalb sucht der Bauer um diese Zeit den Winterpelz, der ihn gegen jeden Frost schützt, hervor.Das Leben in der Natur ist erloschen. Der Wind reißt die dürren Blätter von den Bäumen und Sträuchern und führt mit ihnen ein tolles Spiel auf. Manchmal herrscht aber ein schönes trockenes Herbstwetter, das uns hinauslockt in die Natur; vom klarblauen Himmel leuchtet die warme Sonne, Bienen summen um einige Blumen, Marienfäden fliegen durch die Luft und hängen sich an unsere Kleider, wie eine große Farbensymphonie erscheint uns die absterbende Natur in diesen Tagen und ermahnt uns an die Vergänglichkeit alles Irdischen.November - Totenmonat! Da feiern wir das Fest Allerheiligen, denken an die Verstorbenen und verlegen das gesellige Leben in die traute Wohnstube, wo sich alle um des Lichtes gesellige Flamme versammeln. Die Jugend steht nicht mehr am Feierabend bei der Brücke oder auf dem Dorfplatz, um die Tagesneuigkeiten zu besprechen; wir finden sie beim Kukuruzauslösen, im Gasthaus oder im Keller, wo der Heurige „verkostet“ wird. Er ist noch nicht rein und arbeitet noch immer. Ist es still im Weinkeller, so hört man deutlich, wie er aus dem Fasse ruft: „Du Lump, du Lump!“

Die Menschen sind in sich gekehrt und treffen die notwendigen Vorbereitungen zum Feste, das uns an jene erinnert, die der unerbittliche Tod aus unserer Mitte gerissen hat. Einen Tag widmen wir ihrem Andenken. Die Natur selbst gibt einen würdigen Rahmen zu diesem Fest, das sich so recht in den Spätherbst hineinfügt; wir könnten es uns gar nicht im Frühling oder im Sommer vorstellen. Totenfeiern gab es zu allen Zeiten und bei allen Völkern, weil immer der Glaube vorherrschte, dass die Verstorbenen als Geister Weiterleben und an dem Lebensschicksal der Nachkommen regen Anteil nehmen. So stellten die alten Ägypter Lampen und Lichter auf die Gräber, ließen sie eine ganze Nacht brennen und gaben dazu Speise und Trank, damit sich die Geister laben und stärken. Ähnliche Feiern kannten die Völker des Morgenlandes und die Germanen; es war bei ihnen mehr eine Totenverehrung, bei welcher Frohsinn, Tanz, Schmauserei und Trank nicht fehlten.Die Christen ehrten ihre Verstorbenen in den Katakomben und zündeten ihnen ein Licht an. Die Kirche verlegte die Totenfeier zuerst auf den Freitag nach Ostern und auf den Sonntag nach Pfingsten; gegen die altheidnischen Sitten und Gebräuche führte sie einen erbitterten Kampf; dochkonnte sie dieselben nicht ausrotten, wohl aber in ein Christliches Gewand kleiden; sie verwandelte den Totenkult in einen Seelenkult, verlieh dem Feste mehr einen ernsten und würdigen Charakter und verlangte die Opfergaben, die den Toten bestimmt waren, für die Armen.998 feierte der Benediktinerorden das Allerseelen- und Allerheiligenfest im christlichen Geiste, nach 1006 bürgerte es sich langsam in dem allgemeinen Kirchenkalender ein. Doch erwähnt Dr. B. Dudik in seiner „Geschichte Mährens“, dass noch im 12. Jahrhundert in den Sudetenländern Lustbarkeiten zu Ehren der Toten stattfanden und die Kirchenfeste damals ein Gemisch von christlichen und heidnischen Gebräuchen waren. Bis auf unsere Zeit erhielten sich die Speisen und Gebäckformen von den heidnischen Feiern (Bohnen, Erbsen, Hirse und das Zopfgebäck). In der Steinzeit war es Sitte, dass die Witwe nach dem Tode des Mannes sterben musste; tat sie es nicht freiwillig, so wurde sie erschlagen. Ein Grab, das vor Jahren in Schleinbach bei Wolkersdorf freigelegt wurde und heute im n. ö. Landesmuseum in Wien zu sehen ist, beweist diesen rohen Brauch. Später musste die Frau ihren Zopf opfern und schließlich gab sie dafür ein Gebäck in Form eines Zopfes auf das Grab des Verstorbenen. Von daher rührt unser Allerheiligen-Striezel, der ein ausgesprochenes Totengebäck ist. Daneben sind es noch die Kolatschen, die Brezeln, die Fladen aus Mehl und Honig, die Wecken und die Lichterkuchen. Dass bei einem Friedhofsbesuch noch fest gegessen und getrunken wird, sah ich 1916 in Südungarn und Serbien; es war die alte Sitte des Totenopfers, das aber heute von den Lebenden verzehrt wird, weil es die körperliche Gesundheit fördert.Unser Gedenken an die Toten ist mit Ernst und Würde verbunden; denn wir halten das Grab in Ehren, schmücken es zu Allerheiligen mit Blumen, Kränzen, Rosen, Dahlien und Chrysanthemen, vermeiden die unschönen Kunstblumen und alles Buntfarbige. In den grünen Kränzen bemerken wir Mohnköpfe, Tannen- und Fichtenzapfen eingeflochten. Öllampen oder Kerzen brennen auf dem Grabe und die Wege des Friedhofes sind rein und sauber gekehrt.Am Allerheiligentage treffen sich die Verwandten und Bekannten. Es ist ein wirkliches Sippenfest wie der Kirtag: alle erscheinen in der Heimat, um der Verstorbenen zu gedenken, ihnen einige Blumen auf das Grab zu legen und die Lebenden zu besuchen und mit ihnen ein paar Stunden zu verbringen. Es ist ein ernster Gang der Weg zum Friedhof, der keine fröhliche Stimmung aufkommen lässt. Jedererinnert sich an die Toten, die in der kühlen Heimaterde oder vielleicht weit in der unbekannten Ferne ruhen und denen kein Licht auf dem Grabeshügel an diesem Tage brennt. In der Küche oder im Vorhaus zündet bisweilen die Bäuerin ein Nachtlicht an, legt die Gabeln und Messer in die Tischlade, weil nach dem Volksglauben die Seelen das Wohnhaus des Nachts besuchen; sie könnten sich da an den scharfen Geräten leicht verwunden. Die Dienstmagd stellt deshalb die Rechen und Gabeln im Stalle so, dass die Spitzen nicht nach aufwärts gerichtet sind; auch soll man an diesem Tage nicht nähen, flicken oder stricken. Die Bäuerin hat schon am Vortage mehrere Striezel gebacken; denn die Armen gehen von Haus zu Haus und bitten um einen Allerheiligenstriezel; die Kinder holen sich einen solchen beim Tauf- und Firmpaten. Die Burschen des Dorfes versammeln sich im Gasthaus und spielen da einige Striezel aus; früher bedienten sie sich nicht der Karten, sondern des Würfels. In Alt-Lichtenwarth ist das Herz-Aß-Spiel beliebt; jeder Bursche, der da teilnimmt, zahlt zuerst einen Geldbetrag ein. Wer beim Kartenausgeben das Herz-Aß erhält, gewinnt den Striezel.In der Nacht hängen die Burschen spröden Mädchen einen Strohzopf an die Haustür oder an das Fenster, werfen ihn vielleicht gar auf das Dach oder heften ihn am Hoftor fest. In Prinzendorf und Eibesthal errichten die Ortsburschen am Dorfeingang einen Triumphbogen aus Stroh und hängen Strohkränze über die Straße. Die dreiteiligen Strohzöpfe, die von dem Bogen herabhängen, sind oft 1 Meter lang und mit buntfarbigen Bändern oder Mascherln geschmückt. Die Mädchen verbringen da oft eine schlaflose Nacht und stehen schon vor Morgengrauen auf, um gleich nachzusehen, was los ist. Finden sie einen Strohzopf, so verschwindet er sofort, bevor ihn die Nachbarn entdecken. In Gaubitsch verwenden die Burschen statt des Strohs die „Maisbladln“ vom Kukuruzauslösen und verfertigen daraus Puppen. Dieser Brauch ist ein Überrest des alten Volksgerichtes, das im Herbst über alle Missetäter und Feinde der Dorfgemeinschaft abgehalten wurde.In Falkenstein bestand eine eigene Toten- oder Allerseelenbruderschaft, die der Pfarrer Adam Palli 1678 am Jakobitag errichtet hatte. Ich erinnere mich noch gut an das wenig geschmackvolle Bild der armen Seelen im Fegefeuer, das hier in der Pfarrkirche neben dem Eingang zu sehen war und dann übertüncht wurde. In Mistelbach erschienen beim Seelenamte alle Handwerker, um die Verbundenheit mit den verstorbenen Kameraden zu zeigen.Am Allerheiligentag ist der Ortsfriedhof überfüllt von den Dorfbewohnern, die den Verstorbenen einen Besuch machen. Häufig fließen Tränen und verweinte Augen lassen den Schmerz erkennen, dass im kühlen Grabe ein treues, unvergessliches Herz ruht. Es sind stille Stunden besinnlicher Einkehr, man spricht von den Verstorbenen, erzählt von ihrem Leben und Treiben, sodass es den Anschein hat, als wären sie wirklich auf kurze Zeit in unsere Mitte zurückgekehrt.

Nicht nur die Sippengemeinschaft zeigt sich an diesem Totenfeste, auch die Dorfgemeinschaft lebt hier im Friedhofe auf und befestigt die Bande, die alle umschlingen, die im Dorfe aufgewachsen sind. Jeder hat ein tröstendes Wort für den Schmerz des Nächsten; alte Schulkameraden treffen sich da, tauschen Jugenderinnerungen aus, erzählen von Freud und Leid vergangener Tage und können sich nicht trennen von der Stätte, wo die Ahnen ruhen. Langsam breitet die Dämmerung ihre dunklen Schatten über das stille Tal; vom Turme erklingt das Glockengeläute für alle, die in der Heimat und in der Ferne ruhen. Das Volk sagt: „Nun läuten sie die armen Seelen aus." Der Friedhof gleicht in den Abendstunden einem geheimnisvollen Lichtermeere, durch das die Ortsbewohner langsam noch einmal schreiten, ehe sie heimkehren.

Früher war der „Allerseelentrunk“ gebräuchlich, der als Weinopfer für die Verstorbenen galt. Heute ist er vergessen; dafür geht es in den Keller, um den „Heurigen“ zu kosten. Anfangs stockt die Unterhaltung, aber langsam löst der Wein die Zunge und weckt die Geister, sodass Frohsinn und Heiterkeit in dem Keller herrschen. Vergessen sind Schmerz und Trauer, der Wein vertreibt diedüsteren Friedhofsgedanken und das Leben beansprucht sein Recht. Es ist ein Familienfest und alle beseelt eine stille Freude; denn weiß Gott, wer nächstes Jahr noch lebt; darum will jeder die irdischen Freuden bei einem vollen Glase Wein genießen.

Weil Allerheiligen ein Lostag im Bauernkalender ist, so schaut der Hauer auf Wind und Wetter. Hat die Natur ein Winterkleid, dann bringt Martini noch einen kurzen Sommer. Der Weinbauer hat aber lieber ein sonniges und schönes Allerheiligenfest; denn die Bauernregel sagt:

Soll der Winzer glücklich sein,

so tritt Allerheiligen im Sommer ein.

Am 1. November begann früher das Militärjahr für die Rekruten, die an diesem Tage in ihrer Garnison sein mussten, um hier durch zwölf Jahre, später durch drei Jahre „des Kaisers Rock“ zu tragen. Für manchen Burschen, der in der Freiheit aufgewachsen war, galten diese Jahre als Gefängnisstrafe; gewöhnlich war es der arme Teufel, dem dieses bittere Los zufiel, weil sich der Reiche vom Militär loskaufen konnte. Im Jahre 1747 kostete dieses „Auslösen“ 40 fl. (1 Metzen Hafer = 36 kr., 1 Eimer Wein = 2 fl. 20 kr.). Umso größer aber war seine Freude, wenn er nach Jahren wieder gesund und frisch heimkehren konnte.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Jg. 1948, Nr. 11, 1. 11. 1948, Seite 131 - 132

Alte Bauernfamilien

Der Adel ist stolz auf seine Ahnen, er zählt die Geschlechter und hat die Vorfahren gar häufig im Bilde verewigt. Jedes Schloss besitzt seine Ahnengalerie oder wenigstens einen Stammbaum, der bisweilen von der geschichtlichen Wahrheit abweicht. Dieser Familienstolz, der gewiss etwas Gutes an sich hat, ist auch bei Bürgern und Bauern anzutreffen. Herrscht doch allgemein die Sitte, dass den Hof ein Sohn erhält, damit der Familiennahme mit dem Wirtschaftsbesitze verknüpft bleibe.

Der älteste Familienname ist der Name, den unsere Stadt selbst trägt, d. i. Pois. Die Schreibung ist in diesem Falle Nebensache. 1374 erscheint zum ersten Male der Name Strobal (= Strobel), 1421 Knoll, 1494 Weißbeck, Weber, Steyrer, Grackcher, Palldram und Hiertl, 1574 Wilfing, 1650 Hofer, 1656 Berger, Ebinger, Häberler, Hamer, Fröschl, Pöltinger, Wolf und Wunsch und 1674 Ofner.

In dem Grundbuche des Jahres 1767 kommen viele Familien unserer Gemeinde vor, die mit Recht stolz sein können auf die vielen Geschlechter, die auf demselben Hofe gelebt und gearbeitet haben. Es sind dies:

Nr. 210 Hofstatthaus: Schiel seit 1834.

Nr. 184 Hofstattbehausung: Mattner seit 1844.

Nr. 178 Hofstattbehausung: Melzer seit 1816.

Nr. 170 Halblehenhaus: Taubenschuss seit 1791.

Nr. 172 Halblehenhaus: Spieß seit 1842.

Nr. 166 Halblehenhaus: Berger seit 1851.

Nr. 164 Viertellehenhaus: Fiby seit 1835.

Nr. 162 Viertellehenhaus: Datschetzky seit 1850.

Nr. 154 Halblehenhaus: Reiländer seit 1848.

Nr. 150 Halblehenhaus: Rieder seit 1767 mit 6 Besitzern, die den Namen Anton führen.

Nr. 140 Halblehenhaus: Sinnreich seit 1797.

Nr. 102 Halblehenhaus: Stubenvoll seit 1822.

Nr. 100 Halblehenhaus: Ebenauer seit 1838.

Nr. 94 Ganzlehenhaus: Asperger seit 1835.

Nr. 92 Halblehenhaus: Lackner seit 1772.

Nr. 90 Halblehenhaus: Strobl seit 1829.

Nr. 84 Ganzlehenhaus: Asperger seit 1799.

Nr. 82 Halblehenhaus: Schreiber seit 1835.

Nr. 74 Ganzlehenhaus: Schodl seit 1836.

Nr. 72 Ganzlehenhaus: Axter seit 1754.

Nr. 70 Ganzlehenhaus: Schodl seit 1849.

Nr. 62 Halblehenhaus: Hirtl seit 1859.

Nr. 34 Ganze Hofstatt: Ferner seit 1828.

Nr. 37 Hofstatthaus: Weber seit 1848.

Nr. 83 Halblehenhaus: Schreiber seit 1798.

Nr. 236 Halblehenhaus: Schlemmer seit 1813.

Nr. 246 Halbe Hofstatt: Pölzl seit 1782.

Nr. 336 Halbe Hofstatt: Ernst seit 1807.

Nr. 363 Halbe Hofstatt: Sinnreich seit 1831.

Nr. 353 Halblehenhaus: Weißböck seit 1773.

Nr. 315 Halblehenhaus: Schodl seit 1809.

Nr. 341 Halblehenhaus: Riegelhofer seit 1846.

Nr. 299 Viertellehenhaus: Haimer seit 1834.

Nr. 185 Halblehenhaus: Strobl seit 1860.

Nr. 177 Halbe Hofstatt: Schimpf seit 1849.

Nr. 137 Ganze Hofstatt: Melzer seit 1818.

Nr. 361 Halbe Hofstatt: Heindl seit 1866.

Nr. 313 Halblehenhaus: Hier wurde vor 40 Jahren der bekannte „Poysdorfer Renaissancefund“ aus dem Jahre 1670 gemacht. Damals besaß die Wirtschaft die Familie Hauser, die nach Familiensitte das älteste Kind immer Franz benannte. Nur mit einer Unterbrechung lebte da der Ledererzeuger Lebwohl, dann kam es 1838 wieder in den Besitz der Hauser.

In einigen Bauernhäusern befinden sich noch alte vergilbte Wappen, die als ein Familienheiligtum aufbewahrt werden. Ich hatte Gelegenheit, solche bäuerliche Wappen der Familie Langer, Berndl, Hofer und Tillich zu sehen. Es ist sonderbar, dass immer nach einem größeren Kriege die Heimat- und Familienforschung auflebte und eine Zeitlang eifrig betrieben wurde, um dann wieder zu versinken. Nach den Kämpfen mit Napoleon brauste auch so eine Forschungswelle durch unsere Heimat, die Wappenmaler erzeugten in Menge solche Bauernwappen, die reißend Absatz fanden. Auch heute bemerken wir die gleiche Strömung. Der nö. Bauernbund sammelt die Namen der alten Bauernfamilien, die durch mehr als hundert Jahre auf demselben Besitze leben, in einem goldenen Ehrenbuche. Man will im Bauer den Stolz und den Ehrgeiz wecken, sein ererbtes Gut nicht in fremde Hände gelangen zu lassen. Name und Besitz sollen möglichst lange eine Einheit bilden.

Handschriftliches Konzept von Franz Thiel

Alte Dorfgestalten

Die Technik wirkte wie eine Revolution im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben unserer Landgemeinden; sie riss die alten Einrichtungen nieder und baute etwas ganz Neues auf. Die alte bescheidene Hausindustrie, das genügsame Kleingewerbe, das zunftmäßig betriebene patriarchalische Handwerk, der Hausierhandel und verschiedene alte Berufe, die sich oft recht kümmerlich ihr Brot verdienten, gehören heute der Vergangenheit an und unsere hastende und vorwärtsstrebende Zeit hat dies alles vergessen. Wer kennt heute einen Hausweber oder einen Handwebstuhl? Dieses Gewerbe war einmal in jedem Dorfe zu finden und die Mistelbacher Weberzunft gehört zu den ältesten unserer Heimat. Andere kleine Leute, die im wirtschaftlichen Vorleben einmal wichtig waren, sind sang- und klanglos verschwunden; nirgends findet sich eine Aufzeichnung von dem Leben und Schaffen dieser Menschen, die als „kleine Leute“ in der Dorfgemeinschaft gar nicht beachtet wurden; sie standen immer recht weit im Hintergrund, traten niemals besonders hervor, arbeiteten um einen geringen Lohn und schlugen sich so recht und schlecht durch das Leben; irdische Reichtümer konnten sie nicht ansammeln, weil ihr Verdienst oft nicht hinreichte, um die täglichen Bedürfnisse zu decken.

Bei einem Dorffeste, am Kirtag und bei einem Jahrmarkt fehlte nie der **Gottscheeberer** mit seinem Glücksspiel „Hoch und Nieder“ und mit seinem Korb voll Zuckerln, die er in kleinen Schachteln sauber verpackt hatte. In einem kleinen Sack verwahrte er die 100 Lose, die er zuvor ordentlich durcheinander schüttelte und dem Spieler hinhielt; der sagte zuvor z. B. „hoch“ und zog ein Los heraus: hatte es die Zahl von 50 bis 100, so hatte er gewonnen und der Gottscheeberer gab ihm eine Schachtel von Zuckerln. Zog er aber ein Los mit der 1 bis 50, so hatte der Spieler verloren und er konnte sein Glück noch einmal versuchen. Der Gottscheeberer stand auf einem verkehrsreichen Platz und ermunterte die Vorbeigehenden zu einem Spiel, doch vermied er das Geschrei und die überlaute Propaganda; er stammte aus der deutschen Sprachinsel Gottschee in Krain, wo die armen Bewohner dieser Karstlandschaft gezwungen waren, sich um einen Nebenerwerb umzusehen. Es waren ruhige, nüchterne und sparsame Männer, die keinen Kreuzer unnötig ausgaben, weil daheim Weib und Kind mit Sehnsucht auf den Vater warteten, dass er mit einem bescheidenen Spargroschen heimkehrte. Den Lebensunterhalt erbettelten sie sich; ruhte er sich im Straßengraben oder vor einem Haustor aus, dann erzählte er den Kindern, die vor ihm standen, Geschichten aus seiner Jugendzeit oder aus seiner fernen Heimat.

Eine ähnliche Gestalt war der **Bosniak** mit seinem Korb voll Gebrauchsgegenständen, Ohr- und Fingerringe, Spiegel, Haarkämme, Knöpfe, Schuhriemen, Kinderspielsachen u. dgl., der langsam und bedächtig durch die Dörfer hausieren ging; er war ein Dalmatiner oder stammte gar aus Bosnien und trug auch die Landestracht, durch die er sofort auffiel: Opanken an den Füßen, eng anliegende blaue Hosen, braunen Rock, der aber nie zugeknöpft wurde, und auf dem Kopf einen Fez, dessen Quaste weit herabhing. Die Kinder fürchteten einen Bosniaken, dessen dunkelbraune Gesichtsfarbe den Südländer verriet und der sehr wortkarg war. Sein Jähzorn und sein trotziger Gesichtsausdruck ﬂößte uns wenig Zutrauen ein und wir gingen ihm gerne aus dem Weg; mancher war aber recht hilfsbereit und zeigte uns verschiedene Kunststücke aus seiner südlichen Heimat, die unser reges Interesse erweckten. Sein Verdienst war oft so gering, dass ihm mildtätige Familien das Essen umsonst gaben, wofür er sich vielmals bedankte. Den offenen Korb trug er im Dorfe an einem breiten Lederriemen auf der Vorderseite des Körpers, sodass er beide Hände frei hatte. Die Schmucksachen glänzten im hellen Sonnenschein und lockten die Jugend, besonders die Mädchen zum Kaufe an. Nach dem ersten Weltkrieg blieben die Gottscheeberer und die Bosniaken aus, weil sie einem anderen Staate angehörten, der ihnen die Ausreise verweigerte.

Sehr selten zeigte sich der **Schaukastenträger**, der in einer Holzkiste ein Bergwerk, eine Krippe, eine Stadt oder eine Landschaft hatte, die er den Kindern zur Ansicht bot; warf man in eine Spalte ein Geldstück, so bewegten sich die Figuren und in das Bild kam Leben; dies währte aber nur kurze Zeit, dann blieb alles stehen. Der Mann deckte mit einem Tuch den Schaukasten zu und wanderte still weiter.

Gern gesehen waren im Weinlande bei den Bäuerinnen die **Leinenhändler** aus Schlesien und Nordmähren, Sternberg, Dentsch-Liebau und Oskau mit ihren ausgezeichneten Erzeugnissen, die einen besonderen Ruf hatten. Ihre selbstgewebte und mit Wasser gebleichte „Hausleinwand“ fand in unseren Dörfern starken Absatz. Sie brachten mit einem Fahrwerk und später mit der Eisenbahn eine größere Menge, die sie bei einem Bekannten einlagerten; davon nahmen sie so viel, als sie tragen konnten, in einem großen blauen Tragtuch mit und gingen hausieren. Die schwere Last -„Pinkel“ genannt - nahmen sie auf den Rücken, banden die Enden des Tuches über der Brust zu einem Knoten zusammen, in den sie den Meterstab steckten, auf den sie beide Hände legten, und schritten langsam in leicht gebückter Haltung dahin. Sie machten keine Reklame, priesen nicht mit überschwenglichen Reden ihre Ware, sondern waren still und ruhig, weil sie überall ihre Stammkunden hatten, die oft schon auf die Leinwand warteten. Da sie festgesetzte Preise hatten, entfiel das Handeln und Feilschen. Diese Hausierer waren wirklich arme Leute, denen der Dichter G. Hauptmann in seinem Schauspiel „Die Weber“ ein schönes Denkmal gesetzt hat. Sie freuten sich, wenn sie ein Glas Wein, ein Stück Brot oder gar ein Geselchtes bekamen, denn diese Dinge sahen sie wohl in ihrer Heimat, doch konnten sie so etwas nicht kaufen. Die Einführung des mechanischen Webstuhles in den Fabriken brachte viele um Brot und Verdienst, doch konnten sich einige Hausweber halten. Nach dem ersten Weltkrieg blieben sie aus. Da ich selbst aus Nordmähren stamme, fragten mich oft Bäuerinnen aus und um Poysdorf, wann denn wieder die Leinenhändler kommen werden, die so gute Waren brachten. Dasselbe galt von den Spitzenhändlerinnen aus dem Erzgebirge. Früher brauchten die Mädchen, wenn sie ihre Ausstattung nähten, viele Spitzen, die nirgends so schön und sauber hergestellt wurden wie im Erzgebirge. Diese Frauen waren recht gesprächig und erzählten unseren Leuten viel vom Leben und Treiben in ihrer Heimat, wo die Not und das Elend immer sehr groß waren.

Aus der Gegend von Lundenburg und Dürnholz in Südmähren brachten tschechische Frauen - „**Plutzerweiber**“ geheißen - die schwarzen irdenen Wasserplutzer, die ihre Männer daheim auf der Drehscheibe herstellten und in einem Ofen brannten; unsere Bauern nahmen in diesen „Plutzern“, die sie noch mit einem feuchten Fetzen einschlugen, das Trinkwasser mit auf das Feld. Sie waren einfach und schmucklos, daher auch billig. Schönere Erzeugnisse hatten die ehemaligen Habaner von St. Johann und Groß-Schützen; diese waren teurer. Diese Hausiererinnen hatten ein gutes Mundwerk und mischten deutsche sowie slawische Wörter durcheinander, dass man oft lachen musste. Da sie in ihrer Nationaltracht auftraten und im Allgemeinen recht gutmütig waren, sah man sie in unseren Gemeinden nicht ungern.

Anders waren die Nikolsburger **Pinkeljuden**, die gewöhnlich an einem Montag Hohenau mit ihrem Besuch beehrten; sie hatten Kleiderstoffe in einem Pinkel auf dem Rücken und auf dem Arme. Weil sie so zudringlich und keck waren, sperrten die Bewohner schnell Tür und Tor zu, wenn man sie erblickte. Sie polterten und lärmten, klopften an die Fenster und gingen dann, die Bewohner verwünschend, um ein Häusel weiter. Traten sie in ein Haus, so warfen sie den Pinkel auf den Tisch, lobten und priesen die Ware, schrien und „redeten mit den Händen“, feilschten, handelten und machten einen Krawall, dass die Kinder davonliefen. Doch gaben sie endlich den Stoff um den halben Ausrufpreis her und verließen schmunzelnd die Stube, welche die Mutter sofort lüftete, weil mit den Juden ein recht übler Geruch in die Wohnung kam. Draußen auf der Straße machten sich die Kinder lustig über den Hausierer und riefen laut: „Schide, schide, machelee - beißen dich die Flöh', - beißen dich die Widerwanzen - Schide, du musst wiedertanzen.“ Darauf erwiderten nur die Juden: „Du Christenhund kannst mich um . . .“. Freitag und Samstag kamen sie nie, weil sie viel auf ihren Glauben hielten, deshalb aßen sie nie in einem Haus eine angebotene Speise und tranken keinen Wein. Nach dem Jahre 1918 blieben sie ganz aus.

Eine lustige Gesellschaft waren die **Zigeuner**, welche mit ihrer ganzen Habe und den Hunden in einem schmutzigen Plachenwagen hausten, der von zwei mageren kleinen Pferden gezogen wurden, die mehr Schläge als Futter erhielten. Diese braunen Gestalten waren echte Kinder der Landstraße, die keine Heimat kannten und ein sorgenfreies Wanderleben führten. Sie lebten wirklich von der Hand in den Mund, verzehrten alles, was sie fanden, selbst das mit Kalk bestreute Fleisch vom Aasplatz einer Gemeinde. Diese schrieben ihnen genau die Lagerplätze vor, wo sie sofort ein Feuer anzündeten und kochten. Da hockten die kleinen schmutzigen Kinder mit ihren stechenden Augen und den pechschwarzen Haaren, die sicher noch keinen Kamm gesehen hatten. Die Vorübergehenden bettelten sie keck an, nahmen, was ihnen unter die Hände kam und fluchten wie die Alten. Diese verstanden alles, handelten mit Pferden, flickten schadhafte Kessel, verkauften Geigen, tauschten, schacherten, besserten die Siebe den Bauern aus, spielten im Gasthaus den Leuten auf und waren immer auf Lug und Trug bedacht. Die zudringlichen Frauen mit ihren glänzenden Halsketten und Ohrringen waren Kartenaufschläger, Wahrsager, prophezeiten den Bewohnern aus den Handlinien ihre Zukunft und waren Diebe, vor denen nichts sicher war in Haus und Hof. So schnell konnte die Bäuerin gar nicht schauen, als sie mit ihren Händen zugriffen. Sie schwätzten, plauderten, klagten, jammerten, bettelten, schwuren 1000 Eide, dass sie ehrlich und rechtschaffen wären, und verstanden es, durch Tränen und Klagen das Mitleid der Dorfbewohner zu erregen. Diese fürchteten die Zigeunerweiber, da sie als Hexen dem Hause, der Familie und den Kindern schaden konnten; denn sie hatten „einen bösen Blick“, sodass sie in keinen Viehstall eingelassen wurden. Oft sperrte die Mutter rasch die Kleinkinder in die Stube, damit sie nicht mit dem Zigeunervolk in Berührung kamen. Im Pferdehandel schauten sie auf ihren Vorteil und mancher Bauer zahlte da schweres Lehrgeld, wenn er sich in einen Kauf oder Verkauf einließ. Am Abend hörten wir gerne ihrer Musik zu, wenn sie eine Zigeunermusik machten, die uns ganz fremd war. Nach dem ersten Weltkriege zeigten sie sich nicht mehr so zahlreich und heute sind sie schon selten zu sehen.

Die **Korbflechter** und **Spänehändler** tauchten gegen Ende August jedes Jahr auf, wenn die Bauern Körbe zum Erdäpfel ausnehmen brauchten und die Tage wieder kürzer wurden. Die Körbe flochten sie aus Weidenruten, welche in großer Zahl neben den Bächen und Mühlgräben standen; diese Handwerker erschienen aus dem Thayagebiet, wo auf den Wiesen die Weiden als Grenzbäume von den Bauern gepflanzt wurden; sie gaben der Thayalandschaft das besondere Gepräge, das viele Maler im Bilde festgehalten haben. Die Buchenspäne, die die Bauern im Winter zur Beleuchtung verwendeten, waren zu je 5 Stück gebündelt und mit Stroh gebunden. Wir entzündeten sie beim Herdfeuer; leider waren sie die Ursache vieler Brände, weil die Leute und besonders die Kinder sehr unvorsichtig waren. Die Kerzen und Petroleumlampen verdrängten die Späne und den Handel mit ihnen. Der Verkäufer hatte seine Ware auf einer Scheibtruhe, fuhr langsam auf der Dorfstraße dahin und rief laut seine Späne aus. Den Einkauf besorgten die Bäuerinnen, welche die Späne an einem trockenen Ort aufhoben.

Die **Rastelbinder** hatten ihre Heimat in der Slowakei und waren die Konkurrenten der Zigeuner; doch waren sie grundehrliche Leute, die fremdes Eigentum selten anrührten. Auf dem Rücken trugen sie ihre Erzeugnisse: Mausefallen, Küchenbleche, Küchengeräte aus Blech u. dgl. und besorgten gerne jede Flickarbeit und Ausbesserung. Ihre ungepflegten Haare fielen bis auf die Schultern; einen Hemdwechsel kannten sie nicht und das Ungeziefer machte ihnen wenig Sorge. Als echte Naturmenschen waren sie aber trotzdem gesund und gegen Wind und Wetter abgehärtet. Die Farbe ihrer Kleidung war durch die vielen aufgenähten Flecke nicht mehr zu erkennen. Bescheiden und genügsam wie sie waren, aßen sie in den Häusern die Speiseüberreste, schliefen im Kuhstall auf einem Strohbündel und sparten das verdiente Geld für ihre Familie, die es notwendig brauchte. Uns gefielen immer diese anspruchslosen, wortkargen und ehrlichen Männer, denen der Meister Lehar in seiner Operette „Der Rastelbinder“ ein bleibendes Denkmal setzte. Mit dem Jahre 1918 verschwanden sie für immer aus unseren Dörfern; sie kamen nicht mehr über die March herüber.

Humorvolle Leute waren die **Scherenschleifer**, die häufig das Leben von der leichten Seite nahmen und gerne ihre Arbeit mit einem munteren Lied begleiteten. Frau und Kind sammelten die stumpfen Messer und Scheren in den Häusern des Dorfes, die der Mann dann herrichtete. Er tat dies genau und stellte seine Kunden in jeder Weise zufrieden, dass sie nicht tadeln brauchten. Auch gebrochene und schadhafte Schirme besserte er aus. Was sie zum Leben benötigten, bettelten sie bei den Bewohnern aus. Bescheiden klang die Bitte eines solchen Mädchens, das treuherzig zur Mutter sagte: „Bitt‘ schön um etwas zum Essen, wir haben großen Hunger!“ Bekam es dann eine Gabe, so dankte es sogar - ein Zeichen, dass die Eltern ihre Kinder zu erziehen verstanden, wenngleich sie die Not auf Schritt und Tritt durch das Leben begleitete; doch waren sie zufrieden und vergnügt, wenn sie sich recht und schlecht durch das Leben schlugen. Der Sparsinn dieser Armen könnte heute manchem ein Vorbild sein, der seinen Wochenlohn am Sonntag oft leichtfertig und schnell ausgibt. Mancher dieser kleinen Leute war ein Lebenskünstler, der mit dem Wenigen, das er verdiente, sich und seine Familie ernährte und dabei großen Wert auf seinen ehrlichen Namen legte.

Der **Besenbinder** arbeitete in den Wintermonaten, wo er als Arbeitsloser sich um eine Nebenbeschäftigung umschaute; im Walde suchte er sich die Birkenästchen, die er daheim kunstgerecht zu Rutenbesen zusammenband, welche die Dorfbewohner im Haushalt benötigten. Hatte er eine größere Menge fertig, so lud er sie auf einen Schubkarren und begann einen Hausierhandel. Gute Rutenbesen lieferte die Ortschaft Pyhra, unweit von dem bekannten Wallfahrtsort Oberleis. Von Mähren und Böhmen brachten die **Patschenweiber** Hausschuhe und Filzpantoffeln in verschiedenen Formen und Größen in unsere Gemeinden; in der fernen Heimat stellte sie die ganze Familie in Gemeinschaftsarbeit her; Frauen, die recht gesprächig waren, übernahmen den Verkauf; sie bekundeten dabei einen tüchtigen Geschäftsgeist, der sicher einem polnischen Juden alle Ehre gemacht hätte. Hatten sie ihre Ware abgesetzt, so sammelten sie auf dem Heimweg Rohmaterial - Stoff- und Tuchreste, Filzstücke u. dgl., was sie daheim dringend brauchten. Diese Leute beseelte ein nüchterner und praktischer Merkantilismus, da sie nichts unbeachtet ließen; denn für alles hatten sie eine Verwendung und befolgten den Satz: „Das Geld liegt auf der Straße und der Mensch muss sich nur bücken“. Von gleichen Gedanken erfüllt waren die **Lumpensammler**, die alle Abfälle im Bauernhaus billig einkauften: alte Fetzen, Knochen, verschiedene Metalle usw., die der Bauer nicht mehr in seiner Wirtschaft benötigte und die irgendwo in einer Ecke dem Verderben ausgesetzt waren. Diese Sammler begannen oft mit einem Rucksack, dann mit einem Schubkarren und zuletzt erschienen sie mit Ross und Wagen - ein Zeichen, dass die Lumpen auch den Mann ernährten. Heute wissen wir, dass in diesen Abfällen große Werte liegen, die mancher Staat seiner Wirtschaft wieder zuführt, um Devisen zu sparen. Die verachteten Lumpensammler aus der Zeit unserer Großväter taten es auf eigene Verantwortung und nützten so der Allgemeinheit, die es leider nicht verstand.

Der **Kochlöffelböhm** versorgte unsere Landgemeinden mit Holzwaren: Quirl, Kochlöffel, Walker, Löffelrehm, Kinderspielzeug, Osterratschen, Reitpferd, Puppen (Tocken genannt) usw. Manche Spielsachen waren recht bunt angestrichen, die auch etwas teurer waren. Es brauchte nicht immer ein Böhm sein, der mit solchen Sachen handelte, oft war es ein Deutscher, dessen Heimat die „Kochlöffelstadt“ Gutenbrunn im Falkensteiner Bergland war.

lm Herbst kamen vor der Weinlese große Scharen von ungarischen Gänsen und Schweinen in unsere Dörfer, die mehrere Treiber beaufsichtigten. Eine mächtige Staubwolke umgab diese Tiere, die von den Bauern gerne gekauft wurden. Der Händler „angelte“ mit einem langen Holzhaken geschickt und schnell das gewünschte Tier aus der Menge heraus und übergab es dem Käufer, der es zuvor noch einmal genau ansah und dann bezahlte. Bei den Schweinen wartete oft der Händler bis nach Martini, wo der Hauer seinen Wein verkaufte und das notwendige Geld besaß. Die Gans wurde geschoppt und zu Martini geschlachtet. Das Schwein brauchte er in der Lesezeit, um den Arbeitskräften nach alter Sitte ein besseres Essen zu geben. Weil aber diese Händler oft Tierseuchen in die Dörfer einschleppten, verbot die Regierung diesen Handel (nach 1892). Da betrieben unsere Bauern die Gänse- und Schweinezucht intensiver, um den Eigenbedarf zu decken.

Eine seltene Erscheinung waren die **Sauschneider**, die in der Slowakei ihre Heimat hatten. Sie trugen hohe glänzende Stiefel, schwarze Lederhosen, einen dunklen kurzen Rock, einen kleinen runden Hut und einen breiten Ledergurt mit einer großen Ledertasche. Im Weinland besorgte meist der Viehhalter diese Arbeit und ließ keinen Fremden aufkommen. Unsere Bauern hatten auch kein rechtes Vertrauen zu solchen Zugereisten, die sie nur als Pfuscher betrachteten.

Für uns Kinder waren die alten **Dorfmusikanten** gern gesehene Gäste im entlegenen Dörfchen, die etwas Abwechslung in das tägliche Einerlei brachten. Da war es der **Dudelsackpfeifer** mit seiner großen Trommel auf dem Rücken und dem Glockenspiel auf dem Kopfe, dieses setzte er mit einem Draht in Bewegung, der am rechten Fuß befestigt war. Den Trommelschlägel hatte er am Ellbogen des Armes festgebunden. Die eintönigen Melodien dieses kleinen Orchesters gefielen uns weniger;

nur der Mann, der drei Instrumente auf einmal spielte, erregte unser Interesse. Der **Werkelmann**, der auf einem Klappsessel die Drehorgel behutsam aufstellte und „mit Gefühl“ zu drehen begann, spielte längst bekannte Volksweisen und solche aus Opern. Da pfiffen wir lustig mit, dazu heulte der Kettenhund, der Hahn krähte auf dem Düngerhaufen, im Stall sang eine Magd den Text zur Melodie - es war ein Hofkonzert im wahren Sinne des Wortes. Wir begleiteten den Mann oft ein Stück des Weges, trugen ihm den Brotsack oder den Sessel, aber spielen ließ er uns nicht, weil er Angst hatte, dass wir ihm das Werk beschädigen könnten. Der **Harfenist** erschien uns wie ein Minnesänger aus der Ritterzeit; vor dem hatten wir Achtung, weil er auch mit lauter Stimme das Lied dazu sang. Der Vater meinte wohl, dass er damit nur die Misstöne und Fehlgriffe übertönen wollte, weil sein Instrument schon lange nicht mehr gestimmt war. Stundenlang hörten wir dem **Ziehharmonikaspieler** zu, der viele Volkslieder und Volkstänze in seinem Programm hatte; mancher war in unseren Augen ein Meister, zu dem wir mit einer gewissen Hochachtung aufblickten. Wir unterstützten ihn sogar und holten für ihn aus den Häusern den Kreuzer oder das Stück Hausbrot. Selten hörten wir einen **Xylophon**- und einen **Okarinaspieler**. Dieses Instrument war uns Knaben nicht unbekannt und wir bliesen es gerne in der Freizeit. Im Notenheft waren die Melodien mit Ziffern angegeben. Diese Okarina dürfte heute nur wenigen bekannt sein. Manchmal rückte eine Musikbande in das Dorf ein und spielte „auf türkisch“ Walzer und Märsche, sodass das junge Volk in den Höfen zu tanzen begann; es waren „**die böhmischen Musikanten**“, auch „**Schumlierer**“ geheißen. Schon zur Zeit Maria Theresias tauchten sie im Donautale auf und bereisten fast alle Länder der alten Monarchie. Ihre Weisen verrieten sofort dem Kenner die Herkunft der Musikanten. Nicht mit Unrecht bezeichnete man Böhmen als das Konservatorium von Europa. Mancher dieser jungen Burschen meldete sich zu einer Regimentskapelle der alten Wehrmacht, wo er seinen Mann stellte. Hatten sie einige Stücke gespielt, so ging der Jüngste einsammeln. Bekamen sie zu wenig, so konnten sie in ihrer Sprache fürchterlich fluchen. In der Zeit der nationalen Kämpfe gaben sie sich oft als Egerländer aus. Um 1910 verschwanden sie langsam. Nach dem ersten Weltkriege verirrten sich manchmal **Wiener Straßensänger** ins Weinland und sangen zu einer Laute oder einer Ziehharmonika Wiener Schlagerlieder, die leider oft von der Landjugend lieber gesungen wurden als die alten Volkslieder der Heimat. Diese Sänger stellten hohe Ansprüche und wetterten dann über die gesicherten Geizhälse. Sobald sich die wirtschaftlichen Verhältnisse besserten, blieben sie aus.

Nicht vergessen dürfen wir die alten Invaliden, die das Vaterland oft für ihren Mut und ihre Treue mit einer Drehorgel belohnte, statt ihnen eine bescheidene Rente zu geben. Ihren Lebensabend beschlossen sie als Bettler und starben oft einsam und verlassen in einer Scheune auf einem Strohbündel. Das war leider das Zeichen einer unsozial denkenden Zeit, die den kleinen Mann nicht als Mensch betrachtete. Noch erinnere ich mich gut an meine Studentenzeit, wo ich manchen Fabriksarbeiter, der 40 oder gar 50 Jahre gearbeitet hatte, als Werkelmann durch die Dörfer ziehen sah; mancher tat es als Bettler, weil er die Drehorgel nicht auf Raten kaufen konnte. Bei manchen langte es nur auf eine kleine bescheidene Spieldose, die er in einem Kistchen zum Schutze gegen Wind und Wetter verwahrte.

Auf der staubigen Landstraße bemerkte man Gestalten, von denen heute kein Buch meldet und kein Mensch mehr spricht: Der **Fischbauer** mit seiner vollen „Load“ auf dem Wagen, durfte nur lebende Fische verkaufen, die er aus den Marchgemeinden oder von der Feldsberger Herrschaft holte; er wog sie dem Käufer ab oder verkaufte das Stück „nach dem Gesicht“. Um 1890 sah man in Poysdorf den letzten Fischbauer - Hauser Franz -, der dann im Poybach einen Fischbehälter einbaute und am Freitag seinen Stammkunden frische Fische verkaufte. Doch auch dieser Handel hörte schon nach einigen Jahren auf. Von Themenau brachte ein Händler die Wagenschmier im Frühjahr den Bauern; er rief seine Ware mit lauter Stimme aus wie der bekannte „Kolibauer“ von Steinabrunn; einer von diesen, namens Nitsch, war ein Original, der wohl die trinkfesteste Gestalt in den letzten Jahrzehnten im Grenzlande war, da er es an manchen Tagen bis 8, sogar bis 10 Liter Wein brachte, mit dem er den Kalkstaub von seiner trockenen Kehle wegschwemmte. Fuhr er von Poysdorf heim, so legte er sich im Wagen nieder und sein Ross ging langsam des Weges; hatte es Hunger, so bog es ins erstbeste Kleefeld, fraß sich satt und ging dann auf der Straße richtig bis Steinabrunn; darum pflegte er auch zu sagen: „]a, mein Ross und ich“ – verstehen etwas. Sackweise verkaufte er den Kalk; doch durfte niemand darüber schimpfen, sonst wurde er saugrob mit den Kunden. Von Falkenstein führten die **Schotterbauern** die Steine auf die Straßen, die der Steinklopfer dann erst zerkleinerte. Zu seiner Ausrüstung gehörten: ein großer, schwerer Hammer, ein kleiner, ein Strohpolster und eine Schutzbrille. Rastete er eine Weile, so unterhielt er sich mit einem „**Walzbruder**“ reisenden Handwerksburschen, der ihm vieles von seiner Wanderschaft berichtete.

Langsam und bedächtig rollte der Wagen des **Bierfuhrmannes** dahin, der mit seinem hochroten Gesicht in der „Tagaflechten“ saß, seine Pfeife rauchte und sich weiter um nichts kümmerte. Er kannte keine Eile, sodass er die Pferde gehen ließ, wie sie wollten. Sie wussten den Weg genau und blieben von selbst bei den Gasthäusern stehen, wenn er gerade schlief. Lud er die Fässer ab, so gab ihm der Wirt eine Jause und einen Wein, da er das Bier verschmähte. Ganz anders trat der **Weinbauer** auf, der mit einer Ladung - zwei volle Fässer - nach Wien fuhr. Das Pferdegeschirr glänzte im Sonnenschein, der Wagen war blau oder grün gestrichen, in der „Tagaflechten“ hatte er Brot, Speck, Wein und ein Handhackl, rückwärts hinter den Fässern Hafer und Heu sowie eine Futterkrippe. Er selbst trug hohe glänzende Stiefel, ein besseres Gewand, ein weißes „Fürta“ und eine feste Peitsche, mit der er in den Ortschaften recht knallte, damit ihn die Leute bewunderten. Er fühlte sich als etwas Besseres und trat auch selbstbewusst auf. Gesetz und Recht galten für ihn wenig, denn „die Straße ist unser“ und da hat niemand zu reden. Seinen Wein lobte er über den grünen Klee und wer es bezweifelte, dem konnte er es handgreiflich zu verstehen geben. Je näher er gegen Wien kam, desto größer wurde die Reihe der Weinbauern. Dazu kamen die **Eierbauern** aus dem Falkensteiner Bergland, die ihre Eier in Kisten mit Strohhäcksel wohl verpackt hatten; die **Kirschenbauern** aus der Mistelbacher Gegend; die südmährischen **Gurkenbauern**; die Hüttendorfer **Obstbauern**, die ihre Wagen mit vollen Säcken beladen hatten; die **Rahmbauern** mit ihren „Pietschen“ aus dem unteren Zayatal; im Herbst die **Weintrauben**- und **Kartoffelbauern;** am Mittwoch die Fleischhauer, die per Ochs das Frischfleisch nach Wien brachten, die Mistbauern, die von Wien aufs Land fuhren; die **Aschenfuhrleute**, welche für die Seifensieder die notwendige Holzasche sammelten; die Stellwagen oder **Lehenrößler** von Nikolsburg, Feldsberg, Poysdorf, Laa, Staatz usw., die mit 3 Pferden Personen nach Wien beförderten - sie alle benutzten die Brünnerstraße, hielten in Wolkersdorf Futterstation und am Heimweg in der Kaserne Jausenstation. Da rührte sich etwas auf diesem alten Verkehrsweg, der mit Recht für alle Gemeinden eine Goldader war, die ein schönes Geld hier verdienten.

Eine traurige Gestalt war der **Bärentreiber**, der in seiner schäbigen Kleidung an einer Kette einen braunen Bären führte, auf dessen Rücken ein kleiner Affe hockte. Dem Tier, das mit gesenktem Kopf auf der Straße hintrottete, tat der Nasenring weh, an dem die Kette befestigt war rührte der Mann mit der Hand die Trommel, die sonst auf seinem Rücken hing, so stellte sich das Tier auf und begann einen recht schwerfälligen Tanz; der Affe, der schnell vom Rücken abgesprungen war, machte verschiedene Turnübungen, die von den Zuschauern belacht wurden. Zum Schluss warf jeder ein Geldstück dem Treiber zu, der seine Wanderung fortsetzte. Die Tierschutzvereine erheben gegen diese Tierquälerei Einspruch und die Regierung verbot diese Art des Gelderwerbes. Auch die **Kameltreiber** fielen unter diese Bestimmung.

Auf der Straße konnte man früher die verschiedenen **Boten** bemerken, welche von Herrschaften, größeren Gemeinden und den Dekanaten gehalten wurden, damit sie die schriftlichen Mitteilungen zu den unter- oder übergeordneten Ämtern rasch beförderten. Die ersten besaßen eine große Ledertasche mit dem Herrschaftswappen und einen langen Stock zur Verteidigung, wenn sie ein Wegelagerer überfallen sollte. Bei dem starken Frachtenverkehr konnten sie aber streckenweise mitfahren. Der geistliche **Kapitelbote** hatte auf seiner Tasche das bischöfliche Wappen und vermittelte den Amtsverkehr zwischen dem Dekanat, dem Bischof und den Pfarreien. Hier bekam er in der Regel eine Jause und ein Glas Wein, sodass er immer guter Stimmung war. Nahm ihn ein Fuhrmann mit, so unterhielt er ihn auf dem Wagen und erzählte ihm Freud und Leid aus seinem Berufe. Zwischen den Fuhrleuten und den Fußgängern herrschte mehr ein freundschaftliches Verhältnis, sie halfen sich als Kinder der Straße und standen einander in Not und Gefahr bei. Mit der lndustrialisierung des Landes tauchte der **Handelsagent** auf, der in einem Landauer saß und rückwärts viele Musterkoffer hatte, da er ja die Kaufleute und Handwerker besuchen musste. Weil unsere Gegend nicht so interessant war, las er im Fahren die Zeitung oder machte ein kleines Schläfchen. Jeder Landarzt, der oft mehrere Gemeinden zu betreuen hatte, fuhr in einem leichten Wagen, den nur ein Ross zog, zu den auswärtigen Kranken. Die Eisenbahn und der Benzinmotor gaben dem Straßenverkehr um 1900 ein ganz anderes Bild, das den Fuhrmann ganz ausschaltete.

Längst vergessen ist der **Vogelsteller**, der mit einem Netz die Tiere fing: Rebhühner, Lerchen, Amseln, Drosseln, Stare usw. und sie dann lebend „bandelweise“, das heißt zu zwei Stück zusammengebunden, verkaufte. Im Feld oder im Wald hatte er einen Stand - „Vogelherd“ geheißen -, den ihm die Herrschaft zuwies. Tüchtige Vogelsteller waren um 1690 die Kettlasbrunner. Gute Singvögel brachten die Vogelhändler, die damit hausieren gingen. Heute findet man in keinem Hause mehr einen Singvogel.

Ein unseliges Andenken hinterließ in den Gemeinden der Wucherer, „der 15. Nothelfer der Bauern“. Als „Börsianer“ war er bestrebt, dem Unbemittelten und Geldbedürftigen zu helfen und ihn zu unterstützen. Als Egoist hatte er nur seine Vorteile im Auge, um den Nächsten auszubeuten; konnte sein Opfer die hohen Zinsen nicht zahlen, so schlug der Wucherer diese zum Kapital. Nach einigen Jahren kaufte dann der „Blutsauger“ um die Schuldsumme das Haus oder einen Acker und das Opfer geriet in Not und Elend. Ein Erbarmen oder ein soziales Empfinden war dem Wucherer, der über Leichen gehen konnte, ganz fremd. Seine Hilfsbereitschaft zeigte er auch als Waisenvater. Er begnügte sich nicht mit einem Waisenkind, sondern übernahm gleich mehrere, von denen er sich jeden Gang und jeden Handgriff gut bezahlen ließ. Die Folge war, dass manches Waisenkapital im Laufe der Jahre arg zusammenschmolz und das großjährige Waisenkind von seinem Erbteil einige Gulden bekam. Dafür hatte der Waisenvater abgeräumt. Sein Vermögen war ein unrecht erworbenes Gut, das keinen Segen brachte und nach der Volksmeinung nicht in das dritte Glied kam. Die Sparkassen und Kreditinstitute ließen den Wucherer verschwinden, der leider oft den wirtschaftlichen Ruin vieler Familien verschuldete. Nicht minder gefährlich war der **Winkeladvokat**, der alle Gesetze im kleinen Finger hatte und als juridischer Berater die Prozesswut der Bauern ausnützte. Wucherer, Winkeladvokat und Branntweinhaus richteten viele Bauernfamilien zugrunde, sodass es uns nicht leid sein darf, wenn dieses Dreigestirn der Vergangenheit angehört.

Der **Häutelmann** (auch Häuteljud genannt), der schon vergessen war, erwachte in den beiden Weltkriegen zu neuem Leben; doch hat er sich modernisiert und benützt ein Fahr- oder gar ein Motorrad; nur in den Gemeinden wandert er zu Fuß und ruft mit lauter Stimme: „Der Lumpenmann ist da! Lumpen, Fetzen, Hasenhäuteln!“ Er ist ein Nutznießer der Kleintierzucht, die ja im Kriege und in der Nachkriegszeit überall stark zunahm: Da es früher keine Arbeitsämter gab, so vermittelte die Zubringerin den jungen Burschen und Mädchen in der Slowakei freie Arbeitsplätze bei uns, wo der Mangel an landwirtschaftlichen Hilfskräften ein chronisches Übel war. Sie war eine resolute Frau, die mit der Jugend kommandierte wie ein Feldwebel. Doch besaß sie gute Menschenkenntnis und verschaffte ihren Schützlingen den richtigen Platz, sodass immer beide Teile recht zufrieden waren und die Zubringerin eine richtige Vertrauensperson für alle war.

Die Eiersammler mit ihren großen Tragkisten auf dem Rücken kauften für den Wiener Markt Eier, Butter und Topfen. In Falkenstein durften sie kein Haus betreten, sondern in der „Eiergasse“ warten, bis die Bäuerinnen mit ihren vollen Körben erschienen; diese Vorsicht war bei Infektionskrankheiten notwendig. Gute Eierhändler waren die Katzelsdorfer; weil einer einmal die Eier in der Butte mit den Füßen eintrat, um mehr unterzubringen, nannte man sie spottweise „Gelbfüßler“. Als in den Gemeinden die Milchgenossenschaften errichtet wurden, stellten diese Sammler ihre Tätigkeit ein (nach 1890).

Nicht gerne sah der Bauer den **Steuerpfänder** im Dorfe, den man an der alten österreichischen Beamtenkappe und an der ärarischen Aktentasche sowie an dem Regenschirm erkannte. Seine hagere Gestalt und die fadenscheinige Uniform verkörperten den schlecht bezahlten österreichischen Beamten; er musste ein guter Fußgänger sein, weil er oft weite Strecken zu gehen hatte, um die entlegenen Orte zu erreichen. Niemand beneidete ihn um seinen Dienstposten, weil er in den Häusern nicht sehr freundlich aufgenommen wurde.

Einige Tage vor der Ernte erschienen aus Mähren die **Schnitter** (aus der Brodeker und Olmützer Sprachinsel), die den Bauern das Getreide abmähten und in Garben banden. Es waren fleißige und genügsame Arbeiter, die ein Feld im Akkord übernahmen und daher bis in die Dunkelheit auf dem Felde weilten. Oft mähten sie auch bei Vollmond und gönnten sich nur einige Stunden Ruhe. Der Sonntag-Nachmittag gehörte aber ihnen; da schliefen sie zuerst einige Stunden, dann tanzten sie zu den Weisen einer Ziehharmonika, die ein Alter meisterhaft zu spielen verstand. Es waren Melodien aus ihrer fernen Waldheimat, die alle Müdigkeit vergessen ließen. War die Arbeit beendet, so erhielten sie neben dem Geldlohn noch Wein und 2 - 3 Brotlaibe. Sie bewahrten unseren Bauern die Treue und kamen immer gerne „ins Österreichische“, wo sie den Kindern in der freien Zeit viel aus ihrer Heimat zu erzählen wussten; dabei hörten auch die Erwachsenen gerne zu. Es waren meist arme Leute, die daheim nie so viel Fleisch essen und Wein trinken konnten als hier im Weinlande. Sie gebrauchten beim Mähen eine besondere Sense, die sie „Haberzeug“ hießen, während bei uns noch stark die Sichel verwendet wurde. Nach dem ersten Weltkrieg blieben sie aus und es kamen Burgenländer, die aber schon nach einigen Jahren nicht mehr kamen.

Die Großindustrie, die Technik und die Auswirkung der beiden Weltkriege änderten die soziale Gliederung des Volkes. Das spürt man nicht nur in der Großstadt, sondern auch im entlegenen Dorfe. Überall dringt die neue Zeit durch und lässt das Alte verschwinden. Die 0riginale von Dorfgestalten, die wir noch als Kinder sahen und die uns manche vergnügte Stunden bereiteten, sind ausgestorben und vergessen. Es waren kleine Leute, die einen harten und entsagungsvollen Lebenskampf führten und trotzdem oft stille zufriedene Menschen waren, die mit einem gesunden Humor durch die Welt gingen.

Veröffentlicht in: „Österreichische Zeitung für Volkskunde“. Neue Serie, Jg. 16 (Band XVI, Gesamtserie Band 65, Nr. 1 (Heft 1) 1. 5. 1962. S. 18 - 31

Alte erbgesessene Familien in Poysdorf und Wilhelmsdorf

Der Adel ist stolz auf seine Ahnen, er zählt die Geschlechter und hat die Vorfahren gar häufig im Bilde verewigt. Jedes Schloß besitzt seine Ahnengalerie oder wenigstens einen Stammbaum, der bisweilen von der geschichtlichen Wahrheit abweicht. Dieser Familienstolz, der gewiß etwas Gutes an sich hat, ist auch bei Bürgern und Bauern anzutreffen. Herrscht doch allgemein die Sitte, daß den Hof ein Sohn erhält, damit der Familienname mit dem Wirtschaftsbesitze verknüpft bleibe. In dem Grundbuche des Jahres 1767 kommen viele Familien unserer Gemeinde vor, die mit Recht stolz sein können auf die vielen Geschlechter, die auf demselben Hofe gelebt und gearbeitet haben.

Es sind dies:

Nr. 210 Hofstatthaus: Schiel seit 1834
Nr. 184 Hofstattbehausung: Mattner seit 1811
Nr. 178 Hofstattbehausung: Melzer seit 1816
Nr. 150 Halblehenhaus: Taubenschuß seit 1790
Nr. 172 Halblehenhaus: Spieß seit 1812
Nr. 166 Halblehenhaus: Berger seit 1851
Nr. 164 Viertellehenhaus: Fiby seit 1855
Nr. 162 Viertellehenhaus: Datscheßky seit 1850
Nr. 154 Halblehenhaus: Reiländer seit 1818
Nr. 150 Halblehenhaus: Rieder seit 1767 mit 6 Besitzern, die den Namen Anton führen
Nr. 140 Halblehenhaus: Sinnreich seit 1797
Nr. 102 Halblehenhaus: Stubenvoll seit 1822
Nr. 100 Halblehenhaus: Ebenauer seit 1838
Nr. 94 Ganzlehenhaus: Asperger seit 1835
Nr. 84 Ganzlehenhaus: Asperger seit 1799
Nr. 82 Halblehenhaus: Schreiber seit 1835
Nr. 74 Ganzlehenhaus: Schodl seit 1836
Nr. 72 Ganzlehenhaus: Urter seit 1754
Nr. 70 Ganzlehenhaus: Schodl seit 1849
Nr. 62 Halblehenhaus: Hirtl seit 1859
Nr. 34 Ganze Hofstatt: Ferner seit 1828
Nr. 37 Hofstatthaus: Weber seit 1848
Nr. 83 Halblehenhaus: Schreiber seit 1798
Nr. 236 Halblehenhaus: Schlemmer seit 1813
Nr. 246 Halbe Hofstatt: Pölzl seit 1782
Nr. 336 Halbe Hofstatt: Ernst seit 1807
Nr. 363 Halbe Hofstatt: Sinnreich seit 1831
Nr. 353 Halblehenhaus: Weißböck seit 1773
Nr. 315 Halblehenhaus: Schodl seit 1809
Nr. 299 Viertellehenhaus: Haimer seit 1834
Nr. 185 Halblehenhaus: Strobl seit 1860
Nr. 177 Halbe Hofstatt: Schimpf seit 1849
Nr. 137 Ganze Hofstatt: Melzer seit 1818
Nr. 361 Halbe Hofstatt: Heindl seit 1866
Nr. 313 Halblehenhaus: Hier wurde vor 40 Jahren der bekannte Poysdorfer Renaissancefund aus dem Jahre 1670 gemacht. Damals besaß die Wirtschaft die Familie Hauser, die nach Familiensitte das älteste Kind immer Franz benannte. Nur mit einer Unterbrechung lebte da der Ledererzeuger Lebwohl, dann kam es 1838 wieder in den Besitz der Hauser.

In der Gemeinde Wilhelmsdorf gibt es folgende Familien, die dem Bauernadel angehören:

Nr. 14 Halblehenhaus: Strobl seit 1744
Nr. 15 Halblehenhaus: Gmeinböck seit 1744
Nr. 17 Halblehenhaus: Gmeinböck seit 1792
Nr. 27 Halblehenhaus: Dötz seit 1772
Nr. 29 Halblehenhaus: Schamann seit 1802
Nr. 32 Halblehenhaus: Strobl seit 1832
Nr. 35 Halblehenhaus: Berndl seit 1836
Nr. 37 Halblehenhaus: Haimer seit 1793
Nr. 41 Halblehenhaus: Fröschl seit 1831
Nr. 44 Halblehenhaus: Wolfram seit 1806
Nr. 46 Hofstatthaus: Strobl seit 1804
Nr. 40 Halblehenhaus: Strobl seit 1798. Dann erscheint ein Heger als Besitzer, dem aber wieder ein Strobl folgt.

Das Grundbuch von Wilhelmsdorf stammt aus dem Jahre 1744. Die Gemeinde gehörte dem Stifte Klosterneuburg.

In einigen Bauernhäusern befinden sich noch alte vergilbte Wappen, die als ein Familienheiligtum aufbewahrt werden. Ich hatte Gelegenheit, solche bäuerliche Wappen der Familien Langer, Berndl, Hofer und Tillich zu sehen. Es ist sonderbar, daß immer nach einem größeren Kriege die Heimat- und Familienforschung auflebte und eine Zeitlang eifrig betrieben wurde, um dann wieder zu versinken. Nach den Kämpfen mit Napoleon brauste auch so eine Forschungswelle durch unsere Heimat, die Wappenmaler erzeugten in Menge solche Bauernwappen, die reißend Absatz fanden. Auch heute bemerken wir die gleiche Strömung. Der n. ö. Bauernbund sammelt die Namen der alten Bauernfamilien, die durch mehr als hundert Jahre auf demselben Besitze leben, in einem goldenen Ehrenbuche. Man will im Bauer den Stolz und den Ehrgeiz wecken, sein ererbtes Gut nicht in fremde Hände gelangen zu lassen. Name und Besitz sollen möglichst lange eine Einheit bilden.

Alte Märkte in unserer Heimat

Der Kaufmann, der in der Bronzezeit (1800 – 900 v. Chr.) in das Blickfeld unserer Heimatgeschichte tritt, war eigentlich ein Hausierhändler, der oft seine Waren in einem Depot aufbewahrt hatte; solche Depotfunde entdeckte man in Herrnbaumgarten, in Neudorf und in Niedersulz. Die Kelten hatten schon geregelte Märkte in ihren oppida (Oberleis, Muschau und Stillfried), wo der Käufer durch Tausch oder mit Geld die Waren erwerben konnte. Diese Handelsplätze standen unter dem besonderen Schutz der Götter und hatten besondere Vorrechte; der Kaufmann, der eine geachtete Person war, genoss überall Schutz und Hilfe auf seiner beschwerlichen und gefahrvollen Reise. Neben der alten Bernsteinstraße an der March gab es zur Germanenzeit Handelsorte, wo die Römer Wein, Öl, Waffen und Schmuck verkauften und dafür Getreide, Vieh, Häute und Sklaven wegführten.

Der fränkische Kaufmann Pamo befreite 623 die Slawen vom awarischen Joch und gründete ein Reich, das aber bald zerfiel. Im Großmährischen Reich galten für den Handel und Verkehr schon gesetzliche Bestimmungen, die wir in der Zollordnung von Raffelstetten (um 906) finden. Mit der Zeit entwickelten sich gewisse Rechte und Gepflogenheiten, die man später mit dem Worte Marktfreiheit zusammenfasste. Der Markt setzt bei den Bewohnern ein gewisses Rechtsempfinden voraus, er verlangt Friede und Gastfreundschaft sowie tüchtige Handwerker, die brauchbare und wohlfeile Erzeugnisse anbieten und verkaufen. Die Handelsplätze, die gewöhnlich bei größeren Siedlungen lagen, leben in den Ortsnamen „Alter Markt“ (bei Gaubitsch, Zistersdorf, Herrnbaumgarten, Wolkersdorf und Lundenburg) weiter ebenso in dem Wort Stadt, das wir als Ortsteil in Falkenstein, Kleinhadersdorf, Neusiedl an der Zaya, Michelstetten – am Steinmandl und in Oberleis finden. Die Hadersdorfer erzählen noch heute, sie hätten ihr Marktrecht um 12 Eimer Rotwein den Poysdorfern verkauft. 1041 eroberte der Markgraf Adalbert eine Stadt im nördlichen Niederösterreich, die M. Vancsa in seiner „Geschichte von Nieder- und Oberösterreich“ in die Umgebung von Herrnbaumgarten verlegt. Oberleis, der älteste Wallfahrtsort im Weinviertel, wurde von Pilgern und Kaufleuten besucht, da ursprünglich Gottesdienst, Markt, Handel und Unterhaltung zusammengehörten. Das Wort Messe gebraucht man heute noch für Markt und in den Sudetenländern heißt der Kirtag auch Kirmess.

Wie neben der Bernsteinstraße sich im Laufe der Zeit Handelsplätze entwickelten, so geschah es auch an der Venedigerstraße, die von Korneuburg über Mistelbach, Wilfersdorf, Großkrut und Reinthal nach Lundenburg führte und die schon 1056 erwähnt wurde (Dudik „Mährens allgemeine Geschichte“). In den größeren Gemeinden entstand da frühzeitig an den hohen Feier- und Zinstagen, an denen die Bewohner der umliegenden Dörfer hier zusammenströmten, ein reger Handel. Die durchreisenden Kaufleute versorgten diesen Ort mit den notwendigen Waren, die ein Dorfbewohner brauchte. Zu Georgi und Michaeli war die Kauflust besonders groß.

Den Markt verkündeten 14 Tage vorher die Glocken vom Kirchturm; die Marktfahne, welche vom Turm wehte, war das Zeichen der Freiung, die mit jedem Markte verknüpft war; denn in diesen Tagen herrschte strenge Zucht und Ordnung. Nach dem Gottesdienst begannen der Kauf und Verkauf; die Unterhaltung und Zerstreuung fehlten nicht. Der Venusberg in Großkrut sagt uns sehr deutlich, dass unsere Vorfahren das Leben zu genießen wussten. Ein Handelsplatz war sicher die Samstagstadt in Großkrut, die unweit der Venedigerstraße außerhalb der Siedlung lag. Die Feldsberger Samstagstadt wird 1443 erwähnt, ist aber älter. Der Samstagnachmittag war im Mittelalter ein freier Tag, an dem die Arbeit im Feld und im Weingarten ruhte. Da konnten die Einkäufe aus den umliegenden Orten von den Bewohnern besorgt werden. Der Platz war mit einem Zaune umgeben, sodass man ihn auch Ring nannte. In den Sudetenländern finden wir noch diesen Namen z.B. in Olmütz, wo die beiden Marktplätze „Oder- und Niederring“ heißen. Der Handel fand unter freiem Himmel statt und genoss das Recht der Freiheit, d.h. jeder konnte hier kaufen und verkaufen nach altem Recht und durfte nicht behindert werden. Großkrut dürfte bei uns die einzige Gemeinde sein, die eine Samstagstadt hatte und diesen Namen bis zum heutigen Tag festhielt.

Der Verkehr brachte den Handwerkern, wie Schmied, Wagner, Sattler und Gastwirt, Arbeit und Geld, auch der Bauer zog daraus einen Nutzen, da er die Fuhrleute mit Heu und Hafer versorgte sowie Vorspann leistete. Großkrut besaß ein eigenes Getreidemaß, den Kruter Metzen (1394). In diesem Jahr schenkte Johann von Liechtenstein dem Schottenkloster 60 Metzen Weizen „Kruter Maß“, da es sich wirtschaftlich in einer schlechten Lage befand.

1370 verlieh der Herzog Albrecht dem Dorfe Bernhardsthal die Marktfreiheit auf dem Sixtentag; wenige Jahre zuvor war Mistelbach mit dem Marktrecht beschenkt worden.

1408 wurde den Brüdern Hans und Heinrich von Liechtenstein die Vogtei über den Markt Großkrut übertragen; damit waren sie Schutz- und Schirmherren dieser Gemeinde, die im Poybachtal eine führende Stellung besaß und sicher schon lange vor dem erwähnten Jahre das Marktrecht hatte. Die nächsten Jahre waren der wirtschaftlichen Entwicklung nicht günstig, weil das Räuberwesen und die Hussitenkriege den Verkehr auf der Venedigerstraße schädigten. 1434 wurde bei Wien die erste Donaubrücke gebaut und der Handel bevorzugte die Straße Wien – Ulrichskirchen – Mistelbach und Laa; dadurch gewannen die beiden letzten Orte, was sich im Ungeld (eine Getränke-Verzehrungssteuer) im Jahre 1443 ausdrückte: Mistelbach lieferte 350 Pfund und Laa 320. Diese Zahlen beweisen einen starken Weinverbrauch, weil das Bier von den Leuten nicht getrunken wurde. Das Ungeld hatte der Kaiser dem Herren Christoph von Liechtenstein übertragen. Langsam büßte Großkrut als Handelsplatz seine Stellung im Poybachtal ein, weil sich die Verhältnisse in unserer Heimat änderten. 1465 erhielt Neusiedl/Zaya sein Marktrecht.

Die Entdeckung Amerikas schuf für Mitteleuropa neue Verkehrswege, weil Venedig seine Stellung verlor und die Venedigerstraße langsam verödete; dafür gewann die schlesische Straße Wien – Wolkersdorf – Erdberg – Ketzelsdorf – Tennau – Steinebrunn – Brünn größere Bedeutung. Die Renaissance schuf den Rechts- und Beamtenstaat. Jede Marktgemeinde musste ihre Privilegien vom Landesfürsten bestätigen lassen. Die Bindung des Markthandels mit der Kirche löste sich langsam. Nur Ernstbrunn hielt an dem Einläuten des Marktes fest bis zum ersten Weltkriege. Die Fahne steckt man auf den Pranger. Kaiser Maximilian I. soll den Großkrutern das Marktrecht verliehen oder bestätigt haben; es erlangte seine frühere wirtschaftliche Blüte nicht mehr, weil mehrere Gemeinden zu Märkten erhoben wurden, die es eigentlich nicht verdienten. 1574 verzeichnete ein Akt sogar den Markt Ebersdorf, nächst Bullendorf. 1582 bekam Poysdorf am 4. Mai von Kaiser Rudolf II. das Marktrecht, sodass es Großkrut langsam in den Schatten stellte. Vielleicht rührt aus dieser Zeit die stille Feindschaft und die Eifersucht, die aus dem Satze spricht: „die Kruter haben einen Hund erschlagen und die Haut nach Poysdorf tragen.“ Jemandem einen toten Hund schicken, war ein Schimpf in alter Zeit und nur die leere Haut ihm senden, noch ein größerer. Die Deutschen sollen 954 den Ungarn einen verendeten Hund statt des Tributes gebracht haben, sodass diese zu den Waffen griffen, aber bei Augsburg eine furchtbare Niederlage erlitten.

An den Wallfahrtsorten, z.B. bei Maria Bründl, kann man noch heute die uralte Bindung Gottesdienst – Markttreiben – Unterhaltung sehen, während die Marktfahne, das Freiungszeichen (eine Faust mit einem Schwert) und der Pranger vergessen sind.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv

Das Marktwesen in unserer Heimat behandelte ich in Arbeiten „Deutsche Heimat“ 1935 und 1936 sowie in der „N.Oe. Gemeindezeitung“ 1948

Veröffentlicht in: Mistelbach-Laaer Zeitung, Sa. 23. 10 1954, S. 5

Alte Maße und Gewichte

Der Satz: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“ ist berechtigt, wenn wir an die alten Maße Elle, Klafter und Faust denken. Die Elle war die Entfernung vom Ellbogen eines Erwachsenen bis zur Spitze des Mittelfingers. Die Klafter entsprach der Länge von den Fingerspitzen bei waagrecht ausgestreckten Armen. Die alten Maße, die der Bauer brauchte, waren nicht einheitlich für das ganze Land; bei uns gab es für den Getreidemetzen ein Kruter Maß, ein Laaer Maß und ein Mistelbacher Maß. Der Maßmetzen, den jeder Dorfrichter für seine Gemeinde besaß, war aus Eichenholz gemacht und mit Eisenringen beschlagen. Die Bauern konnten sich diesen Metzen für kurze Zeit ausleihen, doch sollten sie ihn bald zurückgeben. In Thomasl verlangte der Richter ein Pfund von dem Untertan; hier hatte der Maßmetzen noch ein Kreuzband (1550).

Beim Banntaiding musste der Dorfrichter diesen Metzen vorzeigen, der auch „gehämt“ = geeicht wurde; die Müller zeigten ihre Mutmaßl vor, das aber oft recht verschieden war; in Ringelsdorf gingen 16 Maßl auf einen Metzen, beim Rannersdorfer Müller dagegen 32. In Nieder Absdorf stand in der Kirche der Steinmetzen, an dem die Bauern ihren Hafermetzen „uechten“ = eichen sollten (1414). In Laa war in der Marktsäule eine eiserne Elle eingemauert; da überprüften die Käufer am Jahrmarkt die gekaufte Leinwand. Mistelbach verfügte über ein Metzenamt, wo sich die Gemeinden und auch einzelne Bauern ihre Metzen hämen durften; Hörersdorf ließ da den Getreidemetzen sowie das Weingeschirr „uechten“. Die Wilhelmsdorfer gingen mit dem Gemeindemetzen nach Großkrut (1512); wenn ein Wilhelmsdorfer den Richtermetzen nicht rechtzeitig zurückstellte, zahlte er als Strafe 12 Denare.

Es gab verschiedene Metzen; sie hießen: Vogteimetzen, Normal-, Hafer-, Weizen-, Dorf-, Richter-, Fürst-, Brannt-, Kauf- und Radlmetzen. Der Pfarrer von Mistelbach besaß einen Hafer- und Weizenmetzen, die er nur dem Mautner ausleihen durfte; die Gemeinde selbst verfügte über einen Marktmetzen. Das Kastenamt in Staatz hatte einen eigenen Metzen.

1588 führte die Regierung den Wiener Klafter als Einheitsmaß für ganz Österreich ein. In den Marktgemeinden gab es gewählte Beschauleute und Angießer sowie einen Bergmann, der einen Kettenzug von 10 Klafter Länge hatte und ihn bei Grenzstreitigkeiten brauchte; es war der Dorfgeometer. Der Angießer schaute auf richtiges Maß in den Gasthäusern und bei den Buschenschenken in der Gemeinde. An einem Jahrmarkt visitierten die Beschaumänner die Waren der Kaufleute auf ihre Güte und auf das richtige Maß. Überall herrschte Ordnung im Geschäftsleben der Marktgemeinde, denn sie sollte den guten Ruf des Jahrmarktes wahren.

Mit der Zeit machte sich im Wirtschaftsleben das Streben nach einem einheitlichen Maß bemerkbar. Der Staat übernahm das Eichen der Maße und Gewichte sowie der Waagen; es waren dies die Zimentierungsämter, die Vorläufer des Eichamtes von heute (1699). Noch 1925 sprach eine Poysdorfer Hausfrau von ihrem „Zimmtl“ = Litergefäß. Von 1756 musste die Elle eine einheitliche Länge haben (= 77,92 cm; sie wurde unterteilt in Halbe, Viertel, Achtel, 16tel, 32tel). Die Regierung verbot das „gegupfte“ Getreidemaß; es galt nur das gestrichene. Jeder Bauer besaß daher ein Streichbrett; solches gab es noch 1940 bei einem Poysdorfer Bauern.

1763 besaß Laa ein Zimentierungsamt. In Poysdorf bewahrte die Gemeinde im Erdgeschoss des Rathauses die trockenen zimentierten Maße; der Markt besaß ein Körnerstreichamt. Jeder Gast hatte sich von Gastwirt in einem zimentierten Gefäß das Getränk vorsetzen zu lassen. Alle Maße und Gewichte mussten nach 2 Jahren gehämt werden.

Nur zimentierte Maße, Gewichte und Waagen konnten im öffentlichen Verkehr verwendet werden. Verboten waren Drahtwaagen und hölzerne Ellen; auch ein aufgehängter „Fürschlag“ bei Waagen durfte nicht gebraucht werden.

Das Waldamt in Laa verfügte über eine zimentierte Klafter für den Holzverkauf. Die Kontrollorgane konnten die Hilfe des Dorfrichters und der Herrschaftsbeamten beanspruchen; sollten sie sich aber weigern, so zahlte jeder als Strafe 24 Reichstaler, die Partei aber, die sich weigerte, 12 Reichstaler oder 12 mal 24 Stunden Arrest.

Die französische Revolution führte in den Maßen das Dezimalsystem ein, das Österreich aber ablehnte. 1796 tauchte neben dem Maßl das Litermaß auf, das aber in den Dörfern nur langsam Eingang fand. Nach 1876 galt in der Monarchie das Dezimalsystem. Die alten Leute konnten sich in diese Neuerung nur schwer hineinfinden, sie fielen da oft Schwindlern in die Hände, die ihren Vorteil suchten.

Das Weinmaß war seit 1372 der „gebrannte“ Eimer = geeichte. Der Bergeimer, den man beim Bergrecht gebrauchte, war etwas größer. In Paasdorf wurde bei einem Bergtaiding das Bergviertel überprüft (1521). Der Weinzuber in Thomasl war nach dem Wintermaß gebrannt; hier gab es noch ein Wein- und Mostviertel, das mit Nägeln ausgesteckt war. In Patzmannsdorf musste am Michaelitag das Weinviertel, der Stauf und der Metzen gehämt = geeicht werden. Wer es aber unterließ, zahlte als Strafe 6 Schilling 2 Denare. Das Weinmaß angießen = hämen erfolgte in Mistelbach, Korneuburg, Wien und Klosterneuburg. In Schotterlee war der Bergeimer um einen Stauf größer als der gewöhnliche Landeimer. In Großkrut wird beim Bergrecht „26 Moß rauhe Fülle“ erwähnt. Auch von einem Visier = Hamstab ist oft die Rede.

Das Flächenmaß beim Weingarten war das Viertel = ½ Joch und das Achtel. Nach dem Auftreten der Reblaus um 1890 wurden die Weinstöcke gezählt. Das Feldmaß war im Weinland das Joch – eine Ackerfläche, die der Bauer mit 2 Ochsen in einem Tag umackern konnte; es hatte 3 Metzen Aussaat; erwähnt werden noch das Katastral- und das Wiener Joch. Es hatte 1600 Klafter oder 0,57 ha. Neben dem Joch findet sich auch als Feldmaß die Quanten. 1 Metzen Aussaat war gleich 19,18 ar. 1 Quadratmeile maß 10.000 Joch, ein Fuß = 9,99 dm², eine Elle = 35,42 dm² und eine Klafter = 36 Fuß. Eine Herrschaftsbreite maß 30 bis 40 Joch, in Gnadendorf nur 27.

Längenmaße: 1 Klafter (1° bezeichnet) hatte 6 Fuß = 72 Zoll à 12 Linien, ein Fuß = 12 Zoll oder 31 cm, eine Faust = 4 Zoll oder 10,53 cm. Eine Postmeile = 4000 Klafter oder 7,58 km, eine Wegmeile = 4,8 km, eine Elle = 77 cm und ein Schritt = 75 cm. Das Rekrutenmaß in der alten Monarchie betrug 1,58 m.

Hohlmaße: 1 Eimer = 40 Maß oder 56,58 Liter, eine Maß = 2 Halbe oder 4 Vierteln = 1,41 l, ein Dreiling = 24 Eimer oder 13,53 Liter, 1 Eimer = 30 Achtering; ein Fass Wein = 10 Eimer, ein Faß Bier 2 Eimer, ein Fuder Wein = 30 oder 32 Eimer, ein Maßl = 3,84 Liter, das kleine Maßl = 1,92 Liter, ein Futtermaßl = 0,96 Liter, 30 Metzen Getreide nannte man 1 Mut.

Brennholz im Wald: 1 Klafter = 3,41 m³, ein Holzbürdel sollte 36 Zoll (94,77 cm) lang sein. 1 Los Holz beim Verkauf im Frühjahr musste ungefähr 1 m³ Holz geben.

Waldmaß: 1414 hatte der Behemwald im March-Thaya-Dreieck 29 Schachen; diese Bezeichnung findet sich im Poysdorfer Flurnamen Hermannschachen und im Hanfthaler Personennamen Schachenhofer. In den Wäldern treffen wir noch den Namen Leiten (Baderleiten) und Holz (in Poysdorf Wenighölzl).

Wiesenmaß: Tagwerk = eine Fläche, die der Arbeiter in 1 Tag mit der Sense abmähte.

Gewichte: 1 Wiener Pfund = 32 Lot oder 0,56 kg, ein alter Zentner = 100 Pfund oder 56 kg, ein Doppelzentner = 100 kg und eine Tonne = 1.000 kg.

Zählmaße: 1 Dutzend = 12 Stück, 1 Schock = 60 Stück (5 Dutzend), 1 Mandl = 15 Garben, auch 11 daher in Poysdorf „Elfer“, 1 Schilling = 30 Stück, 1 Pfund = 12 Dutzend oder 240 Stück.

Geld: 1 Gulden = 60 Denare, 1 Groschen = 6 Denare, 1 Schilling oder Solidus (von der röm. Goldmünze) = 30 Denare und 1 Pfund = 240 Denare. 1760 kamen die ersten Kupfermünzen in den Verkauf, 1762 das Papiergeld, das die Bauern damals verfluchten; 1848 gab die Regierung ein Notgeld heraus, 1858 die Gold- und Silberwährung. 1892 die Goldwährung mit den Kronen und Hellern, 1918 – 1924 Inflation, 1924 Sanierung (1 Schilling hatte den Wert von 10.000 Papierkronen); 1920 gab es in Poysdorf ein Notgeld für die Gemeinde; 1938 deutsche Währung und 1945 wieder die von 1924 mit dem Schilling).

Jahresbeginn: Der Bauer rechnete mit dem Sommer- und Winterhalbjahr; ersteres Begann zu Georgi im April, letzteres zu Michaeli im September. Beginn des Kirchenjahres mit dem ersten Adventsonntag, das bürgerliche Jahr mit dem 1. Jänner, das Schuljahr mit dem 1. April, das Winzerjahr mit Maria Lichtmeß und das Militärjahr mit dem 1. Oktober.

Die Eichämter überprüfen heute auch die Waagen und Maße der Kaufleute. Jede größere Gemeinde und Eisenbahnstation besitzt eine Brückenwaage für schwere Lasten, die auch streng überprüft werden. Das Dezimalsystem konnte sich im bäuerlichen Leben noch nicht fest einbürgern, da der Bauer das Eimer- und Feldjochmaß nicht vergessen kann, amtlich wird es nicht verwendet; auch der Viertelacker gilt noch immer in den Landgemeinden.

Veröffentlicht in:

„Heimat im Weinland“ Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1970 – 1979, S. 95,

„Österreichische Weinzeitung“ 1947

Alte Maße

Das älteste Weinmaß ist der Eimer, der 56 Liter enthält. Er ist ein Gefäß mit einem Griff zum Unterschied vom Zuber, der zwei hatte und den man noch heute bei den Gebirgsbauern sieht, die das Wasser für den Stall vom Bache holen müssen. Der Eimer ist seit 1372 in Gebrauch. 1 Dreiling hatte 24 Eimer, 1 Startin 10 Eimer oder 2 Halbe, ein Eimer enthielt 30 Echtering (Achtering) á 1,8 Liter oder 40 Maß, 1 Maß = 4 Seideln oder 1,4 Liter, 1 Seidel = 0,35 Liter, 1 Schoppen oder Becher = 0,5 Liter. 1 Malter rechnete man zu 150 Liter. 30 Eimer waren eine Fuder. Eine Ladung hat heute 26 – 28 Eimer.

Die Flurbezeichnungen waren: Rute, Schatz, Lehen, Gwandten (d. s. 3 Metzen), Viertel (d. i. Viertel = Quandt), Joch, Tagwerk, Metzen. Diese Maße rühren von der Arbeit her, die der Mensch zum Maßstab seines Besitzes nahm. Das Viertel bürgerte sich nach dem Dreißigjährigen Kriege (1618 – 1648) ein und es ist heute das gebräuchlichste Feldmaß für die Weingärten. Es misst ein halbes Joch und hat 6000 Stöcke. Die neuen Weingärten haben nicht so viel, weil man die Stöcke weiter auseinander setzt, damit man mit den Pferden arbeiten kann. Zum Ausmessen der Felder benützte man früher den Kettenzug zu 10 Klaftern, der in jeder Gemeinde sein musste und den der „Bergmann“ in Verwahrung hatte.

Die alten Flächenmaße waren:

1 Joch = 1600 Quadratklafter = 57,5 ar = 2 Strich = 3 Metzen

1 Tagwerk = 100 Quadratklafter = 359,7 m²

1 Morgen = 25 ar.

1 Quadratklafter = 3,597 m²

1 Hufe = 30 Morgen = 750 ar.

1 Metzen = 530 Quadratklafter = 1920 m²

1 ¾ Joch = 1 ha.

Als Längenmaße galten:

1 Wiener Fuß = 31,2 cm

1 Fuß = 12 Zoll á 2,63 cm

1 Wiener Klafter = 6 Fuß = 1,896 m. Die Klafter ist gleich der Entfernung der Fingerspitzen bei ausgestreckten Armen. Die Bezeichnung für Klafter = ° , für Fuß , für Zoll = , und für Linie = .

1 Zoll = 12 Linien

1 Elle = 4 Spannen = 78 cm.

1 Schritt = 75 cm

1 Faust = 4 Zoll = 10 cm

1 Meile = 4000 Wiener Klafter = 7 km 586 m.

1 Klafter Holz = 2,842 Raummeter

1 Kubikklafter = 6,821 m³

1 Kubikfuß = 31 dm³

Getreidemaße:

1 kleines Maßl = 0,96 l

1 großes Maßl = 1.92 l

1 Mühlenmaßl = 3,84 l

1 Metzen = 2 Halbe = 4 Viertel = 60 l

1 Scheffel = 16 Metzen = 9,6 hl

1 Mut = 30 Metzen = 18 hl

Gewichte:

1 Stein = 10 kg

1 Pfund = 0,56 kg

1 alter Zentner = 56 kg = 32 Lot

1 Lot = 4 Quentchen = 1,75 dkg

Andere kleine Gewichte hießen: Gran, Skrugel, Drachme, Unze.

Die französische Revolution brachte eine tiefgehende Veränderung in unseren Maßen und Gewichten mit sich, denn 1791 wurde eine Kommission eingesetzt, die sich mit dem neuen Maß beschäftigte. Sie führte das Dezimalsystem durch, das durch die zehn Finger des Menschen gegeben war. Seit 1795 hieß das neue Hohlmaß Liter, beziehungsweise Hektoliter. Das Volk war gegen diese Neuerung und widersetzte sich gegen die Einführung des Hektoliters. Noch heute rechnet der Bauer nach Eimern, obwohl in der Schule und in den Ämtern nach Litern und Hektolitern gerechnet wird.

Handschriftliches Konzept von Franz Thiel

Alte Straßen und Wege im Weinland

Schon in alter vorgeschichticher Zeit gab es in unserer Heimat einen richtigen Verkehrsweg, die Bernsteinstraße, die am rechten Marchufer zur Ostsee führte. Die alten Griechen und Römer benützten sie, wenn sie den wichtigen Bernstein holten, den sie für ihre Schmucksachen benötigten. Mark Aurel wählte sie zum Aufmarsch seiner Legionen im Kampfe gegen die Germanen 170 – 180 n. Chr. Der Kampf ist bekannt durch sein Regenwunder sowie durch die Tatsache, dass damals die ersten Christen den Boden unserer Heimat betraten.

In der Zeit der Völkerwanderung verlor die Bernsteinstraße ihre Bedeutung und wurde von den Handelsleuten gemieden. Erst 1056 wird ein neuer Verkehrsweg erwähnt. Damals schenkte Kaiser Heinrich III. der Passauer Kirche das Gebiet um Herrnbaumgarten und Großkrut neben der Straße Wilfersdorf, Krut, Reinthal und Lundenburg (Dudik „Mährens allgemeine Geschichte“). Es ist dies die Venediger Straße, auf der 1227 im Monat Mai der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein als Frau Venus von Venedig nach Feldsberg zog und in Mistelbach ein großes Turnier abhielt. Auf ihr wollten 1241 die Mongolen nach Korneuburg und Wien vordringen. Der starke Handelsverkehr mied die alte Bernsteinstraße wegen der Unsicherheit, man fürchtete mit Recht Überfälle der Ungarn jenseits der March. Dafür plünderten unsere Raubritter die fremden Kaufleute und bereicherten sich auf diese Weise. Falkenstein war 1296 ein gefürchtetes Räubernest.

Dudik erwähnt 1276 eine Verkehrsstraße von Nikolsburg – Marchegg – Preßburg, im Jahre 1278 war Rudolf von Habsburg in Mistelbach, wo er sich am 8. September von dem ungarischen König Ladislaus verabschiedete, der nach Ungarn zurückkehrte, er wählte sicher die Straße über den Huetter Tanz bei Kettlasbrunn, auf dem später die ungarischen Kaufleute zum Mistelbacher Markt zogen. 1278 sollte das Weinviertel zu Böhmen kommen. Mistelbach war ein wichtiger Straßenknotenpunkt, der für die Gemeinde von großem Nutzen war, von hier führten Straßen nach Preßburg, Hohenau, Ludenburg, Laa, Znaim, Wien (über Ulrichskirchen) und nach Korneuburg.

Die Straßenpflege war Aufgabe der Grundherrn, die ein Drittel der Mauteinnahmen dazu verwenden sollten, doch geschah wenig, sodass die sogenannten Straßen wie Feldwege ausschauten. Es fehlte der feste Unterbau und der Schotter. Man hielt sich an dem Satz: „Schlechte Straßen bringen Geld in das Land, da leben die Gastwirte, Hufschmiede, Wagner und Sattler.“Diese Straßen hatten eine Breite, dass 2 Wagen bequem nebeneinander fahren konnten, es gab keine Fahrordnung, daher hatten vornehme Reisende einen Vorreiter, der den Weg für die Reisewagen freimachte. Im Herbste stellten die Roboter Holzstangen im freien Gelände neben der Straße auf, die in einem schneereichen Winter den Fremden die Fahrtrichtung anzeigten.

1468 zog Matthias Corvinus von Preßburg nach Laa zum Kampfe gegen die Tschechen.

1612 reiste der Kaiser Matthias von Brünn im November nach Wien, doch fehlt die genaue Angabe der Reise. Die Kaiserlichen marschierten 1619 unter Dampiere und Buquoy von Laa über Mistelbach nach Wien.

Zu Beginn des 30-jährigen Krieges richtete die Regierung eine Reitpost nach Breslau ein, die von Wien über Wolkersdorf, Wilfersdorf, Erdberg, Ketzelsdorf, Herrnbaumgarten, Tennauer Wald, Steinebrunn nach Nikolsburg, Brünn und Olmütz ihren Weg nahm. Sie dürfte später die Richtung Wilfersdorf, Poysbrunn bis Drasenhofen genommen haben, weil in einem Grundbuch von Poysdorf im Seegrund eine alte Poststraße erwähnt wird.

Erst das Zeitalter des Merkantilismus brachte einen Wandel im Straßenbau. 1732 war die Brünnerstraße fertig, die zuerst über Schrick – Mistelbach – Eibesthal – Wetzelsdorf und Poysdorf geplant war; sie hatte einen festen Unterbau mit einer Schotterschichte darüber. Der Teil Gaweinstal – Poysdorf war der beste Bau der neuen Straße, die auch Reichs-, Kaiser- und Poststraße hieß und zu einer Lebensader unserer Heimat wurde.

Fürst Wenzel von Liechtenstein (+1772), der Ratgeber Maria Theresias, schuf die Fürstenstraße, die von der Brünnerstraße durch den Tennauerwald nach Feldsberg führte. Die Laaer wünschten um 1800 eine Reichsstraße nach Preßburg. Die Regierung in Wien erweiterte die Reichsstraße zu einer Chaussee, führte das Linksfahren ein und setzte an den Straßenrändern Obstbäume, Linden und Pappeln. Der Staat hatte wenig Geld in den Kriegen mit Napoleon und konnte wenig für die Verkehrswege machen. Der Rabensburger Amtmann Blumenwitz kritisierte die schlechten Straßen unserer Heimat, die schon damals den Höhepunkt des Verkehrs erreicht hatten. Der Bau der Nordbahn (1838), der Ost- und Nordostbahn bedeuteten das Ende des Straßenverkehrs auf den Reichsstraßen.

Erst nach dem ersten Weltkrieg erlangten die Straßen ihre alte Bedeutung. Der Kraftwagen sowie die Technik änderten das Straßenbild und riefen eine Revolution im Straßenbau hervor, die wir heute erleben und mit eigenen Augen verfolgen können.

In den Flurnamen unserer Gemeinden begegnet uns oft das Wort Straße. So führte von dem Poysdorfer Polukenweg „die alte Mistelbacher Straße“ durch die Felder und durch den Wald nach Mistelbach. In Poysdorf wird 1740 eine alte Landstraße erwähnt, die auch Poststraße genannt wurde, wie ich schon betonte. Die Poysbrunner Straße berührte die Bankleiten, ließ die Viehtrift seitwärts liegen und endete in Poysbrunn.

Andere Flurnamen: Bei der Straße in Pürstendorf, an der Schotterstraße in Paasdorf, an der Straße in Hornsburg, die Hochstraße bei Kettlasbrunn, auf der Hochstraße in Guttenbrunn (1714), Frauenstraße – Pottenhofen, sowie Straße Hörersdorf bei der Viehtrift, auf der Straße – Pyhra, Straßbergen (diese Flurnamen könnten mit dem slawischen Worte straz = Wartberg, zusammenhängen) – Neudorf, Hochstraße – Patzmannsdorf, Dornstraße – Wultendorf, Hochstraße – Prinzendorf über Maustrenk nach Schrick, Straßenäcker Ebersdorf, Straßenboden – Mistelbach Hochstraß – Ebersdorf, auf der Hochstraß – Atzelsdorf, in der Hochstraß – Poysbrunn, Alte Straße – Poysdorf neben dem Wartberg.

Landwege, welche die einzelnen Gemeinden verbanden und nach 1860 Landstraßen wurden: Eibestaler Weg – Mistelbach 1414, Pottendorfer Weg – Schrattenberg – Schrattenberg 1414, Kreuzstetter – und Neusiedler Weg – Pellendorf, Mitter-, Ladendorfer-, Leisser- und Schotter Weg Ober Kreuzstetten, Mistelbacher Weg – Kettlasbrunn, Herrnleiser Steig – Pürstendorf, Höbersbrunner Weg – Paasdorf, Ernstbrunner Weg – Eggersdorf, Zwentendorfer Weg – Gnadendorf, Staatzer Weg – Unter Stinkenbrunn und Klein Baumgarten, Röhrabrunner – und Eichenbrunner Weg – Pyhra, Hausbrunner Weg – Bernhardsthal beim Neuriß, Alt Lichtenwarther Weg – Bernhardsthal beim Neuriß, Alt Lichtenwarther Weg – Bernhardsthal, Kruter Weg – Schrattenberg.

Eine Landstraße sollte 18 Schuh breit sein, sodass 2 Wagen bequem nebeneinander fahren konnten. Das Land baute z. b. 1870 die Straße Poysdorf – Feldsberg aus, doch mussten die Gemeinden die Grundablösung selbst bezahlen; im gleichen Jahr konnte auch die Landstraße Mistelbach – Klein Hadersdorf dem Verkehr übergeben werden.

Die Feldwege gehörten der Gemeinde. Jedes Jahr beschauten sie der Ortsrichter mit 2 Geschworenen zu Michaeli und Georgi, sie waren für jedes Unglück verantwortlich, dass sich im Laufe des Jahres ereignen würde. Die Dorfbewohner mussten die Fehler sofort ausbessern. Wer zu dieser Arbeit nicht erschien, zahlte in Thomasl zur Straße 12 den und reichte der Gemeinde ¼ Wein (1550). In Poysdorf ließ die Gemeinde die Schanze besichtigen, aber nur einmal im Jahr. Die Weistümer sprechen von Erb- und Hartwegen. Die Feldwege hatten eine Breite, dass der Knecht bequem neben dem Wagen gehen konnte. Ab und zu gab es zum Ausweichen „Wendelstätte“. In die Feldwege durfte kein Bauer bei seinem Acker einen „Fürhang“ machen und ihn so einengen. In Wilhelmsdorf ist die Rede von einem Fürtweg; hier gab es im Gemeindegebiet 2 freie Wege, auch hatte jedes Weingebirge seinen eigenen Feldweg; doch durften keine neue Wege und Gehsteige gemacht werden.

In Poysdorf durften nach der Polizei-Ordnung vom Jahre 1582 Fahrwege und Fußsteige nicht verbaut werden, wer es tat, zahlte zur Strafe 6 Schilling 2 den. Gässchen und Wendestellen mussten im Markte so breit sein, dass man mit einem Maßlschaffel durchgehen konnte.

Verbotszeichen waren in Schotterlee ein Graben und bei einem Gehsteig ein Stecken, in Röhrabrunn aber bei einem Fußweg ein Dorn.

Feldwege in Poysdorf um 1760 Bürstingweg, Falkensteiner Weg durch die Fuchsenbergen, Einsiedelweg bei der Einsiedlerkapelle (auch im Einsiedlersteig), Triftweg durch den Ratich, Lehnsatzweg neben dem Poybach, Zehenthüttenweg, der von der Singerburg in das Maxendorfer Weingebirge führte, die Zehenthütte, in der jeder Bauer seine Weinfechsung angeben musste, hatte die Gemeinde Ketzelsdorf in gutem Bauzustand zu erhalten. Poysbrunner Straße durch die Bankleiten neben der Viehtrift, Landstraße, auch Poststraße genannt (1740) durch den Seegrund, Polukenweg unterhalb der Froschmühle, Höbertsgruber Weg und Viehbrunnerweg, Ketzelsdorf: Hochweg (alte Poststraße). Großkrut: Zwerweg, Teichtweg und Ziegelofenweg. Enzersdorf: Goldweg, auch in Neudorf. Hörersdorf: Freie Straße. Wilhelmsdorf: Weite Gasse = der Triftweg; in Klein Hadersdorf heißt er Weierweg.

Fußsteig: Schrattenberg – schon 1414 erwähnt – ging nach Feldsberg, der Poysdorfer nach Falkenstein und der Paasdorfer nach Mistelbach.

Kirchweg: Falkenstein (1414), Rotenlaim – eine Wüstung bei Alt Lichtenwarth - Hausbrunn bis 1784 – da erhielt die Gemeinde eine Kirche -, Ketzelsdorf bis 1833 – von da benützten die Gläubigen die Straße Poysdorf – Hohenau, Zwentendorf, Großkrut (Kirchsteig), Klein Ritzdorf, (Kirchsteig), auch Helfens, Dörfles, Diepolz, Alt Ruppersdorf und Alt Lichtenwarth. Diese Kirchwege und Kirchsteige boten zu Weihnachten ein sehenswertes Schauspiel, wenn die Leute zur Christmette gingen, da bewegte sich eine lange Reihe von Lichtern in den Handlaternen langsam durch die stille einsame Winternacht. Sie blieben mit dem Leben der Dorfbewohner stets innig verbunden, als Täufling wurde er auf diesem Weg zur Kirche getragen, Jahre später schritt er mit seiner Braut auf diesem Weg und nach seinem Tode trugen ihn die Nachbarn zur letzten Ruhestätte.

Poststeig – Hornsburg. Burgweg – Schletz. Garten – Mitterweg – Hüttendorf. Mühlweg – Wetzelsdorf u. z. einer zur Poysdorfer Engelherrnmühle und einer zur Maxendorfer Feldmühle in Hagenberg, Kottingneusiedl, Neudorf b. St., Alt Lichtenwarth und Hausbrunn. Sie durften nicht an Sonn- und Feiertagen befahren werden, weil die Mühlen Sonntagsruhe hielten.

Am Frättingersteig – Hagenberg. Piringersteig – Am Backsteig – Röhrabrunn. Bäckersteig – Poysbrunn am Landmann. Gottessteig – Pyhra. Obere Lodersteig – Stronsdorf. Schafsteig – Laa. Badsteig – Fallbach. Lanzendorfer Gehsteig – Mistelbach. Diebsteig – Ladendorf. Pflanzsteig – Garmanns 1577, da hatten die Bauern ihre Frühbeete für Gemüse, besonders für Kraut, auch Gnadendorf 1414, Eiersteig – Hornsburg und Eiergasse – Falkenstein, hier vollzog sich der Eierverkauf, da die Händler bei Seuchengefahr kein Haus betreten durften. Die besten Eierhändler waren die Katzelsdorfer. Einmal wollte ein Händler recht viel Eier in seiner Butte unterbringen, da stampfte er sie mit den Füßen ein, die ganz gelb wurden, darum heißen die Katzelsdorfer Gelbfüßler.

Schwedensteig – der verband Falkenstein mit Mistelbach und ging durch die Fürstenföhren, Wilhelmdorf und durch die Felder und durch den Mistelbacher Wald. In Falkenstein hatten 1645 die Schweden ihr Verpflegsmagazin, in das die Bauern Wein, Mehl, Fleisch, Hafer, Stroh u. s. w. lieferten. In Mistelbach befand sich das Hauptquartier. Den Weg benützten die Militärboten. 1866 wollten ihn die Preußen sehen, doch wagte sich kein Poysdorfer, sie zu dem Pfad zu führen.

Knappensteig – verband die Burg Falkenstein mit der in Föllim, die 1458 die Tschechen unter Georg von Podjebrad zerstörten.

Katzensteig – Poysdorf am Schulerberg. Bründlweg – Poysdorf, er führte neben dem Poybach zur Bründlkirche und verschwand bei der Regulierung des Baches.

Fürstenweg – Herrnbaumgarten. Rennweg – Wetzelsdorf, auf diesem veranstalteten die Dorfburschen zu Pfingsten ein Wettrennen und wählten den Maikönig. Ottenthaler Weg – Ottenthal, ihn benutzten die Weinbauern aus Südmähren, wenn sie nach Falkenstein gingen, wo sie eine Rechtsbelehrung in einer Streitfrage einholten, es mussten immer 2 Männer diese Pflicht erfüllen. In Falkenstein war das Obergericht in Weinbaufragen. Karl IV. (+1378) verbot den Weinbauern, …..

Burgweg und Steinweg – Hausbrunn. Goldweg – Neudorf und Enzersdorf. Hohlweg – Ketzelsdorf (alte Poststraße) Pumcherweg – Michelsteten beim Katzenloch. Schusterweg – Oberleis, da stellten bei einem Jahrmarkt die Schuster ihre Stände auf. Salzweg – Hüttendorf (1414) und Walterskirchen. Totenweg – Staatz. Heuweg – Mistelbach, das Heu musste zum Weg getragen werden, da die feuchten Wiesen nicht mit Roß und Wagen befahren werden konnten. In Poysdorf versank ein Bauer mit Roß und Wagen auf den Röhrlwiesen und konnte nur mit großer Mühe gerettet werden.

Weingartssteig – Gebmanns. Bandltragerweg – Mistelbach, er ging nach Siebenhirten und über den Sattelberg, es war der Weg der Hausierer aus dem Waldviertel. Holzweg – Mistelbach. Taufferweg – Mistelbach (1414). Tiefweg – Höbersbrunn. Streitweg – Paasdorf. Heimatweg – Schrick. Im tiefen Weg – Drasenhofen. Judenweg – Falkenstein, Walterskirchen neben dem Cholerakreuz, Herrnbaumgarten neben der Urbaniskapelle und Hausbrunn. Die Juden mieden die Mauten. Am neuen Weg – Falkenstein 1800. Gemeindeweg – Föllim.

Orts- und Gemeindestraßen, die von den Gemeinden erhalten wurden, sollten rein und sauber gehalten werden, es war verboten, Unrat, Schmutz, tote Tiere, Küchenabfälle, schmutzige Windeln und zerbrochenes Geschirr hinauszuwerfen und so die Dorfstraße zu verschmutzen. Jeden Samstag kehrten und reinigten die Hausbesitzer ihren Teil, auch die Vorgärten mussten nach 1870 verschwinden – in Poysdorf in der Laaerstraße, da sie die Straße einengten. Poysdorf brauchte für seine Gemeindestraßen im Jahre 1850 nur 52 Haufen Schotter, die nach der Grundsteuer der Bewohner aufgeteilt wurden u. z. bei 5 fl Steuer ½ Haufen, bei 10 fl einen ganzen, bei 15 fl 1 ½ und bei 20 fl zwei Haufen. Die keine Steuer zahlten, mussten arbeiten, die Saumseligen wurden in der Weise bestraft, dass ein anderer auf ihre Kosten den Schotter herbeiführte, Schottergruben lagen in Kl. Hadersdorf (Pillergrube) und in Poysdorf (Steingrube)

Herrenzeile – Bullendorf und Kettlasbrunn. Bogenzeile – Kettlasbrunn, , Bäckerzeile – Bullendorf. Kroaten – Wagenschmierzeile – Ketzelsdorf. Zwergzeile – Poysbrunn. Bachzeile – Poysdorf. Schlösselgasse – Siebenhirten. Weinzeile – Falkenstein. Herren-, Kleinzeile und Schindergasse – Herrnbaumgarten. Schafzeile und Auf der Zeile – Schrattenberg. Hintere, Lange und Mittlere Zeile – Großkrut.

In der Stadt – Kl. Hadersdorf und Falkenstein. Neustift – Mistelbach Reinthal und Obersulz. Hradschin – slawisch = Wehranlage – Poysbrunn, Steinebrunn, Schrattenberg und Reinthal. Venusberg – Laa und Großkrut. Hier nahmen die Freudenmädchen den Durchreisenden den letzten Groschen ab. Beim Follter (Falltor) – Wilhelmsdorf, Ameis und Wetzelsdorf (= der Sammelplatz der Weidetiere, die der Hirte von da auf die Weide trieb)

In Poysdorf änderten sich die Namen der Gemeindestraßen im Laufe der Zeit: Alleegasse – früher Hafnermarkt. Brunngasse – früher Kirchengasse. Laaerstraße – früher Kloster – und Hadersdorfergasse. Körnergasse – früher Bräuhausgasse.

Nun sind die Güterwege in den Dörfern, die den technischen Anforderungen im Maschinenzeitalter entsprechen. Auch die uralte Bernsteinstraße soll wieder im modernen Geiste ausgebaut werden. 1938 sprach man von einer Autobahn, die aber fürs Weinland in weite Ferne gerückt ist, obwohl sie für unsere Heimat von großem Nutzen wäre.

Quellen: Max Vancsa „ Geschichte von Nieder- und Ober-Österreich“ L Bretholz: Das Nikolsburger Urbar der Herren von Liechtenstein G. Winter: Weistümer Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtenstinischen Hausarchiv Gemeinde Mappen im Bezirksgericht Poysdorf und Laa, sowie im Vermessungsamt Mistelbach Gemeindechronik von Poysdorf

Nach einer Handschrift von Franz Thiel, die von Frau Christa Jakob, Mistelbach, übertragen wurde.

Alte Totenbräuche im Weinland

Uralter Siedlungsboden ist unser Weinviertel, wo der Mensch schon in grauer Vorzeit wohnte; im Laufe der Geschichte kamen und gingen die Völker, von denen oft nichts erhalten blieb als einige Bodenfunde, wie Knochen und Scherben, die heute der Bauer ausackert, wenn er ein Feld für einen Weingarten herrichtet. Durch Jahrtausende hat die Erde diese Zeugen der Vergangenheit treu behütet, die von großer Wichtigkeit für die Heimatgeschichte sind.

Die Bestattung der Toten änderte sich im Laufe der Zeit und nahm verschiedene Formen an; bald wurden sie in ausgestreckter Lage auf dem Rücken, bald mit stark gebeugten Gliedmaßen, dann wieder in einer Seitenlage oder sitzend beerdigt; auch die Einäscherung war nicht selten. Gemeinsam war allen Völkern der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode – der Unsterblichkeitsgedanke.

In der Jungsteinzeit wohnten im Weinlande sesshafte Bauern, die den Hund, die Ziege, das Schaf, das Rind und das Schwein als Haustiere kannten, die Weizen, Gerste, Linsen, Erbsen und Hirse anbauten und die Verstorbenen nahe bei ihren Wohnstätten begruben; denn immer und überall will der Lebende die Toten in seiner nächsten Umgebung haben und sie besuchen. In das Grab legte man seine Geräte, da er ja im Jenseits seine gewohnte Arbeit fortsetzte. Dazu kamen noch Speise und Trank. In der Flur „Mosang“ bei Kleinhadersdorf zeigten die Kopfknochen eine starke rote Färbung, die ziemlich tief eingedrungen war. Dieses Rot sollte symbolhaft das neue Leben darstellen und dem Körper die Blutkräfte verleihen. Die 13 Skelette lagen auf der linken Seite und mit dem Gesichte

gegen Osten.

Bei Schleinbach legte man vor Jahren ein Grab frei, in dem neben dem Manne eine Frau mit zertrümmertem Schädel lag. Nach der Stellung der Hände vermutete man, dass sie eines gewaltsamen Todes gestorben war. Sie musste das Los ihres Mannes teilen, wie es in Indien noch vor 70 Jahren geschah, dass die Witwe verbrannt wurde. Später opferte sie ihren Zopf und zuletzt ein zopfähnliches Gebäck, aus dem unser Allerheiligenstriezel entstand. Aus Furcht und Angst, der Tote könnte als böser Geist zurückkehren und den Lebenden schaden, beugte man ihm die Beine und band sie fest (Hockergräber). Solche findet man im Poybach- und Zayatal häufig, da der fruchtbare Lößboden die Besiedlung günstig beeinﬂusste.

Diese Hockergräber waren auch in der Bronzezeit gebräuchlich. Daneben tauchen auch Flachgräber auf, in denen die Leiche auf der Seite liegt (Funde in Prinzendorf und Palterndorf). Die Bewohner waren die Illyrier, von denen der Name Zaya und Thaya stammt. Sie zähmten das Wilde Pferd und hatten in den Alpen Kupfer- und Salzbergwerke. Sie übten schon die Leichenverbrennung, die vor dem Grabe oder auf einem Scheiterhaufen vollzogen wurde. Sie war aber keine vollkommene, da sich oft noch kleine Knochenteile in der Asche vorfinden. Mit dem Begräbnis waren bei den Vornehmen sicher auch Feierlichkeiten, Wettspiele, Tänze und Unterhaltungen zu Ehren des Dahingeschiedenen verbunden, wobei Essen und Trinken eine große Rolle spielten. Die Asche gab man in eine Urne und vergrub sie in der Erde (Fund in Altlichtenwarth). Die lärmenden Totenfeste galten als Abwehr gegen Dämonen und böse Geister, die dem Toten auf dem Wege ins Jenseits schaden wollten.

Den Illyrern folgten die Kelten, die das Eisen, die Münzen, die Drehscheibe in der Töpferei, das Rasiermesser und das Holzfass kannten, das auf dem Gebiete des Weinhandels eine tiefgehende Umwälzung hervorrief. Bei uns besaßen sie in Oberleis ein Handels- und Kulturzentrum, von dem noch heute die Bewohner der umliegenden Dörfer erzählen, dass hier eine große Stadt gewesen sei. Sie errichteten über den Gräbern ihrer toten Gaufürsten Erdhügel, Tumuli genannt, zu dem jeder Kelte Erde herbeischaffen musste. Wir werfen auch auf den Sarg im Grabe drei Schaufeln Erde, was ein uralter Brauch ist. Das Volk schreibt diese Tumuli den Schweden und Franzosen zu; daher heißt der Bullendorfer Tumulus „Kappelberg“, weil angeblich die Franzosen mit ihren Kappen die Erde herbeischafften. Schöne Tumuli sieht man bei Bernhardsthal. Das Verbrennen der Toten war keineswegs eine Pietätlosigkeit und es geschah nicht aus Furcht vor dem Toten, sondern wurzelte in der Vorstellung, dass aus der Asche ein neuer Mensch entstehe, der im Jenseits gereinigt, geläutert und befreit von allen irdischen Schlacken weiterlebe (nach Dr. Beninger). Der Gedanke des Schmerzes und der Trauer lag dem Menschen damals beim Begräbnis ganz ferne.

Die Römer setzten ihren Abgeschiedenen einen Grabstein, dem nie die Inschrift fehlte. Interessant ist ein solcher, der bei Wr. Neustadt gefunden wurde und den Germanennamen Strobilo trägt (nach Dr. L. Franz). Dieser Name lebt als Strobel im Weinlande noch fort und hat eine starke Verbreitung.

Germanensiedlungen sind in Poysdorf, Maxendorf, Wulzeshofen, Pillichsdorf und Mistelbach gefunden worden. Hier in Mistelbach war ein Mittelpunkt germanischer Kultur.

Neben der Einäscherung war die einfache Beerdigung üblich. Schöne Schmuckstücke fand man in den Gräbern bei Untersiebenbrunn und bei Laa a. d. Th., wo neben den Knochen noch ein Metallspiegel lag. Die Langobarden, die um 500 n. Chr. bei uns siedelten, hatten Friedhöfe, die auf der Nordseite eines Hügels angelegt waren. Sie zerstückelten die Leiche und legten die Gebrauchsgegenstände des Verstorbenen ins Grab, dazu noch Eier, Hühner und Eichhörnchen (das Ei - Sinnbild der Auferstehung). Das Brett, auf dem der Leichnam lag, kam auch ins Grab. Das ist der Ursprung unserer Totenbretter. In Poysdorf hat es die Form eines Kreuzes und ist bei Verheirateten braun und bei Ledigen weiß.

Der Langobardenfriedhof bei Poysdorf ist wohl der interessanteste von Mitteleuropa. Man fand da in den Gräbern Hammer, Feile, Amboss, Zange und Modelle für Arbeiten, eine schöne Vorsorge für den Verstorbenen (nach Dr. Beninger). In der Völkerwanderungszeit liebte man es, aus den Kopfknochen Becher und Trinkschalen zu machen, weil man glaubte, mit dem Wein auch die geistigen Kräfte des Toten zu trinken. Der Wein war der übliche Leichentrunk, der zum Begräbnis gehörte.

Aus der Zeit des Großmährischen Reiches (um 850) fand Pittioni bei Bernhardsthal ein Grab, das neben verschiedenen anderen heidnischen Beigaben ein oströmisches Kreuz enthielt - ein Zeichen, dass christliches und heidnisches Gedankengut im Volke weiterlebten. Die Kirche führte da einen zähen Kampf gegen die fest eingewurzelten Bräuche, denen sie ein christliches Gewand gab. Die Friedhöfe legte man um die Kirchen an und weihte sie. Die Vornehmen fanden in der Kirche ihre letzte Ruhestätte. Einzelgräber waren beliebt, Massengräber galten als Schande. Wer in der Fremde starb, wollte in der Heimaterde bestattet werden. Dies zeugt von der großen Heimatliebe unserer Ahnen, die es als Schmach empfanden, in fremder Erde zu schlummern. War der Friedhof zu klein, so grub man nach einigen Jahren die Toten aus, sammelte und bleichte die großen Knochen und die Schädel, die in einem Karner aufbewahrt wurden (z. B. in Großkrut und Poysdorf). Hier in dieser Gemeinde machte das Beinhaus einen stimmungsvollen Eindruck auf jeden Besucher, der im Dämmerschein diesen Raum betrat. Leider wurde diese ehrwürdige Stätte bei der letzten Kirchenrenovierung zerstört und der alte Karner ist ein Raum für die Spinnen und Mäuse.

Verboten war es, die Toten auf dem Felde, im Walde oder bei Quellen zu bestatten, Leichenfeierlichkeiten abzuhalten und ein üppiges Gelage am Grabe zu veranstalten. Dafür trat ein Opfer für die Armen und für die Kirche. Der Totenschmaus erhielt einen ernsten Charakter und an die Stelle des alten Totenkultes trat der Seelenkult. Unehrliche Leute (Schinder, Freimann, fahrendes Volk) begrub man nicht im Friedhof, sondern dort, wo sie der Tod ereilte; sang- und klanglos verscharrte man sie und kein äußeres Zeichen verkündete später, dass hier ein Mensch den ewigen Schlaf schlummert. Stolpert ein Fußgänger auf dem Wege, so sagt man im Weinlande: „Hier liegt ein Musikant begraben.“ Auch sie gehörten in die Klasse der Unehrlichen, das waren solche, die keine Standesehre besaßen und keiner ehrbaren Zunft angehörten. Selbstmörder fanden ihre Ruhestätte auf dem Schindanger, Hingerichtete unter dem Galgen, die aber bei scheinender Sonne beerdigt werden mussten. Wohlhabende stifteten Seelenmessen, die am 3., 7., 9. und 30. Tage nach dem Begräbnis gelesen wurden. Dabei erhielten die Armen ein Opfer in Form von Wein, Brot und Geld.

Uralt ist der Brauch, dem Toten in den Sarg ein Geldstück zu legen. Die Griechen taten es, damit er den Fährmann bezahlen konnte, der ihn über den Fluss führte, welcher das Jenseits umfloss. In den alten Dorfrechten wird ein Geld erwähnt, das man einem Lauscher, der bei einer fremden Tür horchte und vom Hausbesitzer erschlagen wurde, auf die Wunde legte (in Wihelmsdorf bei Poysdorf). In der Reformationszeit verwarfen einige Gemeinden den Friedhof und wollten die Verstorbenen nach Belieben des einzelnen beerdigen, da sie sagten: „Die Erde ist überall des Herrn.“ Die Protestanten führten die Grabrede ein und deutsche Gesänge auf dem Wege zum Friedhof. Dieser Brauch kam dann wieder ab, in Seefeld erst 1629 (nach Dr. Wiedemann). In Pestzeiten war das Massengrab Vorschrift. Im Friedhof begrub man keine Pesttoten; sang- und klanglos warf man sie in die Grube und setzte darauf einige Bäume oder einen Bildstock. Zum Andenken an die Verstorbenen läutete man die Pestglocke täglich um 7 Uhr morgens. Mancher Bildstock wurde beschädigt oder aus Unverstand niedergerissen und das Material für andere Zwecke verwendet (z. B. in Wetzelsdorf). Die Bindung des Menschen mit der Geschichte seiner Heimat hat sich in den letzten Jahren stark gelockert.

Kaiser Josef II. verbot die Grüfte in der Kirche und die Bestattung außerhalb des Friedhofes. Jeder Tote musste hier seine letzte Ruhestätte finden, der im Gemeindegebiet gestorben war. Poysdorf besaß noch lange Zeit einen Leichenhof für Fremde und Soldaten, die nicht in demselben Acker ruhen durften wie die Einheimischen; sie waren ja Menschen zweiter Klasse und an dieser Tatsache änderte auch die Majestät des Todes nichts. Heute ist dieser Standpunkt überwunden.

Die liberale Zeit ging über die alten Bräuche hinweg. Der Einfluss der Großstadt machte sich auch in den entlegenen Landgemeinden bemerkbar. Im Allgemeinen zeigt die Bestattung heute mehr einen ernsten und würdevollen Charakter, man liebt die stille und eindrucksvolle Feier. Daneben hält man aber auch an dem Begriff einer „schönen Leich“ fest und will den Mitmenschen zeigen, dass der Tote im Leben etwas war. Ein einfaches Begräbnis fertigt man kurz mit dem Satze ab: „Ist das auch was?“

Jahrtausende gingen über unser Weinland hinweg, immer fand der Mensch nach des Lebens Arbeit in der Heimaterde seinen letzten Ruheplatz und glaubte an ein Weiterleben und an ein Wiedersehen. Eine alte Sitte ist es, dem Totengräber und den Trägern eine Weinspende zu geben. Beim Leichenschmaus dürfen sie nicht fehlen. Früher wurde der Schmaus beim Grabe abgehalten und war eine lärmende, heitere Feier. Heute ist es mehr eine Stärkung der Trauergäste, die dabei mit ehrenden Worten des Verstorbenen gedenken. Auch heute gilt der alte Satz der Römer: „De montuis nil nisi bene“ - von den Tote soll man nur Gutes sprechen.

Veröffentlicht in:

„Der Winzer“, Jg. 1949, Nr. 10, 1. 10. 1949, Seite 119 - 120

Alte und neue Maße im Weinbau

„Der Mensch ist das Maß aller Dinge“, lautet ein alter Spruch, dessen Richtigkeit wir in den alten Maßzeichnungen unserer Ahnen sehen; der menschliche Körper und die menschliche Arbeit bildeten die Grundlage für die Maße, die früher bei uns gebräuchlich waren: Zoll (die Breite des Daumens), Elle (die Entfernung der kleinen Fingerspitze vom Ellbogen), Faust, Schuh, Klafter (Entfernung der Mittelfingerspitzen bei seitwärts ausgestreckten Armen). Diese Maße waren wie alle anderen nicht einheitlich, sondern recht verschieden; damit aber das Volk beim Ein- und Verkauf keinen Schaden erleide, hatte die Obrigkeit an öffentlichen Gebäuden ein richtiges Normalmaß einmauern lassen, wo jeder die gekaufte Ware überprüfen konnte; so sehen wir noch heute neben dem Riesentor des Stephansdomes die große und kleine Elle sowie ein Groschenbrot. In Laa a. d. Thaya befand sich auf dem Marktplatz an der Rolandsäule eine Normalelle. In Nieder-Absdorf bei Zistersdorf war neben der Kirchentür ein Steinmetzen eingemauert, an dem jeder Bauer seinen Metzen „vechten“ = nachprüfen konnte (nach dem Nikolsburger Urbar 1414). Der alte Metzen hatte zwei Viertel; dabei unterschied man ein „gestrichenes“ Viertel und „ghupftes“; bei dem ersteren strich man mit einem Brett die Körner über dem Viertelrande weg, bei letzterem machte man noch ein Ghupf darauf.

Das Metzenmaß war recht verschieden; so hatte Mistelbach 1569 ein eigenes Maß für Weizen, ebenso Großkrut (1414 erwähnt), Laa (1512), Staatz (1545), Znaim, Korneuburg, Stockerau usw. Dreißig Metzen waren seit dem Jahr 1829 ein Maut. Jeder Dorfrichter besaß einen mit Eisen beschlagenen Normalmetzen, den sich jeder Bewohner der Gemeinde ausleihen konnte; doch mußte er ihn möglichst bald zurückbringen. Beim Pantaiding (Dorfgericht) wurde dieser Richtermetzen von der Obrigkeit überprüft; auch der Müller zeigte da sein Mautmaßl vor und ließ es kontrollieren. Im Jahre 1414 besaßen die Rabensburger und Ringelsdorfer Müller je einen Metzen, der sechzehn „Mautmessel“ faßte.

Das alte Flächenmaß war bei uns das Joch, das drei Metzen oder 1600 Quadratklafter hatte (heute 57 ar); es war eine Fläche, die man mit einem Paar Ochsen (= ein Joch) in einem Tage pflügen konnte. Das Wiesenmaß war ein Tagwerk = soviel ein Mäher in einem Tage abmähte.

Die Weingärten berechnete man im Viertel unter dem Manhartsberg nach Vierteln (= ein halbes Joch), in Südmähren nach Metzen, im Wiener Becken nach Pfund und in der Wachau nach Tagwerk. Zehn Pfund waren ein Viertel Weingarten; dieses Maß nahm man vom Gelde des Mittelalters; da hatte ein Pfund 240 Denar. Ein Pfund Weingarten zählte 250 Stock. Zwölf Tagwerk waren ein Joch in der Wachau. Zum Ausmessen der Grundflächen benutzte man früher den „Kettenzug“ zu zehn Klaftern; jede Gemeinde besaß mehrere Stück, die der Bergmeister, beziehungsweise der Bergmann verwahrte; es waren dies die Gemeindegeometer, welche die Grenzstreitigkeiten schlichteten und vereidigt wurden.

Das älteste Hohlmaß war die Urne (=12,8 Liter), die noch in den landesfürstlichen Urbaren des ausgehenden dreizehnten Jahrhunderts erwähnt wird. Der Eimer bürgerte sich im vierzehnten Jahrhundert ein und war ein Gefäß mit einem Griff, während der Zuber zwei hatte; man leitet auch das Wort Eimer von dem griechischen Amphora ab, das war ein Weinkrug mit 26 Liter Inhalt. Auch der Eimer war kein einheitliches Maß; er hatte in Österreich 30 Achtering oder 40 Maß oder 56 Liter, der Ödenburger 54 Liter, der Preßburger auch 54 Liter, der preußische 68 Liter und der in Württemberg sogar 293 Liter.

Seit 1391 faßte der österreichische Eimer vier Quart-Viertel; daher hat bei uns das Viertelschaff noch immer 14 Liter. Ein Achtering waren vier Seideln, eine Maß hatte zwei Halbe oder 1,4 Liter. Eine Weinladung oder eine Fuhr enthielt 30 Eimer, was noch heute Geltung hat. 24 Eimer nannte man einen Dreiling. Nach einer uralten Bestimmung durfte in Poysdorf kein fremder Wein eingeführt werden, solange in den Kellern zehn Dreiling vorhanden waren. Dieses Verbot wurde am 21. Jänner 1595 im alten Gemeindegedenkbuch festgehalten.

Öfters wird der Falkensteiner Eimer (zum Beispiel 1528) erwähnt, doch fand ich keine Angabe über seine Größe. Der Dorfrichter oder der Bergmeister besaßen einen Normaleimer; wurde aber seine Richtigkeit bezweifelt, so schickte man ihn nach Klosterneuburg, wo er geeicht wurde; der Fachausdruck hiefür war „hamen“. Der Eichmeister hieß deswegen „Hamer“. Nach dem Pantaiding von Wilhelmsdorf (bei Poysdorf) aus dem Jahre 1618 mußte jeder Bauer dieser Gemeinde den richtigen Getreidemetzen und das genaue Weinmaß benützen, das der Dorfrichter besaß. Wer es brauchte, konnte sich das Normalmaß ausleihen, doch mußte er es sofort zurückstellen; behielt er es über Nacht, so zahlte er zur Strafe 12 Denar.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege bürgerte sich der Visierstab ein, zum Bestimmen des Faßinhaltes; in Feldsberg hatte die Gemeinde einen, der aber hier „Haimb“ genannt wurde; es war dies ein Holzstab, der mit dem Stadtwappen geschmückt war.

Der Ruf nach genauen Maßen ertönte immer wieder, damit der gemeine Mann nicht übervorteilt würde. Schon Ottokar verlangte 1268 zum Wohle der breiten Volksmasse zimentierte Maße und Gewichte sowie Waagen. Um 1500 bürgerten sich die „gebrannten Zimente“ ein, die aus Zinn hergestellt wurden und im Volkmunde „Zimentl“ hießen. 1553 faßte der Eimer 38 Achtering und 1569 sogar 41 Achtering.

Im Dreißigjährigen Krieg herrschte eine große Rechtsunsicherheit in den Maßen, die das Volk in erster Linie bitter beklagte; da wollte die Regierung 1638 Ordnung schaffen und ein Einheitsmaß einführen, doch kam es nicht dazu, ebensowenig 1707 und 1710. Erst im Zeitalter des Merkantilismus ging der Staat daran, den Maßeinheiten mehr Beachtung zu schenken, da er sich seiner Pflicht gegenüber dem Volke bewußt war. Es durften nach 1730 nur mehr zimentierte Maße, Gewichte und Waagen verwendet werden; in den Städten errichtete er Zimentierungsämter; die Männer, welche seit dem ausgehenden Mittelalter in den Gemeinden die Aufsicht über die richtigen Maße führten, hatten einen Eid abzulegen, damit sie ihre Pflichten unparteiisch erfüllten; es waren gewöhnlich zwei, die in Poysdorf Angießer und in Patzmannsdorf Nachrichter hießen.

Der Stockerauer Metzen galt nach 1752 als Einheitsmaß. Kaiser Josef II. führte 1785 eine gewisse Einheitlichkeit in den Maßen und Gewichten ein, die für ganz Österreich zu gelten hatte. Allgemein klagte man, daß die alten Maße größer waren als die Josefinischen, so daß in den herrschaftlichen Kanzleien ein Durcheinander herauskam; man mußte die Naturalleistungen, die in den alten Grundbüchern verzeichnet waren, umrechnen. Die älteren Maße verhielten sich zu den neuen, so wie 1,059 : 1.

Frankreich war das erste Land, das zum Dezimalsystem überging; es war dies eine Errungenschaft der Revolution, da 1791 eine eigene Kommission eingesetzt wurde, die sich mit den neuen Maßen befaßte; sie stießen anfangs überall auf Widerstand und konnten daher erst 1795 eingeführt werden: Meter, Kilogramm, Liter, Quadratmeter usw. Die anderen Staaten lehnten diese Neuerung ab und hielten an dem Althergebrachten fest; man verkannte den praktischen Wert der neuen Maße, der sich besonders in den Berechnungen zeigte.

Österreich führte erst 1857 das Dezimalsystem ein, nachdem es schon 1858 zu der neuen Währung übergegangen war (ein Gulden hatte früher 60 Kreuzer, jetzt aber hundert). Auf dem Lande wollte sich aber das neue Maß gar nicht durchsetzen, da unsere Bevölkerung sehr konservativ ist; so verkauften die Bauern der Laaer Gegend noch um 1900 die Milch nach dem alten Maß. Auch heute schätzt der Bauer vor der Lese die Weinernte im Eimermaß ab.

Vergessen ist das Flächenmaß Viertel bei den Weingärten, weil der Bauer seinen Besitz nach der Zahl der Weinstöcke berechnet. Diese Änderung hängt mit der Pflugsarbeit in den Neuanlagen zusammen, in denen die Weinstöcke weiter voneinander gesetzt werden.

Veröffentlicht in: Österreichische Weinzeitung, 7. Juni 1947, S. 203

Alte Weg- und Straßennamen

Die älteste Verkehrsstraße ist in unserer Heimat die Bernsteinstraße neben der March, die schon in vorgeschichtlicher Zeit ein wichtiger Handelsweg war. Im Mittelalter werden erwähnt: die Ungarnstraße von Korneuburg nach Marchegg, die Venedigerstraße von Korneuburg - Groß-Rußbach - Mistelbach – Großkrut nach Lundenburg, die schlesische Straße von Wien nach Wolkersdorf, Wilfersdorf, Ketzelsdorf, Tennau, Nikolsburg. Die Pflege dieser wichtigen Verkehrswege war Aufgabe der Regierung und der Herrschaften, die sich aber wenig darum kümmerten, da sie mehr den Fremden dienten, die man in der guten alten Zeit ausnützte; denn je schlechter die Straßen waren, desto mehr verdienten die Gastwirte, Wagner, Sattler und Schmiede.

Die Feld- und Ortswege fielen in den Pflichtenkreis der Gemeinden. Aus den Weistümern erfahren wir da interessante Einzelheiten. Die Straße mußte so breit sein, daß zwei Wagen bequem nebeneinander fahren konnten (Patzmannsdorf 1490). Ein Feldweg war so breit, daß ein Knecht neben dem Wagen Platz hatte; doch mußten Ausweichstellen, „Wendelstätten“ genannt, ab und zu vorhanden sein. In Weinorten hatte jedes „Biri“ = Weinberg seinen freien Weg (Wilhelmsdorf 1512). Die Gemeindewege waren frei; daneben gab es: Bann-, Dünger-, Holz-, und Notwege. Die Herrschaft ließ die Holzwege 14 Tage nach Georgi verschlagen und sperren, sodaß kein Holz aus dem Walde geführt wurde. Alle Wege und Wasserrunsen mußte die Gemeinde um Georgi beschauen sowie die Fehler ausbessern; bei dieser Arbeit halfen alle mit – „mitleiden“ hieß es; in Rabensburg waren dazu auch die zwei Freihöfe verpflichtet (1414). Wer sich in Thomaßl ausschloß, zahlte 12 Denar und der Gemeinde ein Viertel Wein (1550). Wege und Gassen durften nicht verengt werden. Verboten war es, in die Wege und Wasserläufe dem Nachbar „ein fürhaupt“ oder einen Graben zu machen (Wilhelmsdorf 1512).

In Götzendorf gab es Gras-, Erb- und Hartwege (1512), in Poysdorf beschaute die Gemeinde zweimal im Jahre die Feldwege, die Schanze aber nur einmal (1660); hier führten seit alter Zeit zwei Wege um den Markt, die so breit waren wie zwei Wagen – also Straßen. In Hörersdorf durften die vier Wege - „Fluchtgraben“ geheißen – nicht verengt werden. Nach altem Brauche waren die Dorfstraßen von den Hausbesitzern am Sonnabend zu reinigen; gar oft warfen die Leute Unrat, tote Tiere, Windeln, Asche u. dgl. auf die Gasse. Ein Gäßchen im Orte war so breit, daß man bequem mit einem vollen Mostschaffl durchfahren konnte. Wer in Thomaßl neue Wege in Feld und Weingärten machte, zahlte als Strafe 72 Denar.

Als Verbotszeichen, daß der Weg gesperrt war, galt ein Graben, ein Holzstab mit einem Strohwisch, 2 wippende Ruten, die an den Enden zusammengebunden waren, und in Röhrabrunn ein Dorn.

Die Brücken auf den Verkehrsstraßen machte die Herrschaft, bei Feldwegen tat es die Gemeinde. In Poysdorf hatte die Brücke bei der Froschmühle der Besitzer in Ordnung zu halten; unterließ er es, so konnten die Bauern durch die Mühle fahren (1660). In Hagenberg hatte der Pfarrer die Brücke auf der Straße nach Zwentendorf auszubessern.

Folgende alte Namen im Weinlande seien angeführt: Hochstraße – Waltersdorf a. d. March, Wind.-Baumgarten, Falkenstein (1800), Geißlberg, Schrick, Kettlasbrunn, Ebendorf, Kl. Schweinbarth (1800), Retz

Textlücke

 thal 1761. Alte Mistelbacher Straße – Poysdorf. „Uralte Straße“ – Eibesthal, außerhalb der Gemeindetrift (1680). Dornstraße Wultendorf, Hollitscher- oder Untere Wienerstraße von Wien – Matzen – Schönkirchen – Rabensberg (1830). Fürstenstraße – Ketzelsdorf – Herrnbaumgarten, eine zweite geht von der Bundesstraße durch den Tennen Wald nach Feldsberg. Kommerzialstraßen: Laa, Staatz, Mistelbach und Ulrichskirchen; von Stockerau, Ernstbrunn, Laa, Rothenseehof, Pohrlitz (1832 in Bau), von Nikolsburg, Walterskirchen, Zistersdorf nach Ungarn. Frauenstraße bei Gutenbrunn (1606).

Judenweg: Poysdorf durch die Spitalleiten, Herrnbaumgarten bei der Urbanikapelle, Walterskirchen beim Cholerakreuz, Hausbrunn („Unter dem Judenweg“). Die Juden von Nikolsburg benutzten bei ihrem Hausierhandel diese Wege, um die Maut zu ersparen.

Marktweg: Schrattenberg, Poysdorf, Eibesthal.

Steinweg: Herrnbaumgarten (1800 mit vielen Kellern), Alt-Lichtenwarth, Mistelbach (1414 führte durch Wiesen), Falkenstein „Steinzeilen“.

Mühlweg: Wetzelsdorf zur Poysdorfer Heidmühle, Wilhelmsdorf, Neudorf, Kottingneusiedl, Hagenberg, Alt-Lichtenwarth, Hausbrunn 1793.

Schusterweg: Oberleis.

Goldweg: Enzersdorf b. Staatz.

Kirchweg, auch Kirchsteig: Erdberg, Harrersdorf, Ketzelsdorf, Helfens, Kl.-Sitzendorf, Dörfles, Zwentendorf und Diepolz.

Rennweg: Wetzelsdorf, wo das Pfingstrennen abgehalten wurde.

Triftweg war der Weg zur Gemeindeweide. Ihn schloß im Dorfe der „Hallter“ ab; in Wilhelmsdorf hieß er „Weite Gasse“ und in Kl.-Hadersdorf „Weierweg“.

Salzweg: Walterskirchen. Streitweg: Paasdorf. Bürweg: Asparn, Schletz. Mitterweg: Ob.-Kreuzstetten und Wilhelmsdorf; hier war es ein freier Weg.

Gartenweg: Hüttendorf. Bärbaumweg: Eibesthal. Laaerweg: Gnadendorf. Staatzer Weg: Stinkenbrunn. Eiergasse: Falkenstein; Eiersteig: Hornsburg. Hier kauften die Eierhändler die Eier, weil der Handel von Haus zu Haus bei Krankheiten und Seuchen eine Gefahr für die Bewohner war.

Schindergasse: Herrnbaumgarten (Assplatz).

Gottessteig: Pyhra. Totenweg: Staatz.

Diebsteig: Ladendorf. Grassteig: Schrick.

Haltersteig: Mistelbacher Wald. Schafsteig: Laa. Poststeig: Hornsburg. Badsteig: Fallbach

Lodersteig: Stronsdorf. Bocksteig: Röhrabrunn.

Bäckersteig: Falkenstein – Landmann.

Knappensteig: Föllim. Schwedensteig: Kl.-Hadersdorf. Ihn benützten die Schweden 1645.

Polukenweg: Poysdorf 1760, er führte an Wiesen vorbei. Stätzer Weg: Falkenstein (1666).

Uttenthaler Weg: Den benützten die Südmährer, wenn sie nach Falkenstein zum Berggericht mit einer Anfrage gingen. Ein geheimnisvoller Name ist der Pumperweg beim Katzenloch – Michelstetten: er dürfte mit einer Kultstätte aus vorchristlicher Zeit zusammenhängen, die im Christentum dem hl. Michael geweiht wurden. Der Name taucht noch in Pumpermette am Karfreitag auf.

Quellen:

G. Winter: „Nied. Oesterr. Weistümer“

Gemeindewappen im Bez. Gericht Laa, Poysdorf und im Vermessungsamt Mistelbach. Verlassenschaftsab-

Veröffentlicht in: Mistelbach - Laaer Zeitung 1959

Anton Schurz und Nikolaus Lenau

Anton Schurz, der am 2. 9. 1794 in Asparn a. d. Z. als Sohn eines Herrschaftsverwalters geboren wurde, erhielt zugleich mit seinem Bruder Josef eine sorgfältige Erziehung. Schon in seiner Jugend zeigte sich seine Dichtergabe, sowie seine Kunst im Vortrag. Er war ein solider und liebenswürdiger Mensch, der sich gerne in fröhlicher Gesellschaft mit Gleichgesinnten aufhielt. Im Bergfach ausgebildet – fand er bei der Münz- und Bergwesenshofbuchhaltung eine sichere Anstellung.

In Stockerau hatte Schurz einen Verwandten, den Schuldirektor Hans Michael Blöch, der in der Stadt einen guten Ruf als Musiker besaß. Ihn besuchten die Brüder Anton und Josef Schurz öfters und lernten so die Stockerauer Gesellschaft kennen, die den beiden frohe Stunden und Zerstreuung brachte. Zu Weihnachten 1820 fuhren sie wieder nach Stockerau. Es war ein raues stürmisches Wetter, dazu regnete es. Anton trug einen blauen Wertherfrak mit goldglänzenden Knöpfen.

Am Christtag war Plöch zum Oberst Niembsch von Strechtenau eingeladen, dem Kommandanten der Monturhauptkommission in Stockerau, bei dem seit 1818 die Geschwister Nikolaus und Theresia Lenau lebten. Diese erhielt bei Pöch Klavierunterricht und war eine talentierte Schülerin, während der Bruder Niki ein schwermütiger, ernster und frommer Bursche ganz der Natur sich hingab. Gerne durchstreifte er die Auen der Donau, den Rohrwald und die Umgebung von Stockerau, denn die Vogelfängerei war seine Lieblingsbeschäftigung.

Am Christtag ging es beim Oberst recht lustig zu. Die jungen Leute musizierten, tanzten, plauderten und Anton musste sein Weinlied vortragen, das er auf der Reise gedichtet hatte. Ihm folgte Schillers „Lied von der Glocke“. Niki, der meisterhaft die Geige spielte, meinte zum Weinlied: „Eine tüchtige Feder!“. Im Stockerauer Kreise hieß Anton nur „der Dichter“. Alle lobten die gute Torte, welche die bezaubernde Theresia gemacht hatte. Lenau verfasste als Erinnerung an die schönen Tage in Stockerau die „Schilflieder“, die ein Spiegelbild der Landschaft sind, die er leider bald verlassen musste, denn als er einmal von einem Vogelfang ganz beschmutzt heimkam, schimpfte seine Großmutter und nannte ihn einen Bauern, was ihn tief kränkte.

Schurz, der die Theresia heiratete, ermunterte seinen Schwager zu dichten, was er auch tat. Anton war von nun an Lenaus bester Freund, sein treuer Kamerad und Weggefährte, der ihn am besten verstand. Antons Vater kam als Verwalter nach Schrattenthal, wo die Familie mit dem Retzer Pfarrer Weintritt bekannt wurde, der in Wien Lehrer Lenaus an der Hochschule war. Als josefinischer Geistlicher, erregte er durch seinen Freimut den Unwillen des Kaiser Josef, der ihn nach Retz versetzte. Seine umfangreiche Bibliothek vermachte später Weintritt der Nikolsburger Schlossbibliothek des Fürsten Dittrichstein. Durch sein ganzes Leben förderte und unterstützte er seinen treuen Schüler von dem er stets mit lobender Anerkennung sprach.

Nur im Kreise seiner Freunde konnte der schwermütige Lenau heiter werden, besonders dann, wenn es einen guten Wein und einen saftigen Gänsebraten gab.

1825 besuchte der Dichter den „erzösterreichischen“ Matthias Leopold Schleifer, der am 9.3.1771 als Sohn eines herrschaftlichen Tavernenwirtes in Wildendürnbach geboren wurde. Da verbrachte er die milden Herbsttage in Sirrning – Oberösterreich, denn er brauchte Ruhe und Zerstreuung nach dem Tod seiner innigst geliebten Mutter. Schleifer, Schurz und Lenau schlossen innige Freundschaft. Die beiden Letzteren nannten sich sogar Brüder. 1830 kam Lenau nach Orth bei Gmunden, wo ihm Schleifer Gastfreundschaft gewährte, weil ihm das Salzkammergut besonders gefiel. Nie vergaß er die angenehmen Tage in dieser gottbegnadeten Landschaft und die treuen Freunde. In Wien wurde Lenau nicht beachtet, dagegen fand er in Stuttgart, wo er sich nur drei Monate aufhielt, Anerkennung und Wertschätzung.

Als Lenau nach Amerika reisen wollte, war Schurz nicht wenig bestürzt, da er die eingefleischten Krämerseelen dieses Landes hasste. Doch Lenau beharrte auf seinem Entschluss und nahm von Schurz und Schleifer Abschied, die er drüben stark entbehren sollte. Amerika „die verschweinten Staaten“ enttäuschten ihn, da sie nur eine materielle Konvention seien und die Leute nach Geld gierig jagten. Lenau verließ Amerika und kam zu Schleifer, dem herrlichen Freund und Mann voll Kunst und Hoheit, der weder in Österreich noch in Deutschland bekannt war.

Schurz litt wie die anderen Dichter schwer unter den traurigen Verhältnissen in Österreich, unter der lächerlichen Zensur und unter dem Metternichschen System, sodass er es nicht wagte, seine Gedichte herauszugeben. Er klagte über den Staat Österreich, der seinem Schwager, der manchmal Not litt, keine passende Stellung verschaffte, wie bei Mozart, Schubert, Grillparzer usw. Der „gute Kaiser Franz“ hasste die Büchelschreiber und geistig hochstehenden Männer. Lenau hatte einmal einen scharfen Zusammenstoß mit einem „bornierten Zensurbeamten“, sodass er Österreich verließ und nach Deutschland ging, Schurz musste ihn da oft unterstützen.

Schleifer nannte Lenau einen Freiheitsdichter und gottgläubigen Mann, der aber erkrankte und in der Heilanstalt Winnethal Aufnahme fand. Schurz, der ihn hier 1844 besuchte, traf ihn in einem erbarmungswürdigen Zustand. Lenau umarmte ihn wie einen Bruder und erzählte dann von seiner Jugendzeit, von Stockerau und Gmunden sowie von seinen Freunden.

Seine Sehnsucht und seine Liebe für die Landschaft um Stockerau spricht aus den Worten:

 „Möchte wieder in die Gegend

 wo ich einst so selig war,

 wo ich lebte, wo ich träumte,

 meiner Jugend schönstes Jahr!“

Schurz machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft mit Uhland und dem schwedischen Dichterkreis.

Drei Jahre später holte Schurz den Schwager nach Wien. Auf der Donaufahrt, die sich der Kranke gewünscht hatte, gab es eine Schererei sowie Unannehmlichkeiten. In Wien unterstützte den unglücklichen Dichter der Baron Kühbeck, der sich 1809 im Franzosenkrieg in Poysdorf und Gaweinsthal aufgehalten hatte. Schurz, der in Weidling wohnte, besuchte den Schwager oft in Döbling und weilte an seinem Sterbebett, als er am 23.8.1850 seine Augen für immer schloss. Der „unvergessliche Bruder“ hielt ihm auch die Grabrede auf dem Friedhof in Weidling, wo er seine letzte Ruhestätte fand.

Schurz war ein Lyriker, der in seinen Gedichten Originalität und launenhafte Formengebung zeigte. Sie erschien erst 1841. Von seinen anderen Werken seien erwähnt: Der Romanzenkranz „Speckbacher“ und „Lenaus Leben“ (1855). Er trat 1854 in den Ruhestand und starb 1879. Sein Werk „Schleifers Leben“ wurde nicht gedruckt, obwohl dieser Dichter für uns wichtig sein sollte, da er ein Sohn des Weinlandes war.

Quellen:

Anton Schurz „Lenaus Leben“

Arbeiten im Weingarten

Die Zeit der Weinlese ist für den Bauer eine Festzeit. Vergessen sind die Sorgen und Mühe, der Kummer und die schwere Arbeit, wenn die reifen Trauben im Glanze der herbstlichen Sonne aus dem dunklen Grün der Weinblätter hervorleuchten. Eine reiche Ernte verspricht sich der Bauer und da kennt er keine Knauserei. Hat er oft während des Jahres auf Fleisch verzichten müssen, jetzt in der Lesezeit gibt es Schweinernes und Würste, denn zum Most gehört eine kräftige Kost. Früher war man genügsam, da man mit Käse (Quargeln) und Brot oder mit Schaffleisch vorlieb nahm.

Der Bauer wartet mit der Lese, solange er nur kann. Der kleine Hauer beginnt schon etwas früher, da er seine Trauben auf der Presse eines größeren Bauers pressen muss, denn er hat oft keine Geräte.

Einige Tage vor Beginn der Lese trifft der Winzer seine Vorbereitungen: Butten, Bottiche, Kübel, Fässer und die Presse werden untersucht und vorhandene Gebrechen sofort ausgebessert. Was fehlt, wird neu angeschafft. Dafür gibt es einen Jahrmarkt und die Binder wollen doch auch leben.

Freunde und Bekannte ladet der Bauer ein, sodass in den Weingärten ein fröhliches und heiteres Leben herrscht, besonders wenn es eine reiche Ernte gibt und die Witterung angenehm ist.

Überall regen sich die Hände, den reichen Segen der Fluren einzuheimsen. Unter einem schattigen Nussbaum steht der Wagen mit der „Load“; das Pferd ist ausgeschirrt und frisst in aller Ruhe sein Heu. Die Leute stehen mit ihren Butten in den Gräften, schneiden die reifen Trauben von den Stöcken ab und legen sie in die Butte. Dabei herrscht eine heitere Stimmung, Lieder werden gesungen, Scherze, Witze und lustige Späße erzählt, die Stadtneuigkeiten besprochen, Pistolen abgefeuert und die Burschen, welche die „Load“ heimführen, knallen mit der Peitsche und jauchzen in den sonnigen Herbsttag hinein. Männer tragen die vollen Butten zum Bottich und leeren sie aus. Die schönsten Trauben werden ausgelegt und zu Hause an einer Schnur aufgehängt, weil sie sich so sehr lange halten. Essen kann jeder genug und es sind nicht die schlechtesten Trauben, die man kostet. Damit die Kinder auch zu ihrem Rechte kommen, sind zwei Wochen Leseferien.

Mancher reckt und streckt sich, da ihm von dem Bücken das Kreuz weh tut, und seufzend stöhnt er gleichsam zur Entschuldigung: „Ja, ich bins nicht mehr gewöhnt“. Der Knecht schmückt den Wagen und die Pferde mit Weinreben und Weinblättern. Manche Hängen den Pferden Glocken oder Schellen um, deren Klang sich in das Peitschengeknall und Jauchzen mischt.

Auf der „Boding“ liegt die Traubenmühle; auf ihr werden die Trauben heruntergedreht. Früher hatte der Bauer ein „Mostlschaffel“, indem die Weintrauben mit dem „Mostl“ zerstampft wurden. Die Maische schüttete man in „die Boding“. Ist diese voll, so gießt der Bauer die Maische in die „Load“. Damit kein Tropfen daneben rinnt, steckt er in die Öffnung des Fasses den großen Maischhut, der wie ein Trichter ausschaut.

Bricht die Dämmerung herein, so wird Feierabend gemacht. Vom Kirchturm erklingt die Abendglocke, der große Vollmond steigt im fernen Osten gleich einer roten Feuerkugel in die Höhe und überschüttet das Hügelland mit seinem fahlen Schimmer. Die Männer schieben die „Schoßkarre“ (= Holzrinne ) zur Load und leeren den Inhalt aus. Dieses „Überwerfen“ ist keine leichte Arbeit, da Kraft und Geschicklichkeit notwendig sind. Am gebräuchlichsten sind heute die Spindelpressen, doch findet man vielfach noch in größeren Kellern die mächtigen Steinpressen, die in weinreichen Jahren verwendet werden. Der „Stock“, den man kunstgerecht aufstellt, wird mit eisernen Reifen zusammengehalten. Zwei- oder dreimal werden die Trauben gepresst; der Most rinnt in den „Grand“ und wird von hier in den Keller geleitet. In einer Röhre fließt der süße Tropfen durch den „Gießkor“ sofort in das Fass. Hier beginnt er nach einigen Tagen zu „arbeiten“ (gären). Der „Dunst“ entweicht durch eine Röhre; manchmal wird er mit einer „Dunstwinden“ aus dem Keller entfernt.

Zur Lesezeit gibt es in der Kellergasse viel Arbeit. Da kommen Fuhrwerke aller Art angefahren: Der Kuh- und der Rossbauer, der Weinhändler mit seinem Kraftwagen, Gastwirte von Wien erscheinen, um den Most oder den Sturm sofort zu kaufen. Die Weinsensale eilen geschäftig von Keller zu Keller. Da wird gehandelt, gefeilscht, gelobt und getadelt; der Käufer will den Preis herabdrücken, der Bauer geht von seiner Forderung nicht um einen Groschen ab.

Vor den Kellern liegen große Haufen Treber, die noch andere Verwertung finden.

Ist die Lese gut vorüber, so fährt eines Tages der Bauer hinaus und holt aus dem Weingarten den „Tatermann“, die „Sturnschrecken“ und „Windratschn“ nach Hause – das „Hoam rama“ nennt man es. Die Keller- und Pressgeräte werden gewaschen und gut versorgt in einem Winkel des geräumigen Presshauses gelagert. Die Weingärten sind jetzt frei. Arme Kinder laufen hinaus und sammeln die „Lesnegerln“ das sind Trauben, die übersehen wurden und am Stock hängen bleiben.

Die Weinstecken zieht man nicht mehr im Herbste heraus; sie bleiben in der Erde. Wird der Weingarten nicht gedüngt, so ackert der Bauer mit einem Pflug die Erde zwischen den Weinstöcken um. Der Dünger wird auf Wagen zum Weingarten geführt und in Butten hineingetragen. Auf 8 Stock rechnet man eine Butte Stallmist. Neben dem Düngerhaufen steht die hölzerne „Mistkraxn“, auf die der Arbeiter seine Butte stellt.

Im Winter ruht die Arbeit, erst in der Fastenzeit beginnt sie von neuem: Veredeln, Rebenschneiden und Fastenhauen. Treiben die Stöcke, so erfolgt das erste Spritzen mit Schwefelkalkbrühe und das Jodscheren. Der Gebrauch der Spritzbutte ist heute allgemein, vor 40 Jahren nahm der Hauer einen größeren Pinsel dazu und bespritzte die Weinblätter. Im Juni ist der Weingarten zu jäten, die Reben werden mit Stroh angebunden und mit Kupfervitriol bespritzt. Im Juli und August kommt das Abstutzen und Überbinden der langen Reben und das Ausstreifen (= Weintrauben ausräumen, dass sie frei hängen). Vor der Lese wird der Weingarten noch einmal mit der „Schären“ vom Unkraut befreit.

Hat ein Bauer im Hause Mietparteien, so müssen diese statt des Geldzinses einen Weingarten – in der Regel 3000 Stock – bearbeiten, doch das Spritzen besorgt der Bauer selbst. Schwierig ist das Aufbinden und Abräumen, denn da kriechen die Leute „auf allen Vieren“ und schwitzen in der Hitze wie ein Firmgöd. Viel Arbeit erfordert ein Weingarten und nicht immer erhält der Hauer seinen verdienten Lohn. Während man in der Landwirtschaft die Handarbeit vielfach durch Maschinen ersetzt, ist das beim Weinbau unmöglich.

Handschriftliches Konzept von Franz Thiel

Assentierung im Weinland

Während Gustav Adolf in seinem Lande 1630 die allgemeine Wehrpflicht einführte, hielt Wallenstein, der Schöpfer der österreichischen Wehrmacht, an dem Wehrsystem fest, das bei den Herrschaften auf starken Widerstand stieß; so klagte der Wilfersdorfer Amtmann im 30jährigen Krieg öfters über die Werber, die nur tüchtige Arbeitskräfte der Wirtschaft entziehen, die gerade damals in unserer Heimat fehlten.

Die Regierung schrieb den Herrschaften die Zahl der Rekruten vor, die dann gemustert wurden, ob sie auch tauglich für Militärdienst waren. In einem undatierten Schreiben um 1650 musste die Wilfersdorfer Herrschaft 12 Rekruten stellen, u.zw. von Wilfersdorf und Bullendorf je einen, Blumenthal mit Loidesthal zusammen 1, Bullendorf, Lanzendorf, Wetzelsdorf und Großkrut 1, Eibesthal mit Hüttendorf 2, Poysdorf 2 und Mistelbach 4. Die Regierung behielt nach 1648 neun Infanterie- und 10 Kavallerie-Regimenter zurück; es war dies das erste stehende Heer in Österreich.

Bei der Musterung in Mistelbach vom 31. Mai bis 1. Juni 1667 brauchte die Kommission: 20 Pfund Rind- und 12 Pfund Kalbfleisch, ein Lamm, Fische und Krebse um 5 fl und 12 kr, ein Achtel Schmalz und 3 Pfund Butter (2 fl 26 kr), ein Küfel Salz – 32 kr, 4 Maß Essig – 40 kr, Gewürz und Zucker – 45 kr, Brot – 58 kr, 28 Maß Wein – 3 fl 44 kr, Kräutelwerk – 34 kr, Eier und Milch – 39 kr, Kuchelgeschirr vom Hafner – 1 fl 38 kr und eine Fuhr Holz – 54 kr. Im Schenkhaus verrechneten die Bediensteten 12 fl 27 kr, beim „Goldenen Ochsen“ (?) 5 fl 34 kr, 2 Metzen Hafer – 1 fl 36 kr, Heu, Stroh und Häckerling – 14 kr sowie 2 Pfund Kerzen – 18 kr, zusammen 43 fl 21 kr.

Gerne rückten die Burschen nicht ein, da alle das Militär hassten und fürchteten; jeder suchte von dieser Last frei zu werden; die Burschen machten sich krank, ließen sich die Zähne ausbrechen, schluckten Kreide, aßen eine Kerze usw. Die Behörde machte mit solchen Leuten kurzen Prozess und schickte sie zur Strafe in ein Zuchthaus. Wer Geld hatte, konnte sich loskaufen. 1747 kostete das Auslösen eines Rekruten für einen Ringelsdorfer 40 fl (1 Metzen Korn kostete damals 1 fl). 2 „Schnüpfler“ in Katzelsdorf, die einrücken sollten, „plärrten fürchterlich“ und baten um Freilassung, da sie es nie wieder tun würden.

Österreich, das in den Kriegen mit Friedrich viel Militär brauchte, führte 1755 die Rekrutierung ein; da wurden von der Wilfersdorfer Herrschaft 1756 11 liederliche Dorfburschen zur Musterung geschickt. Da aber jeder 4 fl zahlte, schickte sie die Kommission heim. Nach einiger Zeit erschienen die Väter und verlangten das Geld zurück.

Die Loidesthaler gingen 1763 gern zu den Kaiserlichen, weil der 7jährige Krieg viel Not und Elend den Landgemeinden brachte. Zum Militär nahm man die Armen, Knechte, Zugewanderte, Arbeitsscheue und solche, die arg verschuldet waren, auch die in der Gemeinde ein schlechtes Beispiel gaben. Die Bauern übergaben rasch dem Sohn die Wirtschaft oder bauten ihm ein Haus, damit er nicht einrücken brauchte. Reiche konnten sich loskaufen; die einzigen Söhne in einer Familie wurden nicht eingezogen. Die Herrschaft „reklamierte“ viele, besonders wenn die Beamten ein Präsent bekamen; dafür wurden andere geschickt. Die Herrschaften meldeten selten die richtige Zahl der Häuser in den Gemeinden, damit sie nicht so viel Rekruten stellen durften.

Da griff nun die Regierung zu Reformen, um diese unhaltbaren Zustände zu beseitigen; sie ordnete die Numerierung der Häuser an – „Konskription“ am 7. September 1771 - , verlangte eine genaue Beschreibung der Wehrpflichtigen und teilte das Land in Wehrbezirke. In den Landgemeinden waren die Bewohner darüber aufgebracht und rissen die Hausnummerntafeln herunter, verhalfen den Rekruten zur Flucht, auch den preußischen Gefangenen, denen sie Geld und Kleider zusteckten; dies geschah in und um Ernstbrunn. In Herrnbaumgarten holte man die Wilddiebe zum Militär. 1785 zahlte ein Hochstadthaus in Palterndorf 45 kr Rekrutengeld (1 Metzen Hafer kostete 40 kr).

Um die Fahnenflucht zu verhindern, hatten große Garnisonsstädte Lärmkanonen, z.B. Brünn zwei auf dem Spielberg. Ertönte ein Schuss aus ihr, so mussten alle Bewohner sofort mithelfen, den Deserteur einzufangen. Nach 1805 betrug die Dienstzeit für einen Soldaten 14 Jahre. Da war es kein Wunder, dass jeder Bursche trachtete, frei zu werden. 1807 nahmen die Behörden auch Verheiratete zum Militär. Im folgenden Jahr führte Erzherzog Karl die Landwehr als eine Miliztruppe ein; sie war kein stehendes Heer. Die Kroaten aus den Marchgemeinden meldeten sich mit Vorliebe zur Reiterei.

1820 klagten die Offiziere über die Unwissenheit, Faulheit und Unverträglichkeit der Eingerückten, aus denen man keine pflichtbewussten Soldaten machen konnte. Unser Weinviertel gehörte zum Wehrbezirk des Infanterie–Regimentes Nr. 4. Die Musterung fand in Korneuburg statt; da führten die Gemeinden ihre Stellungspflichtigen mit Wagen hin. In Poysdorf mussten drei Bauern einspannen, die 20 fl forderten, weil sie 3 Tage ausblieben.

1828 stellte das Land Niederösterreich 3659 Rekruten. Die Gemeinden schauten bei der Musterung, dass sie ihre „Früchterl“ anbrachten, die nur die Moral in den Dörfern verdarben; auch jene kamen dazu, die am Sonntag keine Kirche besuchten und lieber im Gasthaus saßen. Das Volk gebrauchte damals das Wort „Polizeikirche“. Ja sogar Tabakraucher mussten manchmal des Kaisers Rock zur Strafe tragen. Die Poysdorfer Burschen, die roh und zügellos waren, betranken sich, randalierten und machten auf der Fahrt in den Gemeinden Exzesse, sodass immer ein Ratsherr, der Gerichtsdiener und ein Herrschaftsbeamter mitfuhren, damit sie sich anständig benehmen und nicht die Ehre der Dorfgemeinden besudeln. Eine Stellung ohne Rauferei konnte man sich in der guten alten Zeit nicht denken; dasselbe galt vom Kirtag.

1845 betrug die Dienstzeit 8 Jahre. Poysdorf gewährte den Rekruten immer ein Handgeld – 5 fl. Die erste große Stellung erlebte Poysdorf 1850, bei der die Rekruten ein Los ziehen mussten. Aus dem ganzen Bezirk – Poysdorf war der Sitz der Bezirkshauptmannschaft – rollten die bekränzten und mit Blumen geschmückten Wagen an. Die Zahl der Zuschauer und Neugierigen überstieg die der Stellungspflichtigen. In den Straßen standen die Wagen, und beim Gemeindegasthaus drängten sich die Leute, denen nichts entging. Die Jugend sang und lärmte, Berauschte torkelten daher, und das Auge des Gesetzes schritt nicht ein; die Gendarmerie, die im gleichen Jahre in Poysdorf einzog, war an diesem Tage, der den Rekruten gehörte, nachsichtig.

Als Poysdorf die Verwaltungsbehörde 1854 verlor, war Feldsberg der Assentplatz. Da sangen die Burschen das Lied „Soldaten braucht der Kaiser, Soldaten müssen sein“ und „Nach Feldsberg werden sie uns führen, da werden sie uns visitieren, ob wir taugen“. In Herrnbaumgarten und Schrattenberg gab es oft Schlägereien, an denen sich Männer und Frauen beteiligten; deshalb fuhren die Poysdorfer lieber über Garschönthal. Wenn sie am Nachmittag heimkehrten, erwarteten sie die Angehörigen beim Baumhackelkreuz; ein Bierfass wurde für die Durstigen angeschlagen, damit sie sich stärken konnten. Der Zug formierte sich auf der Straße zum Einmarsch in den Markt: an der Spitze die Rekruten, dann die Musik, die Bewohner und die 3 leeren Wagen, während die Kinder auf beiden Seiten mitliefen. Im Markte blieb der Zug vor jedem Hause, in dem ein Rekrut wohnte stehen; die Musik spielte einen Marsch, die Jugend sang, lachte und scherzte, während die Eltern für Speise und Trank sorgten; eine fröhliche Stimmung beherrschte die ganze Gemeinde. Die Alten lobten oder tadelten die Assentkommission, sodass man oft den Satz hörte: „Was, den Lumpen haben sie nicht behalten, damit er uns wieder Ärger und Verdruss machen kann! Drei Jahre bei den Kaiserlichen hätten ihm nicht geschadet“.

1860 mussten die 18 Burschen, die 19 fl Kostgeld und jeder 2 fl Handgeld von der Gemeinde bekamen, nach Zistersdorf fahren, später aber wieder nach Feldsberg. Das neue Wehrgesetz räumte mit den alten Vorrechten und Ausnahmen auf; jeder, der tauglich ohne Gebrechen war, musste einrücken. 1889 brachte die 3jährige Dienstzeit, und nach 1896 war Poysdorf selbst ein Assentplatz. In Groß–Harras spendete die Gemeinde jedem Tauglichen einen Götterbaum, den der Ortsdiener ins Haus brachte und die Familie im Garten setzte.

Am Tage vor der Stellung erschien die Kommission und traf die notwendigen Vorarbeiten in den Räumen des Gemeindegasthauses, da ja die Musterung 2 – 3 Tage dauerte. Am nächsten Morgen änderte sich das Bild des Marktes, weil die Rekruten in geschmückten Wagen ankamen und die Straßen beherrschten. Heiterkeit und Frohsinn, Gesang und Musik gaben der Stellung die besondere Note. Jeder Bursche besaß auf seinem Hut zwischen Blumen und buntfarbigem Flitterzeug den Rekrutenschein, in der Hand eine schwarz–gelbe Fahne mit dem Bilde des Kaisers, die er lustig und lachend nach allen Seiten schwang. Aus den Häusern traten Kinder, Mädchen, Frauen und Männer, die den Zug der Stellungspflichtigen begrüßten und ihm zuwinkten.

Im Gemeindegasthaus walteten die Herren ihres strengen Amtes, prüften, untersuchten den Rekruten, klopften die Brust ab und sagten: „Tauglich, ohne Gebrechen!“ oder „Untauglich, auf ein Jahr zurückgestellt“. Die Untauglichen zogen sich an und beruhigten ihre Nerven mit einem Glas Bier. Die Assentierten blieben zurück, wurden vereidigt und gehörten der Wehrmacht an; manche kauften sich eine blaue oder rote Militäkappe, was aber später verboten wurde. Vor dem Gasthaus sah man Standeln der Hausierer, die an diesem Tage gute Geschäfte machten. Die Kopfbedeckung der Burschen glich oft mehr einem Blumenbuschen, aus dem ein weißes Band mit dem Worte „Behalten“ hervorleuchtete. Die Untauglichen hatten die Pflicht, die anderen freizuhalten; daher kostete eine Assentierung manchem Burschen viel Geld. Am Josefsplatz und in den Seitengassen standen die Neugierigen, die auch Interesse an der Stellung hatten. Dies galt besonders für die erwachsenen Mädchen, die befürchteten, dass ihr Verehrer in der Garnisonsstadt eine andere finden könnte, denn drei Jahre ist eine lange Zeit, und da kann viel geschehen.

Der alte Gregor, ein echter Polizeimann im Markte, ließ der übermütigen Jugend an diesem Tage alles durchgehen. Still stand er auf der Brücke und sagte nur: „Vor ein paar Jahren sah ich sie noch mit der Schultasche rennen, heute sind sie Rekruten. Wie die Zeit vergeht, man wird alt“.

Die fremden Burschen verließen rasch den Markt, um in ihrem Heimatort die Stellung zu feiern. Die Poysdorfer fuhren in geschmückten Wagen durch die Straßen und bereiteten vor jedem Haus, in dem ein Rekrut wohnte, der Familie ein Ständchen. Als ein Kind bei dieser Gelegenheit einmal unter die Räder eines Rekrutenwagens geriet und schwer verletzt wurde, marschierte die Jugend durch den Markt. Die Herren der Kommission unterließen es nie, den Sammlungen des Meisters V. Kudernatsch einen Besuch abzustatten, um da die neuesten Funde zu sehen.

Die Rekruten nahmen in der Gesellschaftsordnung der Gemeinde einen besonderen Rang ein; sie hatten in der Kirche ihre eigenen Bänke, trugen am Fronleichnamstag die Hauerfahne, nahmen den Kirtag auf und veranstalteten am Nachkirtag das Rekruten–Abschiedskränzchen. Ihr Lichtbild schmückte die Wand der Gasthausstube, und eines blieb im Elternhaus. In der Monarchie wurden auch jedes Jahr die Pferde gemustert; es war die Pferdeklassifikation.

Einige Tage bildete die Assentierung den Gesprächsstoff in den Gemeinden und Weinkellern, bis die Sorgen des Alltages auch dieses Ereignis vergessen ließen. Eines Tages brachte die Post die Einberufung für den Rekruten; nun ließ er sich beim Tischler einen Koffer machen, dessen Größe genau vorgeschrieben war. Sein Name durfte nicht darauf fehlen. Dann kaufte er sich die „Utensilien“ (Kamm, Bürste, Nadel und Zwirn u.dgl.). Bevor er einrückte, gönnte er sich einige freie Tage, besuchte die Verwandten und Bekannten und genoss die goldene Freiheit im Elternhaus und in dem Heimatdorf, in dem er aufgewachsen war. Da erfasste manchen das Heimweh, noch mehr aber beim Abschied von den Eltern und Geschwistern. Da gab es Tränen und Segenswünsche sowie Ermahnungen durch Vater und Mutter.

Beim Bahnhof sah man eine große Menschenmenge, die den Rekruten das Geleite auf dem Weg in die Fremde gab; verweinte Gesichter und schluchzende Mädchen; noch ein Händedruck und Segenswunsch, der Zug fuhr ab, ein Winken mit dem Taschentuch, und in der Ferne verschwand der Zug. Die bei der ersten Stellung behalten wurden, rückten zur k. u. k. Infanterie – bei uns Inf.–Regiment Nr. 84 in Wien ein, die der zweiten Stellung zur k. u. k. Landwehr–Regiment Nr. 24 auch in Wien - , die im 3. Jahr assentiert wurden, kamen auf 8 Wochen zur Ersatz–Reserve und die Maturanten aus Mittelschulen dienten als Einjährig–Freiwillige. Nicht alle kamen zur Infanterie; viele wurden der Kavallerie, Artillerie, dem Train usw. zugewiesen. Die Kroaten aus den Marktgemeinden bevorzugten die Reiterei. Wer bei den drei Stellungen „durchrutschte“, zahlte die „Krüppelsteuer“.

In der Kaserne war der Neuling anfangs nur ein „Saurekrut“, der am Kasernhof genug Schimpfwörter einstecken musste; nach einigen Wochen war er schon ein Soldat, konnte nach dem Befehl ausgehen, und zu Weihnachten fuhr er auf Urlaub in die Heimat, die Einjährigen sogar mit einem Stern als Gefreite.

Die drei Jahre vergingen, und der ehemalige Rekrut „rüstete ab“, mancher als Unteroffizier, mancher blieb beim Militär (er haute an), der Einjährige hatte es zum Reserve–Offizier gebracht, alle waren froh, dass sie „die Kluft ausziehen“ und die Zivilkleider anziehen konnten. Da hörte man von „den alten Brennern“ das Lied „Wer treu gedient hat seine Zeit“.

Kam der Ausgediente heim, so war er ein anderer Mensch; dies erkannte man an seiner Haltung, am Benehmen und Auftreten. Die Veteranenvereine pflegten in den größeren Gemeinden den Kameradschaftsgeist und die militärische Tradition.

Im ersten Weltkrieg gewährte Poysdorf den Rekruten 10 Kronen Handgeld. Leider zeigte sich in beiden Kriegen die Bestechlichkeit der maßgebenden Stellen zum Nachteil der Armen; denn wer schmierte, sah keine Front und brauchte oft gar nicht einrücken. 1944 meinte ein Poysdorfer: „Die Armen sollen einrücken, sie haben nichts und verlieren nichts“. Im ersten Weltkrieg hörte ich oft den Satz: „Patrioten, weit vom Schuss, hat der Krieg im Überfluss“.

Die Assentierung passt sich der Zeit an; denn heute kommen die Rekruten im Kraftwagen, auf einem Anhänger eines Traktors oder mit einem Moped; die Fahrzeuge sind wie früher einmal geschmückt; auf einem las ich 1959 den Satz: „Eine Fahne in der Hand, das Sträußel am Hut – das sind die Rekruten von Großkrut“. Nach einem Bericht der Heimatzeitung kugelten die Rekruten in Mistelbach besudelt und beschmutzt in den Straßen umher, kauerten in den Winkeln und Ecken und tobten sich aus, um ihre Schneid zu zeigen; da galt der alte Satz: „Jugend kennt keine Tugend“.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Zirkulare des Kreisamtes in Korneuburg.

Protokollbücher der Stadtgemeinde Poysdorf.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“ Heimatkundliche Beilage zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach 1964, S. 205 - 207

Assentierung in Poysdorf

„Büblein, wirst du ein Rekrut…“ dieses Lied dürfte noch vielen in Erinnerung sein, doch die heranwachsende Jugend kennt nicht mehr den Begriff „Stellung“ („Assentierung“). Es war immer ein wichtiges Ereignis für den zwanzigjährigen Burschen, wenn er zu der Stellung ging.

Eine eigene Kommission kam, die aus Beamten, einem Arzt, mehreren Offizieren und einem oder zwei Feldwebeln bestand und die in den Orten, wo sich ein Bezirksgericht befand, ihres Amtes waltete. Der Staat brauchte Soldaten, die in Regimenter eingeteilt wurden. Jedes hatte einen eigenen Ergänzungsbezirk. So gehörte Poysdorf zum Ergänzungsbezirk Nr. 84; dieses Regiment lag in Wien. Wer gleich bei der ersten Stellung behalten wurde, rückte zum Infanterie-Regiment Nr. 84 ein und diente 3 volle Jahre; der bei der zweiten Stellung für tauglich befunden wurde, kam zum Landwehr-Infanterieregiment Nr. 24, das gleichfalls in Wien war. Wer in der dritten Klasse, d. i. bei der letzten Stellung, angenommen wurde, hatte nur 8 Wochen in der Ersatzreserve zu dienen. Im Jahre 1850 war in Poysdorf die erste Stellung, bei der aber das Los entschied.

Als die Bezirkshauptmannschaft nach Mistelbach versetzt wurde (1854), gingen die Poysdorfer nach Feldsberg zur Assentierung. Im Jahre 1896 erhielt unsere Marktgemeinde das Bezirksgericht und seither fand die Stellung in Poysdorf für die einzelnen Gemeinden statt.

Am bestimmten Tage, kamen die Burschen aus den Ortschaften in Wagen, sangen und jauchzten, schwangen die gefüllten Weinflaschen und waren recht lustig und heiter. Die buntfarbigen Bänder und Mascherln flatterten im frischen Morgenwinde. Diese übermütige Jugend passte so recht in die schöne Zeit des Lenzes, zu der erwachenden Natur, zu den wogenden Saaten und grünen Wiesen. Die Burschen sahen das Leben von der rosigen Seite, sie dachten nicht in diesem Augenblick an Krieg, Blutvergießen und Sterben. Ihre Hüte waren mit Blumen und Bändern geschmückt und in der Hand trugen sie kleine Fähnchen.

Der Markt bot an diesem Tage ein ganz sonderbares Bild. Überall herrschte eine fröhliche Stimmung; die einfahrenden Wagen, die mit den Stellungspflichtigen dicht besetzt waren, wurden von allen Zuschauern lebhaft begrüßt, in den Gassen standen viele Neugierige; es waren meist Eltern, Geschwister und Angehörige. Die Wachleute und die Gendarmerie hatten genug Arbeit, um nur halbwegs Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Das Auge des Gesetzes war auch diesmal nicht so strenge, man ließ die Jugend austoben und freute sich und lachte über die drolligen Witze und Einfälle, die mancher zum besten gab.

Nicht alle lärmten oder johlten. Es gab auch ernste Burschen, die still und ruhig des Weges gingen.

Die Stellung war im Gemeindegasthause, wo die Kommission in einem Zimmer amtierte. Jeder Stellungspflichtige zog sich aus und wartete, bis sein Name gerufen wurde. Dann trat er in das Zimmer, stellte sich unter das Metermaß; ein Feldwebel bestimmte die Körpergröße, der Regimentsarzt untersuche den Burschen, beklopfte und behorchte die Brust, schaute auf die Füße und sprach in ruhigem Ton: „Tauglich ohne Gebrechen“. – Manchem klopfte das Herz, wenn er im „Löwenkäfig“ stand, mancher warf sich stolz in die Brust und wäre beleidigt gewesen, wenn der Arzt gesagt hätte: „Untauglich“, der dritte suchte eine Krankheit zu markieren und wollte nichts wissen von Militär und Kommißbrot; denn drei Jahre dauern doch sehr lange.

Die Untauglichen zogen sich an und gingen in die Gaststube, wo sie ihre Freude oder ihren Ärger mit Alkohol dämpften. Die anderen blieben zurück und mußten noch einen Eid schwören; von jetzt an gehörten sie schon zur Wehrmacht. Der eine kaufte sich gleich eine Militärkappe, Blumensträuße und Bänder und schmückte sich, damit jeder weiß, daß er „behalten wurde“. Vor dem Wirtshause gab es Buden wie bei einem Kirtag. Im Hof und auf der Straße standen viele Zuschauer. Die Schulkinder trieben es am ärgsten; sie liegen umher, guckten überall hinein, horchten bei den Türen und Fenstern, und drängten sich überall dazu. So eine Stellung war mehr wert als ein Schultag und mancher Knabe versäumte absichtlich den Unterricht, damit er nur ja alles genau sieht und hört. Auch erwachsene Mädchen gab es in der Menschenmenge, sie hatten zu Hause keine Ruhe und wollten gleich wissen, ob ihr Herzallerliebster frei gegangen ist. Drei Jahre ist eine lange Zeit und in der Stadt wohnen auch schöne Mädchen. Kein Wunder, wenn so manches Dirndl bitterlich weinte, wenn der Verehrer assentiert wurde.

Abseits stand ein Greis, rauchte in aller Gemütsruhe seine Pfeife und beobachtete mit wehmütigen Blicken das lebhafte Treiben vor dem Gasthause. Ja, lang ist es her, daß auch er einmal Rekrut war und so übermütig jauchzte und lachte wie die Jugend von heute. Nun ist er ein alter Mann, schneeweiß sind die Haare, die Kraft in den Armen ist verschwunden. „Es war einmal“, spricht er leise vor sich hin und geht langsam heimwärts.

Der strenge Gröger, der sonst immer auf Ordnung schaute, ließ den Burschen vieles durchgehen. „Jetzt sind es Soldaten und vor einigen Jahren sah ich sie noch mit der Schultasche rennen. Ja, die Zeit vergeht und man wird alt“, meinte er zu den Umstehenden und verschwand im Rathaus.

Um drei oder vier Uhr verließen die fremden Burschen Poysdorf und kehrten in ihre Gemeinden zurück. Daß es auf dem Heimweg manche Schlägereien gab, ist nicht zu verwundern. Manche hatten da einen schlechten Ruf und der Anlaß bot ihnen sofort die erwünschte Gelegenheit zu einer Rauferei. Man maß aber den Krawallen keine große Bedeutung zu. Die Burschen von Poysdorf zogen singend und lärmend durch die Gassen des Marktes, kehrten in den Gasthäusern ein und tranken oft bis zur Bewußtlosigkeit.

Einige Tage bildete die Stellung das allgemeine Gespräch auf der Gasse und im Wirtshaus. Mancher Bursche ärgerte sich im stillen, daß er zu einem Staatskrüppel gemacht wurde; er fühlte sich gekränkt über das „untauglich“, doch ließ er nichts merken, damit er nicht verspottet und verhöhnt wurde. Die Tauglichen ließen sich beim Photographen mehrere Bilder machen, von denen eines im Gemeindegasthaus aufbewahrt wurde. Die Rekruten genossen ein besonderes Ansehen bei Tanzunterhaltungen, da ihnen überall 2 - 3 Tänze eingeräumt wurden.

Mehrere Wochen vergingen, da brachte eines Tages der Postbote die Einberufungskarten, die Rekruten gaben ein Abschiedskränzchen. Jeder hatte sich schon einen kleinen Koffer bestellt, auf dem der Name mit weißer Farbe geschrieben war. Weiters kaufte er die notwendigen Gebrauchsgegenstände wie Bürste, Kamm, Nadel und Zwirn. Einige Tage vor dem Einrücken hielten die Rekruten Feiertag, sie arbeiteten nichts, gingen spazieren und genossen noch die goldene Freiheit.

Endlich kam der Tag, an dem jeder die Heimat verlassen mußte. Für viele war es ein trauriger Augenblick und manchem traten die Tränen in die Augen, wenn er langsam durch die alten Straßen zum Bahnhof schritt. Manchen packte das Heimweh, das er bis dahin noch nicht gekannt hatte, und suchte er auch mit Manneswürde die Tränen zu unterdrücken, den Ernst der Stunde konnte jeder in seinem Gesichte erkennen. Mancher war froh und heiter, pfiff ein Lied und machte Witze und Späße.

Für viele war das Militär eine gute Schule. Sie lernten Ordnung, Manneszucht, Gehorsam und Reinlichkeit; viele wurden der Heimat entfremdet, kehrten nicht mehr zurück zur altgewohnten Arbeit, sie ergriffen einen anderen Beruf.

Wer aber nach drei Jahren heimkehrte, hatte vieles gesehen, gehört und gelernt. Er hatte in der Fremde seinen Gesichtskreis erweitert, hatte Erfahrungen gesammelt und war zu einem Mann geworden, der alles mit kritischen Augen betrachtete.

In einzelnen Häusern kann man noch heute Rekrutensträußchen und „Bilder aus der Dienstzeit“ sehen. Es sind alte Erinnerungen längst vergangener Tage, von denen die heutige Jugend nichts mehr weiß. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Menschen. Das Militär hat bei uns an Bedeutung verloren. Die Kinder spielen nicht mehr Soldaten, die Jugend rückt nicht mehr ein und nur die Alten bewahren im Kameradschaftsverband noch etwas von dem militärischen Geist, der früher eine so große Rolle in unserem Leben spielte.

Veröffentlicht in: Mistelbacher Bote Nr. 14/130 aus 1930

Asylrecht und Freiung

Eine uralte Einrichtung im Rechts- und Gerichtswesen der Vergangenheit war das Asylrecht, das einem Verbrecher nach der Tat eine Freistätte (Freiung) auf einige Tage gewährte und ihn vor dem Volke schützte. Nur zu oft ereignete es sich, daß ein Unschuldiger hingerichtet wurde. So hatten die Eibesthaler 1569 einen Schneider zum Tode verurteilt, der einen Mord begangen haben sollte. Später stellte sich seine Unschuld heraus, als der Schneider schon lange in der Erde schlummerte. Nur schwer konnte die Obrigkeit die Autorität des Gerichtes in allen Strafsachen durchsetzen, weil das Volk gerne selbst den Richter machte. Das galt besonders bei der Blutrache, die bei uns “Hauptfeindschaft” genannt wurde. Da kam dem Asylrecht eine große Bedeutung zu, weil es der Lynchjustiz einen Riegel vorschob. Die Rauflust und die wüsten Schlägereien in unserer Heimat waren ein trauriges Kapitel. Dem Bauer war es wohl verboten, Waffen oder eine Wehr zu tragen, doch hielt sich niemand an diese Bestimmung. Jeder Gastwirt sollte dem Mann, wenn er ein zweites Glas Wein verlangte, zuerst die Wehr abnehmen. An einem Kirtag hatte jeder seine Waffen abzugeben, bevor er den Tanzplatz betrat. Trotzdem gab es genug Schlägereien, die oft ein bis zwei Menschenleben und noch mehr forderten. Im alten Wien finden wir das Asylrecht beim Schottenkloster, bei der Stephanskirche und bei der Herzogsburg. Der Platz vor dem Schottenstift heißt noch heute Freyung. Nach dem Jahre 1156 verliehen dieses Recht die Babenberger, die ja Landesfürsten waren, sehr häufig an die Pfarr- und Meierhöfe; man sprach dann von einer gefürsteten Freiung. Im Weinlande war eine solche Einrichtung sehr notwendig, weil der übermäßige Weingenuß die Rauflust noch vergrößerte. Ausgeschlossen vom Asylrecht waren Raubmörder, Gewohnheitsdiebe, Falschmünzer, Ketzer und Kirchenschänder sowie gemeine Straßenräuber. Alte Asylstätten waren der Pfarrhof in Mistelbach, Hauskirchen, Grafensulz und Zistersdorf. Deshalb mußten da stets das Tor und die Tür offen bleiben – auch bei der Nacht. In Grafensulz hatte der Verbrecher drei Tage Anspruch auf die gefürstete Freiung. Fand er aber das Tor versperrt, so konnte er Messer und Hacke in den Pfarrhof werfen, damit ihm aufgemacht würde (1561). Wollte jemand die Freiung brechen, so war es Pflicht der ganzen Gemeinde, dem Pfarrer beizustehen. Wer sie aber verletzte, zahlte zur Strafe 32 Pfund den, oder er verlor seine Hand, manchmal auch sein Leben.

In Zistersdorf besaß nicht nur der Pfarrhof, sondern auch die Pfarrgemeinde (“Wieden” genannt) eine fürstliche Freiung bis zum dritten Tag (1450). Dann machte der Verbrecher drei Tritte “außer” und ging schnell wieder in die Freiung zurück und zahlte 2 Denar. Das tat er solange, daß er “davonkommen mochte”. Manchmal blieb er in der Gemeinde und siedelte sich da an. So wirkte das Asylrecht siedlungsbildend und die Annahme, daß die Wieden in Zistersdorf und Mistelbach – vielleicht auch in Falkenstein und Gaweinstal – auf solche Weise vergrößert wurde, ist nicht von der Hand zu weisen. 1336 wurde in Marchegg den Neuansiedlern auf sechs Jahre eine Freiung versprochen (nach Dr. A. Becker). 1414 gab es nach dem Nikolsburger Urbar gefürstete Freiungen bei den Höfen in Hagenberg, Friebritz, Zwentendorf, Klein-Baumgarten und Zlabern. Auch der “Hündische Hof” in Poysdorf besaß eine solche. Asylstätten für die Juden werden 1420 in Bockfließ, Marchegg, Zistersdorf und Laa a. d. Thaya erwähnt. Das Schloß Rabensburg genoß eine gefürstete Freiung (1506) und auch der Freihof in Herrnbaumgarten. Das Tanzhaus in Neudorf b. Staatz galt 1520 als Asylstätte.

Bei einem Feuer mußten alle mithelfen und jede Feindschaft, Haß und Groll durften nicht ausgetragen werden; denn der Brandplatz war eine Freiung. Wer sie verletzte, büßte es in Schoderlee mit 32 Pfund den. Auch die Weingartenried “Freinberg” war hier eine Freiung. Wollte da ein Mann einen Schaden machen, so konnte ihn der Besitzer töten, falls er sich zur Wehr setzte; nur mußte er die Leiche zum Stiegel ziehen, das über den Zaun gemacht war, und 1 den auf die Wunde legen (1489). Dieselbe Bestimmung galt in Röhrabrunn. Der Weinberg oder der Weingarten wurden immer als Freiung betrachtet, z. B. Pyrawarth (1512), Klein-Retz (“Panberg” 1524) und Falkenstein (“Rosenbergen” 1528).

In Wilhelmsdorf und Förersdorf war jedes Haus für einen Flüchtling eine Freiung (1512). In Götzendorf erlosch sie aber im Gasthaus. Hier genoß sie der Totschläger 14 Tage; waren diese verstrichen, so machte er drei Schritte auf die Gasse, kehrte zurück und hatte wieder 14 Tage Freiung. In Zwentendorf gab es zwei “Freifleck des gnädigen Herrn”. Wer die Freiung hier brach, zahlte 32 Pfund. Wäre es ein Edelmann, so reichte er als Buße einen vollen Helm roten Goldes. Konnte der Missetäter “mit seinem Leib” den Freifleck nicht mehr erreichen, so genügte es, wenn er ein Messer drein warf und er war frei (1512). In Pyrawarth war jedes Weingebirge eine Freiung, aber nicht für eine Hauptfeindschaft. 1504 stand in Ebersdorf auf Hausfriedensbruch die Todesstrafe. In Paasdorf bestand 1521 eine Freiung im Weinberg “Freierberg” = wohlgefreiter Berg. Wenn der Verbrecher ihn nicht erreichte, so warf er ein Pfand von 12 den Wert in das Biri und er war frei. Wer aber das Pfand nicht achtete, hatte die Freiung gebrochen. Kam in Falkenstein der Feind in die “Rosenbergen” nachgelaufen, so zahlte der “widertail” 5 Pfund. Wurden aber zwei “kriegfest” mit verbotenen Worten und jagte der eine den anderen durch die Weingärten, so zahlte der, welcher eine Wehr trug, so oft er über einen Rain lief, dem Bergmeister 6 Schilling 2 den = 182 den; geschah es ohne Worte, so betrug die Strafe 12 den. Hier genoß jeder im Feld und im Weingarten bei der Arbeit Freiung, d. h. er durfte nicht beleidigt oder vom Acker weggejagt werden. In manchen Gemeinden waren die Badestube, die Schmiedewerkstatt und das Haus des Dorfrichters eine Freiung, wo niemand einen Streit oder eine Rauferei beginnen durfte.

In Baumgarten a. d. March konnte jeder Hausbesitzer einen gewalttätigen Eindringling erschlagen und die Leiche vor das Haus schleifen, damit sie die Hunde und Schweine fressen. Denn das Haus war eine Burg wie mit einer Mauer umfangen. Auch den “lusmer” = Lauscher bei der Tür oder bei den Fenstern durfte der Besitzer von innen heraus töten. In Sierndorf bei Stockerau legte man dem Toten ein Blatt auf die Wunde, in Groß-Weikersdorf 3 den, sonst gewöhnlich 1 den. In Thomaßl bei Ernstbrunn stand auf Hausfriedensbruch die Geldstrafe von 32 Pfund.

In Klement und Röhrabrunn genoß jedermann 1563 Freiung und Friede um alle ehrbaren Sachen. In Thomaßl reichte die gefürstete Freiung bis zum Bachgraben, als ob ein Seidenfaden den Bach hinabgezogen wäre. Das Gemeindegebiet war ein Burgfrieden, den kein Landrichter, wenn er im Amte war, betreten durfte. Holte er einen Verbrecher ab, so wurde ihm dieser an der Grenze übergeben, z. B. in Wilhelmsdorf, Schoderle und Wilfersdorf. In Sierndorf bei Stockerau band man einem Dieb, wenn er am Gemärk dem Landrichter überliefert wurde, die Hände mit Schabstroh auf den Rücken. Erschien der Richter auf dreimaliges Rufen nicht, so drehte der Gerichtsdiener den Dieb dreimal herum und ließ ihn laufen. Brach hier ein Landherr den Burgfrieden, so reichte er als Buße 32 Schilling, ein Ritter 20, ein Amtmann 10 und ein Bauer 5 Schilling. Rauften oder schlugen sich zwei Frauen in der Freiung zu Groß-Weikersdorf (1495), so trugen sie den Bagstein und zahlten 6 Schilling 2 den. Geschah es außer der Freiung, so genügte die Geldstrafe. Brach in Drösing bei einem Feuer ein Bewohner die Freiung, so zahlte er 1602 dem Herrn Althan 32 Pfund den oder seine Hand. In Bogenneusiedl hatte jeder bei einem Brand Frieden zu halten. Wer es nicht tat, wurde genau wie ein Feueranleger bestraft. In Erdpreß brauchte man da, wenn es sich um eine Hauptfeindschaft handelte, keinen Frieden bewahren. In Weikertschlag dauerte 1603 die Freiung für einen Totschläger ein Jahr und einen Tag. Jagte ein Edelmann im freien Bamberg zu Obergrub mit seinem Hund, so büßte er es mit 32 Pfund und die Anzeige ging nach Wien an die Hofschranne; ein Bauer erlegte als Strafe 10 Pfund (1613).

Eine besondere Freiung in ihrem Stande genossen der Bader, der Halter und Feldhüter, d. h. sie durften nicht vertrieben oder in ihrem Amte behindert werden. Die Hüterstange im Weinberg war ein Freiungszeichen, d. h. es sollte nichts gestohlen werden. 8 oder 14 Tage vor einem Jahrmarkt wurde die Freiung auf den Pranger gesteckt; das war eine Fahne und eine Faust mit einem Schwerte. Die Freiung beim Falkensteiner Simonimarkt dauerte 1513 vierzehn Tage vor und vierzehn Tage nach dem Markte, in Eibesthal beim Egidymarkt nur je acht Tage (1635). Ein schönes Freiungszeichen sieht man noch heute im Wiener Landhaus aus der Zeit 1571. Der Mai- und Kirtagbaum waren auch alte Freiungszeichen. Wer sie mit der Hand berührte, durfte nicht verhaftet werden. Diese Volksfeste gingen nie ohne Rauferei in der guten alten Zeit ab.

Häufig galten auch der Friedhof (1513 in Vitis) und die Fleischbank als Freiung; denn bei einem Begräbnis konnte die Feindschaft sowie die Rachsucht aufflammen und großes Unheil anrichten. Beim Dorfschmied und auf der Schlagbrücke versammelten sich viele Bewohner, die sich da gerne neckten. Entstand eine Rauferei, so holten sich beide Parteien gleich das Werkzeug und schlugen damit drein.

Daß mit dem Asylrecht und der Freiung viel Unfug getrieben wurde, ist klar. Deshalb schränkte es Rudolf der Stifter teilweise ein. Die Einführung des römischen Rechtes und die Reformen Maximilians I. schufen auf dem Rechtsgebiete eine gewisse Sicherheit und ein Vertrauen zu den Gerichten der Obrigkeit. Unter Kaiser Josef II. wurden alle Asylstätten aufgehoben. Nur im Kinderspiel “Nachlaufen” finden wir noch einen Rest; denn da gibt es eine “Rast”, wo die Spieler nicht gefangen werden dürfen. Dieser Platz heißt in der Umgebung von Ernstbrunn sonderbarerweise “Leopold”.

Quellen:

G. Winter: Weistümer

Dr. B. Bretholz: Das Nikolsburger Urbar 1944

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Jg. 1950, Nr. 6, 10. 10. 1949, S. 75 - 76

Auf dem Wartberg

Zwischen der Brünner Bundesstraße und der Herrnbaumgartner Bezirksstraße erhebt sich ein mäßiger Hügel, der früher „Wartberg“ hieß. Dieser Flurname ist sehr alt und findet sich südlich der Donau schon in der Zeit der Karolinger. Die Wart- und Wachberge hatten im Mittelalter eine große Bedeutung im Grenzlande; denn in einem Krieg oder bei einem feindlichen Einfall wurden unsere Ahnen rechtzeitig durch Feuer, die am Tage viel Rauch entwickeln mussten und in der Nacht helle Flammen zeigten, von der drohenden Gefahr verständigt. Kinder, Frauen und die Alten brachten sich in der Burg, in der Wehrkirche oder in dem Turmhof – z. B. in Poysdorf im „Hündischen Hof“ – in Sicherheit, während die Männer sich zum Abwehrkampf vorbereiteten. Die Feuer waren Lichtsignale, die von Berg zu Berg weiter gegeben wurden – bei uns bis Mailberger Höhenzug. Die wichtigsten Berge waren bei uns die bei Alt- und Neu-Lichtenwarth – heute St. Ulrich.

Der Poysdorfer Wartberg war eine Hutweide, die zum „Freihof“ des Fünfkirchner gehörte. Der Hirte war der richtige Mann, der am Tage auf die Lichtsignale aufpaßte. In der Nacht taten es die Nachtwächter von denen einer seinen Posten auf der Plattform des Kirchturmes hatte; denn er war nicht ausgebaut und glich dem Schloßturme von Nieder-Absdorf. Den Freihof kaufte der Fürst Karl von Liechtenstein und verkaufte ihn, sowie den Freischank mit Zustimmung seiner Mutter am 18. Jänner 1597 der Marktgemeinde, doch behielt er sich den Wartberg und die Grundstücke. Nach 1683 verloren die Wart- und Wachberge ihre Bedeutung, weil die Türkengefahr beseitigt war und das Grenzland nicht mehr in Angst und Furcht vor dem Erbfeind lebte. Die Lichtsignale gehörten der Vergangenheit an. Unser Wartberg war jetzt ein Steinbruch, der Steine und Schotter lieferte. Die Frauen von Poysdorf holten sich hier den gelben Sand zum Putzen der Küchengeräte, die einen schönen Glanz bekamen, wenn man sie fest damit rieb.

Das Wilfersdorfer Grundbuch erwähnt 1769 von unserem Wartberg: hier sind 70 Viertel – 61 Achtel – und drei ¾ Achtel Weingärten, 31 ¼ Joch Acker, 5 Joch Steinbruch, der aber Liechtensteinischer Dominikalbesitz ist; wer hier Steine bricht, gibt den Zehent oder zahlt für eine Klafter 10 kr. Die alte Viehtrift mißt 1/8 Joch, ¼ Joch ist die öde und ¼ Joch eine Baumstatt. Unweit des Wartberges führt die alte Nikolsburger Straße durch die Felder – heute wird sie zum Teil nicht mehr benützt. – Als die fürstliche Herrschaft um 1848 ihren Besitz in Poysdorf verkaufte erwarb ihn die Gemeinde, die aber nichts mit dem Berge anzufangen wußte. Der völkische Turnverein hielt auf dieser Anhöhe öfters die Sonnwendfeuer ab. Die Aussicht an schönen Tagen zeigt das Bild der Heimat, weil der Blick bis zu den Karpathen reicht, die in der Regel in einen Dunstschleier eingehüllt sind. Aus dem Hügelland grüßt die alte Wehrkirche von Kettlasbrunn und die Ruine von Staatz.

An die alten Wart- und Wachberge erinnern die Ortsnamen Lichtenwarth, Schweinbart und Pyrawarth sowie viele Flurnamen: „Wartberg“ – Großkrut, „Wartließen“ in Katzelsdorf, „Wartließ“ – Hausbrunn, „Auf der Wart“ – Eibesthal, „Warteäcker“ – Ebendorf, „Wart“ – Asparn a. d. Z., „Lange Wart“ – Wildendürnbach, „Wartfeld“ – Hanfthal, „Wart Lißen“ – Patzmannsdorf, „Wachtberg“ – Herrnleis, Gaweinsthal, Stronsdorf und Kettlasbrunn 1719. „Lichtenbergen“ – Wilfersdorf, „Kritschenberg“ – Steinbach, „Kreitfeld“ – Gaweinsthal, „Spiegeln – specula“ – in Olgersdorf und Feldsberg sowie „Spielberg“ – in Brünn und Kromau. In diesen Flurnamen liegt ein Stück Wehrgedanke der alten Ostmark. In Poysdorf ist der Flurname „Wartberg“ heute fast vergessen, dafür sagen die Bewohner „Oede Steingrube“.

Veröffentlicht in: Mistelbach-Laaer Zeitung, 11. 4. 1953, S. 3

Auf den Spuren Adolf Schmidls

Nach den Kriegen mit Napoleon regte sich die Reiselust in unserem Vaterlande, man wanderte durch die Heimat, entdeckte ihre Schönheiten und freute sich an der Natur; der geschichtliche Sinn erwachte, man wollte die Vergangenheit kennen, das Schicksal, das Werden und Entstehen der Heimat, man fragte sich, wer dieses Schloß gebaut, diese Burg zerstört und jenen Wallfahrtsort gegründet hat.

Unsere Heimat ist — was Naturschönheiten anbelangt — stiefmütterlich bedacht und nur wenig Reisende haben sich zu uns verirrt, die ihre Erlebnisse der Nachwelt überlieferten. Dazu gehört der Sudetendeutsche Adolf Schmidl (1802—1863), der im Jahre 1888 unser Weinviertel durchwanderte und die Geschichte einiger Orte in seinem Buche „Wiens Umgebung auf 20 Stunden im Umkreis nach eigenen Wanderungen geschildert“ erzählt.

Auf der alten Brünnerstraße wanderte er offenen Auges dahin, schaute sich die Orte an, die er berührte, und schrieb sich das Geschichtliche der Gegend auf.

Am Kasernberg traf er die Reiter, die zur Sicherheit der Straße hier postiert waren. Das Schloß des Fürsten Liechtenstein in Wilfersdorf war noch mit Wall und Graben umgeben, 1802 hatte es seine jetzige Gestalt erhalten, 1809 plünderten es die Franzosen und seither war das obere Stockwerk leer. Wilfersdorf war damals ein Markt mit 158 Häusern und 1000 Einwohnern.

Die Pfarrkirche von Erdberg, die Kaiser Josef II. gebaut hatte, besaß ein schönes Bild vom hl. Judas Thaddäus.

Der Markt Poysdorf zählte 343 Häuser und 1500 Einwohner. Die Dreifaltigkeitssäule war erst vor einigen Jahren neu hergerichtet worden. Hier gab es ein Bräuhaus, eine Branntweinbrennerei, eine Salpetersiederei und eine bürgerliche Schießstätte. Die Pfarrkirche ist 64 Schritt lang, der Turm 240 Fuß hoch, der Karner, der zur Aufnahme der Knochen von den Toten dient, besitzt zwei Altare. Die sieben Glocken des Turmes haben ein harmonisches Geläute im C-Dur Akkord.

Das Schloß Fünfkirchen erbaute im Jahre 1602 Johann Bernhard von Fünfkirchen, es hatte starke Mauern und einen breiten Graben, glich also mehr einer wehrhaften Burg. 1806 wurde es ganz umgebaut und der Graben zugeschüttet. Die Umgebung des Schlosses verwandelte der Besitzer in einen englischen Garten. Die Familie Fünfkirchen wird schon 1276 genannt, es war eine Wiener Bürgersfamilie, die 1603 in den Adelsstand und 1698 in den Grafenstand erhoben wurde.

Falkenstein — 168 Häuser und 1000 Einwohner – ist ein uralter Ort, der Sage nach soll es eine Stadt gewesen sein. In die unterirdische Kirche führten 22 Stufen hinab, und es war noch eine zweite gebaut, die aber längst zerstört ist. Die Prangersäule steht in einem runden Gewölbe. In Falkenstein wächst der beste Wein, der berühmte „Rosenberger“. Abseits von dem Markte erhebt sich der Dörnberg mit einer schönen Terrasse.

Den Fürstenweg, der die Brünnerstraße mit Feldsberg verbindet, legte der Fürst Johann von Liechtenstein an. In Ketzelsdorf bemerkte er eine Steinsäule aus dem Jahre 1290.

Laa: Die Nebengassen dieser Stadt würden einem Dorfe keine Ehre machen: die Häuser rufen einen recht ärmlichen Eindruck hervor. Die Stadt, deren Namen soviel bedeutet wie Sumpf, ist von den Kelten gegründet worden. Sie hatte 209 Häuser und 1400 Einwohner. Die Thaya, die so oft die Gegend überschwemmte, wurde 1832 in einer geraden Linie geführt. Noch kann man die alten Stadtmauern, die Schießscharten, den Wassergraben und die drei Tore sehen. An den Ecken des Kirchturmes sind zwei mystische Steinbilder eingemauert, und zwar eine sitzende Menschengestalt mit einem sonderbar wulstigen Haarputz und ein sitzender Bär. Der Hochaltar ähnelt dem zu Schöngrabern. Die Felder zwischen den Fenstern waren mit Basreliefs (Flachbildwerke) ausgefüllt, wurden aber dann übertüncht. Der Turm, das Schiff und Presbyterium der Kirche gehören dem byzantinischen Stile an. Sehenswürdigkeiten sind noch das zwei Stock hohe Rathaus, die Stadtrechtsäule, die Schranne, die Mariensäule und das Bürgerspital. Bei dem Hanfthaler Tor sieht man die Ruinen eines alten Nonnenklosters.

Staatz hatte die älteste Runkelrübenzuckerfabrik der Monarchie, die alljährlich 20.000 Zentner Rüben verarbeitete.

Ernstbrunn: 122 Häuser, 900 Bewohner. Die Martinskirche ist ein lichter und geräumiger Bau; der Hochaltar besitzt das alte Wallfahrtsbild der Gnadenkirche „Maria Hilf“, die unter Kaiser Josef II. aufgehoben wurde. In der Feliziankapelle liegen die Reliquien des hl. Felizian, die der Papst Pius VI. dem Grafen Prosper von Sinzendorf im Jahre 1783 schenkte. An der Außenwand der Kapelle steht dessen Grabstein, er war 1822 gestorben.

Eine Allee führt zu dem alten Schloß, das von einer englischen Gartenanlage umgeben ist. Dem Gartengebäude gegenüber — darin befindet sich der Billardsaal — steht das Reiterstandbild Ludwigs von Sinzendorf. Dieses Geschlecht besaß das Schloß vom Jahre 1592 an. Prosper von Sinzendorf machte es zu einem Musensitz, legte eine Bücherei an und erbaute eine Gemäldesammlung; darin bewahrte er allerlei Kunstwerke, Minerale und Bilder. Die berühmte „Isispriesterin“ kam später in das kaiserliche Antikenkabinett.

Das Schloß, das zwei Türme und drei Höfe enthält, erfuhr unter dem letzten Sinzendorf auch eine bauliche Veränderung; der alte Graben wurde ausgefüllt, Felsen gesprengt, vor dem Schloß ein großer Rasenplan angelegt, der linke Flügel als Wohnung des Schloßherren hergerichtet und mächtige Sandsteinvasen aufgestellt. Die Mineraliensammlung ist in einem Zimmer untergebracht, dessen Wände mit Gipsmarmor bekleidet sind, an der Fensterseite ragen künstliche Marmorsäulen vom Fußboden bis zur Decke. Der Parkettfußboden in den Zimmern ist eine auserlesene Arbeit. Das Schlafkabinett ließ der Fürst mit gelber Seide drapieren (Vorliebe für China war ja damals eine Zeitströmung).

Im Parke steht auf einer Felsengruppe die Marmorbüste des Fürsten Prosper von Sinzendorf und auf der anderen Seite ein hoher Obelisk aus Sandstein mit dem Bilde des Generals Laudon. Der Obst- und Gemüsegarten ist terrassenförmig angelegt, in den großen Treibhäusern wachsen die verschiedenen Blumen und Sträucher, die der Fürst aus dem Auslande bezogen hatte. Der Fußboden des Gartenpavillons ist aus den Steinarten zusammengefaßt, die auf den herrschaftlichen Gründen gefunden wurden. Ueber das grüne Laubdach der Bäume ragt die große Büste des Kaisers Franz, sie war aus Gips und hatte eine Höhe von drei Klaftern; der Unterbau maß fünf Klafter. Die eigentliche Büste wollte der Fürst auf dem nahen Semmelberg aufstellen; dazu hatte er gewaltige Marmorblöcke aus den herrschaftlichen Steinbrüchen herbeiführen lassen. Der allzu frühe Tod des Fürsten verhinderte jede weitere Arbeit an dem Denkmale.

Im Felde steht ein kleines Denkmal aus Sandstein mit dem Bilde des Grafen Saurau.

Mistelbach: 440 Häuser, 1500 Bewohner. Die beiden Vorstädte heißen Neustift und Wieden. Der eigentliche Markt ist durch feste Tore von den Vorstädten abgeschlossen. Die Pfarrkirche, die auf dem Grunde Wieden steht, wurde erst am 15. Juni 1835 durch einen Brand ganz zerstört. Zwei Stiegen mit 178 Stufen führen den Wanderer zur Höhe hinan; neben dem Wege bemerkt man die Leidensstationen des Kreuzweges. Im Kirchenschiff kann man die Jahreszahl 1121 lesen, am Turm aber die Zahl 1289. Damals war er noch niedrig, erst 1755 hat man ihn vollständig ausgebaut. Die Vorhalle stammt aus dem Jahre 1502. An der linken Außenseite sieht man oben am Gesimse das Steinbild einer großen Kröte. Das Innere des Gotteshauses ist vollständig übertüncht.

Hinter der Kirche steht eine Rotunde, Katharinenkapelle genannt, sie dient als Kirchenrequisitorium.

Neben der Pfarrkirche soll das Schloß der Herren von Mistelbach gestanden sein, sein Mauerwerk verwendete man bei dem Bau der Kirche. Diese war in früherer Zeit mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, die mit Schießscharten versehen war.

Die Elisabethkirche, die angeblich 1016 erbaut wurde, hatte ein spitziges Dach und einen rechteckigen Quaderturm; sie war lange Zeit im Besitze der Templer.

Auf dem Marktplatz, der ansehnlich groß ist, steht die Dreifaltigkeitssäule und der Pranger. Der Fürst Liechtenstein hat hier ein Spital für 12 Arme. Die vier Jahr- und Getreidemärkte sind nicht ohne Bedeutung.

Nikolsburg, das mährische Klosterneuburg, 806 Häuser und 8000 Bewohner, die Judenstadt mit 168 Häusern und 620 Familien. Das Piaristenkloster, das 1631 der Kardinal Dietrichstein gegründet hatte, besitzt eine sehr besuchte philosophische Lehranstalt, die der Staatzer Propst Lisnek 1807 stiftete. Hier werden 12 Sängerknaben unterhalten. Das Piaristengymnasium war das älteste in Oesterreich.

Das Schloß war ursprünglich im gotischen Stil erbaut und um ein Stockwerk höher als jetzt. Durch einen Brand wurde es vollständig zerstört. Es besitzt 10.000 Werke und 675 Handschriften. Das große Faß im Keller faßt 1700 Eimer und wird von 22 Reifen à 7 Zentnern zusammengehalten. Am Hauptplatz stand früher ein Kapuzinerkloster und die Annakirche, die nach dem Brande 1784 nicht mehr aufgebaut wurde.

Auf dem Hochaltar der Pfarrkirche erblickt man ein Kreuz aus Elfenbein, das eine Arbeit des Michelangelo sein soll. In den Ecken hingen Fahnen, die im 30jährigen Krieg erbeutet wurden. Nikolsburg hatte schon 1527 eine Buchdruckerei. Die Juden betrieben einen umfangreichen Tuch- und Wollerzeugnishandel.

Auf dem Kalvarienberg, der früher Tanzberg hieß, fanden die großen Bacchanalien des Maifestes statt. Der Kardinal Dietrichstein erbaute hier die Sebastianskirche, die 1786 entweiht wurde.

Auf dem Waisenstein war das Stammschloß des angesehenen Geschlechtes der reichen Orsani; 1240 wurde die Burg gebaut, 1332 erwarben sie die Liechtenstein, 1645 zerstörten sie die Schweden, doch bestand die Burgkapelle noch 1782.

Von der Maidenburg (Mädchenburg) erzählt die Sage, daß hier im Innern des Berges die mährische Venus lebte, daß ein Markomannenfürst hier seinen Sitz hatte, die Römer dann hier ein Lager errichteten und später die Templer wohnten. 1645/46 zerstörten und verbrannten die Schweden die Burg.

Feldsberg besitzt ein prachtvolles Schloß mit 244 vornehm eingerichteten Zimmern. 160 Pferde besaß der Fürst in seinen Stallungen. Der Reichtum und die Pracht mahnt an die Zeit, „da der Mensch nur einen Gott und einen Rock hatte“. Das Kloster der Barmherzigen war das erste, das auf deutschem Boden errichtet wurde (1631).

Eisgrub ist sehenswert wegen des großen Gartens, der im englischen Stil gehalten ist; da sieht man Pflanzen, Sträucher und Bäume aus allen Erdteilen, dazwischen Teiche, Inseln, ein chinesisches Gartenhaus und den mächtigen „Orientalischen Turm“, der auf 500 Erlenpfählen steht. In dem benachbarten Dorfe Kostel haben die beiden Slawenapostel Cyrill und Method den ersten Gottesdienst und Predigt gehalten, als sie von Konstantinopel hieher kamen, um die Tschechen zu bekehren.

Veröffentlicht in: Niederösterreichisches Lehrerblatt, 15. April 1933, S. 274

Auf den Spuren des Dichters J. Freiherr von Eichendorff

Josef Freiherr von Eichendorff, der Sänger des deutschen Waldes und der deutschen Treue, war auch einmal in unserer Heimat. Der Dichter, dessen Lieder nie veraltern und die einen Ewigkeitswert haben, durchwanderte in seinen Jugendjahren das weite deutsche Vaterland gleich den Minnesängern des Mittelalters. Frank und frei wie ein Handwerksbursche durchzog er ganz Deutschland und freute sich an der Schönheit des Landes und seiner Bewohner. Das Schloß Lubowitz (im Kreise Ratibor in Preuß. Schlesien) war seine Heimat, wo er 1788 geboren wurde.

Im Jahre 1811 besuchte er die Familie Wilczek im Schloß Seebarn. Da begleitete er den Grafen, der mit dem Landeshauptmann von Troppau, dem Grafen Anton Sedlnitzky, nach Grusbach in Mähren fuhr. Die Reise ging über Ernstbrunn, das Eichendorff Ehrensburg nennt. Es war ein kühler Herbsttag, kalt blies der Nordwind über die kahlen Felder und grünen Weingärten, wo schon die ersten Trauben reiften, und jagte den Staub gleich weißen Wolken in das weite Land. Der Dichter, der auf der „Wurst“ des Reisewagens saß, klagte über den Wind, der durch seinen Mantel drang, so daß ihn fröstelte. Der „schmähliche Staub der Straße“ war ihm unangenehm.

In Ehrensburg besuchte er den Fürsten Prosper von Sinzendorf, der ein großer Liebhaber der Kunst und der Wissenschaft war. Bedeutende Männer und Dichter zog er an seinen Hof, legte eine Bücherei an und wollte das Schloß zu einem Prachtbau umgestalten. Doch fehlte ihm das Geld und die Zeit, da er ja schon 1822 starb. Eichendorff vermißte an dem Schloß den einheitlichen Bau, die alten Teile sind vielfach verdorben, der Bau wirkt verwirrend und ist zum Teil eine Ruine. Die vielen Höfe und die schöne Lage in der Nähe des Waldgebirges finden seinen Gefallen. Der prächtige Saal hat Zuckerpapiertapeten; die Bildergalerie mit den Säulen, die Prachtstube der Maitresse, die große Gesteinsammlung, die Bücherei – J. G. Herder war aufgeschlagen – und der schöne Garten, das alles betrachtet der Dichter und vermerkt es in dem Tagebuch genau. Im Schloßgarten gibt es mehrere Treibhäuser und ausländische Pflanzen – Krauseschen und Blumenkohl –, Störche schreiten würdevoll auf den Wegen, die um das Schloß herumführen.

Um 1 Uhr traf der Dichter in Eichenbrunn ein, wo eine längere Rast eingeschaltet wird. Die Pferde erhalten ihr Futter und die ganze Gesellschaft läßt sich in der niedrigen Wirtstube des Gasthauses das reiche Mahl, das sie mitgenommen hatten, gut schmecken. Dann geht die Reise weiter. Die Gegend ist öde. In Laa bemerkt er die Stadtmauer mit den Schießscharten, die Ruine eines Jungfrauenklosters und das alte, feste Schloß. Anheimelnder ist die schöne, fruchtbare Ebene von Südmähren. Längst der Thayaarme stehen Weidenbäume, große Gänseherden beleben die Wiesen und Wasserflächen. Diese Landschaft erinnert ihn an seine Heimat, an das Schloß Lubowitz und seine Umgebung.

In Höflein standen vor dem kleinen Schloß viele Wagen. Es waren die Grusbacher, die bisher entgegengefahren waren. Der alte Graf Hardegg (1776-1833) war ein patriotischer Mann, die Gräfin Athan eine gesprächige und redselige Frau, die fast keine Zähne im Munde hatte. Die Gräfin Hardegg war klein, derb, garstig, bös aussehend, schlampig im Aeußeren und trug immer ein kleines Kind am Arme. Kinder und Hunde gab es da genug. Nach der Jause ging es weiter gegen Grusbach. Auf den großen Teichen sah man viele Wildenten. Die Sonne ging im fernen Westen unter, die Dämmerung senkte sich auf die stillen Fluren und die Gesellschaft beeilte sich, um noch vor Anbruch der Nacht in Grusbach einzutreffen. Die Pferde liefen, was sie konnten.

Es war schon dunkel, als sie im Schloß einfuhren. Da man nicht genug Lichter hatte, so herrschte eine arge Verwirrung. Bei der Verteilung der Zimmer gab es einen kleinen Wortwechsel. Endlich war alles befriedigt und die große Gesellschaft setzte sich zum Nachtmahl. Wieder erschienen die vielen Hunde, die sich auf die Stühle setzten und von den Gästen gefüttert wurden. Die kleinen Komtessen trugen deutsche und französische Gedichte vor, die sie gelernt hatten und zeigten Proben ihrer Schreibkunst. Nach dem Essen begab sich alles zur Ruhe und Eichendorff schlief „prächtig“.

In der Früh des 18. September fuhr Sedlnitzky weiter gegen Brünn. Der Dichter schaute sich das Schloß, den Garten, die Einsiedlerhütte, die Wasserkünste, die Vögel (Uhu, Silberfasane), die prächtige Insel mit den Myrtenlauben und die Irrgänge im Eichenwalde an. Viel Obst lag auf dem Boden, überall sah man Reichtum und Wohlhabenheit wie zu Hause in Lubowitz. In der Schloßkapelle wohnte er einer stillen Messe bei, die alte Gräfin betete „schmackhaft schlesisch“ vor.

Um 8 Uhr verließ er Grusbach und fuhr über Laa, Eichenbrunn und Oberleis nach Seebarn zurück. In Eichenbrunn hielten sie wieder Mittagsrast. Die alte Wirtin mußte sich zu ihnen setzen und die Gäste unterhalten. Bei der Pfarrkirche Oberleis stiegen sie aus dem Wagen und gingen zu der Höhe empor, um die herrliche Aussicht zu genießen. In der Kirche sah er ein Gnadenbild der Jungfrau Maria. Jetzt erfuhr der Dichter, daß der alte Hardegg unter den Pantoffeln stehe und seine Kinder ganz verkehrt erziehe. Ohne Aufenthalt reisten sie bis Seebarn, wo sie am Abend um 6 Uhr glücklich anlangten. Müde und ganz mit Staub bedeckt waren die Herren, so daß sie gleich am nächsten Tag nach Wien in das Dianabad fuhren.

Am 27. Oktober war er in Fellabrunn bei der Hasenjagd. Es wehte ein kühler Sturmwind, der einen Hagel brachte. Dann heiterte sich der Himmel auf und die Jagd ergab 183 Hasen. Der Dichter freute sich aber mehr an der herrlichen Aussicht, die er von den Bergen aus genoß. In dem Schloßwalde, der mehr einem englischen Garten glich, gab es wenig Hasen, dafür waren dort viele Fasane. Bei dieser Jagd ereignete sich ein Unfall. Ein unvorsichtiger Schütze traf den Grafen Wilczek und verwundete ihn am Fuße. Die Bauern aus der Umgebung mußten Treiberdienste versehen. Bis am 30. Oktober weilte der Dichter hier im Schloß Fellabrunn.

Schöne Tage hat Eichendorff bei uns im Donautale verlebt; er fühlte sich im Kreise seiner Freunde und Bekannten recht wohl, die sonnigen Täler und waldreichen Berge, die weite Fernsicht, das reizende Donautal, die fröhlichen, heiteren Menschen – das alles erinnerte ihn an sein Stammschloß Lubowitz und gewiß entstand so manches Lied des gottbegnadeten Dichters hier in unserer Heimat.

Veröffentlicht in: Niederösterreichisches Lehrerblatt, 1930, Folge 3

Auf der Hohenleiten

Die Brünner Straße führt von Wolkersdorf über einen langgestreckten Bergrücken, der den Namen „Hohenleiten“ hat. Dieser Handelsweg, der erst nach dem Bau der großen Donaubrücke im Jahre 1434 eine größere Bedeutung erlangte, war recht beschwerlich und wegen der Ueberfälle auch gefährlich; denn der Wald reichte damals bis an die Straße und bot den Wegelagerern und Räubern gute Verstecke. 1550 mußte der Wald auf Befehl der Obrigkeit neben der Straße 8 bis 12 Klafter weit abgeholzt werden. Die ausgedehnten Waldungen waren um 1560 reich an Füchsen, Rehen, Hirschen, Fasanen, Wildschweinen, Wölfen und auch der Bär fehlte manchmal nicht. Die Fuhrleute bevorzugten deshalb den Weg über Ulrichskirchen, Mistelbach, Neudorf und Pohrlitz oder die „Untere Straße“ von Wien über Deutsch-Wagram, Bockfließ, Gr.-Schweinbarth, Kollnbrunn und Gaweinstal. Die Straße über die Hohenleiten nannten die Bauern „Obere Straße“ und nach 1625 die „Schlesische Straße“, weil hier die kaiserliche Post nach Olmütz und Breslau befördert wurde.

Die Wilfersdorfer Herrschaft klagte 1644, daß der Weg über die Hohenleiten schlecht, beschwerlich und gefahrvoll sei; für eine lederne „Kalles“ waren vier starke Pferde notwendig und ohne Begleitung von fürstlichen Grenadieren oder Jägern wagte niemand eine Reise. Die Räuber nahmen nicht nur Geld, Waren und die Pferde, sondern erschlugen auch die Leute; deshalb warteten die Knechte in Gaweinstal, bis mehrere beisammen waren, und fuhren gemeinsam bis Wolkersdorf. Jeder hatte noch eine Handhacke, einen Säbel oder eine andere Waffe in der „Tagaflechten“ des Wagens und eine Rocktasche voll Sand oder Pfeffer, den sie rasch dem Angreifer ins Gesicht schleuderten. Des Nachts besaßen die Herrschaftswagen Begleiter mit brennenden Fackeln, ebenso die Salzburger Fuhrleute, die Wein von Wilfersdorf holten. Ein Rüstwagen benötigte 6 bis 8 starke Pferde. Die Bauern von Gaweinstal, Kollnbrunn und Wolkersdorf leisteten den Fremden bereitwillig gegen Bezahlung mit ihren Pferden Vorspann. Die Herrschaftboten von Wilfersdorf nahmen kein Geld mit nach Wien, weil es zu gefährlich war, 1658 wählten die Wilfersdorfer Weinfuhrleute den Weg nach Ebergassing über Gaweinstal, Matzen, Schönkirchen und Probstdorf.

Ein farbenprächtiges Bild boten die kaiserlichen Herbstjagden mit der Hofgesellschaft, den vielen Adeligen, dem Forstpersonal und den Treibern. Da flohen die Tiere vor dem Lärm in die Nachbarreviere und hier warteten schon die Wilderer; Kettlasbrunner schossen durch 11 Jahre die Prachthirsche ab; als man diesem Unfug auf die Spur kam, floh der Rädelsführer schnell nach Malacka. Die Wilfersdorfer Herrschaft mußte für die fürstliche Familie, wenn sie nach Feldsberg oder Rabensburg reiste, Vorspannpferde nach Wolkersdorf senden, 1668 waren es aber Schindluder, so daß die Wagen steckenblieben.

1716 befand sich auf der Hohenleiten eine Wache von 20 Mann, die von den Gemeinden der Wilfersdorfer Herrschaft verpflegt wurden; nun protestierten sie gegen diese Belastung, weil sie ohnedies durch Steuern und Abgaben hart bedrückt wären. Loidesthal, Blumenthal und Obersulz wehrten sich gegen diese Wache, für die jedes Haus monatlich 5 Kreuzer zahlte. Die Herrschaft konnte aber gegen einen Befehl der Regierung nichts machen. Die Gemeinden wollten die Last auf die Reisenden abwälzen, die ja in erster Linie für die Wache aufzukommen hätten. Der Bauer war den Fremden und den Kaufleuten nicht besonders gewogen. In Erdberg erschienen oft die Dorfburschen abends im Gasthaus, lärmten, johlten und bedrohten die Fremden, welche rasch durch die Fenster ins Freie sprangen, um sich zu retten. Als die Mistelbacher Kaufleute 1720 vom Markte in Stillfried heimkehrten, rasteten sie in Martinsdorf, wo es gerade eine Tanzunterhaltung gab. Es entstand eine Rauferei und die Mistelbacher verließen fluchtartig das Dorf; die Burschen eilten ihnen nach und erschlugen den Stricker Preser. Recht grobe Leute waren die Schricker und die Poysdorfer, die auch vor Gewalt nicht zurückschreckten.

Nach den Türkenkriegen wurden die Zigeuner und Wegelagerer eine wirkliche Landplage, gegen die aber die Regierung scharf vorging. Sie veranstaltete Streifungen – General-Landesvisitationen im ganzen Land und besonders auf der Hohenleiten (26. Oktober 1721). Blitzschnell verschwanden die Rädelsführer und flohen über die March, wo sich niemand um sie kümmerte. Bei uns fand die Streifung zwei Weiber und einen Mann mit einem scharf geladenen Gewehr und einen Jäger, der sich wegen seines schlechten Lebenswandels nicht zu ernähren wußte. Auf dem Poysdorfer Stoibersitz hielten sich lichtscheues Gesindel, abgedankte Soldaten und Freudenmädchen auf, dies sollte dem Besitzer strenge verboten werden (das Gasthaus nannten die Bauern „Wirtshaus zum dürren Ast“). Am 21. November entdeckte die Streifwache einen abgedankten Soldaten in einem blauen Gewand, der etliche Wochen beim Wilhelmsdorfer Gemeindehalter gewohnt hatte, wo sein Weib ein Kind gebar. In Poysdorf bettelte er um Wein, Fleisch und Brot, doch hatte er in Kettlasbrunn einige Schafe dem Meisterknecht gestohlen. In Poysdorf konnte ein Soldat aufgegriffen werden, der im Kreuzensteiner Landgericht das Türschloß losgerissen, zwei Türen gesprengt hatte und entwichen war. Gegen abgedankte Soldaten, gegen Bettler, Müßiggänger, strolchende Handwerksburschen, gegen Bildl- und Bandlkramer und gegen jene, die im geistlichen Gewande sich herumtrieben, ging die Wache scharf vor. Sie „perlustrierte“ alle, welche die Straße benützten. 1726 wollte die Regierung den Handelsweg durch Pferdebesitzer herrichten lassen; wer aber nicht mithalf, sollte im Jahre 12 kr. in zwei Terminen zahlen. Bei dem Bau der Brünner Straße hatte die Wilfersdorfer Herrschaft Bedenken, daß die Bauern die Wegrobot nicht leisten würden, weil sie nicht einmal die vorgeschriebene der Grundobrigkeit verrichten konnten. Die Kavalleriewache, die im Kasernenwirtshaus untergebracht war, sorgte für die Sicherheit des Verkehrs über die Hohenleiten, der von Jahr zu Jahr wuchs; denn hier fuhren polnische, schlesische, böhmische, mährische Kaufleute, solche aus der Lausnitz und von Glatz durch, Wallfahrer belebten die Straße und viel Militär marschierte von Wien in das Uebungslager nach Turas bei Brünn. Fuhrleute und Militär beherrschte die Straße, die allen Gemeinden einen großen Nutzen brachte.

Nach 1805 wurde die Poststraße eine Chaussee, die auf der Hohenleiten mit hohen Pyramidenpappeln zu beiden Seiten umsäumt war, damit in einem schneereichen Winter die Leute die Straßenrichtung nicht verfehlten. Im Herbste sah man lange Wagenkolonnen auf der Hohenleiten, die sich wie ein Regenwurm langsam vorwärtsbewegten; beim Kasernenwirtshaus, das damals ein goldenes Zeitalter erlebte, staute sich zeitweise der Verkehr. Nach 1834 und noch mehr nach 1867 riß der Fernverkehr ab, den nun die Bahnen übernahmen. Trotzdem war der Lokalverkehr noch immer ein bedeutender, der aber nicht vom Kaufmann, sondern vom bäuerlichen Fuhrwerk beherrscht wurde. Da sah man die Eierbauern aus der Falkensteiner Gegend, die Obstbauern aus der Umgebung von Mistelbach, die Rahmbauern aus dem Zayatal, die Kirchenbauern aus Asparn a. d. Z., die Gurken-, Fleisch-, Erdäpfel- und Weintraubenbauern, die nach Wien fuhren, und die Mistbauern, welche herauskamen in die Dörfer. Der stolzeste und schlaueste war aber der Weinbauer, der gerne auf der Hohenleiten und in Wolkersdof „binderte“, d. h. vom Weinfaß die Reifen zur Seite schob, ein Loch bohrte, Wein herausnahm, dafür aber Wasser hineingoß, das Loch schloß und den Reifen an die alte Stelle schob. Andere nahmen sich von der Kollnbrunner Gstetten einen Lehm – es war der beste auf der ganzen Brünner Straße ­, machten einen Abdruck von dem Siegel des Weinkäufers, ließen in Wolkersdorf ein neues schneiden, rissen das alte Siegel weg, nahmen einen Wein heraus, füllten das Faß mit Wasser voll und versiegelten wieder kunstgerecht die Faßöffnung. Den Wein verkauften sie dem Kasernenwirt oder im „Neuen Wirtshaus“. So machte sich mancher Knecht ein Taschengeld, das er ja dann in Wien notwendig brauchte. Den Rest verjubelte er im Kasernenwirtshaus bei Wein, Spiel und Tanz. Die „Kasarn“ war ja eine beliebte Jausenstation für die durstigen und hungrigen Fuhrleute. Kamen sie gut nach Hause zurück, so klagten sie über einen schweren Kopf und über eine leere Brieftasche. Um 1900 zählte man im Herbste oft 80 bis 100 Wagen, die über die Hohenleiten rollten. Dann aber wurde es langsam still auf dem „Kasernberg“, das goldene Zeitalter gehörte der Vergangenheit an und die Gegenwart hat schon längst ein neues Blatt aufgeschlagen. Der Benzinmotor gibt dem Straßenverkehr ein neues Gesicht und braucht nicht mehr eine Wache oder eine Jausenstation auf der Hohenleiten.

Quellen:

Dr. H. Reutter „Geschichte der Straßen in das Wiener Becken“ im Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 1909.

Herrschaftsakten Wilfersdorf im Fürst-Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien.

Veröffentlicht in: Aus Welt und Heimat, Nr. 16 v. 21. 4. 1955, S. 5; Nr. 17 v. 28. 4. 1955, S. 5

Auf „Wechsel“

(Ein früherer Brauch im Grenzland)

Die Landflucht und der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften waren immer ein wunder Punkt im Weinland. Im Mittelalter erschienen aus dem Schwabenland und Vorarlberg Arbeiter, Handwerker und Maurer bei uns; sie kamen über Krems, dem Handelsplatz für Wein. Im Dreißigjährigen Krieg rief der Fürst Gundacker von Liechtenstein Ansiedler und Arbeitskräfte aus dem erwähnten Gebiet, die aber nur bis Krems kamen und sofort heimkehrten. Dafür wanderten aus den Sudetenländern, dem Menschenreservoir in der alten Monarchie, genug Leute ins Weinland, ebenso aus der Slowakei, die immer einen Überschuß hatte.

Nun war es notwendig, daß unsere Leute die tschechische Sprache, soweit es in Haus und Hof erforderlich war, beherrschten. Da bürgerte sich die Sitte des Wechsels ein, das heißt, unsere Kinder gingen in ein tschechisches Dorf und von hier kam ein gleichaltriger Schüler zu uns. Für so einen zwölf- oder dreizehnjährigen Knaben bedeutete der Wechsel ein großes Ereignis, da er in eine fremde Welt kam, wo eine andere Sprache gesprochen wurde und andere Lebenssitten herrschten. Manchen erfaßte in den ersten Tagen ein bitteres Heimweh, doch fand er sich bald zurecht und lebte sich in das neue Elternhaus ein. Zwischen Mähren und dem Weinland waren enge wirtschaftliche Beziehungen; viel Wein führten unsere Bauern hinüber und besuchten die Märkte in Znaim, Nikolsburg, Lundenburg, Göding und Bisenz, wo sich Familienväter trafen, deren Kinder die andere Landessprache lernen wollten. Auch die Wallfahrten nach Turas, Wranau, Alt-Brünn und Kiritein trugen zu der Sitte des Kinderwechsels bei.

Beide Elternpaare besprachen zuvor noch einzelne Fragen über Behandlung, Mitarbeit in Haus und Hof, Kleidung, Wäsche usw. Im allgemeinen war weder hüben noch drüben ein Anlaß zu Klagen oder Beschwerden; denn Kinder sind bald gute Freunde, die einander helfen und gegenseitig unterstützen.

Wohin gingen unsere Knaben auf den Wechsel? Die Poysdorfer bevorzugten die Umgebung von Brünn: Schlappanitz, Blansko, Raitz und die umliegenden Dörfer. H. Stubenvoll war bei einem Tischlermeister, F. Asperger bei einem Werkführer, Haberler K. bei einem Lehrer usw. Sie alle hatten es gut, da sie von den Zieheltern wie die eigenen Kinder behandelt wurden. Sie kamen nach Brünn, in die Höhlen und Grotten der „Mährischen Schweiz“, nach Wranau und Kiritein, sahen auch die großen rußgeschwärzten Eisenwerke und genossen den Zauber dieser romantischen Gegend. A. Schlemmer erlernte die tschechische Sprache sehr schnell und konnte sich nach einem halben Jahr ganz gut mit den Leuten verständigen. J. Spieß schloß so innige Freundschaft mit den Knaben, daß sie ihm noch heute schreiben und zu einem Besuch einladen.

Der Wetzelsdorfer J. Schwarz wohnte in Raitz bei einem Schaffer der Herrschaft Salm, der ihn überall mitnahm auf seinen Fahrten und alles Sehenswerte erklärte. Manchmal trafen sich die deutschen Knaben und erzählten einander ihr Freud und Leid. Die Wilhelmsdorfer gingen nach Napagedl, die Hadersdorfer nach Neutra in der Slowakei, die Walterskirchner nach Blansko und Kuty, die Patzmannsdorfer nach Eibenschitz, die Reinthaler nach Luschitz, Göding und Bisenz, die Bernhardsthaler nach Altenmarkt, Birbaum, Ungarisch Hradisch, Napagedl und Otrokowitz, die Falkensteiner nach Kuty und St. Johann. Die tschechischen Eltern besuchten die Kinder in den deutschen Gemeinden, erkundigten sich in der Schule über den Fortgang und zeigten sich den Lehrern gegenüber sehr zuvorkommend. Die fremden Kinder lernten schnell die deutsche Sprache und faßten den Lehrstoff rasch auf. In Falkenstein erschienen 1937 die ehemaligen Schüler, um die Gegend noch einmal zu sehen und mit den alten Schulkameraden zu sprechen; es war ein schönes Wiedersehen, bei dem die Kinderzeit noch einmal zurückgerufen wurde.

Die Hausbrunner besaßen mehrere Orte: Kostel, Kuty, Gaya, Rossitz, Bisenz, und manche begaben sich in slowakische Gemeinden. In Bisenz sang 1895 ein kecker Hausbrunner auf der Straße „Tja, tja, tada, leckt mich ... du Blada, ja jsem Binkel heiß’ ich, böhmische Bagage.“ Die Bewohner waren deswegen sehr ungehalten und verlangten in der Schule, daß so eine Provokation verboten werde.

Die Herrnbaumgartner liebten vor allem Bisenz, weil sie hier die großen Viehmärkte besuchten; die Stadt hatte eine kleine Garnison. In der Schule saßen anfangs die Baumgartner wie Stummerl und konnten dem Unterricht nicht folgen. Der Lehrer zeigte große Geduld, sodaß sie in zwei bis drei Monaten mitkamen. Der Turnunterricht war hier ganz modern; großes Gewicht legte die Schule auf das Nationalgefühl, auf Wahrheitsliebe und Bekennermut. Der kleine J. Umscheid, Nr. 17, war sehr oft Aufseher in der Klasse, was bei den tschechischen Mitschülern böses Blut hervorrief. Die Einwohner nannten die Deutschen „Schwaben“, was als Schimpfwort galt.

Großen Eindruck auf die Baumgartner machten die Turnerfeste der Sokoln. Da hörte einmal der W. Schmaus, Nr. 110, eine Travestie auf das Kaiserlied: „Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land, unsere Kühe, unsere Säue und das ganze Vaterland.“ Der Verfasser bekam zur Strafe fünf Jahre Gefängnis, wurde aber später begnadigt. Die Ziehmutter erzählte schon 1895 dem Schmaus, daß Österreich verschwinden und der Tschechenstaat bis Wolkersdorf im Süden reichen werde.

Hier in Bisenz, wo ein guter und milder Wein wuchs, lernten die Knaben die ersten Drahtkulturen in den Weingärten kennen (1895). Der fruchtbare Boden brachte neben den vier Getreidearten den Bauern vorzügliche Gurken, die mit den Znaimern wetteiferten, Zuckerrüben, Fisolen, Möhren, Kraut, Zwiebeln, Knoblauch und Majoran. An den Feldrändern und -wegen gab es Kirschen-, Weichselbäume und Ribiselsträucher. Die Bäuerin legte die Gurken, welche Arbeiter mit einem Schubkarren heimführten, in Fässer, und später wurden die sauren Gurken am Bahnhof den Durchreisenden verkauft; in Bisenz hielten die Züge einige Minuten, so daß im Sommer das Geschäft ausgezeichnet ging. Auch der kleine Schmaus handelte und feilschte wie ein alter Kaufmann bei diesem Gurkenverkauf mit den Wallfahrern, da Bisenz ein Gnadenort war, zu dem viele Prozessionen kamen. Die Kirschen half er in runde Körbe verpacken, die waggonweise nach Straßnitz geliefert wurden; auch nach Olmütz und Sternberg gingen viele Kirschen. Verwundert betrachtete er den Riesenverkehr auf der Nordbahn. Gern schnitt er den Majoran ab, da dies eine leichte Arbeit war. An den langen Winterabenden half er Fisolen klauben. Der Wintersport erregte seine Aufmerksamkeit, so daß er fleißig mittat. Wurden die deutschen Knaben gehänselt oder verspottet, dann gab es eine Rauferei. In die Schneeballen packten sie oft Steine, damit der Feind rasch kampfunfähig werde, mußten sie weichen, so liefen sie in die Kaserne und baten die Dragoner um Schutz und Hilfe, die ihnen gewährt wurde.

In der guten Bauernstube sah er die hochaufgetürmten Federbetten mit den vielen Polstern, die ein Stolz der Bäuerin waren und eine Zierde des Hauses bildeten. Beim Schweineschlachten nahm der Bauer gleich drei Tiere und lud, da es ja ein Fest war, die Verwandten und Nachbarn ein, so daß man mit Recht von einem Sautanz sprach; besonders schmackhaft waren die Dauerwürste, die der Ziehvater machte; an einem Sonntag kam zu Mittag Rindfleisch auf den Tisch. Die Knaben lernten hier in Bisenz die mährischen Buchteln und Kolatschen kennen, die mit Mohn, Powidl oder Kraut gefüllt wurden. Daneben gab es Erdäpfelflecken, Nudeln, Knödel aus schwarzem Mehl, die nie beim Rindfleisch fehlten, den Grenadier-Marsch und saure Gurken.

Einmal besuchten die Buben aus Neugierde den Judentempel, wurden aber hinausgejagt, da sie über die Zeremonien lachten. Die Fenster der Schießstätte warfen sie mit Steinen ein.

Die Mädchen von Herrnbaumgarten lernten die tschechische Sprache in Neudorf bei Göding und in Konitz (Fritsch Josefine); hier redeten die Einwohner lieber deutsch und nicht tschechisch. Ein Baumgartner kam sogar nach Zlin, wo später Bata seine Schuhfabrik errichtete. Die Bauern von Herrnbaumgarten holten sich die Knechte von Kostel, Landshut, Türnitz, Trinitz, Prittlach, Rakwitz und Schakwitz.

1913 lernte ein Student beim Schmaus Konrad, Nr. 35, als Arbeiter die deutsche Sprache; er war ein radikaler Jungtscheche, der offen erklärte: „Die Serben sind unsere Brüder.“ Für diese panslawistischen Ideen traten auch Geistliche ein (Herrnbaumgarten, Feldsberg, Themmau und Hohenau), die 1914 wegen Hochverrates angeklagt wurden. Der vorerwähnte Student war ein tüchtiger Sportler, der auf dem Teich im Winter seine Kunst als Schlittschuhläufer zeigte und die Jugend in diesem Geiste stark beeinflußte. Die Baumgartner kauften mit Vorliebe ihre Pferde und Kühe in Bisenz, wohin sie auch den Wein lieferten.

In Kottingneusiedl lernten die Bauernkinder von den mährischen Dienstboten die tschechische Sprache; diese Gemeinde sollte nach 1900 planmäßig tschechisiert werden und ein Einfallstor in die Laaer Ebene sein. Auch die Kinder von Kaufleuten lernten die zweite Landessprache; so schickte der Poysdorfer Kaufmann Schindler seine Kinder in ein tschechisches Kloster nach Kremsier.

Der erste Weltkrieg zerstörte den Kinderwechsel, da er die Landesgrenze zu einer Reichsgrenze machte und so zwei Gebiete trennte, die durch Jahrhunderte wirtschaftlich und kulturell verbunden waren. Die Zahl derer, die einmal „auf den Wechsel gingen“, wird von Jahr zu Jahr kleiner.

Quellen:

Die in der Arbeit erwähnten Personen, welche mir die Erlebnisse schilderten, und der Direktor i. R. Johann Ischa in Poysdorf, der mir die Familien in Herrnbaumgarten angab.

Veröffentlicht in: Niederösterreichisches Lehrerblatt, Februar 1963, S. 2

Aus alten Bergrechten

Der Weinbau ist in unserer Gegend sehr alt; schon unter Swatopluk wird 892 von Weinschenkungen gesprochen – damals gehörte unser Weinviertel zum Großmährischen Reich; 993 wird der Weinbau bei dem Kloster Raigern, 1078 bei dem von Ungarisch Hradisch, 1101 bei Trebisch und 1220 bei Welehrad erwähnt.

Die rechtlichen Fragen beim Weinbau regelte jedoch die Gemeinde nach dem Gewohnheitsrechte, die zuerst mündlich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und später als Bergrecht aufgezeichnet wurden.

Nach der mittelalterlichen Ständegliederung besaßen die Weinhauer genau sowie die Handwerker ihre gesetzlichen Bestimmungen über Weingärten, Arbeiten, Lesezeit usw. Nicht der einzelne konnte entscheiden, wo er seinen Weingarten aussetzen wird, weil ja damals der Flurzwang herrschte, dem sich jeder zu fügen hatte. Der Weinbau war auf bestimmte Berge beschränkt, die man als „Gebirge“ bezeichnete. Der Bergmeister hatte darüber die Aufsicht und war seinem Herrn verantwortlich.

Eine führende Stellung in den Fragen des Bergrechtes hatte der Markt Falkenstein, der für Niederösterreich und Südmähren eine Art „Oberster Gerichtshof“ bis auf die Zeit Kaiser Josefs II. bildete. Sein Bergrecht übernahmen viele Gemeinden, so Seelowitz, Brünn, Mödritz und Auspitz, von Mödritz übernahm es Prag (1358), Leitmeritz (1360) und Brüx (1374); sogar die Flurnamen für Weingärten hatte Auspitz vom Falkensteiner Bergland übernommen, so z. B. „Rosenbergen“, - „Steinbergen“, – „Fenalbergen“. Zur Erinnerung an das Falkensteiner Bergrecht heißt heute noch in Brünn eine Gasse „Falkensteiner Straße“.

Das Seelowitzer Bergrecht schrieben wieder tschechische Weinbauorte ab und holten auch in Falkenstein Ratschläge ein, die aber nur dann beantwortet wurden, wenn sie in deutscher Sprache geschrieben waren.

Die Bestimmungen der alten Bergrechte sind hart und grausam und verraten keine Menschlichkeit, darum wurden sie auch später gemildert.

Der Bergmeister hatte Recht über alle Weingeräten, ihm mussten die Käufe und Verkäufe angezeigt werden, er schrieb sie im Buche ein; zweimal im Jahre hielt er Berggerichtstagungen ab, und zwar zu Georgi (24. April) und zu Laurenzi (am 10. August), an denen alle Weingartenbesitzer teilnehmen mussten.

Ein wegmüder Mann konnte sich einen Stecken zum Stützen nehmen; nahm er aber zwei, so zahlte er 5 Pfund Groschen oder er verlor die Hand, nahm er drei, so war sein Leben verwirkt. Holte sich jemand einen Stecken, um den Bauer zu schaden und sich zu nützen, so war auch sein Leben verwirkt.

Die Wandlstätte musste immer so breit sein, wie ein Wagen mit Roß und Stange lang war, wer in einen Weingarten floh in ehrlicher Absicht, genoß dort eine Freiung bis zur Ankunft des Bergmeisters und durfte bei Strafe von 20 Pfund nicht verfolgt werden; war aber seine Angelegenheit unehrlich, so hatte er keine Freiung. Stritten zwei Leute im Weingarten so, dass sie ein Rain trennte, zahlte jeder 10 Groschen Strafe; gingen sie auf einander los, so war ihr Leben verwirkt. Wer in Notwehr den anderen im Weingarten erschlug, hatte gegenüber den Berggenossen keine Verantwortung.

Verboten war es, die Stöcke nahe an den Rain zu setzen. Faule Weinstöcke konnte der Weinzierl aus dem Weingarten tragen; wer aber gesunde abbrach, war „auf Gnade des Halß“ verfallen.

Wer den Rain verdarb, zahlte der Herrschaft 5 Pfund und dem Bergmeister 12 weiße Groschen, außerdem hatte er den Schaden gut zu machen. Wer einen oder mehrere Weinstöcke unter der Erde aus des Nachbars Weingarten in den seinen leitete, dessen Leben war verfallen. Wer Grubenstöcke oder Bogenenden abschnitt, hatte sein Leben verwirkt und gehörte auf den Rost. Wer Trauben nahm, war ein Dieb und hatte sein Leben verwirkt. Wer an der Einfriedung ging, ohne zu stehlen, aber die Absicht dazu zeigte, hatte sein Leben verwirkt. Wer im Weingarten bei Tag oder Nacht ergriffen wurde, mochte er Weinbeeren genommen haben oder nicht, war ein Dieb und des Hasses verfallen.

Der Hüter konnte am Abend drei Trauben mitnehmen, musste sie aber in der Hand tragen und dem Bergmeister oder seinen Schöffen vorzeigen. Tat er es nicht, so war sein Leben verwirkt. Machte er aus gestohlenen Trauben Most oder verkaufte er gestohlenes Obst, so war auch sein Leben verwirkt. Dem Bergmeister musste er jeden Freitag ein Körbchen voll Trauben im Werte von 1 oder 2 Pfennig senden.

Der Weinverkauf im Weingarten war gestattet, doch hatte der Hauer zuvor dem Grundherrn den Zehent zu geben. Den Käufer sollte der Bauer eine Meile weit schirmen.

Der Bergrechteimer musste „gehämt“ (=geeicht) sein und galt als Normaleimer. Wer den Zehentwein verweigerte, büßte es mit seiner ganzen Ernte; doch wurde ihm jeder 9. Eimer zurückgegeben und er als Dieb behandelt. Sollte ein Hagelwetter die Weinernte vernichten, so bekam der Grundherr sein Anrecht an Zehent im folgenden Jahr.

Wer den Weingarten nicht bebaute, verlor ihn. Bei der Lese durften keine Kühe, Pferde, Schweine und anderes Vieh in den Weingarten getrieben werden. Fremdes Laub aus den Weingärten nach der Lese zu nehmen, war verboten. Durch einen Weingarten zu reiten, war für das ganze Jahr untersagt.

Die Lesezeit wurde vom Grundherrn bestimmt; Bergmeister und Richter lasen einige Tage vorher; weiße und blaue Beeren zu mischen, war beim Pressen nicht erlaubt. Die Nachbarn waren verpflichtet, einander beim Einfangen der Diebe zu helfen.

1362 bestimmte Karl IV., daß niemand in den Sudetenländern sich in strittigen Weinbaufragen nach Falkenstein wenden dürfe, für sie galt Auspitz als Oberberggericht.

Etwas milder sind die Bestimmungen des Falkensteiner Bergrechtes vom Jahre 1528, das fast keine Todesstrafe kennt, dafür aber hohe Geldstrafen. Dem Bergmeister zur Seite standen 4 Schöffen (Geschworene), von denen zwei dem Marktrate angehörten.

Wer seinen Gegner bis in den Weingarten verfolgte, kam vor das Falkensteiner Landgericht, ebenso der unehrliche Hüter; wenn in einem Streite der eine den anderen verfolgte, so zahlte er, so oft er über einen Feldrand kam, 6 S, 2 Pfennig, ebenso büßte derjenige, der dem Nachbar die Rebenschösslinge abhob. Niemand dürfte bei 12 Pfennig Strafe dem Nächsten die Arbeiter abreden. Am Sonnabend Nachmittag ruhte die Arbeit (sonst 1 Pfund Pfennig als Strafe für die Falkensteiner Jakobszeche). Hielt ein Arbeiter seine versprochene Arbeit nicht ein, so nahm ihm der Bauer die Haue weg. Wer Trauben ausbrach und heimlich mostelte, war mit 72 Pfennig dem Landgericht verfallen; dieselbe Strafe traf den, der Weinreben außerhalb des Weingartens beim Nachbar aufklaubte; tat er es im Weingarten, so büßte er es mit 12 Pfennig dem Bergmeister. Wer sich einen Stecken im Regen nahm, musste ihn wieder zurücktragen (sonst büßte er es mit 12 Pfennig). Wer Reben dem Nachbar auf dem Feldrand aus Neid verbrannte, war der „prunst schuldig“. Den Arbeitslohn setzten 2 Männer vom Rat und der Gemeinde fest.

Nach dem Erdberger Berggericht konnte ein Fremder zwei bis drei Weintrauben nehmen, nur hatte er den Hüter zu rufen und die „Kempel“ zum Stock zu legen. 14 Tage vor Georgi waren die Weingärten zu beschauen. Nahm ein Hauer dem Nachbar einen Hauenschlag Erdreich, so zahlte er 6 Schilling, 2 Pfennig. Wer Kraut aus dem Weingarten riß, gab 12 Pfennig. Wer freventlich einen Grenzstein aus der Erde grub, der wurde bis zum Gürtel in ein Loch gestellt und dann ließ man zwei Pferde mit einem Pflug durch den Missetäter gehen. Eine Beschimpfung des Bergmeisters büßte der Hauer mit 72 Pfennig. Im fremden Weingarten durfte kein Bauer essen, sonst zahlte er für jede Person 12 Pfennig.

Aehnliche Berggerichte besaßen in unserer Heimat Oberschoderlee, Röhrabrunn, Ehrnsdorf, Gaubitsch und Staatz.

1726 wurde in Wolframitz eine 23jährige Frau wegen Traubendiebstahles mit dem Tode bestraft.

Im Jahre 1784 wurden durch Kaiser Josef II. die verschiedenen Bergrechte außer Kraft gesetzt und dafür eine einheitliche Weinbergordnung erlassen, die jede Einschränkung des Weinbaues aufhob und dem Kreisamte die Berufung in strittigen Fragen zuwies; Geldstrafen schränkte man ein; nur wenn ein Schaden gut gemacht werden sollte, war eine solche gerechtfertigt. Der Bergmeister hatte die Hauer zu belehren, ihnen Ratschläge zu erteilen und besonders darauf zu schauen, dass ein guter Wein erzeugt würde, der dann in den Handel kam. Gegen alle Strafen stand die Berufung des Kreisamtes offen.

Hochstämmige Bäume durften im Weingebirge nicht gesetzt werden; durch Gräben und Zäune war ein Weingebirge zu schützen (Weidetiere machten oft einen großen Schaden). Wer Früchte abriß, Weinstöcke und Stecken nahm, galt als Frevler; doch mussten die Sachverständigen den Schaden genau abschätzen. Jede Pfändung sollte beim Kreisamte angezeigt werden, das Vieh durfte keinen Schaden erleiden. Das Pfandgeld für ein Pferd oder eine Kuh betrug 7 fr., für ein Schwein oder Schaf 3 fr., doch war der Hüter in erster Linie für jeden Schaden verantwortlich; mit einem Dieb durfte er sich nicht in Unterhandlungen einlassen. Jeder Schaden musste in Geld ersetzt werden, außerdem folgte noch die Strafe. Den Taglohn setzte die Gemeinde fest.

Der Bergmeister hatte auf den Hüter gut aufzupassen, es sollten dies rechtschaffene und vertraute Leute sein, die einen Eid ablegten; bei der Aufnahme war ein Protokoll zu schreiben. Der Hüter führte ein Seitengewehr und eine Pistole, doch war ihm jede Jagd untersagt.

Den Lesebeginn bestimmte die Obrigkeit, Accidentien (Gebühren) durfte der Beamte nicht annehmen. Jede Begünstigung bei der Lese unterblieb von nun an. Die „freien“ (=unverkäuflichen) Weingärten schrieb man von dieser Zeit an in das Grundbuch. Am Sonnabend Nachmittag konnte gearbeitet werden; auch die Herrschaft gab von ihren Weingärten einen Teil zur Besoldung des Bergmeisters.

Nach dem Jahre 1848 verfielen die Bergrechtsbestimmungen und gerieten in Vergessenheit.

Quellen:

„Heimatbüchlein der Brünner Sprachinsel“

„Niederösterreichische Weistümer“, bearbeitet von Gustav Winter.

Veröffentlicht in: Mistelbacher Bote, Jg. 61, Nr. 17, 22. 4. 1928, S. 6 - 7

Aus alten Kirchenrechnungen

Zur Poysdorfer Pfarrkirche gehörten vor 1784 die Gemeinden Wilhelmsdorf, Kleinhadersdorf und Wetzelsdorf, die auch einen Kirchenvater stellten, während der Poysdorfer Oberkirchenvater hieß; sie vertraten die Interessen ihrer Gemeinden und sprachen bei den Kirchenrechnungen ein Wort mit. Der Pfarrer hatte neben der Seelsorge auch noch eine Wirtschaft mit Äckern, Weingärten, Wiesen und Wald zu führen. Der Oberkirchenvater unterstützte den Pfarrer, der oft wenig von einer Wirtschaft verstand; dies galt besonders vom Weinbau und der Kellerwirtschaft. Er mußte das Vorbild für die Gemeinde sein, der auch lesen, schreiben und rechnen konnte; für seine Mühe besaß er wie auch der Marktrichter einen Kirchengrund, den das Volk „Vater-unser-Acker“ nannte.

Die Kirchenrechnungen geben uns heute einen Einblick in die kirchlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Heimat in der Zeit um 1740. In der großen Kirchenlade wurden die wichtigen Belege für die Verrechnung, neben Geld und Stiftungsurkunden aufbewahrt. Zum Schloss gehörten 3 Schlüssel, einen hatte der Poysbrunner Patronatsherr, einen der Pfarrer und einen der Oberkirchenvater. Die Gelder wurden oft ausgeliehen an ehrliche Bürger und Bauern, die einen guten Ruf hatten. Die Rechnung stellte der Marktschreiber zusammen. Im Pfarrhof überprüften die Herren die Einnahmen und Ausgaben.

1728

Aus den Opferstöcken im Spital und vom Ölberg 2 fl 41 kr (1725 nur 1 fl).

Opfergeld 25 fl, einen Stand „lösen“ = 1 fl 30 kr, ein Kniebänkl = 30 kr, einen Stand der der steinernen „Paarkirchen“ = 1 fl, Schuster sowie Müller zahlen jährlich ein Stuhlgeld = 1 fl 30 kr, ein Begräbnis mit 2 Windlichtern und der großen Glocke = 1 fl 30 kr, eines mit 4 Windlichtern und der großen Glocke = 2 fl und eines mit 6 Windlichtern und der großen Glocke = 2 fl 30 kr.

Reiseunkosten nach Wien 2 fl. 1 Eimer Leinöl gekauft um 10 fl 30 kr. Für das hl. Öl dem Dechant bezahlt = 45 kr und dem Boten, der es abholte = 17 kr. Für Weihrauch, Öl und Baumwolle beim Kaufmann Josef Sauter bezahlt = 58 fl 57 kr und noch einmal 35 fl 15 kr. In Wien „Cameloth“ für die Altarpolster 1 fl 48 kr. Jahreslohn für die 2 Nachtwächter = 5 fl. Dem Schulmeister = 30 fl. Dem Klampfer für die Ausbesserung einer Trompete = 1 fl. Den Kapuzinern für Oblaten = 6 fl.

Den 2 Predigern als Neujahrsgeschenk verehrt = 4 fl. Für Kinderlehrsachen dem Herrn Vizedechant = 6 fl. Für „Traktierung“ der fremden Geistlichen am Feste Johannes d. T. = 9 fl 30 kr. Ein 32-Eimer-Faß gekauft = 19 fl, für ein 30-Eimer-Faß = 16 fl 30 kr. Bei der Maxendorfer Zehenthütte den Zehent von 2 Eimer entrichtet = 1 fl 12 kr. Den Beständlern für die Faschingskränze bezahlt = 20 kr. Für den Keller 1 „Seichreiter“ = 7 kr. Eine Elle Leinwand = 7 kr, ein Buschen Band = 7 kr.

Für 21 Weinleser à 9 kr; sie waren in einem Tage fertig. Für die Presser = 12 kr. Für 10 Maischefuhren dem Josef Agster = 2 fl 50 kr. Hut- und Berggeld 24 kr. Der Kirchenvater, Presser und Bauern verzehrten = 5 fl 9 kr. ½ Schober Schab zum Bandstroh = 1 fl 8 kr. Für Palmzweige und Zwirn zum Büschelbinden = 15 kr. Säuberung der Gläser und Ampeln = 7 kr. Grüne Bäume geholt zu Pfingsten, Fronleichnam und Johann d. T. à 12 kr = 36 kr. Die Kirchenväter verzehrten am Christabend = 1 fl. Am Fasnachttag, als die Altäre verhängt und die Fastenbilder aufgemacht wurden = 2 fl 15 kr.

In den 3 Tagen der Karwoche mit Tischler und Schulmeister verzehrt = 2 fl 55 kr. Wie die Beichtleite beschrieben und die Beichtzettel abgeholt wurden = 1 fl 6 kr. Am hl. Pfingstsamstag = 1 fl 6 kr. Zum Johannesfest den Ablaß in den umliegenden Ortschaften und Pfarren verkündet, auch die Altäre aufgeputzt = 1 fl 10 kr. Am Kirchweihtag 1 fl 17 kr. Zu Allerheiligen und Allerseelen = 1 fl 30 kr. Am Abend vor dem Advent 1 fl 12 kr.

1735

4 Windlichter, die große Glocke, die Stelle im Freidhof und Sepulturgeld 6 fl 10 Windlichter, große Glocke, eine Stelle im Freidhof mit Sepulturgeld 7 fl. Öl beim hl. Dreifaltigkeits-Altar = 2 fl. Für das Licht beim Maria Zeller Bild, das Niklas Kopein gestiftet hatte, = 30 kr. Der Orgelmacher stimmte die Orgel; da erhielt der Aufzieher für 6 ½ Tage à 7 kr = 45 kr. Großer Leuchter geputzt = 2 fl. Weißwollene Fransen für das Bahrtuch = 3 fl 35 kr. Der Nachwächter mußte die Fenster verhängen und das hl. Grab aufrichten = 45 kr. Vor dem Johannisfest trugen die Kirchenväter die „Verkundzettel“ aus = 30 kr.

4 geschnitzte Bilderrahmen für die Kirche gekauft = 34 kr. Für die Schulmeister am Feste Johannes d. T., die herkamen, traktiert = 3 fl. Weihkessel ausgebessert = 21 kr. Marktrichter und Marktschreiber reisten nach Feldsberg wegen des Lehensbriefes, als Beitrag für die Zehrung = 35 kr. Ein Mostl und ein Sechterl für das Kirchen-Presshaus gekauft = 6 kr. 1 Eimer Wein 2 fl – 2 fl 15 kr. Den Bauern, die den Most zusammenführten = 24 kr; für ein Mittagessen und Nachtmahl diesen Bauern = 1 fl.

Für das Wandlungsläuten den 2 Nachtwächtern = 1 fl. Für das Abstauben der Kirche = 2 fl. Dem Dechant wegen des neuen Kalenders und Kinderlehrsachen, sowie das Neujahrspräsent für die 2 Prediger = 11 fl. Orgelausbessern = 36 fl 28 kr. Dem Bildhauer für unterschiedliche Arbeiten am Kripperl = 21 fl 30 kr. Für Kerzen = 11 fl 50 kr. Für Brot dem Heinrich Mayer = 12 fl 3 kr. Baulohn für ¼ Weingarten 11 fl, mehr 10 fl und 18 fl 30 kr. Für 124 Grubstock zu machen = 48 kr; ein Leser = 10 kr, ein Buttenträger 13 kr, ein Mostler 12 kr, ein Presser 12 kr, eine Maischfuhr = 17 kr, und Hutgeld 51 kr. Kranzelbinden am Fronleichnamstag = 2 fl.

1738

Opfergeld vom Spital und Ölberg = 4 fl 17 kr. Für einen Kirchenstand = 3 fl, für einen Stand unter der „Paarkirche“ 1 fl 30 kr. Für ein Kniebänkl bei der großen Kirchentür = 15 kr. 6 Windlichter, große Glocke, eine Stelle im Friedhof und Kerzengeld = 5 fl; 6 Windlichter, große Glocke und Sepulturgeld = 10 fl 30 kr, 8 Windlichter, große Glocke, eine Stelle im Friedhof und Sepulturgeld = 6 fl 30 kr. [Letzterer Preis erscheint nicht ganz logisch?] Ein Guttäter leistete einen Beitrag, damit die Auferstehung Christi neu geschnitzt wird = 4 fl 9 kr.

Für ein Faß Kellerecht = 30 kr. Für 2 Eichenstämme 3 fl, ein Metzen Kalk = 14 kr, 270 Dachziegel = 2 fl 51 kr, 100 Schindeln = 2 fl 6 kr. Messingleuchter, die großen Leuchter und die Ampel geputzt = 4 fl. Ein Salz- und Aschenfäßlein aus Zinn als Taufgeschirr gekauft = 1 fl 15 kr. Dem Nachwächter für das Orgelaufziehen und Wassertragen = [??]. Dem Vizedechant für die Mahlzeit am Johannestag = 8 fl. Neue Kanontafeln zum Frauenaltar machen und fassen lassen = 36 kr. Ein Kalbfell für die Pauken = 1 fl. Ein altes Meßbuch einbinden = 2 fl 44 kr.

3 Marchsteine setzen den Bergleuten = 45 kr. Dem Dechant von Laa, der hier die Visitation vornahm, als Kommissionsgebühr 5 fl. ½ Tag Ziegel zuführen 36 kr. 2.700 Dachziegel von der Herrschaft Poysbrunn gekauft = 27 gl 54 kr. 125 Grubstöcke = 56 kr, 1500 Weinstecken spitzen = 9 kr, eine Fuhr Dung = 57 kr, Fuhrlohn mit Kost im Tag = 2 fl 30 kr. den Mistfassern täglich = 17 kr, den Mistträgern 15 kr und den Misteinhauern 18 kr.

Maut zu Drasenhofen = 6 kr. Dem Marktschreiber, der die Kirchenrechnung verfaßte = 4 fl. Der Nachwächter mußte Palmbüscherl binden, das hl. Grab hüten und aus dem Walde grüne Äste sowie Moos holen.

Ausgaben 688 fl 2 kr, Einnahmen 1900 fl 5 kr 2 den.

1739

Opfergeld = 94 fl 30 kr. 6 Windlichter, große Glocke und Sepulturgeld = 4 fl 30 kr. Ein Guttäter schenkte für weiße Chorröcke 4 fl. Die corporis Christi Bruderschaft zahlt jährlich für Weihrauch 2 fl. Inleute leisteten für Wachskerzen einen Beitrag von 26 kr. 20 Ellen Leinwand für Chorröcke der Ministranten gekauft à 14 kr, Macherlohn für die 6 Chorröcke à 5 kr = 30 kr. Zu Michaeli dem Schulmeister die Besoldung ausbezahlt = 30 fl. Grunddienst für das Kirchenholz = 1 fl 34 ½ kr. Am Ägydi-Markt ein Schock Reifen gekauft = 1 fl 28 ½ kr. „Auszigl Rechnung“ durch 3 Jahre nicht ausgezahlt.

Dem Maler, der die Pyramiden erneuert und gefaßt hat = 4 fl 12 kr. Kirchenstrafen = 0. Es ist verboten, Kirchfahrten außer Landes zu unternehmen. In den Weingärten der Kirche wurden „Grubstock“ gemacht. 2100 Weinstecken gekauft = 8 kr 54 kr. Beim Beschreiben der Beichtleute verzehrt = 1 fl 8 kr. Am Pfingstabend und Fronleichnam wurden Kränzl gebunden. 14 Tage Arbeit, um einen Acker zu einem Weingarten auszugraben à 17 kr. Reben „schnaitten und stirzen“ = 2 fl 30 kr. Sieben Tage Reben setzen à 15 kr; durch 5 Tage Reben gießen à 17 kr; für das Zuführen des Wassers dem Bauer bezahlt = 1 fl 18 kr.

Einnahmen: 1.427 fl 46 kr.

Ausgaben: 411 fl 36 kr.

1740

Opfergeld = 90 fl. Dem Gotthard Seebauer für 2 Pfund Baumöl zu der Ampel beim Taufstein bezahlt. Eusebius Trautsohn von Poysbrunn schaffte ein Pfund Kerzen an, als der Kreuzpartikel ausgesetzt wurde. 64 ½ Eimer Wein verkauft dem Franz Anton Christ in Zwittau à 4 fl 18 kr. Den Weinkäufern wurde ein Nachtmahl gegeben = 1 fl 10 kr. Leute die den Wein vom Lager abzogen, verspeisten 1 fl 26 kr. Kellerrecht für 4 Faß Wein, die im Kirchenkeller Fremde liegen hatten, à 30 kr. Der die Interessen von Wien abholte = 2 fl. Für die Verkehrung der Antipendien beim Frauenaltar dem Tischler bezahlt 24 kr. 7 ½ Ellen Spitzen für den Chorrock des Vizedechanten gekauft = à 17 kr.

Ein Wiener Goldschmied machte einen neuen Kelch mit Futteral = 184 fl 30 kr. Zwei alte Kelche verkauft = 70 fl 35 kr 2 den. Am Johannesfest die Geistlichen traktiert = 8 fl; dem Schulmeister an diesem Tag = 3 fl. Dem Maler, der den Tabernakel renovierte, = 4 fl 32 kr. Dem Maler, der das Bild der Braunauerfahne malte, 7 fl 30 kr. Fünf Ellen Karmesinerot für die Kirchenfahne à 3 fl 15 kr. 2 neue „Weihwedel“ gekauft = 36 kr. 2 Riemen für die Totenbahre = 24 kr. für den neuen Opferstock im Friedhof 1 fl 12 kr. „Weingarten-Balken“ reißen lassen am 22. April durch 6 Tagwerker à 17 kr. „Häbgraben“ machen lassen (32 Klafter lang) à 6 den = 48 kr. Für 1.500 „pögen“ gezahlt à 17 kr. Diese „pögen“ setzen und die größten auslassen = 28 kr. Balken hauen und die größten putzen = 2 fl 16 kr. Am Fasnachttag die Fastenbilder aufgemacht und die Altäre verhängt = 2 fl 15 kr verzehrt. Vor Johanni d. T. grüne Bäume aus den Wald geholt und die Altäre aufgeputzt = [??]. Das hl. Grab hüten durch 2 Tage den Nachwächtern = à 24 kr.

Einnahmen: 1.755 fl 22 kr 3 den

Ausgaben: 597 fl 18 kr 1 den

1742

Empfang: Geld, Raitrest 0. Schuldenobligationen in der Kirchenlade per 1.200 fl; Interessen davon für ein Jahr = 60 fl. Sammel- und Opfergeld = 44 fl + 17 fl 50 kr. Kirchenstand: 23 zu 1 fl, 1 fl 30 kr, 2 fl, 3 fl und 4 fl 7 ½ kr (Lorenz Ruschko, Sophia Lamprecht, Paul Sauberer von Hadersdorf, Andreas Strobl, Katharina Heid, Elisabeth Hobersdorfer, Maria Kunst, Daniel Kuttler, Anna Glos, Klara Müllner, Elisabeth Koller, Paul Weber, Anna Kraus); das ehrsame Schuhmacher Handwerk zahlte das jährliche Stuhlgeld = 1 fl 30 kr, ebenso die Müllerzunft = 2 fl 30 kr.

Lorenz Ruschko einen Stand auf der steinernen Pfarrkirche 1 fl 30 kr, ebenso Michael Bauer. Summe 43 fl 15 kr.

Windlichter und Sepulturgelder = 78 fl. 6 Windlichter, große Glocke und Sepulturgeld = 6 fl, 4 Windlichter, große Glocke und Kerzengeld 3 fl, 1 Windlicht, große Glocke und Kerzengeld = 2 fl. 2 Windlichter = 30 kr. 4 Windlichter, große Glocke und Sepulturgeld = 4 fl, 6 Windlichter, große Glocke und Sepulturgeld und eine Stelle im Friedhof = 6 fl.

Pia legate: Gotthard Seebauer zahlt für das Öl in der Ampel beim Taufstein = 36 kr. Johann Kollmann erlegt für das Licht beim Maria Zeller Bild, so Niklas Kopein sel. gestiftet hat = 30 kr

Kirchenstrafen = 0.

Verkaufter Kirchenwein = 61 Eimer à 4 fl 36 kr = 280 fl 36 kr, für einen Kirchenacker in Neidharten = 25 fl, für einen Acker in Neidharten = 8 fl, für 2 Faß das Kellerrecht = 1 fl.

Grundbuchsgefäll = nihil

Am Kirchenholz = nihil, 1.758 fl 48 kr.

Ausgaben: Reitrest vom Jahre 1741 = 142 fl 25 kr. Unterschiedliche Notwendigkeiten dem Vizedechanten wegen eines neuen Kirchenkalenders, wegen Kinderlehrsachen und Neujahrsdiskretion den 2 Predigern lt. Quittung = 11 fl.

Zu Ostern für das hl. Öl = 45 kr. Dem Vizedechant für die Mahlzeit am Feste des Johann d. T. bezahlt = 8 fl. Dem Boten, der die Ablaß-Verkündigung an diesem Feste in die umliegenden Pfarren trug = 30 kr, den Schulmeistern, die am Johannestag nach Poysdorf kamen, als Speisung = 3 fl. Jahresbesoldung des Schulmeisters = 30 fl. Zu Ostern den großen Leuchter, Ampel und die anderen Leuchter geputzt = 2 fl. Ein neues Kalbfell für die Pauken = 1 fl.

17 Ellen Leinwand à 9 kr für die Altäre = 2 fl 33 kr; 9 Ellen Leinwand à 10 kr für die Chorröckeln = 1 fl 30 kr. Wegen erhobenen Banco-Interessen die jährliche Passierung = 2 fl. 1 Schock Reifen im Kirchenkeller = 1 fl 3 kr. Beim Verkauf von 61 Eimer Wein den Leuten, die sich dabei gebrauchen ließen, ein Nachtmahl bezahlt = 45 kr. Der Dienst für das Kirchenholz, der 1738 vergessen wurde = 1 fl 34 kr 1 den. Dem Johann Widmann Seiler bezahlt = 2 fl 47 kr.

Auf die Prozession nach Nikolsburg: Dem Vikario bezahlt auf Zehrung = 3 fl, dem H. Schulmeister und seinen Leuten = 2 fl; den Kirchvätern auf Zehrung = 1 fl 30 kr. Den Fahnenträgern zu Drasenhofen eine halbe Wein und 1 kr Brot = 24 kr. Den Fahnenträgern zu Nikolsburg ein Nachtmahl = 1 fl 30 kr; den anderen Tag diesen Leuten ein Mittagmahl = 42 kr. Dem Christkindlträger = 18 kr. Dem Paukenschläger = 18 kr. Dem Frauenfahnenträger = 18 kr. Den 2 Fahnlträgern = 24 kr. Für das Aus- und Einläuten in Nikolsburg = 1 fl. Den 2 Bauern, die den Vikarium und die Musikinstrumente führen = 1 fl. Den Bruderschafts-Stabträgern jedem 1 Maß Wein und um 1 kr Brot = 28 kr.

Für Weingartenarbeiten: Baulohn für 1/4tel Weingarten in Maxendorf = 1 fl. 15 Grubstock einzumachen = 33 kr. Baulohn für 3/8tel Weingarten in Sauberg = 19 fl 15 kr, 107 Grubstock bezahlt = 45 kr, Baulohn für 1/4tel Weingarten in Sauberg = 10 fl, 97 Grubstock = 36 kr, Baulohn für ¼tel Weingarten in Sauberg = 9 fl 15 kr, 98 Grubstock = 41 kr, für Arbeiten in dem jungen Weingarten in Steinberg = 5 fl 34 kr, für Bandstroh ausgelegt = 45 kr, für 11 Leser à 9 kr; die das Lesen eingebracht haben = 1 fl 39 kr dem Buttenträger für 1 ½ Tage = 18 kr, dem Mostler für 1 ½ Tage = 18 kr, den Pressern für 3 Tage = 25 kr, Hut- und Berggeld = 21 kr, fünf Föhrenstämme schlagen = 51 kr, Fuhrlohn (2 ½ Tage) und Kost an 2 Bauern = 3 fl 27 kr, 4 ½ Tage Reicherlohn mit Kost = 47 kr.

5.700 Weinstecken machen aus den Föhren = 4 fl 16 ½ kr, die Weinstecken zuspitzen = 33 kr. Fuhrlohn um die Weinstecken in den Weingarten und in das Kirchen-Presshaus zu führen = 36 kr. 16 Eimer Wein gekauft à 2 fl = 32 fl, 11 ¼ Eimer gekauft à 2 fl 12 kr = 24 fl 45 kr, 8 Eimer gekauft = 17 fl, 4 Eimer als Opfer- und Speisewein = 8 fl.

Auf Zehrung der Kirchenväter: als die Altäre verhängt und die Fastenbilder aufgemacht wurden = 2 fl 15 kr, für die Beschreibung der Beichtleute = 1 fl 8 kr, für 3 Tage in der Karwoche mit Schulmeister und Tischler = 2 fl 55 kr, am hl. Pfingstabend = 1 fl 6 kr, am Fronleichnamstag Kränzl binden = 2 fl, am corporis Christitag, als die Anstalt zur Prozession gemacht wurde = 1 fl 25 kr, am Vorabend des hl. Johann d. T. = 1 fl 10 kr, Mittagmahl an diesem Feiertag = 2 fl, am Kirchweihfest = 1 fl 17 kr, zu Allerheiligen und Allerseelen = 1 fl 30 kr. 16 fl 46 kr.

Für das hl. Grab hüten in 2 Tagen, jeden 12 kr = 24 kr, Gläser und Ampel putzen = 7 kr, am Palmsonntag für Palmzweige und Zwirn zum Büschelbinden = 15 kr, für grüne Bäume holen zu Pfingsten, Fronleichnam und Johann d. T. = 36 kr.

Arbeiten am Turm = 36 kr 21 kr. Der Klampfer mußt von Nikolsburg geholt werden, der den Turm reparierte. Dem Marktschreiber, der die Rechnung verfaßte und zweimal abschrieb = 4 fl. Der Oberkirchenvater hatte die Rechnung zu legen, dann wurde er entlassen; ein Kirchenvater beaufsichtigte den Keller und einer die Weingärten.

Keller-Rechnung: Im Keller lagen 431 Eimer 30 Maß. Ausgaben – bei der Grundbuchsitzung und bei der Kirchenrechnung = 2 Eimer 33 Maß, am Johannesfest für die Mahlzeit 1 Eimer, dem Vizedechant = 7 Eimer, Salwein = 7 Maß, dem Herrn Franz Christ in Zwittau verkauft = 64 Eimer, auf 10 Faß Füllwein in 32 Wochen = 2 Eimer, am Fronleichnamstag den Stab- Fahnen- und Figurenträgern = 28 Maß, dem Schulmeister 10 Maß, den Kirchenvätern = 10 Maß, zu Maria Himmelfahrt den Fahnenträgern 10 Maß; Lesen die Kirchen und Bauern verspeisten = 1 Eimer, den Kirchenvätern pro anno 1737 = 1 Eimer 20 Maß, den Nachtwächtern 22 Maß, den Kalkbauern = 3 Maß, den Rebsetzern im Kirchenweingarten = 10 Maß, für das Rebgießen = 3 Maß, für den Vespertrunk dem Schulmeister für ein Jahr = 1 Eimer 6 Maß; den Pressern und Bauern bei der Lese verspeist = 30 Maß. Opferwein für das ganze Jahr 2 Eimer.

1745

Sammel- und Opfergeld = 106 fl 54 kr. Die Rechnung erwähnt einen Stand im mittleren Ganz, den Dreifaltigkeitsaltar und den Liebfrauenaltar, eine Ampel beim Taufstein. Messingleuchter und die Ampel wurden jährlich geputzt. Die Oblaten nahm die Kirche von dem Kapuzinerkloster. Für Wachs gezahlt 98 fl 15 kr. 135 Grubstöcke kosteten 54 kr, 300 Stück = 1 fl 24 kr. Ein Leser bekam täglich 9 kr, ein Buttenträger = 12 kr, ein Mostler = 12 kr, ein Presser für 2 Tage 24 kr, eine Maischfuhr kostet 17 kr. Die Kirchenväter führten die Aufsicht über alle Weingartenarbeiten. Die Arbeiter und die Bauern verzehrten bei der Lese 1 fl 52 kr, beim Kranzlbinden am Fronleichnamstag 2 fl.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“ Heimatkundliche Beilage zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1969, S. 447 - 449

Aus alten Urkunden

Die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen über unsere Heimat sind Urkunden, die im Staatsarchiv zu Wien liegen und manches Wissenswerte enthalten. Es sind meist Schenkungen oder Kaufverträge. Eine wohlhabende Familie, die bei uns einen ausgedehnten Besitz hatte, waren die Herrn von Pavngarten. Zwei Töchter des Wilhalm von Pavngarten gehörten dem St. Klara Kloster in Wien als Nonnen an. Die Familie beschenkte dieses Kloster in hervorragender Weise mit Weingärten und Grundstücken. Solche Schenkungen werden erwähnt im Jahre 1318, 1334, 1338, 1351, 1354, 1357, 1358. Das St. Klara Kloster war aus einer Pilgerherberge hervorgegangen und entwickelte sich zu einem reichen Stifte, in dem viele wohlhabende Mädchen Aufnahme fanden. 1529 wurde aus dem Kloster ein Bürgerspital, die Nonnen aber übersiedelten nach St. Anna. 1541 starben die Klarissinnen infolge einer Pest aus, 1582 erhielten die Jesuiten die Besitzungen und Grundholden, die ihnen die Abgaben und den Dienst bis 1773 entrichteten. Im Jahre 1337 verkaufte ein Chadolt von Pavngarten dem Juden Esra einen Acker, der ihm aber nicht paßte, sodaß er ihn wieder um den gleichen Preis an das St. Klara Kloster weiter verkaufte. Juden gab es damals in unserer Gegend genug, da ja der Weinhandel und der rege Verkehr auf der Venedigerstraße sie herbeilockte. Sie waren Geldverleiher und Geschäftsvermittler, verlangten sehr hohe Zinsen, sodaß es oft deswegen zu Krawallen kam. Sie galten als Fremde, trugen eigene Kleider, spitzige Kopfbedeckung und die Frauen hatten Glöckchen an den Hüten. Ging ein Versehgang bei ihrer Wohnung vorüber, so mußten sie die Fenster schließen. Den Christen war jeder Verkehr mit Juden untersagt. Als es dann hieß, daß sie die Brunnen vergiften und Hostien schänden, brachen Judenverfolgungen aus. Sie wurden ertränkt, ins Feuer geworfen, nach Ungarn geschickt und ihnen die Kinder weggenommen. Nach dem Jahre 1421 – damals wurden in Wien 300 Juden verbrannt – verschwanden sie aus unserer Heimat. Im Jahre 1338 hatte Otte von Pavngarten noch ein Geschäft mit dem Juden Esra gemacht; doch auch diesmal blieb nicht der Besitz in den Händen des Juden, er verkaufte ihn wieder an das St. Klara Kloster.

Um das Jahr 1330 ist der Herzog Albrecht II. Lehensherr von Poysdorf. Unter ihm kamen Pest, Hungersnot, Erdbeben und Heuschrecken über unser Land. Geißlerumzüge verwirrten das Volk, da sie glaubten, den Zorn Gottes durch Kasteiungen und Prozessionen zu besänftigen; sie zerfleischten sich und wälzten sich im Kote der Wege und Straßen. 1338 kamen die Heuschrecken in Schwärmen von 7 Meilen Länge, sodaß sie die Sonne verfinsterten. Sie machten auf den Feldern einen ungeheuren Schaden, sodaß eine Hungersnot die Folge war. Viele Heuschrecken gingen zugrunde, verfaulten und verbreiteten einen schrecklichen Gestank. Das Volk hat diese schwere Heimsuchung in Bildstöcken – „Käferkreuze“ – festgehalten. In dem Kriege, den Johann von Böhmen (1310-1346) mit Oesterreich führte, litt auch unsere Heimat. Die Tschechen eroberten zweimal Feldsberg und das Schloß in Bernhardsthal, sie plünderten unsere Orte und beraubten die Bewohner. Die Bauern, die nur mit Zustimmung ihres Herrn Aecker verkaufen konnten, waren damals Erbpächter oder Zeitpächter. Diese konnten jederzeit entlassen werden. Die Ackereinheit war die Hube oder das Lehen, das 70-100 Joch umfaßte. Im Laufe der Zeit entwickelten sich aus den Ganzlehnern Halb- und Viertellehner. Vom Ertrage seiner Wirtschaft lieferten die Bauern den zehnten Teil dem Herrn ab. Es gab einen großen Zehent, der vom Getreide abgegeben wurde, und einen kleinen, der sich auf Kraut und Gemüse erstreckte. Der Fleischzehent oder Küchendienst umfaßte Hühner, Gänse, Enten und Schweine. Die Zinstage waren Georgi und Michaeli oder Martini. Die Abgaben waren gering und der Herr trieb seine Forderungen damals nicht allzu strenge ein.

Im Jahre 1343 kaufte der Abt Nikolaus II. vom Schottenstifte in Wien Gründe in und um Poysdorf. Reich begütert war das Stift Klosterneuburg in Wilhelmsdorf, Marendorf und Schirmesdorf (bei Steinabrunn).

Hans von Liechtenstein, der Hofmeister Albrechts III., der durch seine kluge Wirtschaft den Grund zu dem Reichtume des Hauses Liechtenstein legte, widmete der Schottenkirche in Wien für ein ewiges Frühamt mehrere Schenkungen. Aus dem Stiftsbriefe erfahren wir einige Namen von Bewohnern Poysdorfs: Niklas Choll, Dietel Prawndel, Pertl Lewtel, Symon der Weizz, Stephl der Chreml und Andre der Pregel. In einer Urkunde aus dem Jahre 1194 erfahren wir zum ersten Male den Namen Poysdorf. Hugo von Liechtenstein schenkte zwei Lehen in Poysdorf dem Stifte Klosterneuburg.

Im Jahre 1431 erhält Albrecht V. durch Schenkung mehrere Güter in unserem Dorfe. Es war mitten in den schweren Hussitenkriegen, in denen der erwähnte Herzog eine führende Rolle einnahm. Die Rieden, die in den Urkunden erwähnt werden, sind die Hörmannschachern, die Steinbergen und die Retech. Personennamen jener Zeit sind: Thamann Haber, Hans Prenner und Thamann Hochstraßer.

Noch andere Herren besaßen bei uns Besitz, so das Stift Kremsmünster in Oberösterreich, das Bistum Passau und die Pfarre in Oberleis. Doch sind von diesen Grundherren keine Urkunden vorhanden. Oberleis, Kremsmünster und Passau dürften wohl die ältesten Besitzungen bei uns besessen haben, da ja die geistlichen Großgrundbesitzer die ersten waren, die sowohl nach dem Awarenkriege Karls d. Gr. im Jahre 791 als auch nach der Schlacht am Lechfelde (955) in unserem Gebiete sich festsetzten.

In den Urbaren des 16. und 17. Jahrhunderts vermissen wir Kremsmünster und das Schottenstift, während Passau und Oberleis immer wieder auftreten neben Wilfersdorf, Falkenstein, Poysbrunn und der Pfarre Poysdorf.

Ein großer Teil der Urkunden ging durch Kriege und Feuer zu Grunde; am Ausgang des Mittelalters nahmen die Kämpfe und Fehden, die räuberischen Einfälle unserer Nachbarn, Seuchen und andere schwere Heimsuchungen überhand.

Ein Urbar ist uns aber doch erhalten geblieben, das allerdings sehr wenig über Poysdorf enthält. Es stammt aus dem Jahre 1414 und wurde von dem Liechtenstein angelegt. Daraus erfahren wir die Namen der Grundholden oder Untertanen, die dem Liechtenstein dienstbar waren:

Nikel Schilicher, eine Hofstatt, dient zu Georgi und Michaeli mit je 12 den.

Thoman Scherffel, ein Ackerlehen, dient an Georgi und Michaeli mit je 34 den.

Sachs von einer Fleischbank mit je 2 den. Hawg, eine Hofstatt, mit je 6 den. (Viel später wurde dazu noch der Thoman Spekheim getragen, der 5 den. Vogtrecht zahlt; diese Schrift stammt aus der Zeit um 1590.)

Das Gericht daselbst gehört mit Stock und Galgen ganz dem Liechtenstein. Er hatte das Landgericht oder die höhere Gerichtsbarkeit über Leben und Tod der Bewohner Poysdorfs. Die Gerichtsstätte war in Mistelbach.

Zu Weihnachten diente die Gemeinde mit 6 „Schilling phening weysat“ und den Bürgern [gen] Feldsberg 6 sol. den. Im Lesen müssen die Poysdorfer den Wein von der Gaisleiten nach Feldsberg führen.

Ein Wolfgang von Liechtenstein belehnte im Jahre 1509 den Wolfgang Rüdesch mit dem Hofe in Poysdorf. Der Hof lag bei der heutigen Attenbrunner Mühle und ist längst verschwunden.

In einer Urkunde des Augustinerklosters zu Baden wird im Jahre 1380 ein Hartneid von Poysdorf genannt, der von dem Ritter Heinrich von Rauhenstein gefangen wurde. Sein Leben beschloß er fern von Poysdorf in einem Kloster. Die Burg soll auf dem heutigen Kirchenberg gestanden sein.

Aus dem Archiv Repertorio über die Kaufinstrumenta der Wilfersdorfer Herrschaft.

|  |  |
| --- | --- |
| 1335 | Konrad von Wilfersdorf verkauft dem Reinprecht dem Dozer von Bullendorf, Richter zu Mistelbach 45 den Geldes auf Überland zu Ebersdorf |
| 1335 | Hans der Kammerer von Poysdorf verkauft 5…9 Schilling den Geldes zu Poysdorf dem Reinprecht dem Dozer von Bullendorf |
| 1340 | Herr Marquart und Egenbrecht, die Brüder von Mistelbach, verkaufen Hansen und Leitolden von Khingring das Haus Wilfersdorf, so österreichisches Lehen ist, den… eigenen Meierhof und 5 ½ Lehen darinnen, die Dürrenmühle, den Baumgarten, 1 Pfund Geld auf der Gemeinde, Gericht und Maut daselbst |
| 1340 | Marquart und Egenbrecht, die Brüder zu Mistelbach vertauschen und geben für Bernhard von Maissau das Gericht zu Mistelbach halb, die halbe Maut zu Bullendorf, die halbe Vogtei zu Meußpierlein und was dazu gehört; so alles österreichisches Lehen ist; entgegen hat ihm der von Meissau zu Widerwechsel gegeben: 4 Lehen zu Wilfersdorf, die Dürrenmühle daselbst, den Baumgarten bei der Mühle, die halbe Wiese unter dem Haus zu Wilfersdorf, welches alles frei eigen ist, und das Gericht daselbst zu Wilfersdorf.  |
| 1340 | Bernhard von Meissau verschreibt sich als Gewähr gegen Hansen und Leitolden von Khuiring wegen der Mühle zu Wilfersdorf den Meierhof daselbst und, was in den Meierhof gehört als Wiesmat, Äcker, Baumgarten und 2 ½ Pfund den daselbst, was alles frei eigen ist. |
| 1349 | Hans der Tursch von Rauchenegk gibt zum Ausw…sel dem Hermann von Wolkersdorf etliche Gült…und Getreidedienst zu Rückersdorf, Biergamb, Eibestthal, Straiffing, zu Wilfersdorf auf gestifte…Gut und auf der Schmalzinger Bauernmühle zu Wilfersdorf - was alles frei eigen ist; der von Wolkersdorf übergibt ihm Pfenniggült zu Nass… schletz, Olgersdorf und Asparn - alles frei eigen ist. Heinrich Pogner von Hohenau verkauft Heinrichen von Meissau all seinen Zehent, Bergrecht und alles, was er gehabt zu Wilfersdorf zu Holz, zu Feld und zu Dorf |
| 1360 | Hertegen Flantz von Wilfersdorf verkauft dem Heinrich von Meissau 82 ½ den Geldes, gelegen zu Wilfersdorf auf einem Viertellehen. |
| 1360 | Dietrich der Quesing verkauft dem Heinrich von Meissau, Obristschenk in Österreich, all seinen Zehent und Bergrecht von Wilfersdorf und Wilfersberg, den er gehabt hat - ein Meissauer Lehen. |
| 1361 | Albern von Schrattenberg verkauft dem Herrn Bernhard von Meissau den Hof zu Mistelbach, gelegen oberhalb des Marktes, und den Baumgarten vor dem Hof und allen Zehent, den er gehabt zu Feld und zu Dorf in Getreide, Wein, klein und groß, mit dem Hopfengarten. |
| 1364 | Erasmus Bernhards von Fünfkirchners Sohn verkauft dem Herrn Bernhard von Meissau das Holz, gelegen zu Lanzendorf nächst Mistelbach. |
| 1369 | Jakob der Falkner - ein Wiener Bürger - verkauft dem Heinrich von Meissau, Landmarschall in Österreich, 1 Pfund 7 ½ den gelegen zu Wilfersdorf auf 3 ½ Lehen. |
| 1369 | Bernhard von Meissau verkauft dem Heinrich von Meissau, Obristschenk und Landmarschall in Österreich 12 Pfund Geldes zu Wilfersdorf und Bullendorf, 12 Pfund auf einer Mühle gelegen zu Bullendorf und Ebersdorf - freies Eigen - , 3 Pfund auf der Maut zu Bullendorf, den ganzen Zehent groß und klein auf 17 ½ Lehen zu beiden Bullendorf gelegen - ein österreichisches Lehen – item die Neuricht (nach einer anderen Urkunde „Neuweith) daselbst - ein passauisches Lehen. |
| 1371 | Bruder Friedrich von Pobardt, Landkommentur des deutschen Ordens in Österreich, verkauft dem Herrn Heinrich von Meissau 13 Pfund weniger 4 den, gelegen zu Wilfersdorf auf 9 Lehen und auf einer Hofstatt behausten Gut und auf all dem, was dazu gehört um 156 Pfund. |
| 1379 | Ott der Wilfsleinsdorfer verkauft dem Heinrich von Meissau 60 den Geld gelegen zu Wilfersdorf auf 31 Joch Äcker und den Zehent darauf. |
| 1379 | Wolfgang Strein und Hans sein Bruder verkaufen dem Hans von Liechtenstein etliche Pfenniggült zu Perbleinstorf auf vielen Gütern, item zu Wilfersdorf a. d. Zaya und auf der Mühl daselbst zu Bullendorf, Ebersdorf und Eibesthal. (An anderer Stelle soll dieser Kauf von Mühl … ) |
| 1384 | Hans und Albrecht die Gebrüder Wolkersdorfer verkaufen dem Hans Liechtenstein von Nikolsburg den vierten Teil der Feste Mistelbach, was sie weiter gehabt haben zu Rotenlaim, zu Wirkendorf, Hausbrunn, Lichtenwarth, Hadersdorf, Rauchendleuten, Hirschenau mit all dem Zugehör, Wildbahn, Fisch, Weide, Gericht, Zoll, Maut, Mannschaft, Vogtei, behauste Güter, Überländ, Getreide- und Pfennigdienst, Fleischbank, Hofstätt, Feldlehen, Burgrecht, Zehent, Bergrecht um 700 Pfund Geldes. |
| 1390 | kauft Hans von Liechtenstein den Zehent auf 6 ½ Lehen zu Oberhüttendorf. |
| 1392 | kauft Hans von Liechtenstein 18 gr 8 den Geldes , das auf 3 ½ Lehen zu Heumat gelegen ist, ferner Gült und Zehent zu Lanzendorf, die teils frei eigen sind teils Lehen von dem Bischof zu Passau, weiters den Kucheldienst auf 2 ganze Feldlehen zu Heumat und |
| 1393 | eine Gült von 10 gr, gelegen zu Heumat auf 2 ½ Feldlehen |
| 1394 | Herzog Albrecht zu Österreich bewilligt Herrn Leitolden von Kuenring, Anna seiner Schwester - Herrn Heinrich von Meissaus Ehewirtin - zu einer Heimsteuer zu geben Wilfersdorf und Köttelsbrunn mit allem Zugehör, so österreichische Lehen sind (solche österr. Lehen waren auch Baumgarten, Drasenhofen und Schrattenberg). |
| 1401 | Friedrich von Neuenburg, Prior der Augustiner in Wien, verkauft dem Hans und Heinrich von Liechtenstein 2 behauste und 1 ödes Lehen zu Ringelsdorf. |
| 1405 | Herzog Wilhelm verleiht den Brüdern Ulrich und Otto von Meissau alle österreichischen Lehen, die sie vom Haus Österreich erhalten hatten. |
| 1410 | Otto von Meissau verlaubet Gangel Prandtwein und seiner Hausfrau, den Hof gelegen zu Wilfersdorf am Ort solchen zu Burgrecht aufzuheben. |
| 1410 | verkauft Anderae Prinzendorfer der Frau Katharina Mendlin 12 und 6 Schilling auf behausten Lehen zu Wilfersdorf. |
| 1410 | Revers des Gängl Brandt, Burggrafen zu Wilfersdorf wegen Herrn Otto von Meissau betreffs des Meierhofes in Wilfersdorf |
| 1412 | Andreas Prinzendorffer verkauft dem Ulrich Baumgarten Hans Gottschalk und Georg Scherübel den Zehent auf 25 Viertel Weingärten zu Wilfersdorf. |
| 1421 | Reinprecht von Wallsee und Hartneid von Liechtenstein in Nikolsburg versprechen sich gegenseitig Hilfe und Beistand gegen alle Feinde - der Kaiser und der österreichische Landesfürst ausgenommen. |
| 1424 | Hans Glößel, Kaplan zu Falkenstein, gibt dem Hans von Liechtenstein zum Auswechsel einen Acker von ½ Gwanten. |
| 1436 | konfirmiert Herzog Albrecht von Österreich die Übergabe der Feste Wilfersdorf mit allem Zugehör, so österreichisches Lehen ist und Herr Otto von Meissau hatte, an Christoph von Liechtenstein. |
| 1437 | Michael Dörr der Gemeinde Hohenruppersdorf verkauft 3 Pfund Wiener Pfennige, gelegen an den Überländen zu Wilfersdorf |
| 1440 | Andreas Prinzendorffer verkauft der Frau Katharina Mendlin 12 gr und 6 gr auf einem behausten Lehen zu Wilfersdorf. |
| 1441 | verleiht Kaiser Friedrich III. dem Christoph und Georg von Liechtenstein die Feste Wilfersdorf und „Perckstall“, so von Herrn Otto von Meissau auf sie gekommen |
| 1447 | kamen Ritter und Knechte des Kaisers Friedrich in Zistersdorf zusammen, um gegen den Feind Pongrätzen von St. Niklas zu ziehen. |
| 1448 | Herr Asch von Schönberg verzeiht und begibt sich aller Ansprüche und Forderungen zu beiden Herrschaften Wilfersdorf und „Peckstall“ gegen Hans und Wilhelm von Liechtenstein. |
| 1453 | verkauft Georg Scheckh dem Hans von Liechtenstein den Hof zu Wilfersdorf mit allem Zugehör, so Liechtensteinisches Lehen ist. |
| 1455 | Ladislaus König von Ungarn und Böhmen, verleiht dem Wilhelm von Liechtenstein die Feste Herrnbaumgarten, Wilfersdorf, den Zehent von Anglstorff, den Hof zu Palterndorf und andere mehr „stuck“ daselbst und zu Dobernstorff, den Zehent zu Lichtenwarth und Asparn bei Stadlau, zu Ketzelsdorf und Ruppersdorf 13 Pfund Pfennig und den Zehent auf 16 Lehen daselbst. |
| 1459 | versetzt Wilhelm von Liechtenstein dem Vetter Heinrich die Feste und die Herrschaft Wilfersdorf um 2000 Pfund den; sollte er aber mit Tod abgehen vor beschehener Ablösung, verbleibt solche Herrschaft dem Heinrich und seinen Erben. |
| 1466 | kauft Hans von Liechtenstein den Wein-, Getreide- und Safranzehent groß und klein gelegen zu Hüttendorf. |
| 1473 | Andre Rohrbeck verkauft dem Christoph von Liechtenstein eine Au - an das Wilfersdorfer Feld anstoßend und im Erdberger Feld gelegen (nach einer anderen Urkunde geschah dies 1475). |
| 1476 | Christoph von Liechtenstein kauft von Georg A…berg den Hof zu Pellendorf, eine Mühl, 6 Hofstätt, 10 Tagwerk Wiesen, eine Au, einen Weingarten, den Getreidezehent auf 7 ganzen Lehen daselbst und den Weinzehent auf 4 Viertel - alles österreichisches Lehen. |
| 1491 | Hans Radler, Pfleger zu Mistelbach, verkauft dem Heinrich und Christoph von Liechtenstein den Gertreidezehent zu Lanzendorf auf 8 ganzen Lehen, groß und klein, zu Feld und zu Dorf. |
| 1495 | verleiht Maximilian I. dem Christoph von Liechtenstein das Schloss Wilfersdorf und Bernhardsthal. |
| 1496 | verkauft Pongrätz Streichel dem Landmarschall Christoph von Liechtenstein den Sitz Prinzendorf mit allem Zugehör, den Holden im Dorf, mit Renten, Gülten und Zehent sowie Wildbahn - so österreichisches Lehen ist |
| 1500 | Lucia Trautmannsdorferin, Meisterin des Jakobklosters in Wien, wechselt und tauscht mit Christoph von Liechtenstein 19 Untertanen zu Wilfersdorf mit aller Zugehörung, dafür gibt der Liechtenstein den Zehent von Haslach - alles frei eigen. |
| 1501 | Sigmund Starzhauser, sesshaft zu Wilfersdorf, erhielt von der Witwe Frau Agnes von Liechtenstein 10 Pfund den vorgestreckt; dafür versetzt er ihr ½ Pfund jährlicher Gült auf dem freien Hof zu Erdberg. |
| 1503 | verkauft Christoph von Liechtenstein dem Bernhard dem Malditz das Schloss Prinzendorf mit Zugehör so österreichisches Lehen ist - den Zehent zu Prinzendorf und Rannersdorf - passauisches Lehen. |
| 1505 | verleiht Christoph von Liechtenstein den Hof zu Wilfersdorf dem Bernhard Startzhauser. |
| 1507 | verkauft Hans Radler dem Herrn Hartmann von Liechtenstein 6 Holden und Güter mit dem Dien…darauf im Oberdorf zu Mistelbach, die Liechtensteinische Lehen waren, und etliche Dienst und Gülten daselbst, die frei eigen waren. |
| 1508 | verleiht Wolf von Liechtenstein dem Hans Diern…den Hof zu Wilfersdorf samt Zugehör. |
| 1509 | verkauft Hans Radler dem Herrn Hartmann von Liechtenstein eine Herberge im Oberdorf zu Mistelbach (8 gr Dienst). |
| 1514 | Nach dem Urbar besaßen die Liechtenstein in Wilfersdorf 4 ganz-, 16 Halb-, 7 Viertellehen und 17 Hofstätten, von denen zwei öde waren, zwei kamen zum Meierhof; aus einem Viertellehen machte man einen Safrangarten, ein Viertellehen kaufte man von dem Kloster St. Jakob.Scherruebel, Speudl, Sunnschein, Thoman, Vleißhacker, Weidner, Zimmermann, ein Untertan ist entlaufen. Taufnamen: Barthlme, Bernhard, Christoph, Hans, Heinreich, Jakob, Jörg, Larencz, Linhart, Kaspar, Mert, Michael, Niklas, Pankracz, Peter, Sim…,Thoman, Watzlab, Wernhart, Wolfgang. |
| 1515 | Aufsandung des Hansen Dier auf Sigmund M…ser über den Wilfersdorfer Hof |
| 1518 | Bernhard Alterpeckch von Khoza verkauft P…grätzen Egglshammern von Welß den Wilfersdorfer Hof, so frei eigen ist und gegen Mistelbach liegt. |
| 1518 | Hans Radler verkauft dem Oswald Fürst einen Hof zu Mistelbach mit dem Baumgarten und Acker auf dem Gerichtsbühl gelegen und 12 Viertel Weingärten und etlichen anderen Grunddienst. |
| 1522 | verkauft die Wittib Katharina dem Bernhard Oberhammer zu Ladendorf den Wilfersdorfer Hof, der ein Liechtenstein Lehen war. |
| 1523 | verleiht Ferdinand den Herrn Erasmus, Hartmann, Georg, Leonhard und Hans den Brüdern die Feste Herrnbaumgarten, Hagenberg, Rabensburg, Hohenau und Schrattenberg, die Feste Heitgenberg /: die halb österreichisches halb passauisches Lehen ist:/, den Hof zu Bullendorf, Mistelbach, Wilfersdorf, Bernhardsthal und alle Güter, die nach Mistelbach gehören, samt aller Vog…und die Schlösser Wilfersdorf und Bernhardsthal. |
| 1523 | Leonhard Oberhammer von Ladendorf verkauft dem Hans Prennhäußl den Wilfersdorfer Hof, der ein Liechtenstein Lehen war |
| 1523 | Ferdinand verleiht dem Hartmann Georg Leonhard und Hans von Liechtenstein die Feste Herrnbaumgarten, Hagenberg, Rabensburg, den Zehent in der Pfarre zu Lichtenwarth, das Dorf Ketzelsdorf mit dem Gerichte daselbst, das den To…nicht berührt, 13 Pfund zu Alt Ruppersdorf und den Zehent daselbst auf 16 ½ Lehen, Pfenniggült und Lehen zu Schrattenberg und Geltscheins, den Hof zu Bullendorf mit etlichen Holden (von Georg Arenberg herrührend), alle Güter, die nach Mistelbach gehören mit aller Vogtei und die Schlösser Wilfersdorf und Bernhardsthal. |
| 1523 | Die Witwe des Pongratz Eggelhammer verkauft dem Leonhard Oberhammer von Ladendorf den Wilfersdorfer Hof, der am Orte gelegen und frei eigen ist. |
| 1532 | Maximilian von Kirnberg verkauft dem Moritz Rath seinen Hof zu Wilfersdorf, so am Ort gelegen und frei eigen ist, mit allem Zugehör. Nach dem türkischen Länderruin wurde über die Wilfersdorfer Herrschaft eine „Einlage“ abgefasst, die uns berichtet: Pfenniggült von behausten Lehen, Hofstätten und zwei Mühlen = 30 Taler 4 Schilling 15 den. Überlanddienst von Feldlehen , Urbaräckern und Wiesmat = 10 Taler 6 Schilling 6 ½ den Holzgeld vom Eibesthaler Holz = 15 TalerWilfersdorfer Maut = 4 TalerWilfersdorfer Weinzehent und Bergrecht =… ling, Getreidezehent von Wilfersdorf und Hobersdorf 2 Mut Weizen, 1 Mut Korn und 2 Mut HaferZur Herrschaft gehörten noch die Orte Bullendorf, Neusiedel a. d. Z. , Ringelsdorf, Loidesthal, Blumenthal, Ober Sulz, Kettlasbrunn, Walterskirchen mit 2 Holden, Lichtenwarth und Hausbrunn mit einem jährlichen Weinzehent von 6 Dreiling.Fischteiche sind der Hametteich, der auf 4 - 5 Jahre mit 400 Schock besetzt wird, aber kaum in 2 - 3 Jahren recht mit Wasser gefüllt ist. Die zu Bullendorfer Teiche sind klein und dienen für die Brut und für die Kuchel.Summe : 491 Taler 4 Schilling 22 den 2/2 Abzug der verbrannten Güter: 5 Taler 2 Schilling 14 den 2/2 Verbleibt 486 Taler 2 Schilling 8 den. |
| 1537 | Herrschaftliche Waldungen: „Frauenleiten“ im Eibesthaler Gebiet.„Kuchelholz“ = 70 Gwanten, Sallachgründe“ = 75, „Ferchenholz“ = 8 und die „Gemeinleiten“ = 10 Gwanten in Mistelbach. „Moosang“ - „Einzehnbrunn“ und „Weißlöcher“ in Poysdorf Die Ringelsdorfer Au liefert Au-, Bau-, und Brennholz. In Dobermannsdorf die „Au“, in Obersulz die „Gaißleuten“ (das Grafenholz dient der Herrschaft, die „Münichsleuten“ aber nach Ernstbrunn 8 fl)In Kettlasbrunn und öden Streifing: „Öde Saustallern“ „Langer Grund“ 100 Gwanten , 2 „Prandtmais“ = 40 Gwanten , „Die Köglerin“ = 40 Gwanten , „Haideichen“ = 15 Gwanten.In Blumenthal: die „Maisleiten“, die „Stockleiten“ dient gegen Nieder Sulz 6 fl.In Ketzelsdorf: 2 Leiten Holz und in Wetzelsdorf 2 Gwanten „Ferchenholz“ sowie „Der Grundbüchel“ mit 30 Gwanten. |
| 1538 | Moritz Rath zu Poysdorf verkauft Hansen Bischof den Hof zu Wilfersdorf am Ort gelegen |
| 1538 | Herr Albrecht von Trautmannsdorf und Elisabeth seine Frau, Herrn Marquart von Mistelbach Tochter, verkaufen Herrn Vernhart von Meissau ihren Teil der Feste Mistelbach zu Ober- und Untereibesthal oder wo sie gelegen sein „enhalben“ der Donau, Gericht Maut, Zölle, den Wein- und Getreidezehent zu Mistelbach, Eibesthal und Bullendorf, was österreichisches Lehen gewesen ist. |
| 1545 | Hans Bischof von Feldkirchen am Boden-See verkauft dem Wiener Bürger Georg Auer den Hof zu Wilfersdorf, gelegen am Ort. |
| 1550 | Michel Seltenhammer verkauft die Mühle zu Wilfersdorf dem Hans von Liechtenstein |
| 1552 | Baltaußer Steger verkauft dem Hans von Liechtenstein den Hof zu Wilfersdorf, am Ort gelegen. |
| 1552 | Frau Barbara, Gräfin in St, Georgen und Pösing, war versichert wegen ihres witlichen Unterhaltes auf die Herrschaft Wilfersdorf. Aus dem Urbar der Wilfersdorfer Herrschaft um diese Zeit: In Wilfersdorf waren 3 Ganz-, 20 Halblehner, 21 Hofstätten, 7 Vogt- und Ausholden. Den „Panwein“ schenkt die Herrschaft von Georgi bis Michaeli.Hofweingärten: 45 ½ Viertel, Zinsäcker 31 Gwanten, Getreidezehent auf 536 ¾ Gwanten Meierhoffelder: 126 Gwanten (auf jede sät man 4 Metzen Hafer)Vieh im Meierhofe: 35 Melkkühe, 40 Stück Galtvieh, 60 SchweineBräuhaus: jährlich 26 Bräu Bier, dazu benötigt man à 20 Metzen Malz, sodass der Ertrag 455 fl im Jahr ausmacht; der Bräumeister, sein Gehilfe und der Hopfengärtner bekommen an Viktualien im Jahr 114 fl. Das notwendige Holz hacken die Untertanen in der Ringelsdorfer Au und führen es zum Bräuhaus. Den Hopfen bezieht man aus dem Hopfengarten; ein Gebräu gibt 15 Fass = 1170 fl; die Ausgaben belaufen sich auf 569 fl. Die obere Mühle hat 4 Gänge.Für das Halsgericht geben die Untertanen das gewöhnliche Richtgeld.  |
| 1559 | gab es Streitigkeiten wegen des Zehentes und der Grenzen |
| 1562 | Christoph von Liechtenstein verkauft dem Georg Hartmann von Liechtenstein das Schloss Dürnholz. |
| 1565 | Einkaufsabrede zwischen Herrn Wolf und Herrn Georg von Liechtenstein über Wilfersdorf, …viel Georgen Teil auf dieser Herrschaft betroffen hat, welches er seinem Bruder Herrn W…fen um 8700 fl verkauft hat. Schloss Wilfersdorf mit allem, was dazu gehört auch Äcker und Wiesen = 2800 fl Getreidezehent zu Hobersdorf (½ Mut Korn und 3 Mut Hafer) = 288 flBergrecht zu Neusiedl = 100 flWeinzehent zu A. Lichtenwarth und Hausbrunn = 400 flWeingarten zu Wilfersdorf = 179fl 4 gr„Gebürnus“ von dem Weingarten „Laufenpölz“ = 90fl 4 grDas Erdberger „Teuchtl“ = 360 flDie halbe Hofmühle in Wilfersdorf = 200 fl Die halbe Schmiede in Wilfersdorf = 300 fl  |
| 1569 | Kaufbrief über die Hundsheimer Lehen die ein Wilfersdorfer Untertan Stephan Langer besessen hat  |
| 1572 | Sebastian und Christoph die Fraßen verkaufen dem Wolf von Liechtenstein die Behausung zu Wilfersdorf mit allem Zugehör, Hausgerät, das alles ihres Bruders Georg gewest ist. Haus und Baumgärtl kosten 110 fl, 2 Viertel Weingärten per 40 fl mit dem Geschirr. |
| 1573 | Mistelbacher Mautbestand des Peter Pagner, aufgerichtet mit dem Herrn Sebastian von Liechtenstein. |
| 1584 | Lehensbrief des Kaisers Rudolf auf Herrn Hartmann von Liechtenstein über alle österreichischen Güter (weitere Lehensbriefe stammen aus den Jahren 1586, 1593, 1596) |
| 1596 | besaßen die Liechtenstein das Zapfenmaß für Feldsberg, Wilfersdorf, Hohenau, Ringelsdorf , Rabensburg und Herrnbaumgarten |
| 1611 | stellte König Matthias am 26. April dem Hause Liechtenstein einen Lehensbrief aus |
| 1622 | verkauft der Bürger und Bader Leonhard Ehmann in Wilfersdorf dem Gundacker von Liechtenstein den alten Meierhof mit allem Zugehör um 620 fl. Ehmann baute sich ein Gasthaus, wo er Wein schenken konnte, aber nicht über die Straße, von jeder Extraordinari Robot war er befreit. |
| 1622 | 1. April. Lehensbrief des Kaisers Ferdinand über alle österreichische Güter, die auf Karl von Liechtenstein lauteten.  |
| 1627 | befreit Kaiser Ferdinand II. alle österreichischen Güter des Hauses Liechtenstein von jeder Militäreinquartierung. Weitere Lehensbriefe:  |
| 1632 | 12. Mai. Kaiserlicher Lehenbrief auf den Fürsten Karl Eusebius. |
| 1639 | 21 Juli. Lehensbrief des Kaisers Ferdinand III. |
| 1660 | 5. Juni. Lehensbrief des Kaisers Leopold |
| 1687 | 8. August. Kaiserliche Lehensbriefe über die Güter des Hauses Liechtenstein |
| 1707 | 25 Februar. Kaiserliche Lehensbriefe über die Güter des Hauses Liechtenstein  |
| 1717 | kaufte der Fürst Anton Florian in Wilfersdorf das Haus der Witwe Wadl um 1200 fl  |

Handschrift von Franz Thiel – durch die schlechte Kopie des Textes sind sehr viele Passagen unleserlich

Aus dem Bantaiding von Wilhelmsdorf

Jeder Bauer zahlte den Grunddienst seiner Herrschaft zur festgesetzten Zeit. Wer es unterläßt, wird mit 72 Pfennig bestraft und muß den schuldigen Dienst dem Grundherren geben. 13 Lehen dienen zu Michaeli mit 75 Pfennig, zu Georgi mit 35, zu Ostern mit 30 Eiern und 3 Stück Käse, zu Pfingsten und zu Weihnachten auch mit je 3 Laib Käse. 6 Höfe entrichten zu Michaeli 12 Pfennig, zu Ostern 1 Käs und 10 Eier, zu Georgi 3 ½ Käs und 7 Eier, zu Pfingsten und zu Weihnachten je einen Käs. Die Hangern gehören mit Grund und Zehent nach Klosterneuburg. In den Hundsbergen sind 20 ganze, 8 halbe und ein Viertelweingarten. Von jedem Viertelweingarten zahlt der Untertan ¼ Most und von jedem Eimer 3 Heller Sedlgeld (eine Weinsteuer, die noch nicht erklärt wurde). Als Zehent gibt noch jeder, der einen Weingarten in den Hundsbergen besitzt, zu Michaeli ein Pfund Wachs. Denselben Dienst leistet auch der Pfarrer von Poysdorf, der 10 Joch als Lehen vom Stifte besitzt. Ein freier Weg ist in den Hundsbergen, in der Weiten Gasse, im Saubrunn und im Mitterweg. Die Gemeinde hat 2 Viehweiden, u. zw. in den Hangern und neben dem Poysdorfer Feld.

Jeder Bauer mache sich selbst den Zaun um den Weingarten. Jeder Verkauf muß mit des Amtmannes Hand in 14 Tagen gefertigt sein. Wer ein Haus verkauft, reiße nichts ab. Verkauft jemand einem Fremden das Gut, so sage er es dem Richter oder den vier Ratsmännern an. Bricht ein Feuer aus, so ist es durch Ruf oder durch Glockengeläute zu verkünden. Frauen und Männer helfen dabei mit. Wer nicht helfen will, zahlt 72 Pfennig Strafe. Sind 2 einander feindlich gesinnt, so versöhnen sie sich beim Feuer durch Handschlag. Die Feuerstellen besichtigen die Richter und die vier Amtsmänner dreimal im Jahre. Bemerken sie einen Fehler, so kommen sie nach 8 Tagen wieder und da muß er ausgebessert sein, sonst zahlt der Besitzer 72 Pfennig. Kommt bei ihm ein Feuer aus, so beträgt seine Strafe 5 Pfund Pfennige. Wird ein Dieb gefangen, so melde man es dem Gerichte zu Poysdorf. Erscheint niemand, so warte man 3 Tage, führe den Gefangenen zum Grenzstein und rufe dreimal das Gericht. Holt niemand den Dieb, so binde man ihn mit einem Zwirnfaden an dem Grenzstein fest. Läuft er davon, so ist die Gemeinde dem Gerichte nicht pflichtig.

Findet man einen Toten im Dorfe oder auf dem Felde, so „soll man es an das Gericht bringen“ und als Gebühr 72 Pfennig mitschicken. Schlägt ein gesessener Mann einen tot, so ist er der Herrschaft mit 32 Pfund verfallen und sein Leib dem Richter. In der Gemeinde darf niemand Frevel treiben bei Tag und bei Nacht. Wer es tut, wird mit 6 Schilling 2 Pfennig bestraft. Kein Angesessener und kein Knecht trage ein langes Messer, Schwert, Spieß oder Haken. Der Richter kann ihm die Waffe wegnehmen und ihn mit 12 Pfennig strafen. Wer einen mit der Faust schlägt, büßt es mit einem Pfund Pfennig. Zückt einer sein Schwert oder das Messer auf der Straße, entrichtet er 72 Pfennig. Reißt der eine den anderen bei den Haaren, so zahlt jeder Finger ein Pfund Pfennig. Schimpft einer, ohne die Ehre zu kränken, so ist das Strafausmaß 6 Schilling 2 Pfennig; verletzt er die Ehre, so beträgt die Strafe 5 Pfund Pfennige.

Den Knechten borge der Wirt nichts. Er nehme keine Kirchengeräte, kein blutiges Gewand und ungewundenes Getreide und gebe dafür Wein.

Ein Weib, das die Ehre eines andern verletzt, trägt den Bagstein – das war ein schwerer Stein, den die Frau um den Hals tragen mußte – oder zahlt 72 Pfennig. Wer einem anderen auflauert, zahlt der Herrschaft 5 Pfund Pfennig. Kommt ein Lauscher zu dem Fenster eines Hausbesitzers und sticht dieser ihn tot, so ziehe er die Leiche mit den Füßen aus den Dachtropfen auf die Gasse und lege ihm einen Pfennig auf die Wunde.

Werden die Geschworenen zur Beschau gefordert, so zahlt man 12 Pfennig. Löcher, Gruben und Wasserrunsen dürfen nicht länger als 3 Tage offen bleiben. Tadlhaftiges Vieh und unsaubere Dinge bleiben nie auf der Gasse liegen. Windeln und Hefen wasche man nicht beim Brunnen. Tadlhaftiges Vieh treibe man nicht auf die Weide oder zum Brunnen. Jeder benütze einen gerechten Metzen und ein Weinmaß, das der Richter besitzt. Wer die Maße braucht, bringe sie gleich zurück. Wer sie über Nacht behält, zahlt 12 Pfennig. Wer eine Zeche nicht zahlt, den kann der Wirt pfänden lassen. Ein gemeiner Diener darf nur einen Pfennig vertrinken, dann gibt ihm der Wirt Urlaub. Tut es der Wirt nicht, so ist er mit 12 Pfennig zu bestrafen. In der Erntezeit führe niemand vor dem Tage oder nach dem Aveläuten Getreide ein, sonst zahlt er 6 Schilling Strafe.

Jeder Berg hat seinen Weg und seine Ausweichstellen. Keiner trage dem Nachbar die Weinstecken aus dem Garten. Niemand werfe Steine, Dornen oder „Zaussach“ in den Weingarten oder in das Feld des Nachbars (12 Pfennig Strafe). Wer einen Grenzstein versetzt, zahlt 72 Pfennig. Hat er es mit Frevel ausgeführt, so ist er der Herrschaft mit 5 Pfund Pfennig verfallen. Wer ein Wasser einen anderen Weg leitet, büßt es mit 6 Schilling 2 Pfennig. Wege und Wasserläufe sind zu Georgi zu beschauen. Wo das Vieh einen Schaden macht, da sollen der Richter und die Geschworenen den Schaden beschauen.

Alle Jahre wurde das Bantaiding den Bewohnern des Ortes bekanntgegeben, so daß sie die Pflichten und Rechte genau wußten. Das letzte Mal wurde es im Jahre 1618 abgehalten, dann geriet es langsam in Vergessenheit, so daß die Gemeinde immer mehr in die Abhängigkeit der Grundherren geriet und sie endlich nur mehr Pflichten hatte, aber wenig Rechte. Diese Rechte, die auch Weistümer genannt werden, sind uralt, wurden zuerst mündlich von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt und um 1300 begann man mit der Aufzeichnung derselben. Das Verdienst, sie aus der Verborgenheit hervorgeholt zu haben, gebührt dem Dichter Jakob Grimm (1785 – 1863), bei uns in Oesterreich war es Gustav Winter, der sie im Auftrage der Akademie für Wissenschaften sammelte und herausgab.

Anmerkung: 1 Pfennig sind 70 Gr., 1 Schilling 21 S nach unserem Gelde.

Quellen:

G. Winter „Weistümer“.

Veröffentlicht in: Mistelbacher Bote, Nr. 40 vom 3. 10. 1930

Aus dem Banteiding von Poysdorf

Die Weistümer behandeln das Rechts- Wirtschafts- und Verwaltungsleben der Gemeinde. Das Wort kommt von „wis tuom“ und bedeutet Rechtsbelehrung. Das alte Recht war kein feststehendes, sondern gründete sich auf die Gewohnheit, es wurde von den alten, erfahrenen Männern der Gemeinde „gewiesen“ und ein- bis viermal im Jahre verlautbart. Die Tage, an denen die Weistümer den Dorfbewohnern verkündet wurden, waren: Lichtmeß, Georgi, Michaeli und Martini. Zu dieser Versammlung – Teiding genannt – erschienen alle Leute der Gemeinde, auch Inleute, Frauen und das Gesinde. Weil diejenigen, die dem Teiding fernblieben, bestraft wurden (Strafe hieß „Ban“), so sprach man auch von einem Banteiding. Als Entschuldigung galten: Krankheit, ein Herrschaftsauftrag und „Wassernot“.

Die Rechte und Pflichten der Gemeinde sowie die der Grundherrschaft lebten anfangs in der mündlichen Überlieferung und wurden später aufgeschrieben. In einer Urkunde des Stiftes Heiligenkreuz wird das Banteiding im Jahre 1271 zum ersten Male erwähnt. Eine klare, leicht verständliche Sprache zeichnet alle Weistümer aus.

Die Grundherrschaft trachtete, die Gemeinden unter ihre Gewalt zu bringen und das Banteiding in ihrem Sinne zu leiten. Da spricht man nicht mehr von den Rechten der Gemeinde, sondern von Pflichten, die von den Bewohnern erfüllt werden mußten. Die Herrschaft berief das Banteiding einmal im Jahre ein, dem folgte ein Nachteiding.

Den Vorsitz führte der Grundherr oder sein Vertreter, der den Stab – das Wahrzeichen des Richters – in der Hand hielt; er war auch kein Richter, sondern er leitete nur das Teiding. Dazu berief er 12 ehrliche, rechtskundige Leute aus der Gemeinde, die man die „Schranne“ nannte und die das Urteil fanden. Die Gemeinde hatte einen „Wortredner“, der entlohnt wurde. Ihm standen 2 Weiser zur Seite, welche genau die Rechte der Gemeinde kennen mußten. Die Dorfrichter, die Geschworenen und die ältesten Männer der Gemeinde nahmen auch teil an den Beratungen. Alle übrigen Dorfbewohner bildeten den „Umstand“, der mit entblößtem Haupte stehend den Verhandlungen folgte.

Ergriff der Vorsitzende den Stab, so war das Teiding eröffnet, Ruhe herrschte und niemand sprach ein Wort. Die einzelnen Artikel wurden verlesen, immer stellte der Vorlesende die Frage, ob dieser Artikel recht und billig sei. Der Umstand antwortete mit lauter Stimme: „Ja“. Er konnte sich aber auch zurückziehen und beraten, wenn ihm etwas nicht ganz klar war.

Die Weistümer zerfallen in mehrere Teile oder „Sprachen“. Der erste Teil behandelte Rechtssachen, der zweite die Viehzucht, der dritte Diebstähle, Waffentragen, Zauberei usw. Nach dem Teiding gab es ein Gelage und 14 Tage später fand ein Nachteiding statt. Was im Banteiding vergessen wurde, holte man jetzt nach. Das Teiding kostete der Gemeinde viel Geld. Essen, Trinken und das Quartier für die Beamten mußte sie zahlen. Um 1500 begann der Verfall der Weistümer. Sie gerieten in Vergessenheit; die Herrschaften und Regierungen halfen dabei mit und erklärten sie für gesetzlose Bestimmungen. Jetzt befahl der Grundherr und es hieß immer: „Wir befehlen“, „Wir ordnen an“. Die letzten Reste des alten deutschen Rechtes vergaß man; die edle, freie Art, Recht zu sprechen, hörte auf. Im Zeitalter der Aufklärung entglitt langsam der Herrschaft die Aufsicht über die Bauern. Der Staat trat in seine Rechte, vermaß Grund und Boden, bestimmte die Steuern und regelte das Rechtswesen. 1811 erschien das bürgerliche Gesetzbuch und 1848 wurde mit der Grundherrschaft aufgeräumt. 1822 begann Jakob Grimm die Weistümer in Deutschland zu sammeln. Bei uns tat es Dr. G. Winter.

Das Banteiding von Poysdorf hielt der Pfleger der Liechtensteinschen Herrschaft Wilfersdorf ab. Die Bestimmungen lauteten: „Wer dem Banteiding fernbleibt, zahlt der Herrschaft Wilfersdorf 72 D\*. Wer an einem freien Jahr- und Wochenmarkte dem Mitbürger ein Hindernis in den Weg legt und vom Marktrichter und dem Rate verurteilt wird, zahlt der Herrschaft 32 fl. (Gulden). Marktrichter und Ratsbürger nehmen für den Herrn am Jahrmarkt die Gebühren ein.

Die Handelsleute dürfen einem Bürger nicht die Fahrwege und Gehsteige, auch nicht die Fenster und Türen „verpauen“, sonst zahlen sie 2 D und 6 ß. Wer eine Getreidegrube an einem ungewöhnlichen Ort macht und es erleidet ein Bürger einen Schaden, der zahlt 2 D 6 ß. „So sich aber einer gar darin erfahlet, ist er dem Fürsten 32 fl zu zahlen schuldig.“ Die Wege sind zweimal im Jahre herzurichten, die Schanze um den Markt aber nur einmal. Macht einer durch Erdaushebung bei einem Weingarten dem Nachbar Schaden, so hat er ihn gutzumachen und noch 2 D 6 ß zu zahlen.

Asche, Kehrmist und schädliches Wasser schütte niemals auf die Straße. Wer es tut, büßt es mit 5 fl Strafe. Bei einem Brand nehme jeder Knecht und Dienstmann ein Büttel und eile zur Feuerstätte. Wer ein Roß hat, lade ein Faß auf den Wagen und führe Wasser herbei. Der Zehent ist vermöge des heiligen Evangeliums dem Zehentherrn zu geben. Wenn ein Vieh zuläuft, so kann es jeder über Nacht behalten, aber am nächsten Tage treibe er es auf die Weide und lasse es ausrufen. Niemand verunreinige einem Nachbar in frevelhafter Weise das Wasser. Der Rat nimmt den Marktdiener und den Halter auf. Findet sich ein Nörgler, der sich über die Wahl abfällig äußert, so zahlt er 2 D 6 ß. Die gleiche Strafe trifft den, der dem Nachbar das Wasser „zu Schaden leitet“. Wer den Schaden macht, wird mit 2 D 6 ß bestraft. Tut er es an einem Sonn- oder Feiertag, so zahlt er das Doppelte. Wer einen Baum ausgräbt, büßt die Tat mit 5 fl. Die Klagegebühr (12 Kreuzer) und die Verhaftungsgebühr (45 Kreuzer) gehören dem Marktrichter und dem Rate. Den Bergleuten gebührt bei einer Beschau 2 D 6 ß. Wird der Rat zur Überprüfung ersucht, sind die Gebühren doppelt so groß. Einen Marktstein setzen kostet 15 Kreuzer. Bäcker, Fleischhacker, Seifensieder und die anderen Handwerker versorgen den Markt mit allem, was notwendig ist. Damit das genaue Maß eingehalten wird, bestimmt der Rat 2 Brot- und 2 Fleischwäger, die fleißig nachschauen. Wer Fenster und Türen einschlägt, zahlt 32 fl. Einen Tag vor dem Jahrmarkt beschaue der Rat und die Richter alle Feuerstellen und jedes Übel muß der Besitzer gut machen. Geht ein Dienstbote vor Ablauf seiner Zeit weg, so bekommt er keinen Lohn, Wer Bienenstöcke stiehlt, zahlt 5 fl. Die Armen und Notleidenden können, wenn Sie bei dem Marktrichter drum bitten, Aehren und Weintrauben sammeln, sobald die Felder frei sind. Der Bürger, der leitgebt, schließe im Sommer um 9 Uhr, im Winter um 8. Wenn jemand länger aufhält, zahlt der Wirt 36 Kreuzer und der Gast 18. Wer noch schimpft und flucht, kommt in den Kotter oder in das Rathaus (je nach seinem Stande). Schenkt ein Bürger unter seinem Zeiger den Wein von „Innleut oder purgknecht“, so zahlt jeder Teil dem Fürsten 5 fl,. Solange als 30 Dreiling Wein im Markte vorhanden sind, darf niemand fremden Wein u. zw. gehört die Hälfte dem Fürsten, die andere der Bürgerschaft. Der Fürkauf (Ankauf der Ware vor dem Markte und dann der Verkauf) ist bei einer Strafe von 5 fl verboten.

Um den Markt führen von altersher Wege, die 2 Wagen breit sind. Wer den Wegen einen Abbruch tut, zahlt 2 D 6 ß. Die 5 Wasserrunsen im Markte sind immer zu räumen und zu säubern. Der Besitzer der Froschmühle hat die Brücke oberhalb der Mühle in gutem Bauzustand zu erhalten. Tut er es nicht, so kann jeder durch seine Mühle fahren. Da der gemeine Viehtrieb durch die Hofstatt des Barthel Schmiedt gegangen ist, so kann jeder sein Vieh durch dessen Haus treibern. Ödie Viehtrift in den Hörmanschachern ist für die ganze Gemeinde frei. Die Gassen und Wege des Marktes müssen so breit sein, daß man mit einem Mostschaffel voll Wasser ungehindert gehen kann. Bach und Roßschwemme sind alljährlich zu säubern; Flachs einweichen und andere schlimme Sachen sind bei Strafe von 5 fl verboten. Wird der Bach nicht geräumt, so kann die Gemeinde den Bachgroschen verlangen und die Arbeit den Teichgräbern zuweisen.

Die Müller haben ein gerechtes Maß zu führen und es bei jedem Teiding mitzubringen und vorzuweisen nebst „ein achtring Grund und ein geld“ (?). Wenn ein hiesiger Bürger in die Mühle kommt und es mahlt ein Fremder, so kann er, wenn er es sehr eilig hat, verlangen, daß der Müller sein Getreide zuerst mahle. Alle Inwohner und Knechte müssen dem Marktrichter „parieren“. Niemand halte sich „Geißvieh“, das den Weingärten und Wäldern nur schade. Wer aber Ziegen hält, zahlt 5 fl Strafe.

Der Gemeindewirt legt dem Marktrichter alle Monate und der Ober- und die 2 Unterkämmerer jedes Vierteljahr Rechnung. Die Kämmerer verwalteten die Gemeindekasse. Auf den Gemeindeschreiber gebe der Rat fleißig obacht. Wer aufgefordert wird, auf das Rathaus zu kommen, erscheine ohne Halsstarrigkeit. Der Rat und der Marktrichter sollen nicht lange auf ihn warten.

Die Gemeinde besteht aus dem Marktrichter, 6 fürstlichen Ratsbürgern u. zw. 2 trautsohnschen, 2 jesuitischen, 2 passauischen und 1 von Oberleis.

Anmerkung: „D“ bedeutet Pfennig und „ß“ ein Schilling.

Veröffentlicht in: Mistelbacher Bote, 1931, Nr. 42

Aus dem Bergtaiding von Erdberg

Das Bergtaiding wurde am Sonntag nach Bartholomäi (24. August) abgehalten.

Die freien Wege im „Gebirg“ sind so breit, dass ein Landstraßenwagen fahren kann. Die Ausweichestellen räume man vor dem 24. August aus. Wer es nicht tut, dem kann man über das Feld fahren. Niemand führe die Maische aus dem Gebirge, ehe der Grundherr sein Bergrecht empfangen hat. Tut es einer, so zahlt er fünf Schilling. Der Hüter, der Weintrauben und Feldfrüchte nimmt, ist sofort zu verhaften. Will ein Wanderer 2 – 3 Trauben essen, so ruft er dreimal den Hüter. Kommt der nicht, so kann er 2 – 3 Stück abreißen, die Weinbeeren verzehren und die „Kempel“ zum Stock legen. Wer einen Weingarten verkauft, stelle sich ordentlich zum Grundbuch und zeige es an. 14 Tage vor Georgi (24. April) sind die Weingärten wegen der Pächter („Beständler“) zu beschauen. Flieht jemand vor seinem Feinde in den Weingarten, so zahlt dieser, wenn er ihm folgt, dem Herrn 5 Pfund Pfennige. Fügt jemand aus Neid dem anderen einen Schaden zu oder biegt er ihm die Reben so um, dass sie auf dem Nachbargrunde wachsen, so ist der Frevler um den Weingarten herumzuschleifen. Wer einen Hauenschlag Erdreich dem Nachbar nimmt, ist mit 6 Schilling 2 Pfennig verfallen. Wer dem Nachbar die Reben verbrennt, ist des Brandes schuldig. Wer dem anderen die Arbeit abredet, zahlt 12 Pfennig. Auch der zahlt soviel, der einem Arbeiter den verdienten Lohn nicht auszahlt. Verspricht ein Hauer einem Bauern für einen bestimmten Tag die Arbeit und kommt nicht, so kann der Bauer hingehen in den Weingarten, wo er arbeitet und ihm die Haue wegnehmen. Arbeitet jemand am Sonnabend über 12 Uhr mittags im Weingarten, so zahlt er dem Gotteshause ein Pfund Wachs. Wer ein Kraut aus dem Weingarten rauft, ist mit 12 Pfennig zu bestrafen. Geht ein Bauer mit seinen Arbeitern in den Weingarten des Nachbars essen, so zahlt er für jede Person 12 Pfennig. Dieselbe Strafe trifft den, der mit einem Hund oder einem anderen Tier den Weingarten betritt. Ist der Schaden sehr groß, so treibe der Hüter das Vieh weg und lasse den Schaden beschauen; der Eigentümer des Tieres muss sich mit dem Geschädigten vergleichen. Nimmt er sich das Tier mit Gewalt, so zahlt er 6 Schilling 12 Pfennig. Hängt ein fruchtbarer Baum über die Grenze, so kann der Nachbar mit den Geschworenen hingehen und die Äste abhacken, die über die Grenze reichen. Gräbt jemand freventlich einen Grenzstein aus, so soll man ihn bis zum Gürtel eingraben, zwei Pferde in einen Pflug spannen und durch den Missetäter fahren.

Beschimpft jemand den Bergmeister wegen der Strafe, die er verhängt hat, so büßt er es mit 72 Pfennig.

Die „Load“ muss der Zehentschreiber vor der Lese zuerst beschauen. Nimmt jemand eine größere „Load“ und hat eine kleinere beschauen lassen, so wird er wie ein gemeiner Dieb behandelt.

Ein Bergtaiding hatten bei uns noch folgende Gemeinden: Ober-Schoderlee, Röhrabrunn, Ehrnsdorf („über den Wunschenberg“), Gaubitsch („über den Toppel“), Staatz und Falkenstein („auf dem Rosenberg“). Das Bergtaiding enthielt die Rechte und Pflichten einer Gemeinde, die Weinbau betrieb.

1 Pfennig = 70 Groschen.

1 Schilling = 21 S nach unserem Gelde.

Quellen:

G. Winter: „Weistümer“

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, Jg. 44, Nr. 50, 12. 12. 1930, S. 7

Aus dem Bergtaiding zu Falkenstein

Das Klarissinnenkloster, das 1305 gegründet wurde, kaufte die Weingärten von dem Herrn Seifried von Plaenich. Das Bergtaiding stammt aus dem Jahre 1528 und galt auch für Südmähren als Berufungsgericht. Es gab Auskünfte und Rechtsbelehrungen in deutscher Sprache. Tschechische Anfragen blieben unbeantwortet.

Die Bauern Falkensteins gaben zur Lesezeit von jedem Joch Weingarten in den Rosenbergen 2 Eimer Most und 19 Pfennig, von jedem halben Joch 1 Eimer und 9 ½ Pfennig, von einem Viertel-Weingarten ein Jahr 5 Pfennig, das andere 4 ½ Pfennig und einen halben Eimer Weinmost. Der Bergmeister sei ein „angesehener Mann“, dem 4 Männer zur Seite stehen, die man die Geschworenen nannte. Zwei von ihnen gehörten dem Rate an und zwei nahm man aus der Gemeinde. Sie beschauen die Weingärten, achten besonders darauf, dass die Bestandleute (Pächter) fleißig arbeiten, jäten und behauen. Tun sie es nicht, so zahlen sie 12 Pfennig Strafe. Die Geschworenen sagen auch die Lesezeit an. Wer zwei Weingärten in den Rosenbergen besitzt, lese den einen Sonnabend, den anderen am Montag. Weinhüter, die Trauben oder Feldfrüchte stehlen, verfallen dem Landgerichte. Die gleiche Strafe trifft denjenigen, der einen Bauer im Streite bis in den Weingarten verfolgt. Kommen 2 in Streit mit verbotenen Worten und jagt der eine den anderen über die Felder, so zahlt er, so oft er über einen Feldrand kommt, dem Landgerichte 6 Schilling 2 Pfennig. Geschieht dies ohne verbotene Worte, so zahlt er dem Berggericht 12 Pfennig. Dieselbe Strafe entrichtet derjenige, welcher dem anderen seine Arbeiter abredet. Wer dem Nachbarn seine Bogen (=Rebschößlinge) aufhebt, ist dem Landgerichte mit 6 Schilling 2 Pfennig verfallen. Hält ein Hauer, der einem Bauer die Hilfe zusagt, sein Versprechen nicht, so kann der Bauer ihm die Haue wegnehmen. Wer am Sonnabend über Mittag arbeitet, gibt der Jakobszeche in Falkenstein ein Pfund Pfennig. Jeder gehe mit seinen Arbeitern auf dem eigen Feldrand. Wer Weintrauben ausbricht, sie in den Markt führt und mostelt, ist dem Landgericht verfallen mit 72 Pfennig. Wer mit Gewalt in den Weingarten läuft und Trauben ausbricht, ist ein „schädlicher Mann“. Nimmt jemand im Regen einen Stecken so trage er ihn wieder zurück. Tut er es nicht, so zahlt er dem Bergmeister 12 Pfennig. Klaubt jemand dem Nachbarn die Weinreben außerhalb des Weingartens auf, so beträgt die Strafe 72 Pfennig, tut er es im Weingarten, so büßt er es mit 12 Pfennig dem Bergmeister. Wer aus Neid dem Nachbar die Reben auf dem Feldrand verbrennt, ist der „prunst schuldig“. Zwei Männer von der Gemeinde und dem Rate setzen den Arbeitslohn fest, den jeder Bauer einhalten muss.

1 Pfennig = 70 Groschen

1 Schilling = 21 Schilling nach unserem Gelde.

Quellen: G. Winter: „Weistümer“

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, Jg. 44, Nr. 50, 12. 12. 1930, S. 7

Aus dem Rechtsleben der Wilfersdorf Herrschaft

Die alte Gerichtsbarkeit fasste man mit den Worten „Stock und Galgen“ zusammen, sodaß man allgemein von einer minderen und hohen Gerichtsbarkeit sprach, die aber die Herrschaft ausübte, darum war die Zahl der Landgerichte die nur die Verbrecher (malefizierten Personen) urteilten ziemlich groß. Da es an rechtskundigen Leuten mangelte, so waren in früherer Zeit Fehlurteile gar nicht selten vor Ort. Die Eibesthaler Schneidergeschichten aus dem 16. Jahrhundert. Man pflegte kurzen Prozess zu machen und war gleich mit der Folter bei der Hand, wenn auch Beschuldigte leugneten.

Durch schwere Strafen wollte man ein abschreckendes Beispiel auf die Mitmenschen ausüben. Vor allem früher wurde so erzieherisch auf das Volk eingewirkt, sodaß die Hirnrichtungen und die Strafen öffentlich vollzogen wurden. Staatliche Sicherheitsorgane kannte man seit dem 16. Jahrhundert. Doch dieses Auge des Gesetzes gewann nicht das Vertrauen des Volkes, da die Leute parteiisch und bestechlich waren. Das verbrecherische Gesindel fand in den Wäldern einen sicheren Unterschlupf, wo es von niemanden gesucht wurde. Die Waldungen an der March und auf den Hohenleiten gewannen da eine traurige Berühmtheit und auf der Brünnerstraße raubte man die Reisenden aus.

Die Galgen - das Zeichen des Hofgerichtes stand außerhalb Mistelbachs, dort wohnte auch der Freimann, wenn man ihm nicht von Feldsberg oder Rabensburg holte, da ein Landgericht nicht so viel Arbeit hatte, daß es einen Scharfrichter stellte. Er war wie seine ganzen Familie unehrlich, d.h. er hatte keine Standesehre, durfte mit keinem Menschen sprechen, niemand anrühren und sich zu keiner Gesellschaft setzen. Seine Kinder wurden von dem Schulbesuch ausgeschlossen, ebenso von jedem Handwerk.

Dass Berühren des Galgen machte den Menschen schon unehrlich. Mussten ihn die Zimmerleute ausbessern, so erhielten sie einen Ehrenschein. Niemand durfte ihnen deswegen einen Vorwurf im Gasthaus oder in der Öffentlichkeit machen.

Es war eine schwere Schandstrafe, wenn der Name eines Untertanen auf einer Holztafel geschrieben und am Galgen befestigt wurde. Sein Name war auf solche Weise begraben und er musste die Gegend verlassen und weit fortziehen wo ihm niemand kannte.

Schandstrafen büßte man früher beim Pranger, beim Gerichtsstock, auf der Holztafel bei den Kirchen oder bei dem Friedhofstor ab. Der Pranger, solchen gab es in Wilfersdorf, Obersulz, Hohenau, Poysdorf und Mistelbach – war eine Stein- oder Mauersäule, die auf einem breiten Sockel stand und in der Höhe eine Kugel und eine Fahne trug, zwei bis drei Ketten oder eiserne Ringe waren fest eingemauert, an denen die Missetäter angebunden wurden. Dazu wählte man mit Vorliebe die Sonn- und Feiertage sowie die Jahr- und Wochenmärkte, damit ihn viele Leute sehen und verspotten, manchmal trug der Verurteilte auf seiner Brust einen Zettel mit der Angabe seines Vergehens. Entehrend war es, wenn der Name eines „Bevorzugten“ auf dem Pranger stand.

Vor der Kirche stand die Brechel, die so aussah wie das Gerät zum Flachsbrechen.

In den Dorfgemeinden sah man vor manchem Haus des allmächtigen Dorfrichters den „zerronnen Stock“, der den gleichen Zweck hatte wie der Pranger in den Märkten.

In Wilfersdorf und Prinzendorf besaßen die Herrschaften einen Holzesel für unbotmäßige Untertanen, da er ziemlich hoch war, musste die Missetäter auf einer Leiter diesen scharfkantigen Marterkasten besteigen und mehrere Stunden darauf sitzen bleiben.

Wollte jemanden seinen ehrlichen Namen wiederbekommen, dann bat er die Herrschaft um einen Ehrenschein, der im auch in berücksichtigenswerten Fällen gegeben wurde.

Zeitweise häuften sich die Verbrechen derart, dass der Amtsmann deswegen bittere Klagen führte. Die Untertanen werden als boshaft und halsstarrig geschildert, bei denen die Strafen wenig fruchteten.

In Missjahren und Kriegszeiten stahlen die Untertanen wie die Raben. Diebstähle, Beleidigungen und Raufereien waren leider sehr häufige Rechtsverletzungen, auch Ehebruch und Fleischlust kamen bei uns vor.

Diese Verbrechen strafte auch das Konsistorium. Die Schlägereien waren Begleiterscheinungen des Kirtages, wobei auch das weibliche Geschlecht mithalf.

Das Landesgericht wachte über die Erbschaft der Vermissten und der Verschollenen sowie derjenigen, die in der Fremde weilten. Nach Ablauf von dreißig Jahren teilte die Herrschaft die Geldsumme, die im Rentamte aufbewahrt war, auf die Verwandten in der Heimat auf.

Wilfersdorf, Poysdorf und Mistelbach verfügten über ein Dienerhaus mit der Schergenstube oder „Kustose“. Es war dies eine schwarze Kammer mit vergitterten Fenster, in welcher ein offener Kamin mit Eisenstangen verwahrt war. Im Marterkeller lagen die Fidel, die verschraubten die Spanischen Stiefel, Ketten und dergleichen.

Im Jahre 1547 erschienen zwei Handwerksburschen; vor Angern wateten sie durch die March und begaben sich nach Prinzendorf, wo sie sich trennten. Weil es hier in der Nacht brannte, beschuldigte man den einen der Brandlegung, ohne ihm die Tat rechtskräftigt zu beweisen. Man ließ ihn dann frei, nachdem er Unschuld geschworen hatte, dh. er durfte sich niemals an den Richter rächen und für die Zeit das Landesgericht meiden und das Gebiet nie mehr betreten.

Der Brandleger musste in der Regel ein „…ment“ schwören, dass er keine Schuld trage, darin sehen wir noch eine Nachwirkung des mittelalterlichen Gottesgerichtes.

Das Gericht machte einen Unterschied zwischen behausten Untertanen und unbehausten Untertanen, denn diese traf die Härte des Gesetzes in vollem Umfange. Auch die Angestellten genossen im Vergleiche zu denen mehr Milde und Nachsicht.

1571 wurde eine Dieb aus Landshut, der im Feldsberger Schlossturm saß, begnadigt und musste „Urfehde“ schwören.

Groß war die Sittenverwilderung, die der 30-jährige Krieg hervorrief.

Unzucht, Diebstähle, Verführung der Mädchen, Kindesweglegung, Kindesmord, Ehrenbeleidigungen, Raufhändel, wobei die Parteien mit Säbel oder Degen aufeinander losgingen und dann noch die Fenster einschlugen. Holz wurde im Wald gestohlen, Bücher in den Wohnräumen, der Zehent veruntreut, in Mistelbach ein Hauer erschossen, Mord, Totschlag, Ehebruch, Zwietracht mit der Mutter. Diskordia matrimonial usw. In Mistelbach enthauptete der Scharfrichter die Katharina Schmidt und verbrannte hernach die Leiche. Ein Schaflerknecht wurde hingerichtet. Die Weinhändler brachten 1628 viel falsches Geld in unsere Gegend und betrogen so die Leute. Die Diebe, welche 1642 in Mistelbach Weinstöcke, Kraut und Weinbeeren stahlen, ließ die Herrschaft zu Wilfersdorf in Eisen schlagen.

Wer bei einem Brande nicht mithalf, wurde vier Wochen lang im Schloßturm eingesperrt. In Lanzendorf strafte 1644 der Dorfrichter die Leute mit Geld, im Sommer mit Getreideschneiden.

Die Verbrecher flohen von hier nach Ungarn oder in die Wälder an der March, wo sie niemand suchte. Wollte ein Bauer nicht roboten, so ließ der Ortsrichter einen Stecken vor seiner Haustür schlagen, dass bedeutete Hausarrest für den Hausvater. Strafweise konnten ihm auch die Verwandten verboten werden. Dem Hauer sperrte man den Weinkeller oder den Weingarten zur Lesezeit.

Auf Ehebruch stand die Todesstrafe, doch die Herrschaft ließ Gnade walten.

Als 1651 ein Ehebrecher von Eibesthal eingeliefert wurde, musste er durch drei Sonntage, während der Gottesdienste im Friedhof an der Brechl stehen und in der einen Hand eine Kerze und in der anderen Hand eine Rute halten. Dann arbeitete er sechs Wochen in Band und Eisen.

Schwere Verbrecher schickte man zu Festungsarbeiten nach Wien oder Raab und bei geringsten Vergehen wurden sie verprügelt.

1655 erschien ein Patent gegen die Raufhandler, die stark überhandnahmen. Arg trieben es in dieser Hinsicht die Ringelsdorfer, die einen sehr schlechten Ruf hatten, den in den Kirtagen gab es oft Tote. Gefürchtet waren die Martinsdorfer, die Schricker, die Paasdorfer und die Poysdorfer.

Nach 1655 musste jeder Markt die Strafe einschreiben und das Verzeichnis nach Wilfersdorf übermittelt. Die Strafgelder sollten nicht unterschlagen werden; beim Zehent darf der Richter den Freunden und Verwandten nicht durch die Finger schauen, sonst zahlte er 20 Reichstaler Strafe und reichte den doppelten Zehent.

Der Landrichter betrat nie die Gemeinde Wilhelmsdorf, war hier eine Malefizperson. So verständigte der Dorfrichter das Landesgericht, damit die Verbrecher zu der Stunde an der Ortsgrenze abgeholt werden.

Erschien dann niemand vom Landesgericht, so rief der dreimal: Landesrichter, band dann den Verbrecher mit einer Schnur am Grenzstein fest und ging dann fort.

Umständlich war der Vorgang bei einer Verhaftung, weil der Grundherr erst um die Erlaubnis dazu ersucht wurde, ohne den betroffenen Grundrichter durfte der Gerichtsdiener das Haus nicht betreten. In Poysdorf gab es in dieser Hinsicht oft ernste Zwischenfälle mit den Jesuiten in Wien, die der Wilfersdorfer Herrschaft sich wiedersetzen, denn jede wollte Herr sein. Doch war sie von alters her die letzte die Grundobrigkeit.

Wer sich eines Straßrenraubes schuldig machte, wurde mit dem Schwert oder mit dem Strick hingerichtet. 1658 war das Hochgericht in Mistelbach. Ganz morsch und verfault, sodaß es der Amtsmann mit Vorwissen der Zimmerleute herrichten ließ. Ein diebisches Mädchen wurde in Poysdorf während des Jahrmarktes an den Pranger gebunden und dann des Landesbereiches verwiesen.

1659 hackten die Wilfersdorfer Sträflinge in den fürstlichen Waldungen Holz in Bann und Eisen; in Hohenau verrichteten sie dieselbe Arbeit. Ein Weib stand am Sonntag während der Frühmesse und der Vesper an der Brechel, in der einen Hand eine Kerze und in der anderen eine Rute. Ein Rodomit erhielt öffentlich in Mistelbach vom Gerichtsdiener Schilling Prügelhiebe, das sind 12 Stück wobei er sich den Oberkörper entblösste. Weiber entließen ihre Männer vielleicht wegen roher Behandlung. Zwei Wegelagerer überfielen unweit von Mistelbach die Nikolsburger Juden, raubten ihnen Geld und Waren und vergruben letztere. Fischdiebe stellt man in Wilfersdorf an die Brechel.

Schwer traf den Hauer die Keller- und Weingartensperre, weil er keinen Wein verkaufen und nicht nachschauen konnte, sodaß er ihm oft im Faß verdarb. Verzögerte sich die Lese so hatte er einen Schaden.

Die Kirchenräuber „strich“ der Scharfrichter vor den Pranger, schnitt ihnen die Haare ganz kurz und brannte ihnen auf die Wangen das Zeichen des Galgens.

Die Tagsatzungen und die Verhandlungen fanden in Wien statt und auch in Wilfersdorf.

Sodaß die Leute viel Zeit versäumten und hohe Auslagen hatten.

Mancher Prozess dauerte oft bis zu 20 Jahre. Ja, meine Heimatgemeinde Frankstadt in Nordmähren führte wegen eines Waldes durch fast 300 Jahre einen Prozess.

Ein Hafnerlehrjunge, der 1661 mit einer Kuh Unzucht trieb, wurde hingerichtet in Mistelbach. Der Räuber Ulrich wurde solange gefoltert, bis er ein Geständnis ablegte. Zwei Tage nachher gab es eine öffentliche Hinrichtung, zu der zahlreiche Neugierige erschienen. Den Kopf steckte der Scharfrichter auf den Galgen. Die verstockten Diebe, die nicht eingestanden, mussten sich nackt ausziehen, dann schlug der Gerichtsdiener auf sie los. Bei einen zerschlug man drei Prügel, doch er gestand nichts.

1663 gab es sehr viele Diebstähle (Ketten, Säcken, Hämmer, Eisenwaren, Wein). Ein Obersulzer nahm von Pellendorf den Dorfmetzger mit. Der Mistelbacher Marktrichter beschimpfte die Leute auf der offenen Straße.

1666 gestand die Sophie Schmidt beim Landesgericht in Wilfersdorf ein, dass sie aus Bosheit und Rachsucht mehrere Brandlegungen begonnen hatte. Daraufhin sollte sie lebendig verbrannt werden, doch tat man es nicht. Zuerst musste sie ihre Beichte ablegen, von der irdischen Welt Abschied nehmen, dann zwickte sie der Freimann unter dem Galgen mit glühenden Zangen an der Brust, vor 2000 Zuschauern wurde sie enthauptet. Viele weinten und hatten die Geschwächte übergossen und verbrannten die Leiche noch vor Weihnachten auf dem Scheiterhaufen. Die Sorge des Landesgerichtes um ihre Rechte wird ganz besonders erwähnt.

1670 besaß Wilfersdorf auch noch einen Stock zum Einschließen. Eine Kindesmörderin ließ der Pfleger im Arrest, der gegenüber vom Schlosse lag, einsperren. Die Prügelstrafe vollzog in den Dorfgemeinschaften ein fürstlicher Musketier beim Stock, doch musste der Richter dabei sein.

Als 1673 ein Trompeter den Herrschaftsdienst kündigte und wegging, sollten die kaiserlichen Trompeter ihm die Trompete sperren. Das taten sie nicht, weil ihnen nur um das Fressen und Saufen zu tun war. Da ließ der Amtsmann seinen Namen auf fünf Holztafeln aufschreiben, die in Wilfersdorf, Mistelbach, Hohenau, Obersulz und in Poysdorf auf dem Pranger befestigt wurden. Daraufhin musste er seinen Beruf aufgeben.

1675 strich der Freimann, wenn die Diebe eingeliefert wurden, öffentlich mit der Rute.

Man schnitt ihnen auch die Ohren ab und stutzte ihnen die Haare. Beim herrschaftlichen Waschhaus stand auch eine Brechel.

Als sich an einem Felberbaum in der Gsolwiesen bei Poysdorf ein Mann erhängte, schnitt ihn der Freimann ab und schleifte den Toten durch den Ort.

1684 zahlte ein Mann wegen einer „causa adulterii“ 60 fl Strafe und das Weib, das mit ihm gesündigt hatte, musste zwei Monate im Mistelbacher Spital die Kranken bedienen und die Elisabethkirche säubern.

1685 sollte in Mistelbach neben dem Pranger eine neue Brechtl aufgestellt werden, da die alte schon ganz verfault war. Sie kostete 50 fl. Doch wollte sie kein Handwerker machen, da er fürchtete, dass er unehrlich werde. Wer Pranger stehen musste galt als unehrlich und es blieb ihm meist nichts übrig, als den Ort zu verlassen und weit fortzuziehen, da niemand neben ihm wohnen wollte. Die Brechtl stellte man nicht mehr auf.

Diebe setzte man auf einen Holzesel, hängte ihnen eine tote Ente oder Henne um den Hals und gab ihnen zum Schluss 20 Prügelstreiche.

1685 wurde eine Rossdieb in Mistelbach gehängt. Um landfremde oder zugereiste Leute kümmerte man sich wenig. Wurde ein solcher ermordert, so fragte man um den Täter, aber lange und eingehend forschte man nicht nach.

Da die Gerichtsdiener unehrliche Leute waren, nahm die Herrschaft zu diesem Zwecke die Söhne des Freimannes.

Die Hingerichteten begrub man im Spitalfriedhof zu Mistelbach.

Simon Veldl, der sein Weib 1698 erschlagen hatte, musste deswegen zum Tod verurteilt werden, erhielt auf die Fürbitte des Poysdorfer Kapuziners Quadianus die Freiheit, doch musste er den Scharfrichtern beim Pranger mit einem halben Schilling ausstreichen, dann wurde er auf ewig aus dem Landesgericht verwiesen.

Um diese Zeiten mehrten sich die Sittlichkeitsverbrechen, sodaß in Poysdorf der Pfarrer sie nach eigenen Gutdünken bestrafte. (Zeile nicht leserlich) … und der Wilfersdorfer Herrschaft dieses Recht zustand. Die Männer, die gegen das 6. Gebot sündigten, zahlten meistens eine Geldstrafe, in Poysdorf 32 Gulden. Die Hälfte gehörte der Kirche, der Rest der Wilfersdorfer Herrschaft. Frauen arbeiteten mehrere Wochen im Mistelbacher Spital, wuschen, räumten auf und bedienten die Alten … (unleserlich).

1692 zahlten zwei Wilfersdorfer Weiber wegen fleischlicher Sünde 6 fl. In Obersulz ereignete sich eine Kindesweglegung. Im gleichen Jahr erschlugen unbekannte Täter den Mistelbacher Gerichtsdiener und raubten ihm sein Geld.

Wegen Diebstahl und Brandlegung wurde die Katharina Schmid in Mistelbach hingerichtet und der Leichnam auf den Scheiterhaufen verbrannt. Der Freimann war auch ein gesuchter Tierarzt, den aber die Bauern zur Nachtzeit holten, um nicht von den Nachbarn als unehrlich betrachtet zu werden. Denn jeder Verkehr mit ihm befleckte die Standesehre eines rechtschaffenen Mannes.

1695 stellten Rat und Richter von Mistelbach dem Gerichtsdiener einen Ehrenschein aus, sodaß seine Kinder ein Handwerk lernen oder in den Dienst gehen konnten. Viele Verbrecher wurden leider nicht immer aufgedeckt. Dies galt von der Brandlegung in der Kuruzzenzeit, die man sicher den ungarischen Rebellen ankreiden darf, die ihre Leute zu diesem Zwecke zu uns schickten, damit sie den Bewohnern einen großen Schaden zufügten. Die Missetäter erreichte nicht die strafende Gerechtigkeit.

Nach den Kuruzzeneinfällen hatte das Landesgericht wieder mehr Arbeit. Denn fahrendes Gesindel trieb sich überall herum, in den Waldungen wurden Streifzüge durchgeführt, die ergebnislos verliefen.

Die auswärtigen Untertanen zeichnen sich vor allem durch ihren Starrsinn aus, da zum Beispiel in Poysdorf die jesuitischen Untertanen nicht vor den fürstlichen Markrichtern erscheinen wollten. Sie verlangten die Aburteilung durch ihre Grundrichter. Erst als der Marktrichter die hartnäckigen Köpfe einzusperren drohte, wurden sie gefügig und gaben nach.

Um die vielen Geld-Diebstähle aufzuklären, wollte man Wahrsager zur Hilfe nehmen, damit sie die Diebe angeben. Vom Marktrichter Johannes Leutner stellte man öffentlich einen 1300 fl-Dieb, doch stellte sich heraus, dass es eine Verleumdung war. (1714)

Die Jahre später bestrafte das Landesgericht einen Weindieb, der auch mehrere Kellereinbrüche verübte und in Ketzelsdorf erwischt wurde, mit dem Tode.

Dabei zeigte es sich, daß der Galgen, der schon 48 Jahre stand, schon ganz morsch war und ganz notwendig ausgebessert werden musste.

Die zur Freiheitsstrafe verurteilten Arbeiter arbeiteten in Band und Eisen im Schloßgraben zu Wilfersdorf oder Feldsberg. Manchmal schickte man sie nach Wien oder in eine ungarische Festung zur Zwangsarbeit, auch auf die Ruderbank, wenn sie mehrere Jahre erhielten.

Am 26. Oktober 1721 verordnete die Regierung eine Streifung durch die Wälder, die sich bis Neubau erstreckte. Ein Freimann ging auch mit, damit die Missetäter gleich an Ort und Stelle gerichtet würden. In Poysdorf hielt sich auf dem sogenannten Stoibersitz gerne lichtscheues Gesindel auf, das die alte Poststraße beunruhigte.

Die unwürdigen Zeiten erforderten auch strenge Verordnungen, die nicht nur gegeben sondern auch durchgeführt wurden. Auch den Hoheiten wurde ein militärischer Wachposten aufgestellt, die die Einfuhr des böhmischen Branntweins verboten. Maße, Gewichte und Waagen wurden eingeführt. Der Verkauf von Rauch- und Schnupftabak nur für solche Kaufleute gestattet, die von der Hofkammer einen Linzenzzettel besaßen. Und den übermäßigen Raufereien am Samstag und Sonntagabend den Riegel vorgeschoben. Denn der Ortsrichter hatte mit mehreren Geschworenen die Gast- und Schankhäuser zu visitieren und jeden Rauflustigen mit seinen Stock zurechtzuweisen oder einsperren zu lassen. In den Weinorten war es schon manchmal zu arg, da sollten schon schwere Mißhandlungen, sogar Totschläge vorkommen. In Kettlasbrunn und Wilfersdorf mussten die Nachtschwärmer und die Radaumacher 14 Schotterfuhren zur Strafe führen. Dass diese Leute nach durchzechter Nacht am Montag zur Arbeit nicht fähig waren, lässt sich leicht denken. Somit hatte das übermüßige Trinken einen wirtschaftlichen Nachteil, sodaß die Regierung gegen den blauen Montag energisch vorging.

1727 musste Herrschaften eingeschärft werden, genau die Waisenrechnungen zu überprüfen und jeden eigennützigen Vormund zur Verantwortung zu ziehen, damit die Waisenkinder nicht ihr Geld verloren.

Karl der IV. verminderte 1729 die große Zahl der Landesgerichte, Maria Theresia ging noch einen Schritt in diesem Sinne weiter, sodaß die kleinen Landesgerichtsbezirke verschwanden. Die Kinder der Gerichtsdiener und Schergen wurden 1732 ehrlich gesprochen und konnten daher ein Handwerk erlernen. Ausgenommen waren die Schinder, Abdecker und Hundeschläger.

1743 waren die Raufereien an den Kirtagen in verheerender Weise und arteteten vielfach zu wüsten Schlägerein aus, an denen sich eine größere Menge an Erwachsenen beteiligten, sodaß neben einen Materialschaden auch schwere Verunreinigungen vorkamen. Auch Fälle von Fälschung erregten Sorgen bei der Gemeinde.

Die Diebstähle auf den Feldern und in den Weingärten: In Blumenthal und Ketzelsdorf gingen die Feldhüter etwas zu scharf vor und haben vom Gewehr Gebrauch gemacht, sodaß ein schwerer Unglücksfall zu beklagen war.

Im Kriege nahmen die Selbstverstümmelungen überhand, da die jungen Burschen nicht zum Militär einrücken wollten. Die bestrafte man in der Regel mit ein bis fünf Jahre Zuchthaus.

1751 begnadigte der Fürst Liechtenstein von Landshut einen im Feldsberger Turm eingesperrten Mann. Der durfte sich im Bereich der fürstlichen Herrschaft nirgends blicken lassen.

Schwere Sorgen bereiteten die widerspenstigen Bauern den herrschaftlichen Beamten, die vielfach diesem Trotz der Untertanen machtlos gegenüberstanden. Da halfen keine Prügelstrafen, kein Eselreiten und kein Gefängnis. Die Bauern von Großkrut bedrohten die Beamten, dass man sie aus den Fenstern des Rathausess werfen würde.

Nicht besser erging es ihnen in Obersulz und Eibesthal. (1752)

Die Pfarrholden von Mistlebach, die sich gegen die Wilfesdorfer Herrschaft bei jeder Gelegenheit auflehnten, unterstanden dem fürstlichen Landesgericht und büßte auch ihre Strafe ab.

1754 bedrohten die Ketzelsdorfer die herrschaftlichen Beamten mit Schlägen. Dienststeuer und Zehent reichten die Untertanen vielfach mit Schmähungen und Schimpfworten. Überall findet man nur Hader, Zank und Streit, Greinen und Verachtung, sodaß es wieder Gott und die Billigkeit war. Da der Bauer den Zins nicht zur rechten Zeit gab, so zahlte er nach 14 Tagen von jedem Gulden 4 Kreuzer Strafe.

Für einen fahnenflüchtigen Soldaten, den man mit dem Tod bestraft, zahlte die Wilfersdorfer Herrschaft 1754 in Hauskirchen 16 … (unleserlich)

Schwere Fälle von Ehebruch strafte das Landesgericht noch 1760 mit Abstiftungen.

Das Zeitalter der Aufklärung brachte eine mildere Auffassung der Gerichtsstrafen, weil man erkannte, dass die Abschreckung durch harten Strafen nicht den gewünschten Erfolg zeigte und dass die Erziehung den Menschen zum Menschen mache. So verschwand um 1766 das Hexenwesen und die Anzeige wegen Zauberei, wenn auch dieses Unkraut im Volke lange wucherte und viele unschuldige Opfer forderte.

Der Bader untersuchte nach 1770 den Missetäter, ob er vermöge seines Körperbaues die Qualen der Folter aushalte. 1772 wurde der Henker „ehrlich“ gemacht und bekam seine Menschenwürde, sodaß seine Kinder die Schule besuchen und ein Handwerk oder einen Beruf erreichen konnten.

Der Holzesel stand 1772 in Wifersdorf neben der Kaiserstraße, damit die Fuhrleute den armen Sünder recht verspotteten und verhöhnten. In Prinzendorf stand er abseits der Ortschaft in einer Mulde, die heute noch Eselstadt heißt.

Die Brechtel befand sich außerhalb des Wilfersdorfer Friedhofes. Als um diese Zeit die Erdberger Drescher im Maierhof mehrere Schab Stroh stahlen, mussten sie sich jeder mit einem Strohbündl an die Brechtl stellen und das Stroh feilbieten. 1776 hob die Regierung endlich die Folter auf, sodaß die Folterkammer spurlos verschwand. Der Staat griff mit fester Hand in das Gemeinwesen der Herrschaft. Seit 11. Mai 1787 wurde ein rechtskundiger Beamter, der Justizär hieß, angestellt.

Die Herrschaft Feldsberg hatte noch 1812 einen Freimann, der auch in Wilfersdorf und Rabensburg verwendet wurde. Die schweren Verbrecher kamen nach Brünn auf den gefürchteten Spieglberg, wo die meisten aus Mangel an Nahrung dahinsiechten, bis sie der Tod erlöste.

Das Jahr 1848 räumte mit der (unleserlich) …-Gerichtsbarkeit auf.

Die Landgerichte stellten ihre Tätigkeit ein und der Staat verodnete zeitgemäß die ganze Gerichtsbarkeit. Der Pranger, der Gerichtsstock, die Prügelbank bei den Dorfrichtern, der Holzesel und die anderen öffentlichen Schandstrafen gehörten der Vergangenheit an.

Handschrift von Franz Thiel, leider waren nicht alle Textpassagen zu entziffern.

Aus dem Sprachschatz des niederösterreichischen Weinhauers

Der Weinbauer verfügt für seine Arbeit und für den Weinbau über besondere Ausdrücke und Namen, die von der Schriftsprache abweichen und daher einem Fremden unverständlich sind; er muss sich diese Wörter von ihm erklären lassen; oft sind sie in den Dorfgemeinden des Weinviertels ganz verschieden, obwohl diese nahe beieinander liegen.

Der Weinstock hat Pfahl-, Herz- und Fußwurzeln; diese sind der untere Teil der Herzwurzeln. Die feinen an der Oberfläche nennt der Hauer Tau- oder Bartwurzeln. Die Stöcke stehen in schnurgeraden Reihen (Zeilen), die früher 45 cm und später 70 cm bis 1 m voneinander entfernt sind. Als der Bauer bei dem Arbeitermangel den Pflug verwendete, musste der Abstand erweitert werden. Die alten Bauern wehrten sich gegen die Rossarbeit und sagten: „In einen Weingarten gehört kein Ross“. Das Flächenmaß eines Weingartens betrug zuerst ein Viertel = 1/2 Joch oder ein Achtel; seit der Pflugarbeit gilt die Zahl der Stöcke. Stolz sagt der Bauer: „Ich besitze 60.000 Stock“ und will damit seine Wohlhabenheit betonen.

Der Stock, aus dem die Reben („Reh“) wachsen, hat einen Kopf und einen Hals. Die Laßreben tragen die Trauben und bleiben beim Abräumen stehen, nicht aber die Hirnreben oder Hirntriebe, ebenso die Halsreben, die wild sind und dem Stock nur die Kraft entziehen. Die neuen Reben nennt der Hauer auch Ruten. Die Bogen sind längere Reben.

Sind die Augen der Reben erfroren, so spricht man von toten Augen; nahe beim Boden stehen die Rotaugen. Die Fruchtknospen = Tragpotzen stecken in der Wolle, die sie bei Frostgefahr schützt. Blinde Reben zeigen keine Fotzen. Aus den Blattwinkeln wächst die lrchsenbrut, Achselbrut, lrchsen, Geize- oder Aftersprossen, die der Hauer wegreißt; diese Arbeit nennt er: ausläutern, ausbrechen, ausbrudern und ausgeizen. Die kräftigen Reben sind galli. Die Ranken bezeichnet er als Gabeln, Haken und Krampel, in Großkrut Gehstöcke. „Wie der Trieb, ist die Blüte“, sagt eine alte Bauernregel.

Die Weinblüten besitzen einen Kelch = Kappel geheißen. Fallen sie ab, so gibt es in Poysdorf den Kappelmarkt, auf dem der Hauer billig ein Kappel für den Sommer kaufte. War es im Weingarten bei der Arbeit recht heiß, so legte er in die Kappe zwei grüne Weinblätter zur Abkühlung des Kopfes. 1820 dauerte infolge der schlechten Witterung die Weinblüte fünf bis sechs Wochen. In der Blütezeit des Weinstockes soll es nicht regnen. Die Weinbeeren haben eine Haut oder Balg. Fallen die Narben

und Staubfäden der Blüte ab, so putzen sich die Beeren; fallen sie aber nach der Blüte ab, so läutern sie sich.

Die Weintrauben sind finster = schlecht, licht = gut, frisch oder frech = schön, mostig, gail, faulig, welli = welk und wie Glas. Enthalten die Trauben wenig Most, so schimpft der Bauer über den Sterz und Gmansch in der Boding. Im August laufen die Trauben durch den Frühnebel an, den die Leute Weinbeergrobler nennen. Der ist notwendig für eine gute Lese. Wenn die Arbeiter schöne Trauben um diese Zeit glucken = naschen oder kosten, macht der Bauer ein finsteres Gesicht, denn er hat es nicht gern. Sind die sauren Krampeltrauben recht groß, so laufen sie davon und nehmen einen Teil der Lese mit zum Ärger des Hauers. Viele Krampeltrauben versprechen eine reiche Lese im kommenden Jahr.

Die kleinen Trauben bezeichnet man als Negerln. Bastartierte Trauben entstehen, wenn im Weingarten verschiedene Sorten des Weinstockes stehen. Die Riesler haben Ohrwankerln = kleine Seitentriebe. Die schwarzen Direktträger liefern die Königstraube. Schon im August reifen die Jakobstrauben. Hat ein Stock schöne große Trauben, so merkt man ihn mit einem Bandl oder Strohhalm an; im Frühjahr holt sich der Hauer beim Veredeln von diesem Stock die Augen. Hasentrauben zeigen braune Flecken, die durch die heiße Sonne entstehen. Die Bäuerin legt die schönen Trauben auf ein grünes Weinblatt zwischen die Weinstöcke; es sind dies die Auslegtrauben, die sie an Bekannte verschenkt. Fallen die Blätter des Stockes ab, so spricht man von nacketen Trauben; die verfaulten sind zusammentatschte. Früher ringelte der Bauer im Juli die Stöcke = Fruchtringe, damit die Trauben nicht abfallen. Den August nennt der Hauer Traubenkocher; 1896 war der kälteste August des Jahrhunderts.

Die Weintrauben rennen an, laufen auf, bekommen einen Reim, werden mehltauig. Der Reim verhindert das Verbrennen der Trauben im August. In Südmähren hörte ich das Wort Jodweinbeeren. Die Stare legen sich, wenn sie im Herbst in einen Weingarten einfallen, auf den Rücken und klodern die Beeren ab.

Traubensorten um 1800: Muskateller - grüne, weiße, rote und schwarze. Grobe – weiße oder Schricker genannt, weil sie gerne aufspringen = zerschricken. Zierfahnler – grüne, gelbe, rote und schwarze. Schnitauer – rote und weiße. Angster - weiße und blaue. Gaisbutten - weiße, blaue und rote. Riesler – weiße und gelbe – bezeichnete man als Ritzling. Mehlweiße – rote und grüne. Gutedel oder Petersilientraube. Zapfner – weiße und schwarze. Lagler – weiße. Lambarth – weiße. Schwarze Jakobi-, Schlehen-, Färber-, Burgunder-, Scheucher-Trauben. Rotgipfler, Fibler, Veltliner - weiße sind Totträger; die Direktträger nannten die Bewohner von Gaubitsch Ungarische Silvaner. Raifaltrauben hatten ihre Heimat in Istrien und im Etschtal; diese Traube lebt in den Flurnamen weiter, z. B. in

Erdberg, Stützenhofen, Schrattenberg (1414), Asparn und Feldsberg. Schmeckende oder Wanzenbruttrauben führte Franz Heintl auf seinem Gut in Neping ein (um 1800).

Der Weinstock ist gestaudert oder buschig – er hat viele Trauben. Herrenstöcke – Grüne und Veltliner – tragen alle Jahre. Kreislerstock ist ein erfrorener. Ein Krauterer oder Reißler bleibt im Wachstum zurück; solche gibt es in Jahren mit einem starken Witterungswechsel wie 1896, 1897 und 1898. Ausreißer tragen nur zwei bis drei Trauben. Maukete Stöcke haben nur wenige Trauben. Im Frühjahr rinnt, blutet und tränt der Weinstock, manche rinnen sich zu Tode. Beim Anröhreln wurde früher der Stock mit Erde bedeckt, sodass nur drei bis vier Reben = Zvana herausragten. Gruben oder Fürschlagen war eine Arbeit, um einen alten Weingarten zu verjüngen. 1902 geschah dies in Poysdorf zum letzten Mal. Siebenmal muss der Hauer um den Weinstock gehen, bis der Herbst kommt. 14 Feinde zählt der Weinstock, bis der Wein im Keller liegt. Der Weinstock braucht viel Arbeit, aber getrunken ist er schnell.

Arbeiten im Weingarten: Schneiden im Frühjahr auf Zapfen oder Bögen; diese nennt man noch Bugreben und Strecker, die aber den Stock umbringen. Fastenhauen = Balkenreiten und Balkenhauen (heute nicht mehr üblich, weil diese Arbeit der Pflug macht), sie war sehr anstrengend. Balken heißt man den Raum zwischen den Zeilen. Stecken schlagen – heute nicht mehr, weil sie im Winter in der Erde bleiben. Diese Arbeit hörte nach 1914 langsam auf. Jothauen vor dem Jäten. Jodscheren –

geschah dreimal im Jahre, um das Unkraut zu vernichten. Statt scheren sagte man auch rigeln = auflockern, abräumen – ausläutern, ausbrudern, jäten in Großkrut, ausbrechen = die blinden Reben und die lrchsenbrut wegreißen, die dem Stock viel Saft entziehen. Binden mit dem Bandstroh, das der Hauer im Fürta = Schürze trägt; er nimmt die Halme beim Hapn (Haupt), damit er sie nicht verwirrt.

Überbinden - ein zweites Binden. Abstutzen der Reben mit der Sichel oder mit der Rebschere. Abwipfeln – Okapln – ein zweites Abstutzen. Spritzen, das in Poysdorf nach 1888 aufkam und zuerst mit einem Pinsel geschah; die Flüssigkeit trug der Arbeiter in einem Kübel, später gebrauchte man die Spritzbutte. Das Spritzen erfolgt öfters im Laufe des Sommers. Dadurch erhalten die Weingärten einen bläulichen Schimmer. Gegen das Spritzen lehnten sich die konservativen Alten auf und verwarfen diesen „Schwindel“, der nur dem Weinstock schadet.

Hauergeräte : Die Haue und zwar die Spitz-, Breit-, Reit- und Rodehaue; die leichte Schere wird gegen das Unkraut verwendet. Die Haue trägt der Arbeiter an einer Schnur über die Achsel. Frauen halten das Werkzeug in der Hand, nie über die Schulter. Die Haue wird jetzt nicht viel verwendet im Gegensatz zu früher. Weinmesser, Rebschere, Taschenfeitel, Hackel oder Dapel zum Steckenschlagen, da viele im Laufe des Winters locker wurden. Hüterhackl, Hüterpeitsche, Hüterpistole. Butte, Zwei-Metzenbutte, Büttel mit einem Griff, Maischboding, Leiterl oder Stiege, Traubenmühle zum Obidrahen der Trauben. Früher gab es ein Mostlschaffl. Stößl zum Zerdrücken der Trauben, Mostler = der Arbeiter, Mostreiter zum Seihen des Mostes. Das Mosteln wurde um 1900 durch die Traubenmühle verdrängt. Load = Maischfaß, Hut, Kübel, Maischeinfüllen = einschlagen.

Granz, Presstenne, Reifen, Stock, Schoßkori = Schussgaites, der durch die Maueröffnung des Presshauses gesteckt wird, Stein-, Hebelpresse, Trabingerpresse bis 1890 im Gebrauch, Kasten, Schrauben, Hengst = der obere Pressbaum. Die Stuteln = die Seitensäulen, die Gans wird auf die Trauben gelegt und ist eine Platte, Korb, Winde, Stock aufstoßen = die gepressten Trauben auflockern. Fass, Zapfen, Türl, Beul, Klemmer, Untersatzl, Kanter (unter dem Fass). Heber und Tupfer, Gläschen und Mostkrug.

Jedes Fass kocht seinen eigenen Wein – je nachdem ob es ein Akazien-, Eichen- oder Betonfass ist. Weinloaden = Verkauf des Weines aus dem Keller, Weinamper zum Hinaustragen des Weines, Viertelschaff mit zwei Griffen, Schöpfer, Sachter. Vor dem Gebrauch werden die Fässer getechtelt = in Wasser eingeweicht. Nach der Größe unterscheidet der Bauer: 1/2-Eimer-, ein-, zwei-, fünf-, sieben-, dreißig- und sechzig-Eimer-Fässer.

Der Weinwagen besitzt zwei Stangen, Weinbaum geheißen. Die Load dient zum Heimführen der Maische; sie ist ein- oder zweispännig. In der Dunst- oder Dampfröhre können die Gärungsgase aus dem Keller entweichen; mit der Windmühle geschieht dies sehr rasch. Die Kraxen benötigt der Hauer zum Misteinhauen. Die Krenzen heißt in der Laaer Gegend Ziste, ist aber ein kleiner Buckelkorb.

Der Wein ist gesund, kahmig = er hat einen Stich, zähe, blind = eine feine Trübung, rauf = ein unausgebauter Wein, mäuselt = in einem schimmligen Fass, staubig = eine feinkörnige Trübung, trüb = eine grobe Trübung, blumig = er hat einen zarten Geruch wie eine Blume, reintönig = ihm fehlt jeder fremde Geschmacksstoff, süffig = nicht viel Alkohol, leicht, stark, schwer = nach dem Alkoholgehalt, milde = wenig Säure, resch = viel Säure, sauer = sehr viel Säure (ein Krautwasser), spritzig = mäßiger Kohlensäuregehalt, er hat a Weintürl = er befindet sich in einem Fass, das durch mehrere Jahre nicht ausgeschwefelt und mit Wein gefüllt war, er hat einen Hohlgeruch, wenn das Fass nur halbvoll ist, er hat einen Bocksergeschmack, weil viel Schwefel drin ist, er hat a Gefrierl, wenn bei der Lese die Trauben gefrieren, er hat einen Ton = ihm fehlt der richtige Geschmack, er springt = er perlt beim Eingießen, er hat a Altl = ein Nachgeschmack, er bricht sich = er hilzelt nach dem Fass, er hat a Neuerl = er schmeckt nach dem Fass, dem der Weinstein mangelt, er hat a Klauen = ein schlechter Wein, er hat umdraht = er ist noch nicht ganz rein, er blodert = macht eine Wellenbewegung, ein Dreimänner-Wein = ein Sauerampfer; er ist so schlecht, dass den Trinker drei Männer halten müssen. Diesen Ruf genoss der Wein von Schrick, den einmal Prinz Eugen trank und dann sagte: „Lieber stürme ich noch einmal Belgrad, als dass ich einen Schricker Wein trinke.“ Der Wein wird gehaust = gereinigt und filtriert. Wein abziehen muss der Bauer an einem sonnigen Tag, wenn Schnee gefallen ist. Wenn im Most ein Ei nicht untergeht und in der Höhe schwimmt, zeigt dies von einer besonderen Güte. Zu Martini findet in den Kellern das Weinloben statt, d. h. er wird gekostet und der Verkaufspreis bestimmt. Nach dem alten Kellerrecht ist es verboten, an den Fässern zu klopfen. Ein Einleger ist ein Hauer, der keinen eigenen Keller hat und seine bescheidene Weinmenge bei einem anderen unterbringt.

Bekannte Weine:

Der Brünnerstraßler heißt Landwein und galt früher als Darmreißer. Der Würnitzer Steingrübler, der Falkensteiner Rosenberger und die Rotweine von Höbersbrunn sowie von Hauskirchen besaßen einen guten Ruf. Das Gegenteil der Landweine sind die Gebirgsweine. Den Strohwein machte man aus gesunden Weintrauben, die längere Zeit auf Stroh der Sonne ausgesetzt waren. Heintl erwähnt einen Piccolit, der heute unbekannt ist. Der Ausbruch stammt von ausgesuchten, trockenen Weintrauben in guten Weinjahren. Früher gab es verschiedene Kräuterweine, z. B. Wermutweine. Der Bauer steckte ein Säckchen Wermut in den gärenden Most. Beliebt waren die Kirsch- und Weichselweine; da wurden Kirsch- und Weichselkerne zerstoßen, in ein Säckchen gefüllt und in den gärenden Most gehalten.

Die Nikolsburger Juden tranken nur den Koscherwein aus den schönen Trauben. Dabei durfte kein Christ helfen oder mitarbeiten. Die Geistlichen brauchen für den Gottesdienst den Messwein, zu dem man nur edle Trauben nimmt. Die Pfarren aus der Josefinischen Zeit (Lokalien genannt) hatten das Recht, in ihren Gemeinden zur Lesezeit Most zu sammeln, es war dies der Pfarrmost oder Kirchenwein. Die Gemeinde Eibesthal reichte 1660 zu Martini dem Pfarrer den Kirchenwein. Die Hanfthaler vertrinken am Aschermittwoch im Gasthaus mit einem Viertel Wein die Felddisteln und das Unkraut auf den Äckern. Vergessen ist heute der Roratewein, den im Advent mancher Pfarrer bekam.

Von besonderer Güte ist der Kometenwein, der nur in Jahren wächst, in denen ein Komet erscheint. Der Sal- oder Solwein ist der Rest im Fass, der bei einem Verkauf übrig bleibt. Den Tischwein trinkt man bei den Mahlzeiten. Im Jahr 1908, als der Kaiser Franz Josef sein 60jähriges Regierungsjubiläum feierte, nannten die Bauern die Fechsung Jubiläums- und Kaiserwein. Die Bauern beginnen die Lese um Michaeli, es ist ein Bauernwein zum Unterschied von den Grundherren, die zu St. Gallus am 16. Oktober begannen und einen Herrenwein erhielten (Spätlese). Bei den Herrschaften gab es für die Arbeiter und Beamten einen Ordinari-, Gesinde- oder Dienerwein; sie erhielten auch nur den Bieressig, die Herrschaften gebrauchten in ihrer Küche den Weinessig.

Einen guten Ruf genoss der Kommende-Wein der Johanniter in Mailberg. Die Armen im Mistelbacher Spital tranken den Pfrüntwein, über den sie aber klagten. Den Füllwein braucht der Bauer zum Nachfüllen der Fässer, die stets voll sein müssen; bei Spezialweinen nimmt der Bauer Steine. Den Tresterwein erzeugt man aus den Trestern, die aber nach dem Pressen nicht zu lange liegen dürfen. Den Panwein schenkte früher der Grundherr in den Sommermonaten in den untertänigen Gemeinden aus; da mussten die Buschenschänken ihren Zeiger einziehen und den Keller sperren. 1670 gab es einen Fliegenwein, weil zur Lese eine Fliegenplage in den Weingärten herrschte. 1675 nannten die Leute den sauren Wein Krampelsteiner.

Nach 1750 verlangte die Regierung, dass die Bauern einen Kommerzwein herstellen, der sich für den Handel mit dem Auslande eignen sollte. Die Hauer in Patzmannsdorf erzeugten nach 1918 einen vorzüglichen Ribiselwein. Gern gekauft wurde der Rotwein von Hauskirchen und Höbersbrunn, den man auch Ochsenblut hieß.

Die Schmiede holten sich im Herbste von den Kunden den Festwein, die Binder den Ausfeuerwein und die Maurer bei der Dachgleiche eines Neubaues den Firstwein. Nach dem Getreidedrusch tranken die Arbeiter beim Reinigen der Frucht den Windwein. Beim Druschhahn fehlten nie Geselchtes, Mehlspeisen und der Druschwein. Nach dem Holzsägen und -spalten im Frühjahr gab es beim „Holzhahn“ immer einen guten Holzwein.

Den Johanniswein lassen die Kl. Hadersdorfer zu Weihnachten am 27. Dezember in der Kirche weihen, gießen einige Tropfen in die Fässer ihres Kellers und trinken ihn als Medizin. Er verleiht den Frauen Schönheit und Anmut, den Männern Kraft und Stärke. In Ringelsdorf reichte 1825 die Gemeinde den Feldhütern einen Gemeindetrunk. In Herrnbaumgarten stärkten sich die Leute, welche an den hohen Feiertagen die Kirche schmückten, um 1750 mit dem Aufputzwein. In Hohenau wird um 1770 ein Steuerwein erwähnt. Nach alter Sitte tranken 1694 die Lanzendorfer am Ostermontag im Gemeindegasthaus den Leihkauf von 10 Eimer Wein. lnleute sowie Burgknechte hatten Anspruch auf 1/2 Eimer, Richter und Geschworene zusammen auf 1 Eimer und jedes Haus auf 4 1/2 Maß. Die Herrnbaumgartner verbesserten ihre Weine mit getrockneten Pﬁrsichkernen oder gekochten Akazienblättern; dieser Tee musste kalt sein, wenn er in das Fass geschüttet wurde.

Herrnbaumgarten und Schrattenberg erzeugten einen Süßmost, Vornatsch oder Vonatz genannt. Im Etschtal gab es eine Traubensorte Vornatsch; dieser Name ist angeblich alträtisch. Die Erzeugung des Süßmostes brachten um 1600 Italiener in unsere Heimat, die als Maurer und Seidenraupenzüchter von den Liechtenstein gerufen wurden. Der Most tropfte durch Leinensäckchen, die im kalten Wasser gewaschen wurden, in eine Rinne; dazu kam etwas Senfmehl; ein Drittel wurde gekocht und zwei Drittel blieben in natura. Der Most gelangte in Halb- oder Ein-Eimerfässchen, die mit Birkenreisern gegürtet waren, in den Handel, und zwar ging er als Frauendorfer oder Frauenwein von Herrnbaumgarten nach Krems, von Schrattenberg aber nach Mähren. 1884 wurde der letzte Vornatsch gemacht.

Es handelt sich um den südtiroler „Vernatsch“ (ital. vernaceia), die dort einstmals am meisten gepflanzte Rebsorte. Der Name leitet sich wohl von lat. vernacius, bzw. vernaculus = einheimisch ab. Vgl.: Franz Tumler, Herkunft und Terminologie des Weinbaues im Etsch- und Eisaktale (= Schlern-Schriften Bd. 4) Innsbruck 1924, S. 16. Karl Theodor Hoeniger, Südtiroler Weinfibel. Weinchronik, Weinreise, Weinkost, Weinwörterbuch, Weinschriften. Bozen 1946. S.131

Aus dem Brauthaus holen sich nach alter Sitte die Ortsburschen am Abend den Hochzeitswein - in Bernhardsthal heißt er Stichwein, in Nieder-Absdorf Büttelwein, in Poysbrunn Lattenhocker, in Niederleis Stupfwein, in Poysdorf Hochzeitswein. Die Regierung verbot ihn 1776, doch blieb der Brauch erhalten. Die Kürschner in Mistelbach spendeten bei einer Hochzeit einen Eimer Wein, bei einer Meisterstochter nur einen halben Eimer.

Die Dorfburschen kauften sich, wenn sie erwachsen waren, in die Burschenschaft mit dem Einstand ein; es war dies eine Weinspende, die sich nach den Vermögensverhältnissen des Vaters richtete. Wurde ein Lehrbursche freigesprochen, so zahlte er den Taufwein, ebenso ein Geselle, der Meister wurde. Statt des Trinkgeldes lässt der Bauer gern den Fremden trinken – gewöhnlich ein Glas voll Wein. Uralt ist die Sitte des Zutrinkens (Prosttrinken), wobei man mit dem vollen Glas an das des Hauers anstieß. Beim Most oder Sturm ist dieser Brauch verboten, aber nach Martini schon gestattet. Diese Sitte artete zeitweise so aus, dass die Regierung strenge Verbote erließ, die aber nicht befolgt

wurden.

Kam früher eine Standesperson in eine Gemeinde, so erhielt sie aus der Hand eines Mädchens den Ehren- oder Willkommentrunk im Rat- oder Gasthaus. Die Poysdorfer empfingen so 1645 die Schweden, damit sie den Markt nicht brandschatzen sollten. Da konnte man sagen: „Ein Glas guten Weines übersteigt die höchste Mauer und macht aus einem Feind einen Freund.“

Die Chormusiker erhalten am Fronleichnamstag den Vesperwein als Lohn für ihre Tätigkeit im Dienste der Kirche. Die Fahnenträger in Poysdorf richteten sich vor dem Fronleichnamsumgang bei den vier Altären Labestationen ein, um sich durch einen kräftigen Trunk zu stärken. Den Zigeunerwein reichte die Gemeinde jenen, die an einer Streifung teilnahmen, um diese vogelfreien Wegelagerer einzufangen; sie tranken ihn im Hause des Dorfrichters. Die Sargträger erhalten nach einem Begräbnis den Leichenwein und der Totengräber eine volle Flasche davon. Beim Totenmahl fehlte neben Käse, Brot und Fische nie der Wein. Am Allerseelentage vereinigte sich nach dem Friedhofsgang im Keller die ganze Sippe zum Allerseelentrunk. Verließen die erwachsenen Kinder das Elternhaus, so gab es einen Abschiedstrunk im Vaterhaus.

Der Bauer schüttete einige Tropfen Wein vor der Aussaat im Frühjahr in den Hafer. Damit die Pferde kräftig und feurig bleiben, gibt ihnen der Bauer eine Brotschnitte, die er in Wein getaucht hatte. Bei einem Kauf, Verkauf, bei einer Verlobung im Bauernhaus darf nie ein guter Tropfen fehlen.

Der Schöpfmost befindet sich in der Maischboding bei der Lese, der Pressmost fließt im Keller von der Presse. Der Haustrunk oder Nachwein hat beim Volke verschiedene Namen: Glauer, Slawanka, Zinzimus in Alt-Lichtenwarth; aus diesem Haustrunk kochte früher die Bäuerin zum Frühstück die Weinsuppe, die dann der Kaffee verdrängte. Das Wort Glauer oder Lauer leitet Heintl von dem lateinischen lora ab; so hieß bei den Römern der Sklavenwein.

Zahlreich sind die Bauernregeln, die auf ein hohes Alter zurückblicken und eine feine Naturbeobachtung unserer Ahnen verraten; sie vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht und sind ein Denkmal der Bauernweisheit, die wir nicht hoch genug einschätzen müssen in einer Zeit, die oft nur von dem dummen Bauern spricht.

Das Futter beim Abräumen des Weinstockes soll der Hauer in der Leibltasche heimtragen, d. h. er muss mit dieser Arbeit frühzeitig beginnen. Ein zeitlich Band erhält die Trauben ganz, d. h. das Binden der Reben soll früh geschehen. Wenn der Windling im ]uni blüht, ist der Hauerknecht stolz; denn da braucht ihn der Bauer noch lange und er wird nicht arbeitslos. Bein gut – Wein gut; ein gutes Birnenjahr bringt viel Wein, ebenso: Holunder gut - Wein gut. Hafer gut – Wein schlecht. Der Hafer braucht gerade in der Blütezeit des Weinstockes den Regen, der aber den Blüten schadet. Hafer schlecht - Wein gut. Reift das Holz des Stockes im Herbste gut aus, so folgt ein gutes Weinjahr. Viel Krampeltrauben weisen auf eine reiche Lese im folgenden Jahr. Viel Schrollen - viel Weinbeer, der Weinstock liebt eine trockene warme Witterung. Ein schweres Hauen – ein geringes Lesen; Regen und kühles Wetter verträgt der Stock nicht, da er ein Kind des Südens ist. Soviel Rebbürdel der Weingarten beim Schneiden gibt, soviel Eimer Wein liefert er im Herbste. Als im Jahre 1814 ein saurer Wein wuchs, der teuer verkauft wurde, sagten die Bauern: „Saurer Wein – süßer Pfennig.“

Viel Weintrauben der Irchsenbrut deuten auf eine reiche Lese im folgenden Jahr. Sonnenschein an folgenden Tagen des Jahres verkünden eine gesegnete Lese: Vinzenz – 22. Jänner, Josef – 19. März, Maria Verkündigung - 25. März, Pankraz – 12. Mai, Urban – 25. Mai, Christi Himmelfahrt, Peter und Paul – 29. Juni, Maria Himmelfahrt – 15. August, Laurenz - 5. September. Wenn in der Christnacht der Wein im Fass „plaudert“, wenn die Beeren des Efeu schön blau sind, wenn die Eichen schon vor dem Mai Blätter haben, wenn es viel Maikäfer gibt, wenn es im Mai donnert, wenn am Fronleichnamstag das aufgestreute Gras beim Umgang rasch dürr wird.

Schlechte Vorzeichen für die Weinlese: Wind in der Silvesternacht, viel Luzerneklee, viel Obst im Herbst und große Futterrüben.

8er Jahre sind gute Weinjahre, 7er Jahre wenig, aber gut, 6er Jahre schlecht. 1866 trug mancher Bauer seine Lese in einer Butte heim; da sprach er: „Zuerst das Eis (Frost im Mai), dann der Preuß und zuletzt die Sch . . . (Cholera). Das muss man sich merken.“

Zu Theres beginnt die Les; zu St. Galles lest alles. Wie das Wetter zu Ägidius (1. September), so ist es in der Lesezeit. Wenn die Schlehen im Frühjahr blühen, fürchtet der Hauer einen Frost. Diese Gefahr hat zu Urban am 25. Mai sein Ende, weil dieser vom Backofen kriecht. Wer im Keller sein Glas Wein nicht austrinkt, lässt einen Feind zurück. Schüttet ein Gast durch Unvorsichtigkeit bei Tische seinen Wein aus, so gibt es bald eine Kindstaufe. Womit kann man einen Mann leicht betrügen? Antwort: Mit einem Wein, einem Weib und einem Ross. In Herrnbaumgarten sagen die Bauern: „Wenn viel Wein wächst, saufen die Kühe ein Fass Wein aus.“ Bei der Trockenheit wächst wenig Gras und Klee, sodass der Bauer Futter kaufen muss. Von einem schlechten Wein heißt es, er ist gut zum Darmauswaschen. Hat der Bauer den Most bei der Lese stark aufgezuckert, so sagt man: „Der Wein hat zuviel Hohenauer Sonne“; hier ist nämlich eine Zuckerfabrik. „Wein austragen“ - bedeutet mit der Zeche dem Wirt entweichen. Die Tränen des Weinstockes im Frühjahr galten als Heilmittel bei Augenkrankheiten. Wein im Mörtel bei einem Bau vertreibt die bösen Geister und Hexen; deshalb gab der Bauer beim Ausräuchern des Hauses in den Rauhnächten einige Tropfen Wein in die Glutpfanne.

Heute erleben wir einen Umbruch im Weinbau, weil der Traktor, der das Dorf erobert hat, eine Umstellung in der Wirtschaft der Bauern brachte. Die alte Stockkultur aus der Römerzeit sowie die Drahtkultur werden langsam von der Hochkultur verdrängt. Die Handarbeit gehört der Vergangenheit an. Die Weingärten erhalten ein neues Aussehen. Überall weht ein neuer Geist, der den alten Sprachschatz der Alten vergessen lässt. Mit Recht kann man daher sagen: „Eine Welt bricht zusammen.“

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gemeindearchiv von Poysdorf.

Franz v. Heintl, Der Weinbau des österr. Kaisertums (= Die Landwirtschaft des österr. Kaiserthums, Bd. 4 und 5), Wien 1820.

Mitteilungen der Frauen Barbara Lackner und Theresia Wagner in Poysdorf.

Veröffentlicht in: „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“, Band 66, 1963, S 168 - 178

Aus den Aufzeichnungen des Lebzelters Ferdinand Schrapfeneder

Die Zeit, in der unser Meister lebte, war für Handwerk und Gewerbe sehr ungünstig. Die Kriege und Napoleon kosteten Österreich viel Geld, so dass es Schulden machen musste, die es unter schweren wirtschaftlichen Verhältnisse bezahlte. Die Steuerlast musste der Staat erhöhen, so dass der Mittelstand langsam verarmte. Die Armen hatten in manchen Jahren nicht einmal genug Brot für den Hausbedarf; in dieser Not griff man zu den Kartoffeln, die der Reiche verschmähte; deshalb nannte man die Armen Kartoffelbäuche; oft fanden sie dabei keine Arbeit und keinen Verdienst, so dass es in den Städten zu Unruhen kam. Das war die Zeit der Wucherer, die Geld nur gegen hohe Zinsen dem Bedürftigen gaben und so manchen Hausbesitzer um Hab und Gut brachten. Der große Geldkrach am 15. März 1811 machte viele Bewohner zu Bettlern. Der Gulden, der 60 Kreuzer hatte, sank auf 13 kr herab. Der Staat führte nun die Wiener Währung ein (W.W.). Die Landflucht trieb die Jugend in die Stadt und aus den Sudetenländern wanderten Leute in unsere Heimat, so z. B. die Familie Tögel in Poysdorf.

 Die Arbeiter waren recht- und schutzlos, wurden ausgebeutet und führten ein menschenunwürdiges Dasein. Sie fanden im Alkohol (Wein und Branntwein) einen „Seelenstärker", der leider viele Familien zerrüttete und das Elend noch größer machte. Das Volk verlangte zeitgemäße Reformen, besonders in der Wirtschaft; doch die Regierung tat nichts und beharrte auf ihrem konservativen Standpunkt. Der Untertan hat zu arbeiten und ruhig zu sein, nur die gottgewollte Regierung – Kaiser, Adel und Kirche – sollen regieren, die Religion sollte die Grundlage und die Richtschnur des Lebens für das Volk sein. Dagegen trat die Intelligenz auf – die Dichter Heine, Lenau, Grillparzer und Grün.

Die Worte Demokratie und Freiheit waren verbotene Wörter in einem öffentlichen Gespräch. Überall gab es Horcher und Spitzel, die sofort die Anzeige an die Behörde machten. Österreich war ein Polizeistaat, den der allmächtige Kanzler Metternich lenkte; er war die Seele der Reaktion und im Volke verhasst, wie es das Vater unser beweist, das damals auf ihn verfasst wurde: Vater Metternich, der du bist in Wien; entweiht werde dein Name, zukomme uns eine bessere Regierung; der Wille der Untertanen geschehe sowohl in Ungarn als auch im Erzherzogtum Österreich; gib uns ein besseres Brot, vergib unser Geschimpf und Schrein, wie auch wir vergeben die unchristlichen Anleihen und führe uns nicht in Versuchung durch unannehmbare Banknoten, sondern erlöse uns durch gute Silbermünzen. Amen.

Ave Maria! Gegrüßt sei du Maria Papiergeld, du bist voll des Betruges. Der Kurs ist mit dir. Du bist vermaledeit unter den Geldern und vermaledeit ist, wer dich aufgebracht hat, du scheinheiliges Geld. Bitt für uns arme Untertanen jetzt und in der Stunde unseres Gewissens! Credo durch die Eisenbahn und durch ihr schlechtes Azit. Amen.

Die Gefängnisse waren voll von politischen Häftlingen; gefürchtet war der Brünner Spielberg. Da sahen die Poysdorfer mit eigenen Augen die stark bewachten Wagen, die von Italien die Carbonari nach Brünn lieferten; es war dies ein Geheimbund, der in Norditalien gegen Österreich arbeitete. Der Staat führte wieder die Prügelstrafe ein; beim Militär galt als Strafe das Anbinden und das Spießrutenlaufen. Bücher aus dem Ausland durfte niemand bei uns lesen. 1844 sagte der Altgraf Salm: „Schade, dass die Folter abgeschafft ist." Die Revolutionen in den Nachbarländern war ein fernes Wetterleuchten, das man in Österreich nicht beachtete. Das war die Zeit, in der unser Schrapfeneder lebte und die er bei seiner konservativen Gesinnung nicht verstehen konnte. Er bewohnte in Poysdorf das Viertellehenhaus Nr. 32 alt in der Kirchengasse (heute Brunngasse); es diente der Herrschaft Wilfersdorf und zahlte dahin auch die Steuern und Abgaben. 1759 besaß dieses Haus der Schulmeister Kraker, 1795 Genauer und 1802 unser Schrapfeneder, der hier Lebzelt und Kerzen erzeugte; letztere kauften die Leute, weil die Petroleumlampe im Haushalt der Bewohner unbekannt war. Honig und Wachs musste der Meister in der Slowakei kaufen. Für das Bleichen des Wachses gab es 2 Plätze, und zwar bei der Schießstatt und in der Gstetten. Wegen der Feuersgefahr mussten die Wachsbleichen außerhalb der Häuser liegen. Die Aufzeichnungen des Meisters beginnen 1802.

In diesem Jahr (1802) starb an einer hitzigen Krankheit meine Dienstmagd, die durch 7 Jahre mir treu diente.

1804 kam mein Bruder Johann zu mir in die Lehre. Seit dieser Zeit nahm ich keinen Lehrling mehr auf. In diesem Jahre trat ich als Schütze in den Verein der Poysdorfer Schützengesellschaft ein.

1805 erschienen die Franzosen, die mir großen Schaden zufügten; denn mein Haus war immer voll von den Feinden, die erst nach der Schlacht bei Austerlitz im Dezember Poysdorf verließen.

1809 erschienen diese Lumpenhunde wieder. Bei den Kirtagen und daheim im Geschäft erlitt ich großen Schaden.

1810 gelangte ich als Ratsbürger in die Gemeindestube; Marktrichter war damals Leopold Heimer.

1811 wurde ich Schulaufseher an der Stelle meines Schwagers Anton Weisböck.

1812 kostete ein Eimer Wein 2 fl W.W. 1814 kostete derselbe sogar 27 fl und war dabei gar nichts wert, da er ein Sauerampfer war. 1813 und 1814 wuchs fast kein Wein; es gab keine Lese.

1813 trat ich aus der Gemeindevertretung aus, weil Johann Zechmeister durch List im Markte beim Wiener Tor ein Wirtshaus erbaute („Kaiserwirtsbaus" genannt); es machte den anderen Gasthäusern und dem Gemeindewirt einen großen Schaden. Ich allein gab die Stimme für die Gemeinde, leider sind die Gesetze verkehrt worden und der Zechmeister bekam sein Gasthaus; alle haben geschrien „Wenn der Zechmeister stirbt, hört das Wirtshaus auf“. Doch kaufte es der Hausknecht um 20.000 fl. Jetzt erst ging der Gemeinde das Licht auf.

1814 verzeichnete ich bei dem großen Brand einen Schaden von 5.500 fl. Dreimal brannte es im Markte; alles Wachs auf der Bleiche, die Vorräte an Lebzelt, mein Werkzeug und Standgeschirr für die Kirtage wurde vernichtet. Am 28. September kam ein Wolkenbruch, in dem 19 Menschen ertranken. Die Bewohner verloren in dem Hochwasser 17 Pferde, 34 Kühe, 32 Schafe, 40 Schweine und 36 Ziegen. Es war ein schwarzes Jahr für Poysdorf. Der Schaden betrug 444.130 fl. Es gab Leute, die zweimal in diesem Unglücksjahr abbrannten.

1815 gab ich die Stelle eines Schulaufsehers auf, da ich mich vor Armut nicht mehr auskannte Die Wiener Lebzelter unterstützten mich mit 187 fl, von Brünn bekam ich 2 Zentner Wachs, von Proßnitz, Sternberg, Auspitz, Feldsberg, Ottenthal, Laa, Stronsdorf und Falkenstein erhielt ich Unterstützung. Den Dachstuhl auf mein neues Haus machte der Zimmermeister Josef Zangl aus Zistersdorf; er kostete 750 fl ohne Fuhrlohn. Für das Presshaus und den Stadel zahlte ich 630 fl. 1.000 Dachziegel von Zistersdorf kosteten 60 fl, Maurerziegel 30 fl., 1 Metzen Kalk 4 fl; der Taglohn für einen Zimmer- und Maurergesell betrug 1 fl 30 kr, dazu noch Wein und Brot. Für die Handwerker brauchte ich 50 Eimer Wein. 100 Eimer gab ich für ein Spottgeld von 20 - 30 fl. her. Nach einiger Zeit stiegen die Weinpreise, sodass der 1811er Wein pro Eimer 80 fl kostete. Da erst sah ich, wie viel ich verloren habe. Andere Leute wurden da reich. Mancher Lebzelter hatte bei diesem Weinverkauf einen Reichtum erworben; nur ich konnte mir nicht helfen, weil ich Geld brauchte.

1816 wurde ich Unterschützenmeister, der Schimkele (Müller auf der Singermühle) wurde Oberschützenmeister; es war eine unselige Zeit, in der die Wucherer ihr Spiel trieben. 1 Metzen Korn kostete 30 fl, Weizen 42 fl, Gerste 25 fl, Hafer 20 fl, Türkenweizen 17 fl und Erdäpfel 10 fl. Die Leute machten aus Türkenweizen Gerste und Erdäpfel Brot. Die Großbauern mussten Geld aufnehmen, um für ihre Kinder Brot zu kaufen. Viele kamen in Schulden, andere waren gezwungen ihr Haus zu verkaufen; 1 Metzen Vorschussmehl kostete 35 fl. Zum 3. Mal gab es eine schlechte Lese infolge der kalten und nassen Witterung. Die Menge und Güte des Weines war schlecht. Für 1 Maß alten Wein zahlte man 2-3 fl. Da tranken die Leute lieber Bier und Branntwein. Im Fasching gab es keine Hochzeit. Die Kirtage ergaben nicht die Einnahmen wie in anderen Jahren. Überall fehlte das Geld. Gott der Allmächtige behüte uns vor so einem Unglücksjahr!

1817 und 1818 waren noch schlechtere Jahre; der saure Wein kostete 17 fl per Eimer, 1 Metzen Korn 10 fl, Weizen 12 fl, Gerste 7 fl, Hafer 5 fl und Türkenweizen 3 fl 30 kr. Beim Anbau standen die Preise hoch, aber bei der Ernte war alles billig. Das war für mich der 2. Schlag. An den Kirtagen kam nichts ein, denn die Leute sparten mit dem Geld.

1819 brannten 60 Häuser im Markte ab, 20 Kleinhäuser, 11 Scheunen und viel Holzvorräte. Gott der Herr hat mich verschont.

1820 wurde ich Oberschützenmeister. Nun wurde die alte Schießstätte, die schon 100 Jahre stand, niedergerissen und eine neue gebaut, die 1.150 fl kostete. Da herrschte unter den Schützen große Aufregung. Ich legte mich ins Mittel und betonte, dass die Summe erst nach Jahren auszuzahlen wäre; jedes Jahr wird nur ein Teil der Schuld abgezahlt. Da schwiegen die Maulreißer und waren still. In diesem Jahr fuhr der Kaiser Franz durch Poysdorf, das im Fahnenschmuck stand. Da krachten die Böllerschüsse. In der Nacht brannten mehrere Laternen: Der Markt erstrahlte in großartiger Festbeleuchtung.

1824 Von nun an zahlte jeder, der vorzeitig mit der Lese begann und sich nicht an die festgesetzte Zeit hielt, als Strafe 5 fl W.W. Weingebirg waren: Hermannschachern, Steinberg, Kirchberg, Außern, Neidharten und Maxendorf. Die Rekruten fuhren unter Aufsicht eines Ratsbürgers nach Korneuburg zur Stellung. In der Gemeindekasse fehlte jedes Geld, so dass keine Ausgaben gemacht werden konnten. Überall musste gespart werden. Die Leute kauften nur das Notwendigste.

1827 war ein gutes Weinjahr.

1828 wurde ich auf 3 Jahre zum Marktrichter gewählt. Die Mehrheit der Stimmen – im Ganzen waren es 300 – entfielen auf meine Person und ich wurde der Herrschaft Wilfersdorf vorgeschlagen. Die Ratsbürger konnte ich mir selbst aussuchen: Senior war Leopold Haimer und Ratsbürger: May, Lakner, Sonntag, Gebhart, Petzl, Hofmann, Ofner und Strobl. Ich ließ die Turmuhr herrichten, die ein Schmerzenskind der Gemeinde war, weil sie nie richtig gehen wollte; dann stellte ich eine Marktpolzei auf, die schon am 15. Juni 1824 in die Wege geleitet war, aber damals ohne Erfolg. Zum Polizeikommissär ernannte die Gemeinde den Schneidermeister Josef Kraker, der dieses Amt auch annahm, aber unter der Bedingung, dass sein Haus militärfrei bleibt. Zu Polizisten wurden die ehemaligen Soldaten Gspan, Zand, und Philipp bestimmt. Diese mussten jeden Unfug hintanhalten, sich anständig betragen, keine Exzesse dulden und bescheiden bei ihrer Amtstätigkeit vorgehen.

Eine Besoldung erhielten sie nicht, sondern jeder spendete nach seinem Besitz, z.B. der Pfarrer Piller 100 fl; für jeden Schubgang bekamen sie 30 kr.

1829 rettete ich die Familie Fleischer, die schwer erkrankte. Da bat ich um das Geschenk, das der Kaiser alle Jahre für die Armen bestimmte. Die Familie wurde in die Kirche geführt, wo sich die Beamten, der Marktrichter und die Geistlichen eingefunden hatten. Zuerst dankten sie vor dem Hochaltar, dass sie gesund wurden. Die Musik begleitete sie alle von der Kirche weg zum Rathaus, wo alle das Kaiserlied sangen. Der Oberamtmann übergab der Familie 50 fl, die auf einem Seidenpolster lagen, mit einer rührenden Ansprache; außerdem gab er noch 20 fl für die Armen des Marktes.

1830. Die Kirchenuhr machte dem Markte schwere Sorgen; denn der Uhrmacher war immer betrunken; die Uhr blieb oft stehen. Nun sollte ein Schlosser die Aufsicht über die Uhr übernehmen. Am 26. Mai machte ein Hagelwetter einen großen Schaden in den Weingärten und Feldern.

 1831 sollte ich wieder das Amt eines Marktrichters übernehmen; doch lehnte ich es ab, versprach aber als Senior unter dem Marktrichter Franz May zu bleiben. Der Marktrat stellte mir ein Zeugnis aus, dass ich durch 30 Jahre in Poysdorf ansässig war, dass ich nüchtern, bescheiden und rechtschaffen als Marktrichter und in meinem übrigen Dienst mich benommen hatte, dass ich viel Lob und Achtung verdiene, da ich auf meine Kosten die Polizei aufstellte, die schon am 16. Februar 1828 bestätigt war. Dadurch habe ich die Umstürze, die öffentlich oder geheim betrieben wurden, abgestellt und passlose Menschen in ihre Heimat abgeschoben. Da war ein Stummerl, das wohl mit Streichen und Fasten behandelt wurde, aber man konnte ihn nicht zum Reden bewegen; deshalb wurde er nach Wien geschickt, wo er zu reden anfing. Er stammte aus Littau und gehörte einer Räuberbande an, die aus 5 Männern bestand. Er kam nach Brünn auf den Spielberg.

Ein Kürschner-Lehrjunge aus Altbrünn wurde beim Rösslwirt einvernommen, weil er 1.305 fl bei sich hatte. Dieses Geld rührte von einem Diebstahl her, den er in Wien-Leopoldstadt bei einem Zwirnhändler ausgeführt hatte. Er kam in ein Zuchthaus.

1831 starben im Dezember 31 Personen an Cholera. Der Markt machte Kirchfahrten und hielt Betstunden.

1832 zeigte sich im August wieder die Cholera. 300 Personen erkrankten, davon starben 110. Von Wien erschienen Krankenwärter, die täglich 3 fl 30 kr erhielten; Am Mittwoch, Samstag und Sonntag versammelte sich die Gemeinde zu Betstunden. Über Wunsch des Herrn Ebinger wurde eine Sammlung durchgeführt, um die Pestsäule herzurichten. Eine 2. Sammlung hatte den Zweck, für die armen Leute Fleisch, Brot und Wein zu kaufen. Täglich starben 5 - 7 Personen; je 5 kamen in ein Grab. In Poysbrunn starben 68 Bewohner, in Wetzelsdorf 80, in Ameis 46, in Hadersdorf 7, in Wilhelmsdorf 4 und in Ketzelsdorf 13. In diesem Jahr wurde kein Kirtag abgehalten.Die Weinlese war sehr schlecht, weil ein Reif die Weingärten verbrannt hatte. Ich baute in diesem Jahr nur 12 Eimer und hatte keinen Kreuzer eingenommen. Um die Cholera von meinem Hause abzuwehren, schrieb ich auf die Zimmertür die Buchstaben: CZDJABJZ usw. Der Bischof von Salamanca hat diese Buchstaben eines Gebetes auf dem Konzil in Trient als das beste Mittel gegen Pest und Cholera angegeben, man brauchte nur die Anfangsbuchstaben an die Tür schreiben. Aus den umliegenden Gemeinden erschienen Wallfahrer bei Maria Bründl; da wurde das Lied gesungen: „Herr ich glaube, Herr ich hoffe, Herr von Herzen lieb ich Dich.“ Den Kranken legte man warmen Hafer oder warme Ziegel auf den Unterleib.

 In Poysdorf lebte 1831 ein gewisser Karl Denner, der 20 Häuser angezündet hatte; dann erstach er seinen Bruder und nahm ihm sein Geld. In Nikolsburg fand man den Verbrecher, der nach Brünn auf den Spielberg kam. Ein gewesener Deutschmeister, der einen Stadel angezündet hatte, musste Spießrutenlaufen.

1832 schlug bei einem Gewitter der Blitz in ein Haus, das mit 5 anderen abbrannte, Das Jahr 1833 begann mit einem warmen Wetter, dann folgte ein Regen, dass man glaubte, alles müsse vernichtet werden; doch konnte man das Jahr als mittelmäßig bezeichnen. Ein Eimer Wein kostete 8 - 10 fl, später nur mehr 6 fl, 1 Metzen Weizen 6 fl, Korn 4 fl, Hafer 2 fl 24 kr, Türkenweizen 3 fl, Erdäpfel 45 kr, Fisolen 6 fl, Linsen 8 fl, Erbsen 6 fl 24 kr W.W.

1834 erschienen in Poysdorf am 1. März Prinz Koburg Husaren, gleich am 15. März mussten 9 Mann Spießrutenlaufen und alle Tage erhielten sie noch dazu als Strafe 25 - 50 Stockstreiche. Die Einquartierung brachte dem Markte eine Teuerung; für 1 Pfund Rindfleisch zahlte man 20 kr W.W., für ein Maß Wein 24 kr und für ein Maß Branntwein 1 fl 30 kr. 5 Monate blieb das Militär bei uns. Gott helfe, dass sie bald weg kommen! Denn man hörte von ihnen nichts als Diebstahl, Totschlag und Raub. In Zistersdorf mussten 2 Mann von diesem Regiment gehenkt werden. Erst im August wurde unser Markt von den Husaren erlöst, nachdem sie mir einen Schaden von 500 fl verursacht hatten. Der Marktrichter bekam als Entschädigung 6 fl 45 kr. Ich hatte außerdem einen großen Schaden, weil die Kaufleute sich viel Wachs für die Soldaten eingestellt hatten. Ich baute 87 Eimer Wein und das hat mich gerettet. 1 Pfund Schweinefleisch kostete 27 kr, Kalbfleisch 22 kr, eine Maß Schmalz 2 fl, ein Metzen Brotmehl 8 fl, Linsen 12 fl, Erbsen 16 fl, ein Schock Kraut 11 fl, ein Schober Stroh 15 fl, eine Gans 2 fl, ein Paar Enten 1 fl 30 kr, ein Paar Hühner 1 fl 15 kr und ein Paar Eier 5 kr W.W. In diesem ]ahr regnete es wenig, das Vieh erkrankte und wieder kam eine Teuerung, so dass viele Leute an Nervenfieber und Blattern starben. Es fehlte überall das Geld und die Leute kauften nichts.

1834 war ein sehr gutes Jahr, so dass alle Preise zurückgingen, oft um die Hälfte; alles wurde billig. Doch konnten die Leute keine Steuern zahlen und die Herrschaft musste viele pfänden. Die Erdäpfel erfroren zum großen Teil und die Feldfrüchte hatten keinen Preis.

1835 tauchten am 1. April fünf Landwehrmänner auf, die in den Häusern nach Branntwein suchten; da wurden viele Poysdorfer betroffen; auch bei den Kaufleuten wurde gesucht, u. zw. nach ausländischen Waren.

1836 verkaufte ich mein Haus dem Herrn Fritsch aus Baumgarten um 5.100 fl. Ich war 56 Jahre alt und meine Frau 76. Sie konnte nicht mehr arbeiten. Da zog ich mich zurück in das Haus Nr. 41 alt, wo ich den 1. Stock bewohnte. In diesem Jahre erfroren die Weingärten. Wer sonst 300 Eimer baute, war mit 5 Eimer zufrieden. Die meisten hatten nur einen Eimer, sogar oft nur 1/2 so dass der 1834er auf 20 bis 25 fl stieg. 1 Metzen Nüsse kostete 12 fl 30 kr. Die Seidenwürmer gingen zugrunde und die Seide stieg im Preise. Der Poysdorfer Wein ging damals bis nach England und Frankreich. Heftige Stürme richteten in den Wäldern großen Schaden an, Häuser stürzten ein, Türme fielen um und Vieh wurde auf der Weide erschlagen. Dazu trat eine Viehseuche auf. Von der Donau holten die Wiener das Wasser, das sie in der Stadt verkauften. Die Müller konnten nicht mahlen, so wenig Wasser war da.

1 Metzen Korn kostete 3 fl, Weizen 5 fl, Hafer 1 f 46 kr, Türkenweızen 3 fl, Linsen und Erbsen je 8 fl. Viele Schweine wurden von Polen eingeführt. 1 Maß Wein kostete 24 kr (Alter 1 fl - 2 fl), eine Maß Bier 20 kr, 1 Maß Branntwein 1 fl 12 kr, 1/8tel Holz im Walde 25 fl, ein Brot mit 4 Pfund 30 kr W.W. Die hohen Steuern hatten zur Folge, dass es viele Pfändungen gab. Die Bauern, die ein Geld hatten, waren nicht bereit den Mitmenschen zu helfen, sodass in manchem Haus die Schweine verkauft wurden, um die Steuern zu bezahlen.In diesem Jahre (1836) legte ich die Stelle des Oberschützenmeisters zurück. 1833 hatte ich den letzten Rest der Bauschulden von der Schießstätte bezahlt; als Mitglied blieb ich aber der Schützengesellschaft treu.

1837 fiel zu den Osterfeiertagen (26. März) viel Schnee; im Mai fing es an zu regnen u. zw. lange Zeit. Der Weinstock fing erst im Juni an zu treiben. Die Lese begann am 20. Oktober; es war ein saurer Wein. Der rote Most kostete 7 fl W. W. pro Eimer. Um den Weizen fehlte jede Nachfrage; die Leute verkauften ihn um 5 fl für 1 Metzen. Obwohl die Leute das Geld notwendig für die Steuern brauchten, kaufte kein Mensch einen Wein. Aus den Nachbarorten erschienen die Bauern und schlugen an der Kirchentür ihren Wein zum Verkauf an. Den Bauern fehlte jedes Geld, so dass sie zu Neujahr nicht ihre Dienstboten bezahlen konnten. Doch half niemand dem Nächsten, weil es keine Ehrlichkeit gab.

Was der Bauer verkaufen wollte, hatte keinen Preis, so z. B. 1 Metzen Korn 2 fl 30 kr, Weizen 3 fl 54 kr, Gerste 2 fl 30 kr, Hafer 1 fl 42 kr, Erdäpfel 1 fl, 1 Sack Gurken 1 fl, 1 Pfund Rindfleisch 20 kr, Kalbfleisch 24 kr und 1 Maß Heurigen 16 kr. Von einem Eimer Wein musste der Bauer damals 1 fl 20 kr Conventions Münze Steuer (= Tatz) zahlen; eine Maß Wein 1835er kostete 48 kr W. W. und 1834er sogar 2 fl. Weil die Leute ohne Geld dastanden, besuchten sie kein Wirtshaus. Zahlte ein Bauer nicht die Steuern, kam sofort Militär in sein Haus. Für 1/8tel Holz zahlte man 22 - 30 fl. Dabei erhielten viele kein Holz; denn für den Bahnbau brauchte man 2000 Eichen.

1838. In Ketzelsdorf weihte der Dechant Josef Piller die neue Kirche, welche die Gemeinde auf eigene Kosten gebaut hatte. Ich gab die Kerzen für den Hochaltar. Zu der Feier erschienen viele Bewohner, auch Beamte und Geistliche. Der Festzug bewegte sich unter Böllerkrachen zur Kirche. Nachher gab Josef Heindl die Festtafel für 40 Personen. Gebaut hat die Kirche der Poysdorfer Baumeister Mattner. Welche Wohltat ist doch so eine Kirche für alte Leute, wenn sie im Winter oder bei schlechtem Wetter über Land gehen müssen!

Am 16. Juli 1838 starb ein Knecht in Ernstbrunn, der 130 Jahre alt war; geboren wurde er 1708, diente unter Prinz Eugen, nahm an den Türkenkämpfen teil und war als Arbeiter bei der Herrschaft Ernstbrunn.

1839 schöne Weinlese; ein Eimer Wein kostete 14 - 15 fl.

1840 wuchs ein saurer Wein, es erschienen auch keine Käufer. Der Marktrat von Poysdorf erlaubte nicht die Heirat der armen Zugereisten, weil die Gemeinde fürchtete, dass sie im Alter ihr zur Last fallen; es wurden nur unbescholtene Fremde aufgenommen. Alle Fremden und Reisenden perlustrierte die Polizei, weil man Umstürzler und Jakobiner fürchtete, die nur das Volk verhetzten und Unruhe stifteten.

1841 veranstalteten die Geistlichen Betstunden in den Kirchen wegen der großen Hitze und Trockenheit; es fehlte der Regen für die Feldfrüchte. In diesem Jahr starb in Laa mein Bruder im Alter von 50 Jahren. Ich weiß, dass viele Lebzelter in jungen Jahren sterben mussten. Am 21. Mai verschied meine Frau an einer Halsentzündung; viele Leute gaben ihr die letzte Ehre. 40 Jahre waren wir verheiratet, nun war ich allein. Eine große Wohltat für die Menschen ist eine Feuerversicherung, die in den Gemeinden langsam Fuß fasste, obwohl es viele Gegner gab. Der Wein war so gut wie der des Jahres 1827.

1842 war ein Unglücksjahr, denn ein Wolkenbruch ging nieder. Ein Brandleger machte Poysdorf so wie Umgebung unsicher. Im Markte brannte es viermal im August. 10 Scheunen mit der Frucht wurden ein Raub der Flammen. Den Täter konnte die Polizei nicht erwischen. Der heiße Sommer brachte eine Wassernot; die Bäche trockneten aus und die Mühlen standen still. Erst im Oktober kam ein Regen, der den Erdäpfeln gelegen kam; daher durften die Leute mit Zuversicht dem Winter entgegen schauen und brauchten keinen Hunger leiden. Es war ein gutes Weinjahr. Ich baute 50 bis 80 Eimer à 5 - 6 fl. Leider fehlten die Käufer. In diesem Jahre starb mein treuer Dienstbote, der 30 Jahre in meinem Hause war; er war für mich eine große Stütze und tat mir viel Gutes.

1843 verließ der Dechant Piller am 15. Oktober Poysdorf, der Marktrat, die Gemeinde sowie die Schuljugend begleiteten ihn bis zum Kaiserwirtshaus. 13 Kaleschen fuhren bis Wilfersdorf mit. Mit weinenden Augen nahm ich von ihm Abschied, da er mein 2. Vater war. Der Winter brachte sehr viel Schnee. Der Kapitelbote erfror auf dem Wege von Herrnbaumgarten. Die Leute suchten ihn mit Eisenstangen und Schaufeln, doch war er schon tot. Die Arbeiter verdienten sich viel Geld mit dem Schneeschaufeln bei der Straße und bei der Eisenbahn. Ein Fuhrmann fuhr vom Rösslwirt am 13.Oktober nach Stockerau; er wurde in Erdberg erschlagen. Der Mörder flüchtete, konnte aber in Böhmen gefangen werden; er wurde mit dem Strick hingerichtet.

1844 spielte ein Knecht in Wetzelsdorf mit einem Gewehr und erschoss dabei ein Mädchen. Im gleichen Jahr starb die Mutter des Prälaten Piller, die ein großartiges Begräbnis erhielt. 346 Schulkinder gingen mit, jedes bekam 3 kr, die Armen im Spital jeder 30 kr. Das Begräbnis kostete 400 fl M.M. Da es regnete erschienen nicht soviel Fremde, wie man erwartete.

Da enden die Aufzeichnungen des Meisters; um ihn war es still und einsam geworden; er erwähnt nichts von den nächsten Jahren, die schon deutlich die Zeichen des Umsturzes von 1848 zeigten. 1847 war ein Hungerjahr mit einer großen Teuerung; allgemein sprach das Volk von der Aufhebung von Robot und Zehent. Die Gemeinden stellten Sicherheitswachen auf, weil sich unter den Bewohnern eine gewisse Unruhe bemerkbar machte. Schrapfeneder war ein Patriot der alten Zeit, die man mit Recht Biedermeierzeit nennt; eine tiefe Liebe zu Kaiser und Vaterland beseelte ihn; mit Ehrfurcht und Achtung sprach er vom Kaiserhaus, von der Armee und siegreichen Kämpfen. Den Armeebefehl von 1813 hatte er sich abgeschrieben und bewahrte ihn als Andenken durch sein ganzes Leben. Die geistliche und weltliche Obrigkeit kritisierte oder tadelte er nicht. Ein felsenfestes Gottvertrauen half ihm in den Tagen der Not und des Unglücks; er verzagte nicht, immer half ihm die Hoffnung auf bessere Tage in seinem arbeitsreichen Leben.

Quellen:

Wolfgang Menzel: Die Geschichte der letzten 40 Jahre. Erschienen 1857 in Stuttgart .

B. Bretholz: Geschichte Böhmens und Mährens.

Anton Vrbka: Gedenkbuch der Stadt Znaim.

Die Aufzeichnungen Schrapfeneders sind verloren gegangen; ich schrieb sie rechtzeitig ab.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“ Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1971, S. 77 - 81

Aus den Ehekontrakten der Herrschaft Poysbrunn

Die Ehe faßte der Bauer mehr vom wirtschaftlichen Standpunkt auf, der durch seinen Besitz und durch die Familie bestimmt war. Die Braut muß gesund und kräftig sein, die bäuerliche Arbeit und die Hauswirtschaft verstehen sowie Geld und Grundstücke in die Ehe mitbringen. Neigung und Liebesheiraten sind selten. Der Besitz, die Kinder und die Arbeit bilden das einigende Band der Ehe, das, wenn auch manchmal Zank und Streit vorkommen, festhält; darum bricht sie nicht gleich zusammen, sodaß Ehescheidungen im Bauernstand früher sehr selten waren.

Die bäuerliche Ehe setzte neben der schlichten Verlobung einen Vertrag voraus, in dem der Besitz der Brautleute genau festgesetzt wird. Dies geschah früher im engen Familienkreise, u. zw. gewöhnlich an einem Sonntagnachmittag, wobei es oft recht heiß zuging; denn auch die Eltern sowie die Geschwister forderten ihr Recht und wehrten sich energisch gegen jede Zurücksetzung. Zum Schluß einigten sich doch alle, und eine Jause, bei der ein guter Tropfen nicht fehlen durfte, beschloß den Familienrat. Die Brautleute sicherten sich wechselseitige Liebe und Treue zu und stießen mit einem vollen Weinglas an, das in einem Zug geleert wurde.

In der Poysbrunner Herrschaftskanzlei wurde im Beisein der Brautleute und der Zeugen der Ehekontrakt aufgesetzt und gefertigt; bei Minderjährigen mußten die Eltern und bei Waisen der Gerharb (ist: Vormund) auch unterschreiben. Der Vertrag hieß noch: Heiratskontrakt, Ehepakten (1846), Heiratsabrede (1819) und Ehebrief (1830); manche sind recht ausführlich, besprechen alle Einzelheiten, die später einmal eintreten könnten, andere sind kurz und bündig. Die Schätzung und der Wert der Grundstücke erfolgte erst nach 1783. Bei Minderjährigen ratifizierte oft die Vormundschaftsbehörde auch den Vertrag. Nach 1830 läßt der Bräutigam die Braut zur Hälfte an seinen Besitz anschreiben, und umgekehrt erlaubt wieder die Braut, daß der Bräutigam „um die Realitäten an Nutz und Gewähr gebracht wird“; doch erfolgte die Gewähranschreibung erst nach der kirchlichen Einsegnung. 1848 erhielten die Brautleute das Recht und die Bewilligung zur gleichteiligen Mitgewährung der Liegenschaften (ist: Realitäten).

Ein Ehevertrag aus dem Jahre 1782 lautete:

„Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit Gott des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes Amen. Anheut ende gesetzten Dato und Jahr ist zwischen dem Josef Waltner Herrschaft Kirchsteterischen Bindern L. St. als Bräutigam eines; dann der Sibylla L. St. des Josef Würzler diesseitig untertänig Bürgerlichen Färbermeistern im Markt Falkenstein nunmehro seel. Maria Anna dessen Ehewirtin so noch im Leben beed ehelichen Tochtern als Braut andern theils: in Gegenwart allen fleisses ersuchten Beyständen , und zwar auf Seiten des Bräutigam Franz Lehner Schmitmeistern zu Kirchsteten, dann auf der Braut Seiten H. Jakob Bartl Marktrichtern zu Falkenstein nachfolgender Heuratsbrief unwiderruflich errichtet und beschlossen worden.

Erstens haben sich beede Braut Persohnen bis auf erfolgend Priesterliche Einsegnung Ehelich miteinand zu Leben verlobet,

Andertens Verheurat die Braut dem Bräutigam ihr anerfallen Väterliche Erbschaft pr 76 fl 4 kr dann 73 fl 56 kr so ihr ihre Mutter frey geschenket, und Ihr an der einstmahlig Mütterlichen Erbschaft nicht abgerechnet werden darf – zusammen also 150 fl so theils in Barrn und theils in Wein besteht, nicht weniger eine Bürgerliche ausstattung; ein welches

Dritens der Bräutigam mit 200 fl so theils in Baarn dann Hauß Einrichtungen besteht, widerlegt,

Viertens sollte Heuratsguth und Widerlag dann all das jenige was beede Braut Persohnen wehrender Ehe durch den reichen Segen Gottes erwerben, ererben oder sonst auf zulässige art an sich bringen, beeden gut sein;

fünftens eines vor dem andern ohne rucklassung eheleibl. Kinder über kurz oder lang mit Todt abgienge, so solle der Ueberlebende Theil des verstorbenen nächsten Befreundedten nichts hinaus zu zahlen verbunden sein, falls aber eheleibl. Kinder vorhanden, mit denenselben von den reinen Vermögen, auf die Hälfte abgehandelt werden; anbey aber jeden theil frey stehen, eines das andere durch Testament, Donation oder andern letzten Willen mit mehreren als Hierinen Begriffen, zu betreuen alles getreulich

Poysbrunn, den 23te Merzen 782.“

War der Vertrag geschrieben und protokolliert, so wurde er langsam und genau verlesen, manchmal sogar zweimal, dann geschlossen und gefertigt; die Brautleute versprachen alle mit dem Ehestand verbundenen Rechte zu genießen, aber auch alle Pflichten genau zu erfüllen, die Lasten zu tragen und die Schulden zu bezahlen. Gesetzeskraft erhielt der Vertrag nach der priesterlichen Einsegnung. Die Herrschaft konnte Einwände erheben, die Ratifizierung verweigern, wenn sie etwas Dunkles oder Gesetzwidriges entdeckte. Einmal gab auch das Kreisamt seine Einwilligung; erfolgte die Eheschließung nicht, so wurde der Vertrag als ungültig erklärt. Was im Ehevertrag bestimmt wurde, konnte durch ein Testament, durch eine letztwillige mündliche Vereinbarung oder durch eine Anordnung umgestoßen werden.

Die Brautleute hießen: Brautleute, Verlobte, Connleute (1779), Conpersonen und die kontrahierenden Teile (1783). Die Angabe der Eltern fehlt meistens; man begnügt sich mit der Feststellung, daß die beiden majoren, großjährig, minderjährig, ledig, behaust, verwitwet sind und zu welcher Herrschaft sie gehören. Manchmal erhielt der Sohn, damit er nicht zum Militär einrücken brauchte, die Wirtschaft schon vor der Heirat; denn 12 Jahre des Kaisers Rock tragen, fiel dem Bauer schwer. Heiratete später der Bursche, so mußte sich die Braut verpflichten, daß sie die Bestimmungen des Uebergabsvertrages genau kenne, mit ihnen einverstanden sei und alle Bedingungen genau erfüllen wolle.

Die erbetenen Zeugen heißen: Heiratsgezeugen (1779), Heiratsbeistände, Beistände und von 1814 an Zeugen; es waren Verwandte, Bekannte, Markt- Dorf- und Grundrichter, Schulmeister, Gerichtsgeschworene und 1779 der Falkensteiner Gerichtsassessor. Es gab viele Kreuzelschreiber, ein trauriges Zeichen der Schulverhältnisse im Weinland. Bei solchen Zeugen war noch ein Namensunterschreiber notwendig.

Das Heiratsgut, das eine Tochter nur einmal von ihren Eltern fordern konnte, gehörte nicht zur Ausstattung. Beides brachte die Braut mit in die Ehe und war nach der Kopulation bzw. nach dem Wechsel der Ringe – solche gab es nach 1787 nur bei den Wohlhabenden – Gemeingut mit allem, was in der Ehe später erworben und durch Gottes reichen Segen erwirtschaftet wurde. Für die Ausstattung und für das Hochzeitsmahl hatte die Braut zu sorgen; für dieses steuerte der Bräutigam auch etwas bei (Mehl, Wein, Fleisch, Fett u. dgl.). Die Ausstattung, die einfach und dauerhaft war, erstreckte sich auf das Notwendige im Haushalt: Kleidertruchen, Gewand-, Hänge-, Aufsatz-, Schublad-, Kleiderkasten, Ofenbänke, Stellen zum Aufhängen der Alltagskleider, Tisch, Speißalmer, Lehnstuhl (1800 in Poysbrunn), ein aufgerichtetes Bett, eine Bettstatt mit Strohsack, ein Himmelbett (1794), Tuchent, Polster, Ueberzüge, grobe kleine Leintücher, grobe Leiblacher, Leibtücher, Längpolster, Riß (1779), feine, grobe, hanfene Tisch- und Handtücher, Gras-, Vorhäng- und Strohtücher, Zinnteller und -löffel, Spanleuchter, Krautständer, Backtrog, Schaffeln, Butten, Büttel, Decken (1843) usw. Die Leinwand kauften die Leute von schlesischen und mährischen Hausierern; einen guten Ruf besaßen die von Deutsch Liebau. Die Einrichtung machte ein Tischler aus hartem oder weiche Holz. Heiratete ein Sohn, so gab ihm die Mutter eine Tuchent, 1 Kiel- und 2 Federpolster.

In den Napoleonische Kriegen erwarben die Bauern viel Geld, das sie sofort ausgaben für eine klare Leinwand, auch für Seidenkleider, Tisch- und Handtücher; Preise stiegen von Jahr zu Jahr. 1812 kostete eine Nutzkuh in Altruppersdorf 80 fl. Statt der Ausstattung gaben die Eltern eine Geldsumme (40, 60 und 100 fl), außerdem hatte eine Bauerntochter Anspruch auf eine Kuh, die sie sich selbst aussuchen durfte. War sie trächtig, so behielt sich die Brautmutter das Kalb. Minderbemittelte bekamen ein Kalb, ein Tuttenlamm, 1 Schaf, 1 Frischling, 1 Schwein, 5 Stück Hühner und einmal „ein Graffelwerk“ als Ausstattung. 1785 erhielt der Bräutigam in Poysdorf eine silberne Sackuhr sowie einen mit Silber beschlagenen Stock. In Kirchstetten wird ein Bett mit einem seidenen Vorhängtuch erwähnt. Bei Bauern waren oft praktische Geräte das Heiratsgut: Pflug, Wagen, Egge, Halbwagen, Kalesche, Leiterwagen, Fässer mit Eisenreifen, Schuttbodung, Presse, Boding, Schaffeln und Möststeigen.

Nach 1800 werden erwähnt: Lehnbank, Kleiderkasten, Spannbett (Wildendürnbach), Hangbettücher, Bettvorhänge, Tischtücher von 5 Ellen Länge, ein Dutzend Servietten in Falkenstein beim Revierförster 1805. In Ottenthal heiratete 1824 der Lehrer Johann Schwarzbeck, dessen Braut folgende Ausstattung bekam: 2 Kasten, 2 Betten, Servietten, an Zinngeschirr 4 Schüsseln, 30 Teller und 2 Suppenschüsseln. 1827 gehörte zur Zimmereinrichtung in Altlichtenwarth ein großes Malerbild, 1832 ein Auszugstisch aus Eichenholz, 3 Sessel und ein Speisekasten, 1839 ein Stehkasten. Statt einer Kuh versprach 1834 eine Brautmutter dem jungen Paar und der Mutter des Bräutigams, alle Bauernarbeit mit dem Zuge durch ein ganzes Jahr zu verrrichten. 1839 erhielt die Braut statt der Ausstattung ½ Joch Ackerland.

1841 gab ein Ehevertrag ausführlich die Ausstattung an: 2 Bilder, 1 Kreuz, 1 Waschkessel, 1 Mehltruhen, 1 Pferd, 1 Kuh, 2 Schafe, 2 Pferdegeschirr, 1 Wagerl, 1 Pflug, 2 Schlitten, 1 Gaiz (ist: Mostrinne im Weinkeller für die Maische), 1 Überwerfbodung und 2 Nabingerpressen. Nach 1844 werden angegeben: mittelfeine Leintücher, Schubladkasten mit Aufsatz, Schüsselstellen, Fleischstock, Kupferkessel, Branntweinkessel, Schlitten, Kufen, Doppelmaststeigen, Steinpressen und Weinbock.

Das Heiratsgut der Braut waren: Geld, Grundstücke und Weingärten, die nach der Kopulation zur Gütergemeinschaft gehörten. Die „Widerlage“ des Bräutigams hatte in der Regel den gleichen Wert. Der Gemeindehalter von Altruppersdorf Josef Schreiber verfügte 1779 an Vermögen über 12 Schafe und 8 Lampln. Dem ehrbaren Bräutigam Johann Rumpler in Kleinhadersdorf gab der Vater: 63 Eimer 1777er Wein, 20 Eimer 1778er, 29 Metzen Korn, 20 Metzen Hafer undd 51 fl Bargeld, doch mußte er eine Schuld von 18 fl zahlen. Die Wasenmeisterstochter Katharina Heilig war in Poysbrunn eine sehr reiche Braut – Mitgift 1221 fl 17 kr3 den; die Herrschaft bewilligte aber nur 750 fl, der Rest bildete ein „freies Gut“. Der Seifensieder Klemens Schreiber von Perchtholdsdorf holte seine Braut 1814 von Poysdorf; es war dies die Barbara Hammerler, die 5.000 fl W. W. von den Eltern bekam. Da Heiratsgut der Bestandkasmacherstochter Franziska Weishaupt, die aus einer wohlhabenden Familie stammte, belief sich auf 542 fl. W. W. (1815). In Drasenhofen schätzte man damals den Wert eines Halblehenhauses mit allem Zugehör auf 400 fl. Die Braut Magdalena Hany, die nach Poysdorf – den Fleischhauer Franz Braun – heiratete, hatte eine Mitgift von 12.896 fl 25 kr C. M., sonst war die Geldsumme nur 80 – 100 fl.

Manchmal besaß die Braut nichts, doch versprach sie eheliche Lieb und Treue sowie, die Wirtschaft fleißig zu führen und den Schwiegereltern bei der Arbeit emsig zu helfen; der Bräutigam widerlegte dieses Kapital mit denselben Tugenden. 1783 brachte eine Braut nur 10 Fahrln Dung mit. Ein Poysbrunner Schmied gab als Widerlage sein Handwerk an. Der Lehrer Anton Sibert von Pottenhofen und seine Braut Johanna von Neuruppersdorf besaßen nichts als die Leibeskleidung. Manchmal versprachen die Brauteltern dem Bräutigam, das Heiratsgut ihrer Tochter bei ihm abzuarbeiten.

1801 heiratete der Wundarzt Josef Kaspar, dessen Vater in Preßburg bürgerlicher Maler war, die Theresia Oppenauer und bezeichnete als Widerlage sein chirurgisches Wissen. Der Arzt Joachim Wanderer, der 1805 in Ottenthal in das Haus des Baders Sörge – ein persönliches Gewerbe – einheiratete, betrachtete seine Person und seinen ehrlichen Namen als hinreichende Widerlage. Das Geld des Heiratsgutes und der Widerlage mußte beim Hochzeitsmahl oder spätestens sechs Wochen nachher ausgezahlt werden.

Am 6. März 1814 führte der Lehrer Ferdinand Siebert in Pottenhofen die Katharina Biener als Frau heim, die 450 fl besaß; seine Widerlage war der persönliche Schuldienst. Eine Nobelhochzeit gab s am 5. Februar 1835 in Poysdorf, als der bürgerliche Bäckermeiister Johann Schwayer die reiche Fleischhauerstochter Elisabeth Wilfing zum Traualtar führte, die zur Mitgift von 4.000 fl noch 2.000 fl als Geschenk von der Mutter nebst einer großen Ausstattung erhielt. Der Bräutigam besaß das Haus Nr. 52 mit einem radizierten Bäckergewerbe und ein Vermögen von 3.500 fl. Zum Vergleich sei erwähnt, daß die alte Wiesmühle in Palterndorf auf 4.880 fl geschätzt wurde, der Keller auf 50 fl und der Wein mit dem Faßgeschirr auf 950 fl. 1839 wählte Michael Schwarz in Poysbrunn Nr. 35 die elternlose Feldwebelstochter Anna Fruhwitsch von einem Infanterie Regiment zu seiner Frau, die ein reines Vermögen von 400 fl besaß. Der vermögenslose Straßeneinräumer in Drasenhofen gelobte seiner Braut heilige Liebe und Treue sowie eine gute Behandlung im Ehestand; in Poysdorf versicherte 1844 eine Braut, unausgesetzt fleißig in der Besorgung der Wirtschaft zu sein und stets einen erbaulichen Lebenswandel zu führen. Der Poysdorfer Ledermeister Franz Lackner gab seiner Tochter Aloisia 2.000 fl, als den Ignaz Ledermann in Asparn d. Z. heiratete.

Gewöhnlich nahm sich ein Bauer eine Bauerntochter zur Frau; das verlangte die Standes- und Familienehre. Die Tochter eines Hauers oder Kleinhäuslers war eine Betteldirn, sowie ein Hauerssohn ein Bettelbui in den Augen eines wohlhabenden Bauers. Manchmal übersprang die Liebe diese streng gezogenen Grenzen; so führte der Ottenthaler Kleinhäusler Simon Waltner die Ganzlehnerstochter Anna Marie Thaler als Frau heim. Wohlhabende Eltern schenkten bei der Hochzeit dem Paar „ein freies Geschänkmuß“, das nicht zur Erbschaft oder zum Heiratsgut gehörte. 1812 gab der Ganzlehner Sebastian Schweinhammer in Altruppersdorf Nr. 69 den Brautleuten:

20 Metzen Korn, 10 Metzen Weizen, 40 Metzen Hafer, je 2 Schober Weizen- und Kornstroh und 10 Eimer 1812er Wein - „ein vorteilhaftes Angebot“ heißt es im Vertrag; nach dem großen Geldsturz des Jahres 1811 fehlte in den Bauernhäusern der Reichtum der Inflationszeit. Ein Brautvater nahm das junge Paar für ein ganzes Jahr unentgeltlich in die Kost, ein anderer spendete eine Fuhre Dung, ein dritter die Feldarbeit mit seinem Roß durch ein ganzes Jahr, ein vierter freie Kost und das notwendige Brot durch 3 Jahre.

Die Hochzeit fand in der Regel in der Faschingszeit oder nach der Lese statt, nie im Advent, in der Fastenzeit und im arbeitsreichen Sommer. Es war ein echtes Familien- und Sippenfest im Hause der Braut, das den Reichtum und das Ansehen des Hauses der Mitwelt zeigen sollte. Manchmal war das Mahl auch recht bescheiden. 1779 wird bei einer Hochzeit ein Frischling verzehrt und 1 Eimer Wein getrunken. 1784 zahlte der herrschaftliche Kasmacher in Pulgram für das Hochzeitsmahl der Tochter 50 fl. In Niederabsdorf bestand es 1747 aus

1 Eimer Wein, 30 Pfund Rindfleisch und 4 Laib Brot (Inventursprotokolle der Niederabsdorfer Herrschaft). 1793 schätzte man in Poysdorf ein Hochzeitsmahl auf 20 fl, sonst in der Regel auf 10 fl. In Pottenhofen benötigte man dazu: 1 Eimer Wein, 4 Laib Brot, 10 fl für Fleisch und ¼ Metzen Weizenmehl. Ein Vertrag aus dem Jahre 1805 spricht von einem „hausvermögenden Hochzeitsmahl“. In Ottethal gingen bei einer Hauerhochzeit auf: 1 Eimer Wein, 30 Pfund Schweinefleisch, und 3 Laib Brot; einmal waren es 1820: 2 Eimer Wein, 60 Pfund Schweinefleisch, 20 Pfund Rindfleisch sowie 1 ganzes Gebäck Brot (ist: 10 Laib). In Stützenhofen betrug 1821 „das Mahlzeitgeld“ 30 fl, 1832 60 fl; es richtete sich immer nach den wirtschaftlichen Verhältnissen des Jahres. In Mißjahren gab es oft keine Hochzeit. Ein Kleinhäusler in Pottenhofen brauchte 1847: 1 Eimer Wein, 50 Pfund Rindfleisch, 4 Achtel Weizenmehl, 2 Maß Schmalz und 3 Laib Brot.

Die Preise für die Einrichtung, für Lebensmittel, Grundstücke und Weingärten waren niedrig; denn das Geld hatte einen hohen Wert. 1783 kostete eine Bettstatt 2 fl, 1 Tuchent und 2 Polster 4 fl, 2 Leibtücher 1 fl 30 kr, 2 Tischtücher 1 fl, 1 Frischling 3 fl, 1 Eimer Wein 2 fl, 1 Kuh 7 fl, 1 Viertel Weingarten in der Falkensteiner Ried „Rabenstein“ 15 fl, ebensoviel eine „Quanten Acker“ in Falkenstein „In Vogelsingern“ und ein Hauerhaus in Altruppersdorf 270 fl. In den Weinorten war alles teurer, so kostete 1786 in Poysdorf eine Kuh 15 fl und ½ Quanten Acker in Wetzelsdorf 25 fl.

In der Zeit der Napoleonischen Kriege stiegen infolge der schleichenden Inflation alle Preise und verursachten eine Teuerung, die den Arbeitern und Angestellten besonders arg trafen. 1790 zahlte man für 1 Metzen Korn 54 kr und für 1 Eimer Wein 3 fl; 1802 kostete der Metzen Korn 4 fl 45 kr, 1804 das Korn 7 fl, 1 Schwein 12 fl, 1 Gans 1 fl, 1 Haus mit radiziertem Abdeckergewerbe in Groß-Schweinbarth 1.500 fl, das Ottenthaler Ganzlehenhaus Nr. 86 mit 19 ½ Joch Hausggrund und einem Keller im Pfarrhofwald 1.200 fl, 1806 – ein Kleinhaus in Alt-Ruppersdorf Nr. 46 300 fl, ein Achtel Krautgarten daselbst 5 fl, 1/8tel Weingarten „In der Lindau“ 20 fl, 1808 – das Poysbrunner Hauerhaus Nr. 10 mit der ganzen Einrichtung und 7 Joch Grund 800 fl, das Falkensteiner Viertellehenhaus Nr. 99 mit 3 Viertel 1/4tel Joch Wiese in Großkrut 40 fl W. W., 500 Weinstecken 12 fl, 1811 – ein Bauernhaus Nr. 87 in Poysbrunn 1.500 fl; 1812 – ein Doppellehenhaus in Poysbrunn Nr. 19 14.000 fl, ein Joch Acker in Enzersdorf b. St. 72 fl W. W., in Poysbrunn 80 fl und in Falkenstein 60 fl.

Das Poysdorfer Halblehenhaus Nr. 23 mit 16 2/4 Joch Hausgründ, 2 Nabingerpressen, 1 Ueberwerfboding, 1 Schießkorb, 2 harten Tischen sowie 2 Zimmerbänken 2000 fl, ebensoviel das Poysbrunner Halblehenhaus Nr. 60, 1821 – das Hauskirchner Halblehenhaus Nr. 60 300 fl W. W., das Ob-Siebenbrunner Halblehenhaus Nr. 58 mit Vieh, Hausgründ, Ueberländer unf Fahrnis, 1.400 fl, das Ganzlehen Nr. 11 in Prottes 2.800 f C. M., 1824 – 1 Metzen Korn 1 fl, 1 Kuh 10fl, 1 Eimer Wein 2 fl, eine Steinpresse 12 fl, 1842 – 2 Pferde mit dem Geschirr 20 fl, ein Frischling von 6 Monaten 2 fl, ein Zuchtschwein 8 fl, ein Fuhrwagen 14 fl, ein Pflug mit „Axel“ 6 fl, eine Wagenwinde 4 fl, 1847 – die Wirtschaftseinrichtung eines Bauernhauses in Pottenhofen mit den Stallgerätschaften, mit dem Weingeschirr und dem vorhandenen Wein 65 fl, 1848 – ein Schaf 2 fl, ein großer und kleiner Wagen 100 fl, 1 Kleiderkasten 4 fl.

Nach 1750 ging der Bauer von der Natural- zur Geldwirtschaft über; dasselbe tat die Herrschaft.

Der Bauer, welcher Geld brauchte, lieh es sich aus den Waisenkassen und von kirchlichen Stiftungen zu 5 % aus; erstere gab es in Steinebrunn, Feldsberg, Rabensburg, Walterskirchen, Poysbrunn usw. Eine Gemeindewaisenkasse hatte 1810 Falkenstein, eine Waisenlad Drasenhofen und Loosdorf b. St., auch das Waisenamt der Herrschaft Erzbistum zum hl. Geist in Wien wird einmal erwähnt. Nach den Napoleonischen Kriegen gab es 2 Währungen: Wiener Währung und Konventionsmünze. Der Bauer, der zum Papiergeld kein Vertrauen besaß, hamsterte lieber die Silbermünzen, vor allem die Zwanziger. Die Herrschaft forderte nach 1819 die Stempelgebühren in Silber ober in W. W. - 4 fl in Silber, 12 in W. W., wenn Verträge „extrahiert“ wurden. Zahltage für Zinsen und Kapital waren zu Josefi, St. Johann in der Sonnenwende, Jakobi, Michaeli und Martini.

Handwerk und Gewerbe erlangten nach 1730 eine größere Bedeutung im Wirtschaftsleben unserer Heimat. In den Jahren 1743 und 1756 führte die Regierung die radizierten Gewerbe ein, die auf dem Hause hafteten und im Grundbuch eingetragen wurden. Diese Häuser hatten einen größeren Wert, zahlten auch höhere Steuern. Das Falkensteiner radizierte Badergewerbe schätzte 1794 die Obrigkeit auf 800 fl und mit dem dazu gehörigen Hauerhaus auf 1.200 fl. Das Haus mit dem radizierten Färbergewerbe in Poysdorf kostete 2.027 fl. Die Meister betrieben neben dem Handwerk noch Weinbau und Landwirtschaft als Nebenverdienst; ihre Häuser waren Patzenhäuseln, die au getrockneten Ziegeln gebaut waren. In Poysdorf wohnte 1799 ein Strickermeister, der Büchsenmacher war in Nikolsburg. Das radizierte Falkensteiner Schmiedegewerbe kostete 1808 – 230 fl, das -zeug 250 fl. Das Poysbrunner Wasenmeistergewerbe war ein radiziertes, und der Besitzer war nicht mehr ein „unehrlicher Mann“ (er hatte keine Standesehre), sondern hatte seine Menschenwürde im Zeitalter der Aufklärung bekommen. Die Tischlerwerkstatt des Poysdorfer Meisters Andre Nagel Nr. 111 hatte mit dem Werkzeug, dem Achtel Weingarten „In den Steinbergen“ und dem Vermögen, das nach der Inventur einkam, einen Wert von 1.291 fl. Die Handwerker waren meist aus den Sudetenländern eingewandert und galten als Zugereiste und Dahergelofene, die in der Ortsgemeinschaft nicht den rang hatten wie die Bodenständigen; an erster Stelle standen die Besitzer der bestifteten Häuser, die ich für Poysdorf feststellen konnte. Der herrschaftliche Schmiedemeister Westermayer in Poysbrunn stammte aus Gerersdorf, der Falkensteiner Glasergeselle Anton May aus Kamenz in Schlesien – er konnte einheiraten und blieb in Falkenstein.

Das Poysdorfer Hofstatthaus Nr. 168 mit dem radizierten Ledergewerbe und der ganzen Einrichtung schätzte 1817 die Obrigkeit auf 13.550 fl, das Falkensteiner Kleinhaus Nr. 56 mit radiziertem Fleischergewerbe auf 3.500 fl – das Kleinhaus Nr. 18 daselbst auf 200 fl -, ein verkäufliches Schneidergewerbe in Poysbrunn auf 300 fl, das in Ottenthal auf 80 fl und das in Pottenhofen auf 15 fl; dagegen kostete in diesem Dorfe das verkäufliche Schustergewerbe im Kleinhaus Nr. 103 – 200 fl, ebensoviel in Wilhelmsdorf. Das Haus 137 in Poysdorf mit dem radizierten Tischlerhandwerk schätzte man auf 2.000 fl. Das ehrsame Tischlerhandwerk war 1821 in Ottenthal durch einen Meister vertreten; dieser Beruf litt schwer durch die Hausierer aus Mähren und Schlesien. Das Sattlergewerbe zog in den Gemeinden an der Brünnerstraße aus dem starken Verkehr großen Nutzen, sodaß die Meister reiche Männer waren; das verkäufliche Sattlerhandwerk in Gaweinstal Nr. 62 hatte einen Wert von 4.000 fl. Das verkäufliche Kürschnergewerbe in Falkenstein wurde um 60 fl und die Einrichtung um 10 fl angeboten; die Wagnerei in Alt-Ruppersdorf war ein Personalgewerbe. Das radizerte Fleischhauergewerbe in Poysdorf 129 kostete 1824 – 7.000 fl, das Waidendorfer radizierte Schmiedegewerbe auf dem Halblehnerhaus Nr. 11 – 1.500 fl, das Schmiedewerkzeug in Alt-Ruppersdorf 25 fl C. M. (1833), das Binderwerkzeug in Poysbrunn 10 fl und ein Pferd in Talesbrunn – Marchfeld 15 fl.

In Poysdorf suchte der Hausbesitzer von Nr.118 noch im Jahre 1833 bei der hohen Landesstelle um ein radiziertes Glasergewerbe an. Ob er dies bekam, ist ungewiß, weil nach 1770 keine mehr verliehen wurden. Die Fremden, welche im Weinlande eine zweite Heimat fanden, erschienen nicht immer mit leeren Händen, sondern brachten ihr Erbteil oder einen Spargroschen mit, um sich hier eine Lebensstellung aufzubauen, so z. B. Er erwähnte Anton May aus Kamenz, der 2.000 fl besaß, der Schneidergeselle Paul Berga aus Böhmen mit 50 fl, der in Poysbrunn 1782 eine Witwe heiratete,

Johann Kunert von Vierzighuben bei Zwittau mit der Summe von 1.000 fl, der auch in Poysbrunn seine Braut fand, ebenso Birnbauch aus Prittlach in Süd-Mähren (1802). Lehrer und Herrschaftsbeamte kamen zum Teil aus den Sudetenländern, die Chirurgen aus der Preßburger Gegend. Der preußische Emigrant Johann Dam ließ sich 1805 in Poysdorf nieder, Johann Somm aus Kornitz bei Mähr-Trübau blieb in Kirchstetten als Schustermeister, Lorenz Frank aus Haiden in Preuß-Schlesien fand in Drasenhofen einen Platz. Ein Kutscher bei der Poysdorfer Herrschaft Bartenstein verfügte 1818 über ein Vermögen von 400 f W. W. Eine sparsame Dienstmagd hatte 1830 ein Heiratsgut von 80 fl 20 kr, eine andere in Kl.-Schweinbarth 60 fl (ein Kleinhaus kostete da 80 fl). Dabei erhielten die Dienstmädchen nur einen bescheidenen Jahreslohn, Felix Nischberg – auch Netberg genannt -, ein nationalisierter Preuße aus Schönwald in Schlesien, war bei der Herrschaft in Poysbrunn Kälberknecht. Der Ottenthaler Schuster Johann Richter stammte aus Mähr-Trübau.

Die Eheverträge erwähnen auch die Ausnehmer, die noch Auszügler und Ausgedinger genannt wurden. Uebernahm das junge Paar die Wirtschaft, so setzten sich die Alten zur Ruhe und gingen in das Ausnahmstüberl, behielten sich einige Grundstücke und einen Weingarten, außerdem mußten ihnen die Jungen vertragsmäßig Korn, Weizen und Hafer „im gehupften Maß“geben. Das Verhältnis zwischen beiden Teilen war nicht immer ein gutes, besonders wenn sie unter einem Dache lebten. Die Alten wollten immer im Wirtschaftsbetrieb dreinreden, während die Jugend ihren eigenen Weg zu gehen wünschte, jene waren mehr konservativ, diese traten für Neuerungen ein. Daher rührt der bekannte Satz: „Übergeben – nimmer leben“ oder „Auf Kindern ihren Bänken ist hart sitzen“. Die Jungen fanden später die Abgaben zu hoch und suchten sie herabzusetzen; deshalb sind Bestimmungen im Vertrag oft peinlich genau nach dem Grundsatz, der leider heute noch gilt: „Man darf den Kindern nicht trauen.“

Da finden sich häufig recht sonderbare Punkte in den Verträgen: Das Elternstüberl mußten die Jungen in einem guten Bauzustand erhalten, alle Ausbesserungen bezahlen, den zutritt zum Keller und zum Hausbrunnen nicht verwehren; die Alten forderten oft einen eigenen Kellerschlüssel, den Dung für ihre Grundstücke und Weingärten sowie die Roßarbeit. Sollten sich beide Teile nicht vertragen, so hatte die Herrschaft zu entscheiden, ob die Alten ausziehen durften. Die Jungen mußten ihnen dann eine passende gleichwertige Wohnung verschaffen und den Zins zahlen, der Herbergzins, Auszuggeld oder Herbergsgeld hieß und im Jahr 5 – 20 fl betrug.

Verließen die Alten freiwillig oder durch eigene Schuld das Ausnahmsstüberl, so verloren sie den Anspruch auf Zinsgeld.

1780 beanspruchte eine Brautmutter lebenslänglich Kost und Wohnung bei den Konleuten; in einem anderen Fall hatte ein mühseliger Bruder für sein ganzes Leben Unterstand im Elternhaus. Sollte er aber nicht geduldet werden, so war ihm ein Herbergsgeld von 7 fl zu zahlen (1789). Eine Witwe behielt sich 2 Zwetschkenbäume auf Lebensdauer; eine andere den Mitgenuß von dem Weingarten; ein Ausnehmer begehrte im Vertrage den notwendigen Dünger und gab dafür das Stroh. 1832 erwähnt ein Vertrag die Fürsorge bei einer Krankheit und die Begräbniskosten, welche die Jungen übernehmen. Starben die Alten, so wurden sie nicht im Stüberl aufgebahrt, sondern in der großen Bauernstube, der Stätte ihres arbeitsreichen Lebens. 1834 ehelichte der Ausnehmer Franz Popp in Dobermannsdorf Nr. 59 die Ausnehmerin Margareta Schliefelner von Prinzendorf 36; jeder behielt sein Vermögen, verwaltete es selbst und beide verheirateten einander nichts; nur er schenkte der Braut 100 C. M.; es ist dies der kürzeste Ehevertrag.

1841 bestand das Ausgedinge in Pottenhofen aus Wohnung und folgender Leistung: jährlich 6 Metzen Weizen à 2 fl. 6 Metzen Korn à 1 fl, 6 Metzen Hafer à 30 kr, 5 Eimer Wein à 2 fl 30 kr, eine Kleidung im Werte von 6 fl, ½ Schober Stroh à 1 fl, jede Pflege und Wartung im Krankheitsfall und im gesunden Zustand. 1842 behielten sich in einem Fall die Brauteltern gemeinsamen Tisch bis zu Martini vor und die Hälfte der Jahresfechsung. In Poysbrunn machte sich der Vater des Bräutigams erbötig, dem Brautpaar durch 4 Jahre umsonst die Wohnung zu geben. Mußten die Jungen die Feldarbeit mit dem Pferde den Alten besorgen, so gebührte ihnen für einen Arbeitstag ½ Metzen Hafer; ein Auszügler wünschte sich, acht Hühner halten zu dürfen.

Dem Geist der Zeit entsprach es, daß bei jeder Person die Stellung in der Dorfgemeinschaft angegeben wurde Ganz- Halb- Viertel- und Achtellehner, Klein-, Patzen- und Herbergshäusler, Besitzer eines Hauer-, eines Doppellehenhauses (in Poysbrunn) und eines ¾ Lehenhauses (in Bullendorf Nr. 49). 1821 wird in Dobermannsdorf ein „Mitnachbar“ erwähnt (sicher der Besitzer eines bestifteten Bauernhauses, das einen bevorzugten Rang in der Gemeinde besaß). Framde wiesen einen „Losbrief“ vor, daß sie aus dem früheren Herrschaftsverband und aus der alten Untertänigkeit vorschriftsmäßig entlassen wurden. Bei Standespersonen und bei Wohlhabenden fehlten nicht die Eigenschaftswörter wie: wohledle, tugensame achtbare Jungfrau, eine liebe Braut, eine vielgeliebt Frau, ein wohledler bürgerlicher Herr Gastwirt, eine ehrbare Wittib, ein geliebter Bräutigam, eine angehende Kleinhausbesitzerin, ein Zimmerbesitzer (1830 in Poysdorf), ein Alleinbesitzer eines Hauerhauses, ein Besitzer eines Hofstatthauses, eine Ausnehmerstochter, eine Untertanstochter der Wilfersdorfer Herrschaft, eine diesherrschaftliche Untertanstochter, eine selig verstorbene Muhme, der Alleinbesitzer der Hofstattbehausung in Poysdorf Nr. 18, ein Achtelhausbeitzer in Poybrunn Nr. 499. Je wohlhabender die Leute waren, desto mehr Beiwörter mußten geschrieben werden; bei den Armen war man kurz und bündig. Da galt der bekannte Satz: „Wenig Geld, wenig Musik.“

Die Ortsnamen schrieb der Beamte, wie sie das Volk aussprach: Felling, Zlabing, Drasenhof, Schweinburg (1779) und Pottenhof. Als Feldmaße galten: Joch, Gwanten, Viertelacker, Viertel-, Achtel- und Dreiviertel-Weingärten, sogar 1779 ein Sechstel Weingarten. Die Bezeichnungen Gräften und Balten im Weingebirge kommen oft vor. In den Gemeinden gab es noch Krautgärten, die am Veitstag einzäunt sein mußten. Darum hatten Falkenstein (1794) und Ottenthal (1846) Felbergärten, Alt-Lichtenwarth Felberfleckeln im „Kirchengrund“; ein Hanfgartl schätzte die Obrigkeit 1805 auf acht Gulden. Einen Hanffleck verzeichnete 1849 Alt-Ruppersdorf „Am Bach“ und Poysbrunn 1828 ein Hanfland und Hanfpoint. Falkenstein, das durch seine Krimlingäpfel bekannt war, betrieb in den vielen Baumgärten eine beachtenswerte Obstbaumzucht; hier ist auch die Rede von einem Waldanflug in den „Pußtabergen“. Das Gemeindegebiet heißt Burgfrieden und Freiheit; bei der Angabe der Grundstücke werden die Ried und die angrenzenden Nachbarn genannt; die Parzellen-Nummern waren noch nicht bekannt.

1779 besaß Ottenthal eine Wind- und Wassermühle. In Poysbrunn dehnte sich noch 1795 der große Fischteich bis zur „Schafwosch“ aus, dessen Dämme auch heute in der Landschaft zu erkennen sind. Statt Herrschaftsverwalter war die Bezeichnung Maier gebräuchlich. 1834 fand ich den Ausdruck „Zwiebrache“.

In den Eheverträgen kommen Flurnamen vor, welche heute nicht mehr vom Volke gebraucht werden und in den Gemeindemappen fehlen, z. B. In **Steinebrunn:** in Fedeln, in Krautländen, Türkenbreiten, Türkenberg. Gänseheide, alte Haarbreiten und Suchentrinken. In **Drasenhofen:** in Kölbln, Holzlissen, in der oberen Gsten (mit den Kellern), in Krautlissen, im Kashof, in Spitzen, in Röhrln, beim Teich und Goldberg. In **Falkenstein:** Hochstraß, in Honigbatteln, Martinsberg, in der Sonnleiten, Stürzenbühel, Ayergasse, auf der Windmühle, Turmberg, Sauberg, in Gugeln, Steinzeile und am neuen Weg. In **Alt-Ruppersdorf:** in Steinweingärten, auf der Heid, in der Landaschlichten, auch Landschaschlichten, Heidlissen, Bachluken (vielleicht Poluken) und Schafberg (mit den Preßhäusern). **Föllim:** in der Dornleiten. **Ottenthal:** in Zwenten, in Siedeln, Grubenthal, in der Pettenau, in der Hohenau, auf dem Schoder und in der Fallwiesen neben dem Kirchstettner Herrschaftswald. In **Stützenhofen:** in Wiesenthal, in Miselharten, in Gansbergen, Bombirg, auch Bangebirg und im Baumgebirg und in Keilternwiesen. In **Klein-Schweinbarth:** Freudenthal, in der Letschen, auf der Hochstraß, beim Eichl und Lasterfarn. In **Poysbrunn:** beim Teich, junge Hengring, Birktalen, Schafberg, Triftberg, Grillenbühel, Salzberg, Josefsberg, in Lehenbergen, in Veigelbergen, Hühnerbreiten (mit Kellern), Schattergaßl (mit Kellern)), Zwergzeil und auf der Kohlstatt.

Den Wellenschlag der Geschichte mit den großen Ereignissen spürt man in den Verträgen: in den Kriegsjahren stieg die Zahl der Eheschließungen, weil der verheiratete Wirtschaftsbesitzer nicht zum Militärdienst einrückte; dazu nahm man nur die besitzlosen Armen, die nichts zu verlieren hatten; diese Haltung nahm ein Poysdorfer Bauer noch 1940 ein. Die Vorurteile vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht und wuchern wie ein Unkraut in den Gemeinden des Landes. 1779 gab es 24 Eheschließungen „Kartoffelkrieg“ mit Preußen, 1805 – 27, 1809 – 13 und im Cholerajahr 1832 – 29; in wirtschaftlich schlechten Jahren sinkt die Zahl: 1781 – 7 (von Februar bis Oktober keine), 1791 – 8, 1796 – 12, 1812 – 5 und 1816 – 10, 1779 gab es Soldaten, die auf eine bestimmte Zeit beurlaubt waren. Nach der französischen Revolution nannten sich die Marktbewohner Bürger, z. B. in Herrnbaumgarten und Poysdorf, die Burschen Bürgersöhne und die Falkensteiner Mitbürger. Die Revolution, die bei uns Furcht und Schrecken verbreitete, entstand nach der Ansicht der Obrigkeit aus dem Unglauben. Deshalb schärfte der Amtmann dem Brautpaare ein, die Kinder im christlichen, katholischen Sinn standesgemäß zu erziehen, sie fleißig in die Schule zu schicken, sie mit Kost und Kleidung zu versehen und ihnen ein gutes Beispiel zu geben. Trotzdem verschlechterten sich die sittlichen Verhältnisse auf dem Lande, die Moral erreichte einen Tiefstand nach 1809 und die Zahl der unehelichen Kinder stieg nach 1824; sie wurden aber gleich den ehelichen behandelt, in ihren Rechten nicht verkürzt und erhielten gleiche Erziehung in der Familie wie die ehelichen.

Die Sterblichkeit der Kinder und Frauen war sehr groß; doch sagte der Bauer: „Weibersterben kein Verderben, ab Roß verrecken bringt den Bauer auf den Bettelstecken“. Mancher Bauer heiratete dreimal. Die Herrschaft schaute strenge darauf, daß den Kindern das Erbteil festgesetzt und sichergestellt wurde. Nach 1804 erscheinen Soldaten und Landwehrmänner in den Verträgen, die eine Bewilligung zur Eheschließung vom Militär in der Herrschaftskanzlei vorzeigen mußten. Sie dienten bei den Deutschmeistern oder beim Erzherzog-Karl-Regiment Nr. 3; einer kam von Lemberg, wo er den Abschied erhalten hatte. Mancher war stolz auf dieses Dokument, das er sich einrahmen ließ und damit die Zimmerwand schmückte. Ein Schmiedegeselle arbeitete in einer Gewehrfabrik; Landwehrmänner, die geheiratet hatten, versahen ihren Militärdienst weiter. Ein Wanderer aus dem Königreich Bayern fand in Poybrunn bei der Herrschaft als Knecht eine Lebensstellung. Stephan Kletzer in Poysbrunn war ein ausgedienter Kapitulant; Heinrich Flügl kam aus Preuß-Schlesien und heiratete 1815 die Katharina Choltz in Pottenhofen. Nach 181 tauchten Urlauber, Invalide und Heimkehrer sowie ausgediente Landwehrmänner bei uns auf, die sich im Weinlande eine Lebensstellung sichern wollten.

Der Geldkrach in den Jahren 1811 und 1816 verschlechterte die wirtschaftliche Lage aller Stände, die langsam in Schulden gerieten. Der Poysbrunner Lehrer Stephan Schindler, der bei einem Vermögen von 844 fl – 520 fl Schulden hatte, deckte sie nur teilweise mit dem Heiratsgut von 355 fl, das ihm die Braut in die Ehe brachte. Es war die Blütezeit der Wucherer, welche aus der Not der Mitmenschen in schamloser Weise ihren Nutzen zogen, der aber oft in den Händen der Nachkommen zerrann wie der Aprilschnee in der Sonne. Das Volk sagte mit Recht: „Unrecht Gut kommt nicht bis in das dritte Geschlecht.“

Unter den Handschriften der Brautleute und zeugen, die manchmal kaum leserlich sind, fiel mir die des Malermeisters Wenzel Zeiner von Poysdorf auf (1832). Obwohl die Regierung schon 1771 die Hausnummern für die Ortsgemeinden angeordnet hatte, finden sie sich in den Ehekontrakten erst nach 1830; denn sie waren bei den Bewohnern verhaßt, sodaß mancher sie am Haus gar nicht anbrachte. 1835 wird in Ottenthal ein Haus mit einem Ziegeldach erwähnt, während sonst Rohr- und Strohdächer noch vorherrschten. Diese verschwanden aber, als die Feuer- und Brandschaden-Versicherung in den Dörfern festen Fuß faßte. Wurde das Strohdach entfernt, so beanspruchte der Ausnehmer die Hälfte der Dachschabeln.

Auch die Parzellen-Nummern fanden bei den Bauern wenig Anklang. Der Sohn des Poysbrunner Hofschmiedes Anton Westermayer besuchte 1841 einen Kurs im Tierarznei-Institut in Wien, da er Kurschmied-Tierarzt wurde. 1844 führte ein Vertrag die Feuerversicherung in Drasenhofen an, deren Wert der Bauer zuerst nicht verstand. Die Soldaten unserer Heimat verbrachten ihre 12jährige Dienstzeit zum größten Teil in Italien. Die Stallfütterung der Kühe war in Alt-Ruppersdorf unbekannt, da die Hutweide noch 1846 bestand. Als iiim März 1848 die Kanzlei der Herrschaft geschlossen wurde, unterblieben eine Zeitlang die Heiraten. Nach kurzer Zeit führte die Herrschaft als „Amtsverwaltung in Poysbrunn“ die Geschäfte weiter bis zum 5.Oktober 1849; in diesem Jahr sah man in Falkenstein die erste mit Ziegeln gedeckte Scheune und die ersten Kleefelder in Poysbrunn – bei der Wilfersdorfer Herrschaft schon 1790. Die letzte Amtshandlung erfolgte am 5. Oktober 1849, damit schloß ein wichtiges Kapitel der Feudalherrschaft, und eine neue Zeit begann, in welcher der Bauer nicht mehr Untertan, sondern ein freier Staatsbürger war.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1962, S. 113 – 115, 127 - 130

Aus den Matriken der Stadt Poysdorf.

Es sind alte Bücher mit vergilbten Blättern und verblaßter Unterschrift, die in einem alten Kasten des Pfarrhofes stehen und die selten jemand zur Hand nimmt. Sie reichen zurück bis zum Jahre 1717. Die älteren Matriken sind in Verlust geraten oder durch Feuer zerstört worden. Auf dem Konzil zu Trient (1545-1563) wurden die Pfarrmatriken angeordnet, doch befolgte man nicht überall den Befehl; geführt wurden zuerst die Bücher vom Schulmeister oder, wo keine Schule war, vom Geistlichen selbst. Man bediente sich der lateinischen Sprache und die Bücher enthielten keine Rubriken, so daß die Eintragungen recht mangelhaft sind. Die Taufen, Hochzeiten und Sterbefälle sind in einem Buche eingeschrieben, das zu diesem Zwecke in 3 Abschnitte geteilt wurde.

War das Kind sehr schwach, so nahm die Hebamme sofort die Taufe selbst vor. Diese Nottaufe wie auch die Totgeburten wurden genau verzeichnet, ebenso ob das Kind ehelich oder unehelich (legitim oder illegitim) ist. Den unehelichen Kindern haftete ein gewisser Makel an, daher sie schwer im Handwerke Meister wurden. Erst unter Kaiser Josef II. kam in die Führung der Matriken mehr Genauigkeit und Ordnung. Es gab von nun an Tauf-, Ehe-, und Sterbematriken, die vorgeschriebene Rubriken hatten. Die lateinische Sprache wurde verboten und die Eintragungen sind in deutscher Sprache niedergeschrieben. Der Priester, der das Kind taufte, und die Hebamme werden verzeichnet, ebenso der Tag der Geburt, der Taufe, der Name der Eltern und der Paten, ihr Beruf und ihr Wohnort. Die Pastoren durften keine Matriken führen, das war ein Vorrecht der römischen Kirche in Österreich.

Was die Taufnahmen betrifft, so wählte das Volk in der Regel 2 - 3 Namen aus, die einen interessanten Einblick in die Gedankenwelt und Empfindungen unserer Vorfahren werfen. Bei den Knaben überwiegt der Name Johann (der Täufer), da ja die Pfarrkirche diesem Heiligen geweiht ist. Fast jeder 4. Knabe heißt Johann, so daß bei uns damals das Sprichwort „Hans aus allen Gassen“ seine volle Gültigkeit hatte. Beliebt waren bis zum Jahre 1784 die Doppelnamen: Johann Georg, Johann Jakob, - Paul, - Michael, - Martin. Daneben erschienen auch die uralten Namen, die noch heute zum Teil das Volk mit Vorliebe wählt: Michael, Georg, Martin, Sebastian, Matthias, Peter, Florian, Paul; vereinzelt kommen vor: Tobias, Adam, Joachim, Balthasar, Simon, Nikolaus, Jakob, Thaddäus, Laurenz, Zacharias, Christophorus, Elias, Melchior, Daniel, Dominik, Gottfried, Augustin, Emanuel. Die heute stark verbreiteten Namen: Anton, Josef, Heinrich, Leopold, treten sehr selten auf, erst in den letzten Jahrzehnten werden sie mehr bevorzugt. Die schön klingenden deutschen Namen: Günter, Wolfgang, Albert, Reinhold usw. gehören der Gegenwart an, in den alten Büchern vermißt man sie ganz.

Bei den Mädchen wählte man mit Vorliebe die Namen Marie und Anna, die ja das Ideal einer sorgenden und liebreichen Mutter sind. Diese beiden Namen verknüpfte man mit anderen und so kann man folgende Zusammensetzungen lesen: Maria Elisabeth, - Barbara, - Magdalena, - Eva, - Helena oder Anna Rosina, - Katharina, - Elisabeth, - Christina. Namen, die heute selten den Kindern gegeben werden, die aber früher häufig auftraten, sind: Eva, Ursula, Viktoria, Eleonora, Cäcilia, Judith, Notburga, Brigitta, Veronika, Genoveva, Kunigunde, Sabina, Susanna, Sybilla, Sophie, Thekla. Auch bei den Mädchen greift man in den letzten Jahren zu den schönen altdeutschen Namen, die in den Heldenliedern unseres Volkes vorkommen und die ein Zeichen des erwachenden völkischen Gefühles sind. Bei der Auswahl der Namen für ein Kind spielen viele Umstände eine wichtige Rolle. Man tauft das Kind nicht zurück, man berücksichtigt die Namen der Eltern, der Paten, der Geschwister oder der Großeltern, man will mit der Mode gehen oder wählt einen ganz absonderlichen Namen und gibt oft den Knaben 2-4 Namen, darunter den seiner Mutter. Den letzten Jahrzehnten muß man die Namen: Leopoldine, Josefine, Karoline, Wilhelmine usw. zusprechen. Die strenge Regel der Vergangenheit: „Den Knaben männliche Namen, den Mädchen weibliche“,ist jetzt vielfach durchbrochen. Die regellose Zeit, die sich auch sonst überall zeigt, hat auch in den Taufnamen ein Durcheinander hervorgerufen. Einzelne Familien halten an bestimmten Namen zähe fest, so zum Beispiel die Familie Zangl an Georg, Weißböck an Anton, Schödl an Matthias, Schlemmer an Josef, Rieder an Josef. Die Kinderzahl war früher eine größere als heute. Das war auch notwendig, weil die Seuchen, die Kriege, die Kinder- und Frauenkrankheiten viele Opfer forderten und weil die wirtschaftlichen Verhältnisse besser waren als heute. Daß Männer oft 3-4mal heirateten, ist ein Beweis für große Frauensterblichkeit. Man kann ruhig sagen, daß 25-30% der Kinder im frühen Alter starben. Daß man auch früher Kinder weglegte, dafür spricht eine Anmerkung „ein Kind getauft, das man am Weißenberg fand“. Wer es weglegte, darüber zerbrach man sich nicht den Kopf. Im Jahre 1726 visierte der Bischof von Passau die hiesige Kirche, spendete die Firmung und fuhr nach Walterskirchen weiter. Unter den Taufpaten sehen wir oft „vagierender Bettler“ oder „abgedankter Soldat“. An solchen Leuten war unsere Heimat reich. Niemand kümmerte sich sehr um die Armen. Sie waren sich selbst überlassen und scheuten von Gewalt oder Einbruch nicht zurück. Klagte man über Einbrüche und Raubanfälle, so wurden Streifungen unternommen und alle, die man erwischte, standrechtlich abgeurteilt. Bis zum Jahre 1784 gehörten zur Poysdorfer Pfarre Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf. Die beiden letzteren Orte erhielten von Kaiser Josef in dem erwähnten Jahre eigene Kirchen und wurden von Poysdorf abgetrennt. Um 1780 sind bei uns Soldaten verschiedener Regimenter einquartiert. Da der Staat keine Kasernen hatte, so schickte er die Soldaten in die Dörfer und Städte, wo ihnen die Bauern und Bürger Wohnung und Kost gegen eine mäßige Entschädigung geben mußten. Im Jahre 1780 war Lothringer Infanterie bei uns, 1781 das Inf.-Reg. Karl von Toskana, 1786 das Karl Johann-Regiment, 1788 Kanoniere und Erzherzog Karl-Infanterie; 1809 plünderten am 18. Juli die Franzosen die Kirche von Hadersdorf. 1791 kam eine Frau mit dem Postwagen hier an und wollte nach Wien weiterreisen. Im Gasthause entband sie, und die Reise mußte verschoben werden.

In den Ehematriken wird bei dem Bräutigam der heute nicht mehr gebräuchliche Ausdruck Junggeselle, bei der Braut-Jungfrau angeführt. Der Witwer heißt Wittiber, die Witwe Wittib. Seit 1814 ist die herrschaftliche Bewilligung angeführt. Die Brautleute mußten bei ihrer Grundherrschaft, das ist Poysbrunn, Wlifersdorf, Rabensburg, Prinzendorf, Oberleis usw. um die Heiratsbewilligung ansuchen. Nach dem Jahre 1848 erteilt diese die Bezirkshauptmannschaft Poysdorf, dann die Gemeinde oder das Bezirksamt und schließlich verschwindet sie ganz. Das Kreisamt konnte die Befreiung vom 2. und 3. Aufgebot erteilen. Sowie heute kamen Trauungen auch in Wien und in den Nachbardörfern vor. In den letzten Jahrzehnten wird es beliebt, in einer Gnadenkirche sich trauen zu lassen. Maria-Bründl oder Maria Zell kommen da für Poysdorf besonders in Betracht. Brautzeugen wurden anfangs 4 genannt, jetzt genügen 2.

Die ersten Sterbebücher enthalten nur den Sterbetag. Erst im Jahre 1790 wird die Todesursache angegeben, ohne daß eine ärztliche Beschau stattfindet. Da finden wir bei den Erwachsenen folgende Krankheiten, an denen sie starben: Fieber, Zehrfieber, Brand, hitziges Fieber, Abzehrung, Entkräftung, schleichendes Fieber, altershalber, Nervenfieber, brustkrank, Dampf, Schlagfluß, hinfallende Sucht, Seitenstechen, Gedärmentzündung, Gliederreißen, Kolik, miserere Krankheit, Gedärmbrand, Cholera, Ruhr, Übersetzung des Krankheitsstoffes auf das Gehirn. Hinter diesen Krankheiten dürften sicher viele andere stecken, die man aber damals nicht kannte. Daß man auch Scheintote beerdigte, davon wissen alte Leute noch manches Stücklein zu erzählen. Der Adel war in dieser Hinsicht ein wenig vorsichtiger und ließ seinen Toten den Herzstich geben, die Pulsadern aufschneiden oder das Herz herausnehmen. Kaiser Josef II. ordnete an, daß jeder Verstorbene mindestens 24 Stunden liegen muß, ehe er begraben wird. Bei den Kindern sind folgende Krankheiten erwähnt: Gelbsucht, Fraisen, Brand, zurückgetretene Masern, Schwäche, Abweichen, Pocken, Blattern und Keuchhusten. Die letzten drei rafften oft die Hälfte der Kinder weg. Eine Impfung gab es nicht. Kinderpflege und Jugendfürsorge waren damals unbekannte Dinge. Die große Kindersterblichkeit ist eine auffallende Erscheinung der Vergangenheit. Gewiß hatten die Eltern eine geringe Kenntnis von der Pflege und Ernährung des kranken Kindes. Sie hatten oft auch keine Zeit, da ja jede Arbeit mit der Hand ausgeführt wurde und die Leute körperlich überanstrengt waren. Die Kinder wurden mit dem 12. Lebensjahre zur Feldarbeit angehalten. Dazu kamen oft feuchte, ungesunde Wohnungen, schlechte Lüftung, wenig Sonne, viel Staub, Alkohol und die Inzucht, da die Heiraten in der Verwandtschaft oft vorkamen; trotzdem gab es auch recht alte Leute mit 80-90 Jahren. Im Jahre 1809 starben bei uns viele Soldaten an Nervenfieber. Es waren Franzosen, eigentlich Württemberger, die unter den Fahnen Napoleons kämpften. Darunter war 1 Kalviner und 17 Angehörige der „Altgläubischen Religion“. Sie wurden am Militärfriedhofe am Weißen Berg beerdigt. Poysdorf hatte drei Friedhöfe: den bei der Pfarrkirche, den bei der Barbarakapelle und den erwähnten Militärfriedhof, wo auch Fremde bestattet wurden. Diese Friedhöfe werden heute nicht mehr belegt. Bei den Armen oder Fremden wird gar nichts erwähnt. So heißt es 1728: „Ein armer Mensch gestorben“ oder „unter dem heutigen Dato ist ein Bauernknecht gestorben ungefähr 30 Jahre alt“ oder“ unglücklicherweise im Salpeterkessel verbrannt ein 24jähriger Arbeiter“. Seit 1812 führen die Matriken an, ob der Verstorbene versehen wurde oder nicht. 1813 werden viele Soldaten begraben; es gab bei uns damals galizische Infanterie, italienische Kriegsgefangene und französische Überläufer. Ein solcher wurde 1814 von einer Mauer erschlagen und gerichtlich beschaut. Im gleichen Jahre ertranken bei dem Hochwasser 16 Personen, die alle gerichtlich beschaut wurden. Im Herbste starb ein „unzeitiges Kind“. Seit 1830 kam die ärztliche Beschau auf und wird auch genau verzeichnet. Bei den einfachen Begräbnissen heißt es „begraben“, bei den festlichen „conduciert“. Die Stolaverordnung aus dem Jahre 1774 regelte die Geldgebühren allerpriesterlichen Verrichtungen. Die Landeseinwohner wurden zu diesem Zwecke in drei große Gruppen eingeteilt:

1. Höherer Adel: Fürsten, reicher Ritterstand, armer Landadel.
2. Bürger: Reiche, Bemittelte, Handwerker, Handwerksgesellen, Lehrjungen.
3. Dorfbewohner: Ganz-, Halb-, Viertellehner, Keuschler, Taglöhner und Hauer.

Die Geldgebühren waren genau vorgeschrieben bei Verkündigungen, Hochzeiten, Taufen, bei Begräbnissen, Totenmessen, Seelenämtern, Leichenreden und beim Glockengeläute. Die Stola gehörte dem Pfarrer; niemand durfte außerhalb seiner zuständigen Pfarre eine priesterliche Leistung verlangen. Tat er dies, so gehörte die Stolagebühr auch dem Geistlichen der Heimat. Die Ordnung ist bis ins kleinste ausgeführt, sogar die Ministrantenbuben hat man nicht vergessen. Sie regelte den Chorgesang, die Entlohnung der Sänger und des Schulmeisters, die Leichenreden, das Glockengeläute ( gezahlt wurde es nach Stunden, sogar nach Halb- und Viertelstunden), die Verwendung der Bahrtücher und Klagemäntel, die Bezahlung der Kondukteinsager und Fackelträger, die Grüfte und Grabstellen, die Schwarzbedeckung des Hochaltares, das Aufstellen des Totengerüstes, der Wappen und Totenkopfschilder, die Zunftzeichen und Bruderschaftsinsignien. Wappen hatte nur der Adel, der auch beim Begräbnis zwölf Fackelträger verwenden konnte. Bauern und Bürger durften das nicht. Die Anzahl der Kerzen beim Sarge war auch genau vorgeschrieben. Seit 1774 wurden die Grüfte in der Kirche verboten. Der Eingang in dieselben mußte von außen erfolgen. Arme Leute erhielten eine Grabstelle umsonst. Sie hatten keine Gebühren zu entrichten. Anzeigen und Beschwerden konnten an das Kreisamt in Gaweinsthal, beziehungsweise in Korneuburg gemacht werden. Vergessen ist heute diese Stolaordnung, verschwunden sind die großen prunkhaften Leichenfeierlichkeiten, die jener Zeit angehören, da ein patriarchalischer Geist unser Volk beherrschte.

Aus den Matriken erfahren wir noch viel über das Gewerbe und das Handwerk in der Vergangenheit unserer Stadt. Es gab viel mehr Handwerker als heute; denn der Bauer deckte seinen Bedarf bei hiesigen Geschäften. Es gab noch keine Fabriken, keine Lagerhäuser, keine Bahnen, mit denen heute jeder leicht und schnell nach Wien fährt, um da seine Einkäufe zu besorgen. Es war die Zeit, da das Handwerk wirklich einen goldenen Boden hatte und wo der Meister einen gewissen Stolz in seine gediegene Arbeit setzte. Da gab es in Poysdorf Büchsenmacher, Seilermeister, Zimmerleute, Eisenhändler, Gärtner, Geigenmacher, Zimmermeister, Bestandmüller, Posamentierer, Seifensieder, Hafnermeister, Griesler, Schlosser, Färbermeister, Tischler, bürgerliche und herrschaftliche Binder (hatten eine eigene Zunft), Schmiede, Nadler, Buchbinder, bürgerliche und herrschaftliche Gastgeber, Bäckermeister, Sattler, Uhrmacher (1803 zum ersten Mal erwähnt), 2 geprüfte Hebammen, Hutmacher, Klampfer, Stechviehhändler (1825), Schuhflicker, Essigsieder, Wagner, Wildbrethändler, Kürschner, Fischhändler, Kotzenmacher, Lederermeister, Handschuhmacher, Riemenmeister, Kammacher, Maurer (die hatten eine eigene Innung und die Fahne befindet sich in der Kirche), Stricker, Leinenhändler, Gerber, Lebzelter, Salzverschleißer, Wachsbleicher und Töpfer. Von den Angestellten werden erwähnt: Tabaksaufseher, Tabaksbeamte (1788), Postillons, Tabakverleger, Lottokollektant (1818), 1 und später 2 Chirurgen oder Wundärzte, Justitiär, passauische Grundrichter, Dorfrichter, ein fürstlich liechtensteinischer Amtmann, Verwalter, Straßeninspizient, Weginspizient, Zechmeister und Presbyter (heute heißen sie Kirchenväter), 1788 war eine Saliterei nahe bei der heutigen Dampfmühle, die viele Arbeiter beschäftigte. Ein Wundarzt wohnte in der Brunngasse, der auch eine Badestube besaß.

Ein anschauliches Bild der Volksbewegung in den letzten 200 Jahren möge folgende Übersicht geben.

|  |  |  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Jahr | Geburten | Hochzeiten | Sterbefälle |  | Jahr | Geburten | Hochzeiten | Sterbefälle |
| 1718 | 132 | 34 | 102 |  | 1840 | 94 | 18 | 48 |
| 1728 | 169 | - | 144 |  | 1860 | 72 | 18 | 55 |
| 1740 | 148 | 32 | 111 |  | 1880 | 83 | 18 | 55 |
| 1760 | 152 | 29 | 124 |  | 1900 | 83 | 20 | 50 |
| 1780 | 169 | 44 | 98 |  | 1920 | 78 | 19 | 55 |
| 1800 | 83 | 26 | 103 |  |  |  |  |  |
| 1820 | 79 | 15 | 57 |  |  |  |  |  |

Wir sehen daraus eine langsame Abnahme der Bevölkerung, die sich nicht nur in Poysdorf, sondern auch in den umliegenden Gemeinden zeigt. Die Bevölkerung im Waldviertel [ist hier doch das Weinviertel gemeint?] geht in den letzten Jahrzehnten zurück. Schuld daran trägt der Rückgang der Geburten und die Landflucht. Dafür wanderten aus den Sudetenländern viele ein und gründeten sich da eine Existenz. Im Jahre 1900 zählte man nach den Berechnungen von Firbas 67.516 Eingewanderte von Böhmen, Mähren und Schlesien. Von Mähren allein waren 39.466 eingereist. Seit 1918 ist der Zuzug gesperrt und unser Land macht eine schwere wirtschaftliche Krisis durch; dies drückt sich natürlich in der Bevölkerungszahl aus.

Aus den Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Feldsberg (1743-1776).

Einen lehrreichen Einblick in das wirtschaftliche und kulturelle Bauernleben der 4 Dorfgemeinden Garschönthal, Bischofswart, Ober- und Unter-Themenau gewähren die Protokollbücher der Herrschaft Feldsberg, welche die Beamten der fürstlichen Kanzlei genau führten; eine mustergültige Buchführung und eine strenggeregelte Wirtschaft war ja den Liechtensteinschen Herrschaften eigen, die alle Akten, Aufzeichnungen und Urkunden sorgfältig bewahrten und der Nachwelt überlieferten.

Gleich nach einem Sterbefall erschien der fürstliche Amtmann und nahm im Beisein des Dorfrichters und der zwei Geschworenen den Nachlass auf; selbst Kleinigkeiten und nebensächliche Dinge wurden geschätzt, das Vermögen und die Schulden berechnet, die Ansprüche der Hinterbliebenen geregelt und das „Abfahrtsgeld“ eingehoben, das nahm die Herrschaft und zwar von einem Gulden 6 Kreuzer. Ohne Streit und Zank gingen diese Abhandlungen wohl nie ab, weil der zurückgesetzte Teil seinen Ärger auf solche Weise zum Ausdruck brachte; das war immer so in den Dorfgemeinden und ist auch heute noch nicht ausgestorben; doch zeigte sich die Feindschaft und Unzufriedenheit erst nach der Verhandlung, protokolliert wurde so etwas nie. Der Amtmann ermahnte zum Schluß den überlebenden Elternteil, die Kinder in allen christlichen Tugenden zu erziehen, sie mit Kost und den notdürftigen Kleidern zu versehen und ihnen nach ihrer „Vogtbarkeit“ das gesetzliche Erbteil in gangbarer Münze auszubezahlen.

Die Sterblichkeit war damals infolge der schlechten Lebensverhältnisse sehr groß; die sogenannten Wundärzte hatten keine fachgerechte Ausbildung und hatten ein sehr geringes Wissen; dasselbe galt von den Hebammen. Mancher Bauer heiratete zwei- oder dreimal, sodaß dann in manchem Hause ebensoviel verschiedenen Kinder vorhanden waren, was für den Hausfrieden ein großes Hindernis war. Die Stiefmütter brachten den Kindern aus der anderen Ehe wenig Liebe und Verständnis entgegen, oft wurden sie herumgestoßen und zu schweren Arbeiten verwendet, sodaß ihre Gesundheit schon in der Jugend Schaden litt.

Die Bauernhäuser teilte man ein in ganze und halbe (im Bereiche der Wilfersdorfer Herrschaft gab es dagegen Ganz-, Halb-, Dreiviertel- und Viertellahner). Daneben werden noch erwähnt: das Hauer-,Klein-, Inleuthaus und das Gstettenhäusel; viele Arbeiter und Taglöhner erwarben sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein bescheidenes Häusel, das aber meist in der Gstetten erbaut wurde; diese Bewohner waren aber den Bauern nicht ebenbürtig.

Bebaut wurden die Häuser aus rohen Ziegeln, die an der Sonne getrocknet wurden; doch nahm man für die Grundmauern meist Steine aus dem alten Steinbruch von Garschönthal, der schon in der Zeit der Renaissance den Gutsherren in der Umgebung Bausteine lieferte. 1763 kosteten 1000 Stück rohe Ziegel 1fl.30kr.; gebrannte Ziegel führt das Protokollbuch 1765 an; solche konnten nur die Wohlhabenden verwenden, die das notwendige Geld hatten. 1743 wird in Bischofwart ein Schüttkasten erwähnt; damals wandte man der Bodenbearbeitung langsam mehr Sorgfalt zu, sodaß man bessere Ernteerträge erzielte; einen nachhaltigen Einfluß in dieser Hinsicht übte die Herrschaft Feldsberg aus, von der die Bauern etwas lernen konnten.

Die Feldwirtschaft regelte das uralte Dreifeldersystem, das noch von Karl d. G. stammte; dieses setzte den Flurzwang voraus, sodaß die Bauern in einem Gebiet ihre Kornfelder hatten, in dem anderen sah man den Hafer und das dritte war die Brache; wegen Düngermangels ruhten sich die Felder ein Jahr aus. Um Diebstähle zu verhindern, stellte jede Gemeinde Feldhüter auf, im Herbste auch solche für den Türkenweizen.

Angebaut wurden Korn, Weizen, Gerste (wenig), Hafer, Mais (nach 1780), Hirse (auch Prosse genannt), Erbsen, Linsen und Hanf; für das Kraut hatten die Gemeinden einige Felder (Krautgärten), die mit einem Holzzaun umgeben waren, damit das Wild keinen Schaden anrichte; gerade hier war in der Nähe des Theimwaldes der Wildschaden sehr bedeutend. Kraut und Hirse waren eine beliebte Bauernspeise und wurden in großen Mengen verzehrt; sie waren damals das, was heute die Erdäpfel auf unserem Tische sind; aus der Hirse machte man den Sterz, der oft das Brot ersetzen mußte, wenn das Korn fehlte; darum hatten manche Mühlen einen Hirsegang.

Die ersten Kartoffeln wurden in Feldsberg gesetzt, weil der fürstliche Schlossinspektor Johann Wiegand schon 1759 eine Schrift über den Kartoffelanbau verfaßte (im Buche „Der wohlerfahrene Landwirt“). Die Liechtensteinische Herrschaft verfügte über tüchtige Beamte, die mit Wort und Tat für die Neuerungen eintraten.

Hanf gab es in Bischofswart sehr viel, aus dem die Bauern Werg und Leinen herstellten; daneben brachten die Hausierer von Nordmähren (besonders Deutsch-Liebau) viel „Hausleinwand“ in diese Gegend. Die Weber von Bischofswart gehörten 1775 nach Falkenstein „zum Handwerk“; hier bestand schon seit dem 30jährigen Krieg eine Weberzunft, die alle Meister und Gesellen im Grenzland erfaßte.

1751 nennt ein Protokoll Graupen, die sicher aus Gerste gemacht wurden und als Nahrung in der bäuerlichen Küche Verwendung fanden (Suppen und Würste).

Bienenstöcke werden selten angeführt. 1774 gab es in Ober-Themenau 30 Bienenstöcke in einem Haus. Der Honig war der einzige Süßstoff in den Bauernhäusern und wurde mehr als Arznei verwendet; das Wachs brauchte man für die Kerzen. Die Lebzelter – in Feldsberg war einer 1750 – kauften ihren Honig und ihr Wachs von polnischen und slowakischen Händlern.

Der Mohn fehlte, doch wurde er sicher in geringen Mengen in den Krautfeldern gesät.

Gedroschen wurde das Getreide in der Drischel; Maschinen gab es noch nicht. Die Anbaufläche war auch nicht so groß wie heute, weil ja ein Drittel des Gemeindegebietes brach lag. Die Körnerfrucht maß man nach Metzen; der Dorfrichter besaß einen geeichten Metzen sowie ein Viertel; die aber vom fürstlichen Beamten öfters nachgeprüft wurden; seit 1720 schaute die Regierung strenge auf Ordnung im Wirtschaftsleben und sah darauf, daß nur geeichte (zimentierte) Maße, Gewichte und Waagen verwendet wurden. Das nächste Zimentierungsamt befand sich in der Stadt Zistersdorf. Die Bauern verkauften das Getreide in Lundenburg, das hier im Grenzraume eine überragende Stellung hatte; denn der Wirtschaftsradius dieses Marktes griff bis nach Drösing und Mistelbach. Die Mühlen besuchten die Bewohner in Neudeck, Rampersdorf, Lundenburg und Rabensburg; die Müller waren in der Regel gutgestellte Leute, die ihr Geld an die Dorfbewohner liehen.

Viehzucht: In den Gemeinden fällt die geringe Zahl der Pferde auf, obwohl doch hier der beste Boden für eine ertragreiche Pferdezucht war; dazu benötigten damals die Untertanen für die herrschaftliche Robot mehr Zugtiere im eigenen Haushalt. In Themenau und Bischofswart besaßen die Bauern Zugochsen (1760), während in den Nachbargemeinden der Wilfersdorfer Herrschaft das Roß bevorzugt wurde; hier galt der Ochsen-bzw. der Kuihbauer im gesellschaftlichen Leben des Dorfes wenig. Vielleicht spielten die Kriegsverhältnisse eine wichtige Rolle, weil das Landvolk in so unruhigen Zeiten lieber zu den Ochsen griff, die der Staat für Kriegszwecke nicht brauchen konnte. Im 30jährigen Kriege konnte ich in der Herrschaft Wilfersdorf dieselbe Tatsache feststellen.

Ein Halbbauer besaß durchschnittlich 2 Kühe (3 sind selten), 2 Pferde, 1-2 Junzen und gleichviel Kälber; auch die Schweinezucht war nicht stark betrieben; man kaufte sich gerne im Herbste von den ungarischen Händlern, die mit ihrer Herde von Dorf zu Dorf zogen, ein oder zwei Stück zum Schlachten. Die Leute verzehrten auch damals das Schaffleisch; die Felle verarbeitete man zu Winterpelzen, die hier von den Männern mit Vorliebe in der kalten Zeit getragen wurden. Die Geflügelzucht war aber lohnend und ertragreich; denn die Juden kauften die Gänse in großen Mengen zusammen, da sie mit dem Schweineschmalz nicht kochen durften. Indiane gab es 1749 in Ober-Themenau in einem Bauernhof; sonst sah man diese Luxustiere, die keinen Nutzen abwarfen, nur in den herrschaftlichen Meierhöfen.

In der warmen Jahreszeit trieben die Bewohner die Haustiere auf die Weide, die gewöhnlich in der Nähe des Waldes und des Wassers lag und der Gemeinde gehörte; die Aufsicht über das Weidevieh führte der Halter (Gemeinde-, Ochsen-, Kuh-, Kleinhalter und der Halterbub), sie hatten im Dorf kein besonderes Standesansehen, gehörten aber nicht mehr zu den „unehrlichen Leuten“ wie der Schinder und Scharfrichter; denn sie besaßen 1760 eine Viertellade in Wetzelsdorf bei Poysdorf und hatten sich schon zunftmäßig organisiert. In Ober-Themenau wird 1751 ein Schweinehalter erwähnt. Die Hirten und Halter waren damals für das Dorf der Tierarzt, der Wetterprophet und häufig der Menschenarzt, der mit Heilkräutern die Kranken kurierte. Die Weidetiere hatten Glocken und Schellen umgehängt, damit man sie leicht fand, wenn sie sich im Walde verirrten.

Auf den Thayawiesen unterhielt die fürstliche Herrschaft eine berühmte Pferde- und Schafzucht, die mustergültig eingerichtet war und Nachahmung bei anderen Herrschaften und bei den Bauern fand; denn das Gestüt in Feldsberg und in Hohenau erfreuten sich in ganz Mitteleuropa des besten Rufes; die Schafzucht im Neuhof wurde in den nächsten Jahrzehnten vollständig reorganisiert.

Zu den Gemeindeangestellten gehörten noch: der Nachtwächter, der Gemeindeschmied und der Gemeindewirt.

Die fromme Stiftung der „Immerkühe“ für kirchliche Zwecke bestand nicht mehr; doch wird einmal eine Zucht erwähnt, die für Messen vermacht wurde. Noch immer spüren wir den glaubensstarken Geist der Barockzeit im Landvolke, da größere Geldbeträge für Seelenmessen und Stiftungen gewidmet wurden, die nicht nur den Ortskirchen zugute kamen, sondern auch den Klöstern du Wallfahrtsorten, die gerne besucht wurden. Die Bischofswarter zahlten 1744 nach Wien, Brünn und Maria-Zell Geldsummen, auch für die Corporis Christi-Bruderschaft in Feldsberg; einige gedachten der Ortskapelle, die erst gebaut werden sollte.

Arme Leute gingen „Kirchfahrten“ nach Maria-Zell und Maria-Taferl in derWachau, erhielten dafür einen bestimmten Geldbetrag und mußten an den Gnadenorten für die Spender beten und Messen lesen lassen. Seelenmessen wurden bezahlt; bei den Barmherzigen und Franziskanern in Feldsberg, in Schloßberg-Slowakei, in Falkenstein, bei den Piaristen, Kapuzinern und St. Loreto in Nikolsburg, in Lilienfeld und Maria-Taferl. Daraus erkennen wir, wie weit die religiöse Dynamik der deutschen Wallfahrtsorte damals reichte.

Bei dem Totenmahl in Unter-Themenau erhielten die Trauergäste 1769 Fische und Wein. In Ober-Themenau gab es einige „Krankenweiber“, welche die Bettlägrigen pflegten und ihnen Hilfe leisteten. Bei den Badern in Feldsberg, Herrnbaumgarten und Lundenburg suchten sie Rat und Beistand; in Feldsberg wohnte eine „Medizin-Jägerin“ und 1768 ein fürstlicher Regimentsfeldscher; hier gab es auch eine Apotheke und ein Spital der Barmherzigen; gerne besuchten die Kranken das Bad Voitelsbrunn, um hier Heilung und Linderung der Schmerzen zu finden.

In Feldsberg lebte ein Fischmeister, der hier Aufsicht über die großen Fischteiche führte; eine Geburtshelferin wird in Eisgrub erwähnt; diesem Berufe fehlten die Schulung und das praktische Wissen, da viele Frauen an den Folgen des Kindbettfiebers starben.

Wer ein Geld brauchte, wandte sich um 1760 an die Waisenkassen, die fast in jedem Ort bestanden und das Waisengeld verwalteten, oder an die Pfarrkirchen, die auch Kirchengeld ausliehen; Geldgeschäfte machten: die Müller, die Juden von Nikolsburg, Lundenburg und Eisgrub (1756 ein Judenschneider und ein Judenkürschner), die Feldsberger Eisler und der Händler Christmann, ein Poysdorfer Hutmacher und ein Nikolsburger Schneider.Die unseligen Wucherer richteten im Wirtschaftsleben der Landgemeinden einen bedeutenden Schaden an und gehörten zum Glück der Vergangenheit an. Das Salz kaufte man in Kufen; in Zistersdorf war ein Salzverschleißamt.

Die bäuerlichen Wirtschafts- und Hausgeräte waren: Wagen, Halbwagen, beschlagene und unbeschlagene Wagen, Holzpflug, Wagenpflug (1748), Eggen aus Holz und Eisen, halbe Eggen, Schlitten; Bohrer zum Räderbohren, Abingerbohrer, Stemmeisen, Hammer, Schere, Schaufel, Handsäge, Grasschere, Breithaue, Reithaue, Grabscheit, Heu-, Mist- und Eisengabel, Draht-, Rohr-, Getreide- und Handreiter, Grabeisen, Breithacke, Schläglhacke für die Waldarbeit und Hackel. Sehr gutes Werkzeug kam aus der Slowakei von den ehemaligen Habanern; ihre Hacken, die als Marke ein Haus eingezeichnet hatten, erfreuten sich noch vor 60 Jahren des besten Rufes bei den Zimmerleuten und Tischlern.

1743 wird ein Vorhängschloss erwähnt; sonst genügte ein Türriegel, eine Schnalle oder ein einfaches Türschloß. Da die meisten Bauern eine Hausbank besaßen, machten sie sich im Winter viele Geräte für die Wirtschaft selbst und ersparten auf solche Weise manche Ausgabe. Die Inleute holten die Feldfrüchte mit dem Schubkarren oder der Scheibtruhe heim.

Zum Mähen benutzte man die Sichel, die Gras- oder Hafersense (diese hatte ein Seitengestell mit Holzspießen, die das gemähte Getreide schön zur Seite legten). Mit dem Dengleisen und dem Denglhammer schärfte man die Sensen. Die Bindseite machte man aus Stroh. Da die Maschinen fehlten, mußten alle Arbeiten mit der Hand gemacht werden. Aufgefallen ist mir, dass ich nirgends Feuerhaken ( Brandhaken) und Ledereimer fand, die zum Bekämpfen eines Hausbrandes notwendig waren. Im Stall gab es: Schweine- Futter- und Saugrand, halber Futterkasten, Mistkral, Korb , Rübenstößl (1756), ganze und halbe Maststeigen, Strohtruhen für Schab-, Rittstroh und Dachschabeln, Strick, Ketten, Glocken, Schellen, Sandtruche, Gehackmesser, Gehäcktruchen, Schneidmesser und eine Siedl für das gehackte Stroh.

Kücheneinrichtung: Feuerhund, Eisenrost, Eisenkessel, Kupferkessel mit Dreifuß, Ofenkopf, eisernes Ofenrohr(!), Schürhaken, eiserne Gabel zum Wegnehmen der Töpfe und Hefen vom offenen Herd, Bratspieß, Bratpfanne, Pfanne für Fische, Pfandl, Pfanne, Waschkessel mit Dreifuß, Wäschemolter, Brotrem, Schüsselgestell, Ofenschüssel, Schüsselstellen, Schnellwaage (1776), Holzteller, Schöpflöffel, Schöpfer, Krautständer, Krautfaß mit Holz- und Eisenreifen, Krautmesser, Krauthobel, eiserner Mörschl mit Stößl, Messingmörser (1776), Fleischstock, Hackstock, Nudelbrett, Speistruchen, Speisalmer, Speiskasten, Butterkübel, Butterfaß, Rührkübel, Rührfaß (1745), Mehlbutte, Mehltruchen, Mehlsieb, Mehlkasten, Backtrog, Simperl, Backofen, Backsimperl, Wasserbüttel, Wasserschaff, Butte, Zuber zum Wassertragen, Wasserlrad zum Wasserführen, Wollrad, Spinnrad, Gewandrolle, 1 gläserne Laterne, Zuckertasseln (1770); Schaukasten, Zinngeschirr und Zinnkasten.

Die rußigen Wände der Küche wurden zu Georgi und Michaeli mit Kalk getüncht, der Fußboden bestand aus festgestampftem Lehm und war oft mit Ziegeln bedeckt, die kleinen Fenster ließen wenig Licht und Sonne herein. Zum Heizen nahm die Bäuerin Brenn-, Scheiterholz oder Bürdeln, deren Zahl in Schilling angegeben wird.Für den Gartenzaun hatte der Bauer Zaunspalten vorrätig; das Holz im Walde wurde nach der „Schnur“ gemessen und zugeteilt. Holz hatte man genug im Theimwald, im Lundenburger Revier und in den Thayaauen.

Wohnungseinrichtung: Tisch, Tischl, Lehnstuhl, Lehnbank (1743), Tischtuch (1746), zwilchenen Tischtücher (1764), Kaffeetuch (1771), Kanapee, einspänniges Bett mit groben Bettüchern. Feldbett mit Strohsack, Spannbett; Bettstatt mit Kotzen und Decken, Bettstatt mit Vorhängen, Vorhangtuch für das Bett, grobe „Lantücher“, „Lanlacher“, Polster, Tuchent, grobe und feine Federpolster, Holzuhr, Gewandtruche, Gewandkasten, Kleiderkasten aus weichem Holz, Winkelkastel, Handtücher aus Zwillich, Leinwand und Hanf. Die „gute Stube“ hatte einen Bretterboden. Die buntbemalten Habanerschüsseln und Teller bildeten an der Wand neben dem Kreuz und einigen Bildern den einzigen Schmuck; letztere waren aus Glas und Papier (hl. Barbara, Josef, ein Muttergottesbild in Holz geschnitzt). Der Gemeindewirt von Ober-Themenau hinterließ 1762 8 große und 20 kleine Bilder (darunter befand sich eines von dem Hirtenpatron Wendelin).

Im allgemeinen war die Einrichtung der Wohnungen dürftig, bei den Kleinhäuslern schon recht ärmlich, bei den fürstlichen Bediensteten dagegen bedeutend besser und reicher.

Kleider: grobe und feine „Hemeter“, Mieder 1746, solche aus Seide, Korsettmieder, Barchentleibl, ziechenes Leibl, Kanevasleibl, Kanevaskittel, Strümpfe, braunziechener-, blautuchener- und kronraschener Rock, kattunenes Sommerkleid, blaues-, schwarztaffetes und gelbtaffetes Fürtuch, Tüchel, Tauftüchel,rotes, grünes, seidenes Tüchel, Halstüchel, halbes Halstuch, Stützeln, Handschuhe, Hauben, u. z. blauziechene, weiße, Gold-, Reis-, Mannes-, Rauch-, kroatische Manneshaube, Pelze (brauntuchene-, Winter-, Tuch-, Weiberpelz aus blauem Tuch, Hallina), alter und neuer Flor und goldene Ohrgehänge (1770).

Männerkleider: Kamisol, Pelz, Hallina, Lederpelz für Reisen, kurze Lederhosen (1774), Leibl, alter und neuer Hut, Stiefel, Schuhe und Seidenstrümpfe; der Schankwirt von Bischofswart hatte 1746 Unterkleider von einer Hirschhaut; eine silberne Tabatier (1770) verrät uns die Vorliebe für den Schnupftabak, dem man eine heilende Wirkung zuschrieb. Auffallend ist die geringe Zahl von Kleidungsstücken; doch muß man bedenken, daß der Nachlaß älterer Personen aufgeschrieben wurde, die auf Tracht und Mode keinen großen Wert legten. Die Kniehose war die vorherrschende, weil die lange Hose erst nach der französischen Revolution 1789 sich einbürgerte; die arme Bevölkerung, die im Sommer aus Sparsamkeit keine Strümpfe trug, hatte sonnverbrannte Beine und hieß im angrenzenden Niederdonau „die Braunhaxeten“.

Hauswaffen fehlten in den meisten Häusern, weil die Türken- und Kuruzzengefahr längst vergessen war. Die Waffen der alten Zeit verrosteten und wanderten in das alte Eisen; erwähnt wird 1743 eine Flinte, dann kommt ein spanisches Rohr vor und sogar ein Reitsattel. Die Jagd war ein Vorrecht des Adels, während der Bauer als Treiber mitgehen durfte.

Einen reichen Nachlass fand ich 1764 in Unter-Themenau bei dem Bestandwirt Anton Baker, der ein wohlhabender Mann gewesen sein musste; denn da gab es: silberne Löffeln, Gabeln und Messer in einem Futteral, eine silberne Sackuhr und Silberschnallen an den Niederschuhen; zinnerne Teller, Löffel, Kessel, Salzfass, Kaffeekanne, ein zimentiertes Maß und Seidel sowie Leuchter aus Zinn; 5 Konfektschalen, 2 Suppenschalen, 8 Teller, 5 Stengelgläser, 6 Wandleuchter aus Blech; Tuchent, Polster, Bettücher, Tischteppiche, Tischtücher, Servietten aus Zwilch; Reisepelz, ein mausfarbenes Kleid, Seidenstrümpfe, Unterkleider von einer Hirschhaut, 6 Bündeln (Halstücher), 6 Schnupftücher, Fenstervorhänge und eine Gewandrolle.

Schubladkasten, der mit Messing beschlagen war und aus hartem Holz bestand, ein Betschemel, eine mit Eisen beschlagenen Eichentruche, ein Gewandkasten; 6 Sessel, 6 Lohnstühle,eine Bettstatt, Schreibtisch, Stockuhr und Wanduhr; Bilder: 24 Kupferstiche, ein Christus- und Thomasbild, „histori Stuck“, Kaiser- und Kaiserinbild, einige hatten Goldrahmen und 2 Spiegel.

Eine Kaleß, ein Wagen, ein Wasserständer und eine Badewanne; ein „Pürschrohr“, eine Flinte, eine Pistole und ein Scheibenrohr; der Wirt wurde gewiß zu Jagden im Theimwald eingeladen und gehörte auch der Schützengesellschaft in Feldsberg an, wo er sich an dem Festschießen beteiligte. Hervorgehoben muß die Badewanne werden, weil man in jener Zeit das Baden verachtete: besaß doch das große Lustschloss Schönbrunn nicht einmal ein Badezimmer.

Das Gesamtvermögen des Wirts erreichte die Höhe von 2839 fl. 7kr.; die Schulden 107 fl. 37 kr.; Das Begräbnis mit den Seelenmessen kostete 20 fl., der Schulmeister erhielt 4fl.(sonst nur 1 fl.).

Aus dem Nachlass des Fürst Liechtensteinischen Bestandwirtes von Unterthemenau aus dem Jahr 1770: Seiden- und Korsettmieder, Gold-, Silber- und weiße Hauben, 1 Dutzend gezogene und ordinäre Servietten, feine und ordinäre Tisch-, Hand- und Leintücher, sechs feine „Hemetter“, ein blauüberzogener Bettüberzug, ein rotgezogenes Kaffeetuch, Vortücher aus Leinwand, aus Kanevas und Kattun, ordinäre, grobe und hanfene Leinwand, eine Bettstatt mit 3 Pölstern, Strohsack, Kattundecken, ein Feldbett, 6 Sessel, die mit grünem Tuch überzogen waren, Wandleuchter und Pfannen aus Blech, eiserne Gabeln, Rost, Schürhaken, Zangen, Schaufel, Dreifuß, Feuerhund und Brater.

Majolika, weiß irdenes Geschirr, Wäscherolle, Wäschpreß, ein zinnernes Nachtgeschirr, Schubladkasten, Gläserkasten mit Gold beschlagen, Waschtruhe, Betschemel, ein Geschirr- und Kleiderkasten, eine Eichentruche mit Eisen beschlagen, eine Badewanne, ein Schreibtischl, sechs Lahnstühle, ein halbrundes Tischl, eine Stock- und eine Wanduhr; Fenstervorhänge aus Leinwand und grünem Tuch.

Bilder: Christus-, Kaiser-, Kaiserinbild, 80 allerhand kleinere Bilder mit vergoldeten und gebeizten Rahmen, 2 Spiegel und ein geistliches Buch.

Waffen: ein „Bürstrohr“, 1 Flinte, 1 kleiner Stutzen, 3 Pistolen.

Eine Kalleß, ein Wagen, 1 Weinwagen, 1 Kastenschlitten, 3 eiserne Pflüge, Äpfel, Nüsse und Hanf.

In Bischofswart betrieben die Bauern auch Weinbau; ihr Weingärten lagen im „Gebirge“, weil den Gemeinden im ebenen Lande das Aussetzen der Weingärten verboten war; große Bedeutung hatte die Rebe hier sicher nicht, weil die Protokolle hier wenig erwähnen; der Ausdruck „Hauer“ verrät den Einfluß des benachbarten Weinviertels.

1763 gab es: Fässer mit Eisen- und Holzreifen, solche von 10, 5, 4 und 1 Eimer, Schüttkorb, Gießkorb, Schüttfass, Weinload, Boding, Überwerfbodung, Bürgbodung, Bodingl, Büttl, Eimer, Mülterl, Schussgatter, Weinleiter, Maischreiter, Untersatzl, Viertel- und halbes Schaff, das Mostschaff, Weinpresse, Steinpresse (1776), Weinvisier zum Bestimmen des Faßinhaltes, Weinrinnen, Heber, Zöger, Holzreifen, Reifmesser, Kupferflaschen für den Wein, der mit auf das Feld genommen wurde. Zum Mostln benutzte man damals ein Schaff, in dem die Trauben durch Treter mit den Füßen zerquetscht wurden, später nahm man Holzstößl dazu, heute hat man eine Traubenmühle.

Der Branntweinkessel mit dem Kühlfaß zeigt, daß die Sitte des Branntweinbrennens schon damals üblich war.

 Preise im Jahr 1745: ein altes Strapazierroß = 10 fl, ein Zugochse 20 fl in Bischofswart, 1Kuh 10 fl, ein fünfjähriger Ochs 15 fl, ein Schaf 1 fl 30 kr, ein altes Zuchtschwein 2fl 30 kr, 1 Gans 24 kr, 1 Ente 12 kr, 1 Henne 7 kr, 1 Fahrtl Heu 2 fl, 1 Getreidesack 6 kr, 1 Eimer Sauerkraut 30 kr, 1 Holzhacke 15 kr, ein Bauernhaus in Unter-Themenau 150 fl, 1 Quanten Acker 15-20 fl, eine Wiese, 1 Metzen Korn 1 fl 15kr, Weizen 1fl 30 kr, Gerste 1 fl, Hafer 45 kr, Kleie 24 kr, 1 Klafter Brennholz 1fl 30 kr, 1 Schilling Bürdeln 45 kr.

1762 war in Ober-Themenau ein ganzes Bauernhaus mit 20 ¾ Quanten Hausacker. 4 Wiesen und 1 Krautgarten auf 300 fl geschätzt, der Viehbestand aber auf 129 fl.

1765 kostete ein Bienenstock 2 fl, eine Fuhr Mist 1fl 45 kr, ein Pfund Hanf 4 kr, 1 Elle Sackleinwand 9 kr, ein Schock Schabstroh45 kr bis 1 fl, ein Zentner Heu 1 fl, ein Preßhaus mit dem Weinkeller in Garschönthal 30 fl.

1772 – eine Zeit der Teuerung – 1 Metzen Korn 2 fl, Weizen 3 fl, Gerste 2fl, Hafer 1 fl, Türkenweizen 2 fl, Brein1fl 30 kr, 1 Gans 24 kr (wie 1745).

1774 bekam eine Dienstmagd an Jahreslohn 3 fl; eine halbe Quanten Acker kostete 12- 15 fl, ein Achtel Weingarten 16 fl, ein Kleinhäusel 50 fl, ein Weinkeller 10 fl, das Hauerhaus in Garschönthal Nr. 20 = 250 fl, eine Totentruche 30 kr, das Begräbnis für einen Soldaten 12 fl 25 kr, der Schulleiter erhielt für das Läuten beim Begräbnis 1 fl, 1 Roß 25fl, eine Melkkuh 8 fl, ein einjähriges Kalb 5 fl, ein altes Zuchtschwein 4 fl, ein Mastschwein 5 fl, fünf Schafe 6 fl, eine Gans 24 kr, eine Henne 7 kr, ein Fahrtl Dung 24 kr, 20 Pfund Selchfleisch 3 fl, ein Metzen Kornmehl 1fl 30 kr, Kleie 1 fl, Weizen 1 fl 30 kr, Türkenweizen 1 fl 15 kr, Hafer 48 kr, 4 Eimer Sauerkraut mit dem Geschirr 3 fl.

1775 schätzte man ein halbes Bauernhaus Nr. 49 in Unter-Themenau mit den Hausgründen auf 100 fl, ein Hauerhaus Nr. 78 auch mit den Hausäckern auf 100 fl und ein Kleinhaus Nr. 80 auf 60 fl.

Ein Stück Kulturgeschichte des bäuerlichen Dorflebens unserer südmährischen Heimat zieht an unseren Augen vorüber, wenn wir diese Protokolle durchlesen; danken müssen wir den Beamten jener Zeit, daß sie so ausführlich die Abhandlungen niederschrieben, sodaß wir heute das Werden und Entstehen unserer Dorfkultur erkennen. Gerade die Zeit um 1770 brachte eine tiefe Wandlung des Bauernlebens und der Volkswirtschaft, weil mit der Aufklärung wichtige Neuerungen im Staate durchgeführt wurden, die revolutionierend wirkten; denn die Einführung der Kartoffel verdrängte langsam die alte Dreifelderwirtschaft, nötigte den Bauer zu einer besseren Bodenbearbeitung und zwang ihn, neuzeitliche Ackergeräte zu verwenden, die dann zum Maschinenzeitalter im bäuerlichen Betriebe führten. Damit ging Hand in Hand eine verfeinerte und bessere Lebensweise, der Wohnungskultur, der Kleidung und der Nahrung. Die Stadt nahm sich der Bauer zum Muster und richtete sich mehr nach städtischen Verhältnissen; er war aber nicht alles zum Vorteil unserer Heimat und des Dorflebens.

Um 1770 bestanden noch die alten Sitten und Bräuche, die mit dem Seelenleben der Dorfbewohner eng verwachsen waren; man brauchte die Nachbarn, holte ihren Rat ein, beanspruchte ihre Hilfe im Unglück und in der Not; das Dorf bildete eine große Gemeinschaft, die dann im liberalen Zeitalter zerbröckelte und die Verbindung mit der Scholle zerriß. Heute suchen wir die zahlreichen Fäden, die unser Volk auf dem Dorfe mit der heimatlichen Scholle, der Natur und der Vergangenheit verbindet.

Quelle:

Protokollbücher der Herrschaft Feldsberg im Amtsgericht von Poysdorf

Aus den Verlassenschaftsabhandlungen Herrnbaumgartens

Die Verlassenschaftsabhandlungen des Marktes Herrnbaumgarten gewähren uns einen Einblick in das bäuerliche Leben einer weinbautreibenden Gemeinde in der Zeit vor der großen Urbarialreform; hier standen sich die Bewohner besser als in den Marchgemeinden, weil der Weinbau immer ertragreicher war als der Getreidebau und Herrnbaumgarten nicht so arg der Türkengefahr ausgesetzt war. Man konnte da von einer gewissen Wohlhabenheit sprechen, obgleich das Los der Hauer und Taglöhner ein recht trauriges war; denn die Spannung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern war im Weinland oft recht groß, wie es sich um diese Zeit in der Gemeinde Wetzelsdorf deutlich zeigte. Der Lebensstandard der Bewohner war ein niedriger, da die Steuern und Abgaben einen großen Teil der Einnahmen verschlangen. Die Einrichtung in den strohgedeckten Häusern konnte man als bescheiden bezeichnen; denn die Leute schafften nur das Notwendige an und machten sich oft die Gebrauchsgegenstände selbst, soweit sie es verstanden. Die Herrnbaumgartner waren recht sparsam und schauten jeden Groschen zweimal an, ehe sie ihn ausgaben. Schön brauchten die Gegenstände im Hausbedarf nicht sein, aber fest und dauerhaft. Eine Ausnahme machten der Pfarrhof, die Wohnungen der fürstlichen Beamten und besonders die des Schafflers.

Die Einrichtung in einer B a u e r n k ü c h e : Offener Herd, Henkkessel, Feuerhund, Bratspieß, Schürhaken, Stielpfannen, Pfandeln, Holzteller, -schüsseln und -krüge, Zinnschüsseln, Löffelrehm, Messingmörser, Zinngeschirr, Zinnkastel , Silbermesser, -löffel, Messingmesser, Fleisch- und Hackstock, Rührfaß, -kübel, Butterfaß, Nudelbrett, Spülschaffl, Mehl- und Speistruchen, Krautstander, Backtrog, -dösen, Schmalzdösen, Schwarz- und Weißgeschirr und Kupferhäfen.

I n d e r S t u b e : Oellampe (kein Petroleum), Tisch, Bank, Lahnbank, kleine und runde Tische, Kleiderstellen, Gewand- und Wäschekasten, Schubladekasten, Sessel, Lehnstuhl, kleines Bett, einspänniges Bett, Himmelbett mit Vorhängen, Federbett, Kotzen, Holz- und Hänguhr mit Kastel, Kanapee, Wandkreuz, Weihkessel, Glas- und Papierbilder, Tisch-, Hang- und Vorhangtücher, Gewandrolle, Bügeleisen, grobe Leinwand, Zwillich, Tuch von Brünn, Trebitsch und Iglau, Leinwand von Nordmähren.

I n d e r K a m m e r : Waschkessel mit Dreifuß, Waschtrog, Zuber, Spinnrad, Butten, Simperl, Wasserplutzer, Säcke, Handsäge, Schaufel, Grabscheit, Reichgabel, Schlaglhacke, Hanselbank, beschlagener Metzen, Getreideviertel, Bohrer, Hacke, Sichel, Sense, Sieb, Mardereisen, Gießkanne, Kuhschellen, Schafschere, Dengelhammer und Schleifstein.

I n d e r S c h e u n e : Bund- und Rittstroh, Heu, Möststeigen, Wagenheber, Halb- und Weinwagen, Wagenseil, Wiesbaum, Sperrketten, Schubkarren, Reitsattel, Wagenflechte, Kalesche (1768), Rostbarren, Windschaufel zum Worfeln und Drischel; Scheunen gab es noch wenige, weil der Weinbau vorherrschte. Dreschstadel werden 1773 erwähnt.

I m S t a l l : Kuh, Kalb, Pferd, Ochs, Schwein, Frischling, Zuchteber, Schaf, Gänse, Hühner und Enten; Tauben und Truthühner waren sehr selten, ebenso Bienen – 1771 acht Stöcke in einem Haus; Honig lieferten die Südmährer, die Marchgemeinden und Ungarn; die Hausierer nahmen oft für ihre Waren Wein; dasselbe taten die Heu- und Strohbauern.

Auf dem D a c h b o d e n : Heu, Stroh, Korn, Weizen, keine Gerste, Mehl in Fässern, Dörrobst in Sackeln, Heilkräuter und Türkenweizen; zum Absperren der Türen genügten Riegel und Vorhängeschlösser.

Im P r e ß h a u s : Presse, Preßbaum, Preßstutel, Weingeschirr mit Eisenbändern, aber auch mit Holzreifen, Stein- und Nabingerpresse, Seil, Winde, Heber, Weinvisier, Banatzrinnen mit Säckchen, Weinrinnen, Handreiter, Haarsieb, Rohrreiter, Faßbohrer, Krampen, Haue, Scheren, Reif-, Bind- und Weinmesser, Bodung, Mostschaffl, kleine, mittlere und große Untersatzeln, Bödingl, Viertelschaff, Load, Ueberwerfbodung, Faßheber, Brunnsucher, Schüttfaß und Butten; einmal ist die Rede von einem Faßzieher, dem wegen „Ziechwein“ 8 kr gezahlt wurden; ein Kellerrecht bei der Gemeinde kostete 4 fl 30 kr. Das Mostlschaff (1780 erwähnt) verdrängte das Austreten der Trauben bei der Lese; das „Mosteln“ wurde um 1900 durch die Traubenmühle ersetzt; einmal werden „legater“, Ziech- und Füllwein genannt. Neben den Weinkellern gab es hausgroße und kleine Zwerchkeller sowie „Grattenkeller“.

Die D i e n s t b o t e n im Bauernhaus hießen: Bauer- und Hauerknecht, Dirn, Großmagd und Kindsmagd. 1773 betrug das Drangeld oder Mietgroschen für eine Dirn 20 kr. Die Arbeitskräfte kamen von Ungarn, aus Südmähren und Böhmen; den besten Ruf hatten die von Grußbach.

H a n d w e r k e r und G e w e r b e : Der Wundarzt, auch Bader oder Chirurg genannt, besaß folgende Gebrauchsgegenstände: Barbiertasche und -messer, Abzugstein, Aderlaßschnapper, Haarschere, Blutegel, Kräuterwerk, Pulver und Salben; er heilte die Kranken mit Hausmitteln und schickte die Schwerkranken ins Feldsberger Spital, die nächsten Apotheken waren in Nikolsburg, Feldsberg und Mistelbach. Der Halter wurde auch bei Krankheiten um Rat gefragt; ein Krankenpfleger verlangte 1779 für einen Tag 12 kr; auch Krankenwächter gab es da. Wer ein Geld hatte, ging in das Bad nach Voitelsbrunn oder nach Pyrawarth. Andere Berufe: Tischler, Binder, Wagner, Hufschmied, Bäcker, Greisler, Schuster, Zimmermann, Schneider und der Bestandwirt des Gemeindeschankes. Roß- und Ochsenhändler kamen aus Ungarn; ein tüchtiger Hosenschneider wohnte in Großkrut; der Macherlohn für ein Hemd kostete 10 kr. Die Juden von Nikolsburg lieferten den Bewohnern fertige, aber minderwertige Kleider. Die Bauern besuchten die Mühlen in Großkrut, Neusiedl a. d. Z., Hauskirchen, Poysdorf und Ketzelsdorf (Feldmühle). Glaserer und Lederer wohnten in Poysdorf, Uhrmacher in Nikolsburg. Mit dieser Stadt unterhielten die Baumgartner einen lebhaften Verkehr. Wer studieren wollte, besuchte die Mittelschule in Nikolsburg oder in Straßnitz. Das Schulwesen im Weinviertel lag darnieder, daß viele Bewohner weder lesen noch schreiben konnten.

Die nächste Poststation befand sich in Poysdorf; der Botenlohn für einen Brief betrug 3 kr. Neben dem Halter, der einen Knecht hatte, gab es auch einen Kleinhalter. Die Gemeinde verfügte über eine Viehweide, ebenso der Meierhof, der sie neben dem Postkreuz beim Steinbruch hatte; die alte schlesische Straße verödete langsam nach 1732, weil die neue Poststraße durch Poysdorf führte. Die fürstlichen Schaffer, die reiche Leute waren, liehen den Bauern gern in Notzeiten Geld, besonders der Reinthaler. Wehe dem Bauer, der einem Wucherer in die Hände fiel; diese Hyänen der Wirtschaft richteten in der Gemeinde ungeheuren Schaden an. Jeder Viehbesitzer mußte jährlich dem Halter ein Hausbrot im Werte von 12 kr geben.

Herrnbaumgarten hatte eine Dreifaltigkeits- und eine Christenlehrbruderschaft; außerdem waren die Bewohner in anderen Bruderschaften eingeschrieben, die ihren Sitz in Falkenstein, Zistersdorf und Hausbrunn hatten; Geldspenden und fromme Legate widmeten sie nach Zistersdorf, Nikolsburg-Loretokapelle, Falkenstein, Wien zu den Franziskanern, Trinitariern, Augustinern und Dominikanern sowie den Kapuzinern in Poysdorf; sie vergaßen nicht auf die Armenleutkasse, auf die Armenseelenbüchse, auf die Hausarmen, den Josefsaltar, die Magdalenastatue in der Antoniakapelle, auf die Ortskirche und die in Schrattenberg. Strafgelder kamen der Kirche und Gemeinde zugute, Burschen und Mädchen, die das 6. Gebot übertreten hatten, arbeiteten zur Strafe in der H … gwanten. Bei einem Begräbnis erhielten die Kinder, welche mitgingen, je einen Kreuzer; neben dem Sarg trugen Bekannte Windlichter. Beim Totenmahl gab es manchmal Heringe, die vom Nikolsburger Heringhändler bezogen wurden.

Dem Gerhab = Vormund schärfte der Feldsberger Amtmann ein, daß er die Waisenkinder ehrbar erziehe, mit Speise und Kleidung versehe, das Erbgut nicht schmälere und es ihnen bei der Vogtbarkeit genau übergebe. Leider war es in Wirklichkeit oft anders. Witwen und Waisenkinder mußten nur zu oft ein recht bitteres Leben führen, denn ein Spruch aus der Vergangenheit lautet: „Witwen und Waisen muß man zageln (schikanieren).“ Selten kam ein Baumgartner über die engen Grenzen der Heimat hinaus; eine Fußwanderung führte ihn nach Nikolsburg und Feldsberg, wo sich die wirtschaftliche und politische Verwaltung der Heimat befand; eine Wallfahrt nach Wranau, Schoßberg, Zistersdorf, Maria Zell und Drei-Eichen; der Weinhandel ging bis Wien, Krems, Brünn und Olmütz sowie auf die Liechtensteinischen Besitzungen in den Sudetenländern. Dabei lernte mancher die Fremde kennen, sah ein bescheidenes Stück Welt und andere Verhältnisse als in seiner Heimat. Unterhaltung und Zerstreuung fand die Jugend in der Faschingszeit, in der tollen Walburgisnacht (für die Burschen), bei der „Bromusik“, am Kirtag und zu Kathrein; sonst galt die Arbeit als Lebenszweck der Menschen. War sie beendet, so vereinigten ein gutes Mahl und ein „Herrnbaumgartner“ alle zu einem fröhlichen „Lätitzl“, das die Mühe und die Sorgen des Alltags vergessen ließ.

Noch leben wir in der Zeit der Untertänigkeit und der Patrimonialgewalt; doch zeigt sich schon das Morgenrot einer neuen Zeit; denn es kommt nach 1740 die große Urbarialreform, die das bäuerliche Leben auf eine bessere Grundlage stellt und dem Bauernstand das Tor zum Aufstieg öffnet.

Veröffentlicht in:

 „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1956, S. 29 + 30

Aus der Entwicklung der Post im östlichen Weinviertel

Die Anfänge des Postwesens reichen in das späte Mittelalter zurück; damals hatten einzelne Städte, Grundherren und Landesfürsten Boten für mündliche und schriftliche Mitteilungen. Sie verkehrten nur fallweise und konnten nach ihrem Belieben den Weg wählen. Auf dem Lande war eine solche Einrichtung nicht notwendig, weil ja die Mehrheit der Bewohner weder lesen noch schreiben konnte. War eine Nachricht in ein Nachbardorf zu besorgen, so besorgten dies die Fleischhauer, wenn sie „ins Gai gingen". Die ersten regelmäßigen Boten verkehrten 1439 zwischen Wien, Breslau und Krakau, 1461 von Wien nach Brünn; ein solcher Bote, der 1471 die Nachricht von dem Tode des Königs Georg überbrachte, erhielt als Lohn für die Strecke Brünn - Wien 60 den.

Kaiser Maximilian I. schenkte dem Postwesen seine ganze Aufmerksamkeit, weil der Beamtenstaat eine derartige Einrichtung dringend benötigte. Solche reitende Posten sah man 1516 auf der Donaustraße; sie vermittelten den Briefverkehr zwischen Wien und Brüssel.

Aus dem kaiserlichen Benefizium correspondendi entwickelten sich die „Postzeitungen”, die für den Handelsverkehr sehr wichtig wurden. Venedig nahm darin eine führende Stellung ein.

Größere Grundherrschaften nehmen Untertanen als Boten auf. Es waren dies Inleute und Kleinhäusler, die so ihre schuldige Fußrobot abdienten. 1564 besorgten Staatsboten den Postverkehr zwischen Wien und Brünn, die schon einen bestimmten Weg benutzten. Es war dies die schlesische Straße Wien - Wolkersdorf - Gaweinstal - Wilfersdorf - Ketzelsdorf - Steinebrunn - Nikolsburg. 1564 wurden in Wien kaiserliche Fußboten nach Auspitz abgefertigt, die für eine Wegmeile 8 kr erhielten - die reitenden Boten bekamen für 7 Meilen 1 fl 30 kr. Die Bezahlung war gering und oft blieb man ihnen den Lohn noch schuldig; deshalb nahmen sie ihr Amt und ihre Pflichten nicht so genau. Den Reitern wurde eine Tagesleistung von 7 Meilen im Sommer und von 6 Meilen im Winter vorgeschrieben. Wichtige Mitteilungen trugen die Bemerkung „cito! cito!” und daneben war ein Galgen aufgezeichnet. Die Zeichen waren nur für kaiserliche Sendungen erlaubt, nicht aber für private.

1623/1626 versah Leonhard Strel den Postdienst in Ketzelsdorf; vorschriftsmäßig sollte er wenigstens zwei gute Reitpferde immer bereithalten. Die schlesische Post organisierte 1624 Christoph Freiherr von Paar, sodaß vom Oktober 1625 wöchentlich eine Ordinari-Post nach Schlesien verkehrte. Die Reiter mußten in jeder Station ihr Pferd wechseln; das Felleisen mit den Briefen sollte nicht mehr als 40 bis 50 Pfund wiegen. Nur höhere Standespersonen mit einem kaiserlichen Passierzettel hatten Anspruch auf ein Postpferd. Die kaiserlichen Boten besaßen eine Legitimation und ein Kurierschild auf der Brust. Verhaue, Zäune und Wehranlagen auf den Straßen durften sie beseitigen. Stürzte das Pferd zusammen, so nahm sich der Bote eines von dem nächsten Bauern, das aber später bezahlt wurde. Die Briefgebühren waren nicht einheitlich geregelt. Für einen ganzen Bogen zahlte man 6 kr = der Wert von einem Laib Brot, für einen Halbbogen nur 3 kr. Im Dreißigjährigen Krieg ging es den Postmeistern schlecht. Die Soldaten nahmen sich die Pferde, tauschten sie aus, mißhandelten den Postmeister, raubten ihn aus, überladen die Pferde und beachteten kein Gesetz und keine Vorschrift. Die Regierung gab 1633 den Posthäusern eine Salva quardia = einen Schutzbrief; deshalb waren sie von jeder Militäreinquartierung befreit und brauchten keinen Kriegsdienste zu leisten sowie keine Kontribution zu zahlen. Die Fleischhauerpost verbot der Kaiser 1637, weil die Postmeister über zu geringe Einnahmen klagten.

1644 werden zwei fürstliche Boten der Herrschaft Wilfersdorf erwähnt, von denen jeder 12 Metzen Korn im Jahr und 9 kr für eine Meile erhielt; sie trugen auf der Brust das fürstliche Wappen und durften keine Privatbriefe mitnehmen. Als Waffe gebrauchten sie einen derben Knotenstock. Die Matriken der Pfarre Walterskirchen führen 1657 einen Postmeister Peter Härtl in Ketzelsdorf an, der häufig als Pate bei den Kindertaufen vorkommt. Bei Geldsendungen der Herrschaft Wilfersdorf fuhr ein Beamter in einem vierspännigen Wagen, den wegen der Unsicherheit Musketiere begleiteten. Landkutscher oder Lehenrößler, die den Personenverkehr nach Wien besorgten, nahmen auch Briefe mit, hatten bisweilen einen Vorreiter wie die Adeligen und bedienten sich eines Hornes, damit die Fuhrleute ihnen rasch ausweichen sollten.

1685 war ein Simon Härtl Postbeförderer, der das erforderliche Heu für die Postpferde bei den Bauern kaufte, einmal in Großkrut. Die Postreiter verließen um 11 Uhr nachts Wien, waren um 3 Uhr früh in Wolkersdorf, um 5 Uhr in Gaweinstal, um 8 Uhr in Ketzelsdorf und am Abend um 6 Uhr in Pohrlitz. Den Postreitern war das Recht der Notwehr zuerkannt worden, und zwar im Falle eines Angriffes oder Ueberfalles. Die Postmeister mußten gute Katholiken sein, Lesen, Rechnen und Schreiben können, nicht einander die Postillione abspenstig machen und auf unbefugte Briefsammler und Tabakschwärzer aufpassen sowie keine Bücher und Zeitungen aus dem Ausland befördern. Die Reisenden benutzten als Verkehrsmittel den Kobelwagen, die Kalesche und Chaise. 1690 wirkte in Wolkersdorf Ferdinand Philipp Prätorius als Postbeförderer, der ein guter Freund des Simon Härtl war. Nach dem 16. April 1695 übernahm die Post rekommandierte Briefe. Die Regierung gestattete auf einzelnen Strecken den Lehenrößlern ein indifferentes Horn, damit sie zur Nachtzeit bei den Stadttoren eingelassen würden. Nun war der Verkehr schon so groß, daß die Postmeister sechs Pferde und zwei Kaleschen halten mußten, aber keine Kobelwagen. Nur die vorgeschriebenen Poststraßen waren zu benützen, die Stundenzettel genau auszufüllen, nichtzensurierte Zeitungen und Bücher von der Beförderung auszuschließen und keine Briefe zu öffnen und zu lesen. Die Lehenrößler erlaubten sich, mit vier Pferden zu fahren, was ihnen 1702 verboten wurde. Schön waren die Gesetze, doch befolgte sie niemand, weil die Kontrolle fehlte.

1710 war die mährische Grenze gesperrt. Die Feldsberger holten deshalb die Briefe von Poysdorf, weil das Postamt von Ketzelsdorf hierher verlegt war. Nach dem Passauischen Grundbuch hatte die Familie Härtl schon 1202 in Poysdorf die Hofstatt Konskr. Nr. 83 gekauft, wo auch dann die alte Post. untergebracht war. 1773 bekam das Gebäude der Verwalter Anton Hartl von Loosdorf, und 1798 erwarb es die Familie Schreiber, die es zu einer Schmiede umbaute. Erst 1747 kaufte die Familie Hartl das Halblehenhaus, in dem sich noch heute das Postamt befindet.

Dem Postmeisteır war die Verlegung nicht recht und er verlangte nach Ketzelsdorf zurück. Da es hier keinen Schmied gab, wurde dem Wunsche nicht entsprochen. Die Klagen, daß die Gesetze nicht befolgt würden, wollten nicht verstummen. Die Fleischhauer sowie die Lehenrößler übernahmen Briefe und beförderten sie, die Landkutscher fuhren vierspännig, wechselten die Pferde und gebrauchten ein Posthorn. Die Witwe Hartl verkaufte 1715/16 ihr Posthaus, das von jeder Robot befreit war, an einen Ketzelsdorfer. Sie wohnte damals schon in Poysdorf und erhielt jährlich 8 fl Festgeld für die ein- und auslaufenden Briefe (ein Metzen Weizen kostete 1 fl 24 kr, Korn 1 fl 3 kr, Hafer 42 kr, 1 Pfund Kalbfleisch 5 kr). Für Wilfersdorf war das zuständige Postamt in Gaweinstal; deshalb gewährte die Fürstliche Herrschaft dem Postmeister für die Briefbeförderung jährlich 6 fl aus dem Rentamt.

In der Pestzeit war es untersagt, Briefe in die Hand zu nehmen, die nicht zuvor im Rauche eines Wacholderfeuers desinfiziert worden waren. Der Bote überreichte sie dann dem Empfänger mit einem Stabe. Das Poysdorfer Postamt war das fünfte an der mährischen Straße und gehörte zum Wiener Hofpostamt. Auf dem heutigen Kasernberg ereigneten sich oft Überfälle, sodaß hier nach 1720 Militär die Wache übernahm.

Am 13. Mai 1719 bat der Postmeister Johann Karl Hartl um die Robotbefreiung seines Hauses in Poysdorf; dafür versprach er, die fürstliche Hof- und Wirtschaftspost unentgeltlich zu befördern. Das Ansuchen bewilligte der Fürst, doch mußte er die Arbeiten in den Hofweingärten verrichten. Das verlangte Bauholz konnte die Herrschaft ihm nicht ausfolgen, weil sie keines hatte. Ein Brief, der am 23. August in Wien aufgegeben wurde, langte am 1. September in Poysdorf beim Empfänger ein.

Im Zeitalter des Merkantilismus verbesserte der Staat den Postverkehr, den er nun selbst in die Hand nahm; er baute das Straßennetz aus, regelte einheitlich die Gebühren (4 kr für einen einfachen Brief von einem 1 Lot Gewicht), gewährte unseren Postbeförderern auf der Brünnerstraße die Hälfte des Briefportos - sonst nur ein Drittel -, stellte als Kontrollbeamte „Uebergeber" an, welche das Recht hatten, die Taschen der Gemeinde-, Kloster- und Herrschaftsboten zu untersuchen und verbot die Annahme von Naturalien anstelle der Geldgebühren. Die Landkutscher mußten in Wien in einem bestimmten Gasthof einkehren, z. B. der Poysdorfer beim „Weißen Löwen” am Salzgries. Bei der großen Feuersbrunst in Poysdorf erlitt der Postmeister Hartl einen bedeutenden Schaden; am 25. Februar 1726 bat er den Fürsten Liechtenstein um Bauholz für den abgebrannten Stadel. Eine Reise von Mistelbach nach Wien kostete 2 fl, von Feldsberg nach Mistelbach 1 fl - ein Eimer Wein 1 fl 36 kr, ein Pfund Schafkäse 7 kr, ein Eimer Sauerkraut 30 kr. Nur Sonntag und Donnerstag verkehrte die Brünner Post - also wöchentlich zweimal. Wien verließ sie um 7 Uhr morgens. 1742 kaufte der Postmeister Hartl 100 Zentner Heu à 45 kr.

1748 verkehrte die erste Fahrpost, die Briefe, Pakete und Personen mitnahm, von Wien nach Regensburg. 1749 folgte die Prager und 1750 die Brünner Strecke. Die Journalpost beförderte nur Briefe und Drucksachen. Ausländische Zeitungen durften die Untertanen nur beim Obersten Hofamt in Wien beziehen. Die Herrschafts-, Stadt- und Kapitelboten hatten eine schriftliche Legitimation bei sich und auf der Brust ein Abzeichenschild. Die Kapitalboten besorgten den Nachrichtenverkehr zwischen dem Dechant und den Pfarrhöfen. Die Namen der Boten waren dem Postmeister bekannt. Die nach Wien gingen, kehrten in einem bestimmten Gasthof ein, welcher der Pestbehörde bekannt gemacht wurde. In den größeren Gemeinden, z. B. in Laa und Zistersdorf, ernannte die Regierung Briefsammler, die aber die Sendungen dem nächsten Postamt zu übergeben hatten. Jeder Brief wurde genau gewogen und verrechnet. Dies war sehr schwierig, wenn er durch mehrere Länder ging, die ihre eigenen Gebühren hatten.

Am 21. März 1750 rollte zum ersten Male die Fahrpost durch unsere Heimat und machte in Poysdorf Nachtstation. Damit begann ein neuer Abschnitt im Post- und Verkehrswesen. Unsere Ahnen gingen über dieses Ereignis hinweg und die Gedenkbücher erwähnen es gar nicht. Diligenzen nannte man die Wagen; später aber bezeichnete man sie als Schneckenpost, die in Zeitungen und Witzblättern lächerlich gemacht wurde. Den Reisenden war es nicht erlaubt, vom Postwagen auf einen Privatwagen umzusteigen, Peitschen mitzunehmen, die Pferde anzutreiben oder zu schlagen, die Postbeamten mit Worten zu beleidigen oder gar handgreiflich zu werden. Bei der Beförderung hatten die Hofbeamten den Vorzug, dann kamen die Regierungsbeamten, das Militär, der Handel- und Gewerbestand und zum Schluß Bürger und Bauern. Verdienten Postbeförderern verlieh der Staat das Erblichkeitsprivilegium. Diese Auszeichnung bekam die Witwe Marie Anna Hartl in Poysdorf, die von ihren Söhnen unterstützt wurde; der eine namens Joseph war Adjunkt und später Erbpostmeister. Sein Haus war in Poysdorf wohl eingerichtet, hatte 8 1/2Joch Aecker, 3 Viertel und ein Achtel Weingärten, ein halbes Tagwerk Wiese und reichte als Halblehen der Wilfersdorfer Herrschaft jährlich 30 kr Dienst, 3 kr Richtgeld und 1 kr Weisheitsgeld. Das Haus war frei von jeder Militäreinquartierung, der Besitzer brauchte nicht zum Militär einzurücken, zahlte keine Kriegssteuer, trug als Zeichen seiner Würde einen Ring und einen Degen und wurde beim Kreisamt in Gaweinstal vereidigt. Als Amtsperson war ihm jeder Gewerbebetrieb untersagt. Die das Recht der Portofreiheit genossen, überreichten ihm am Neujahrstag ein Geschenk. Ehrlich, bescheiden und pflichteifrig mußte er im Amte sein und genau seine Christenpflicht erfüllen. Länger als drei Tage sollte er sich nicht vom Dienstorte entfernen, für seine Postillione hatte er die Verantwortung zu tragen und nie einem anderen Meister die Fahrknechte abzureden. Wer ihn beleidigte oder tätlich angriff, dem zahlte er es mit gleicher Münze heim. Für den Verkehr mußte er stets zwei Kaleschen und 6 - 10 Pferde bereithalten, die er aber nicht für Privatzwecke benutzten durfte. Im Notfalle konnte er auch Bauernpferde anfordern. Rauchten Reisende während der Fahrt, so wurden sie auf die Straße gesetzt, konnten zu Fuß wandern und wurden angezeigt. Die Ortsobrigkeiten und die Herrschaften durften der Post nicht die Hilfe und die Unterstützung verweigern, wenn sie beansprucht wurden. Der Lehenrößler, der ein Posthorn benutzte, zahlte um 1770 eine Geldstrafe von 50 fl. Wer eine Reise machen wollte, meldete sich einige Tage vorher an. Wurden bei Extrafahrten die Postpferde überanstrengt, sodaß sie erkrankten, so war der Reisende ersatzpflichtig. Briefe einzusammeln oder auszuteilen war Privatpersonen nicht erlaubt. Nur das Militär war berechtigt, die Post auf der Straße aufzuhalten, anderseits war es auch im Notfalle zur Hilfeleistung verpflichtet.

Der Postillion hatte als Amtsperson einen großen schwarzen Mantel, den auf der Vorder- und Rückseite ein gelbes Posthorn zierte, ein rotes Kamisol mit braunen Aufschlägen, einen verbrämten Hut mit einem schwarzgelben Band, ein Paar feste Stiefel und ein Posthorn. Niemand durfte ihm vorreiten-oder vorfahren, im Gegenteil wichen ihm die Fuhrleute aus. In einer Ledertasche verwahrte er seine Legitimation und den Stundenpaß. Man verlangte von ihm, daß er ehrlich, flink und furchtlos sei, daß er mit den Waffen umzugehen verstehe und die Hornsignale genau blase. In diesem Punkte legte er sogar eine Prüfung ab. In den Gemeinden war es ihm verboten, mit der Peitsche zu knallen. Er war eine wetterharte und trinkfeste Gestalt, die man mit dem Worte Schwager ansprach. Durch ein Trinkgeld oder durch eine Weinspende errang jeder seine Gunst. Waren die Reisenden nicht freigebig, dann wollten die Pferde nicht recht gehen. Im Gebrauch der Schimpfwörter war er unerschöpflich. Hatten diese keine Wirkung, so nahm er seine Fäuste und die Peitsche zur Hand, um Ordnung zu schaffen. Immerhin war der Postillion eine Gestalt, die heute wohl vergessen ist, aber in der Dichtung und im Bilde weiterlebt. Wer denkt da nicht an das schöne; Gedicht „Der Postillion” von Nikolaus Lenau. Machte er sich eines Versehens schuldig, so erhielt er eine Geld- oder eine Prügelstrafe und wurde bei schweren Fällen entlassen.

Der Postwagen war fest und solid gebaut, dem die Federn fehlten, also ein echter Rumpelkasten, den zwei Pferde schleppten, die mehr Heu und Stroh fraßen als Hafer. Da mußten oft die Gäste, z. B. bei Wolkersdorf, Schrick und Poysdorf, aussteigen und zu Fuß den Berg hinaufsteigen; denn Postpferde waren keine Pinzgauer.

Maria Theresia hob die Stadt-, Kloster- und Herrschaftsboten auf, weil sie viele Briefe von Privatpersonen beförderten. In Kriegszeiten fehlten tüchtige Postillione, weil die militärische Feldpost sie einzog; da begnügte man sich mit Landkutschern. Die Postmeister, die ihre Pflicht nicht genau nahmen, wurden beim ersten Fehler auf einen Monat enthoben, beim zweiten aber entlassen. Seit dem 10. Dezember 1734 versah in Wilfersdorf der Erbpostmeister Matthias Mühlbauer den Dienst; dieses Erbpostamt löste 1341 der Staat um 35.200 fl ein; der Regalpreis betrug 2.400 fl C. M. .Kaiser Joseph II. hatte den Plan, das Postwesen zu vereinfachen und einen Teil der vielen Beamten abzubauen, doch unterließ er es später.

Die Witwe des Joseph Hartl heiratete 1796 den Sebastian Sinnreich, dessen Grabstein ein sehenswertesDenkmal der Biedermeierzeit war; leider wurde er 1935 entfernt und verschwand. In der Zeit der Napoleonischen Kriege erhöhte der Staat die Gebühren, und zwar 1796, 1803 und 1306. Die Postzensur wurde verschärft, damit keine Revolutionsgedanken die Untertanen verwirrten. Die Franzosen raubten und plünderten die Posthäuser aus, nahmen sich die Pferde aus dem Stall, mißhandelten die Postmeister; der Gaweinstaler, dem das Haus zerstört wurde, floh und mußte gesucht werden. Der Verkehr ruhte, nur die Militärpost = Feldpost hielt den Betrieb aufrecht. Der Gebrauch von brennenden Fackeln zur Nachtzeit war in den Ortschaften wegen Feuergefahr verboten. Die Reisenden hatten sich vor Antritt der Fahrt einen Paß zu besorgen, der überall den Beamten vorzuzeigen war. 1810 führte die Regierung das Distanzporto ein, sodaß z. B. ein Brief von einem halben Lot von Wien nach Wilfersdorf 16 kr, nach Poysdorf 32 kr kostete. In Wien gab es schon die ersten Briefkasten.

Mit dem Erblichkeitsprivilegium hatte der Staat einen Fehlgriff gemacht, weil die Erbpostmeister im Dienste nachlässig waren, sich schlechte Pferde hielten, auf ihren Vorteil schauten, die Postpferde für ihre Feldarbeit gebrauchten und die Wünsche der Reisenden nicht berücksichtigten. Deshalb wurden solche Privilegien nach 1818 nicht mehr verliehen. Dafür setzte man das Porto herab (1818 und 1820). Standespersonen und Wohlhabende leisteten sich eine Extrapost und zahlten für ein Pferd und einen Posten 1 fl 30 kr Trinkgeld. Für eine offene Kalesche 15 kr und für eine gedeckte 30 kr, für Wagenschmiere jedes Mal 20 kr. Ein Posten war die Strecke von 8.000 Klaftern. Ein Brief von einem halben Lot kostete bis drei Stationen 2 kr C. M., bis 6 Stationen 4 kr und bis 9 schon 6 kr.

Am 3. Mai 1823 verkehrte zum ersten Mal ein Posteilwagen, der 45 6/9 alte Zentner weg und von 4 Pferden gezogen wurde. Im Inneren saßen 8 Personen, auf dem Bock noch 2 und jeder konnte 20 Pfund Reisegebäck frei mitnehmen; im Brancard-Wagen wurde das Gepäck mitgeführt. Die Eilpost erreichte Poysdorf zu. Mittag und war am Abend in Brünn, also 19 Meilen in 14 Stunden. Für Wien - Prag brauchte der Eilwagen 39 Stunden (44 Meilen), für Wien - Graz 26 Stunden (27 Meilen) und für Wien - Linz 24 Stunden (25 Meilen). Die römische Post legte in der späteren Kaiserzeit um (um 200 n. Chr.) eine Strecke zurück, die wir erst 1823 erreichten.

Die Fahrpreise gab der folgende Plan an:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Meilen | Posten | Stationen | Außer dem Wagen | Im Inneren |
| 2 | 1 | Stammersdorf | 1 fl 30 kr | 2 fl |
| 4 | 1 | Wolkersdorf | 3 fl - kr | 4 fl |
| 6 | 1 | Gaunersdorf | 4 fl 30 kr | 6 fl |
| 8 | 1 | Wilfersdorf | 6 fl - kr | 8 fl |
| 10 | 1 | Poysdorf | 7 fl 30 kr | 10 fl |
| 12 | 1 | Nikolsburg | 9 fl - kr | 12 fl |
| 15 | 1 ½ | Pohrlitz | 11 fl 15 kr | 15 fl |
| 17 | 1 | Raigern | 12 fl 45 kr | 17 fl |
| 19 | 1 | Brünn | 14 fl 15 kr | 19 fl |

In Gaweinstal blieb die Post eine halbe Stunde stehen und die Gäste bekamen zum Frühstück zwei Schalen Kaffee und ein Weißbrot um 16 kr; die Mittagspause in Poysdorf dauerte eine Stunde; beim „Weißen Löwen" erhielt man um 32 kr Suppe, Rindfleisch, Gemüse, Beilage und Mehlspeise. Eine Pfeife im Wagen zu rauchen war nur mit der Zustimmung der Mitreisenden erlaubt. Hunde durften nicht mitgenommen werden. Verboten war es, die Plätze während der Fahrt zu wechseln. 1828 wurde die Brief- und Fahrpost vereinigt. Das Poysdorfer Postamt umfaßte das ganze Grenzgebiet von der March bis in die Laaer Ebene.

1835 begann die Regierung das Postwesen zu reformieren und stellte es auf eine Grundlage, die dann zu einer modernen Entwicklung führte; die Gesetze und Bestimmungen haben teilweise noch heute Geltung. Der Postillion bekam eine neue Uniform: Rock aus rotem Tuch, weiße Knöpfe, Stiefel mit Sporn und ein dreieckiger Hut. 1833 wollte die Regierung alle Erbpostämter einlösen; doch fehlte das notwendige Geld.

1839/40 organisierte die Regierung die Zustellbezirke in folgender Weise:

Briefsammelstelle Ernstbrunn: Sie umfaßte alle Orte bis Röhrabrunn, Eichenbrunn, Gnadendorf, Zwentendorf, Altmanns, Michelstetten, Herrnleis und Pürstendorf. Die Sammelstelle lieferte die Sendungen nach Stockerau.

Briefsammelstelle Laa a. d. Thaya: Wulzeshofen, Geiselbrechtshof, Unterstinkenbrunn, Gaubitsch, Hagendorf, Fallbach, Rothenseehof, Ruhhof; zuständige Poststation war Nikolsburg.

Sammelstelle Hohenau: Bernhardsthal, Rabensburg, Altlichtenwarth, Hausbrunn; Poststation Hohenau selbst.

Postamt Oberhollabrunn: Diepolz, Stronsdorf, Großharras, Patzmannsdorf, Patzenthal, Stronegg, Ober- und Unterschotterlee.

Postamt Jetzelsdorf: Zwingendorf.

Die Lehenrößler trugen auf dem Zeiselwagen eine Tafel mit dem Namen des Inhabers und der Anfangs- sowie Endstation; Privatbriefe mitzunehmen war nicht gestattet, doch mußten sie in dringenden Fällen amtliche Briefe und Sendungen bestellen. Von Wolkersdorf und Mistelbach gingen um diese Zeit Gemeindeboten nach Wien; die ersten kehrten in der Leopoldstadt „Beim Widder." ein; die letzteren auf der Brandstatt „Beim Schwarzen Adler".

Zeisel- oder Stellwagen fuhren nach Wien auf der Brünnerstraße von Feldsberg (Fahrpreis 1 fl), von Nikolsburg, Steinebrunn, Laa über Staatz-Poysdorf, Staatz, Poysdorf (48 kr), Olmütz, Zwittau, Mistelbach, Ernstbrunn, Asparn a. d. Zaya, Wilfersdorf, Zistersdorf (54 kr), Angern, Schrick, Gaweinstal (1 fl), Pyrawarth und Weikersdorf, nach 1848 auch von Themenau und Dürnkrut. Bequem war die Fahrt in so einem Wagen nicht, doch stellten unsere Ahnen keine hohen Ansprüche und waren noch bescheiden.

Die Postmeister teilte man ein: 1. in erbliche, 2. nicht erbliche und 3. vertragsmäßige. Die Fahrpost unterhielt den Verkehr mit Eilwagen, mit Diligenzen und Kurierfahrten. 1843 bestand in Asparn a. d. Zaya eine Briefsammelstelle. Die Postmeister durften 1843 nicht in die Nationalgarde eintreten. Bei der Neuordnung des Staatswesens wurde die Post dem Finanzministerium unterstellt, später aber dem Handelsministeriurn. Die Briefmarken, die der Staat 1850 einführte, waren zuerst beim Volk sehr unbeliebt, das sich in dem Tarif- und Meilenweiser nicht zurecht fand, weil die Mehrheit nicht lesen und schreiben konnte. Daß die Marken ein großer Vorteil waren und viel Zeit erspart wurde, erkannte man erst nach einiger Zeit. Im August 1350 übernahm die Nordbahn die Postbeförderung, sodaß in den größeren Gemeinden dieser Linie Postämter eingerichtet wurden. Im Hinterlande gab es solche in Asparn a. d. Zaya, Ernstbrunn, Mistelbach und Laa a. d. Thaya, in Staatz war eine Postexpedition. 1851 erschien die erste Zeitungsmarke. 1852 wurden die ersten Telegraphenämter errichtet - in Poysdorf 1874; überall spürte man den neuen Wind einer anderen Zeit. Im Postamt zu Poysdorf standen 1853 drei gute Wagen, die aber nicht gebraucht wurden. Ueber den Postwagen lachte man, ebenso über den Postillion aus der Biedermeierzeit; blies er sein Horn, so verspottete man ihn. Deshalb rügte eine Kontrolle im Jahre 1853, daß die Postillione keine Montur trugen und keine Signale bliesen. Mit der neuen Währung im Jahre 1853 - 1 fl hatte 100 kr, früher nur 60 - mußten die Tarife geändert werden. Am 1. Oktober 1859 führte die Post den Expreßbrief ein und 1863 den Landbriefträgerdienst. Mit der Eröffnung der STEG - heute Ostbahn genannt - wurden viele Postämter eingerichtet, sodaß Poysdorf seine Post von Mistelbach und dann von Frättingsdorf abholte. Das Reisen war damals ein teures Vergnügen, das sich die breite Masse des Volkes nicht erlauben konnte; auch die Post klagte nicht wegen Ueberbürdung durch Sendungen. Die neuen Errungenschaften der Technik brauchten Jahre, bis sie sich einlebten. Hand in Hand mit der neuen Zeit verblaßte die Romantik der Sehneckenpost, des Postillions und des Posthorns, das zu dem schrillen Pfiff der Lokomotive nicht mehr paßte. Die Postkutsche hielt sich bei uns bis zum Ersten Weltkrieg, doch vermittelte sie den Verkehr nur auf kleinen Strecken, Z. B. von Poysdorf nach Nikolsburg, Feldsberg und Großkrut.

Am 1. Februar 1869 kam die Postkarte in den Postverkehr; 1868 eröffnete die Postsparkasse ihren Betrieb. 1884: klagte der Poysdorfer Postmeister, daß der Wagen für die Fahrten nach Mistelbach zu klein für die vielen Sendungen sei. Am 1. Juni 1886 gelangten die ersten Kartenbriefe zur Ausgabe. Als die Flügelbahn Enzersdorf bei Staatz - Poysdorf fertig war, wurde der Postverkehr nach Mistelbach eingestellt (26. September 1888). Mit der Kronenwährung (25. November 1899) erschienen neue Briefmarken in Kronen und Hellern. Ein einfacher Brief wurde mit einer 10 Heller-Marke frei gemacht. Nun errichtete die Postverwaltung in einzelnen Gemeinden Postablagen, z. B. Katzelsdorf, das aber nach Bernhardsthal gehörte. 1903 wurde in Poysdorf der Telephondienst eingeführt. Der letzte Postwagen mußte in Poysdorf 1917 außer Dienst gestellt werden, weil die Pferde im Kriegsdienst Verwendung fanden. Damit verschwand ein Verkehrsmittel, das durch 170 Jahre der Post gedient hatte und das heute für uns ein Sinnbild der guten alten Zeit ist, in der man keine Eile kannte und das aufreibende Hasten und Drängen unbekannt war. Ich erinnere mich noch gut an einen Satz, den ein Postknecht einem Fahrgast sagte, als dieser zu einer schnelleren Fahrt drängte: „Wir haben Zeit. Die Rösser müssen auch mitkommen.”

Nach dem Ersten Weltkrieg tauchte ein neues Verkehrsmittel auf, der Postkraftwagen, den man am 1. Mai 1925 zum ersten Male auf der Brünnerstraße sah, und der dem Postwesen ein ganz anderes Gesicht gab. Die Ravag besteht seit dem 1. Oktober 1924. Der erste Radiohörer in Poysdorf war der Student Othmar Hanusch, der im Hause 562 alt auf der Rundellen eine Empfangsstation einrichtete. 1931 ging das Erbpostamt von Poysdorf, das so lange im Besitz der Familien Hartl und Sinnreich war, in andere Hände über.

Der Postverkehr von heute und vor 200 Jahren! Der Marktrichter von Obersulz berichtete 1730 dem Amtmann von Wilfersdorf, daß in den letzten beiden Jahren zwei Briefe über Gaweinstal in Obersulz angekommen seien. Damals zählte man auf der Brünnerstraße in unserem Gebiet vier Postämter, heute ungefähr 60. Wie einst das Postamt Poysdorf mit seinem Zustellbezirk genügte, sind es jetzt 23. Dazu müssen wir noch den Telegraphen- und Telephondienst sowie den der Postsparkasse rechnen, sodaß die Arbeit eines Amtes einen viel größeren Umfang hat als in alter Zeit, wo vielleicht der Postmeister aufgeregt war, wenn er 10 Briefe zu befördern hatte. Unsere Heimat besitzt also nicht nur ein dichtes Verkehrsnetz, sondern auch ein ausgezeichnetes Post- und Nachrichtenwesen.

Quellen:

E. Effenberger „Geschichte der österreichischen Post”.E. Effenberger „Aus alten Postakten“.Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.Gemeindegedenkbuch der Stadt Poysdorf.Das Poysdorfer Grundbuch der Herrschaft Wilfersdorf 1767 im nö. Landesarchiv in Wien.

Veröffentlicht in: „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“, 1968, S. 384 - 393

Aus der Franzosenzeit

Die Franzosen standen bei unserem Volke in keinem besonderen Ansehen. Man sah in ihnen Mordbrenner, die einst unter dem Könige Ludwig XIV. (1643 – 1715) die Pfalz am Rhein geplündert und ausgeraubt, das Heidelberger Schloss zerstört, Städte, Märkte und Dörfer in Trümmerhaufen verwandelt, die Kaisergräber in Speyer geschändet und den Dom angezündet, Straßburg und viele hundert Orte in den sogenannten Raubkriegen sich widerrechtlich angeeignet hatten. Die französischen Soldaten rühmten sich damals, dass sie den Deutschen am Rhein alles genommen hätten, nur die Augen haben sie ihnen gelassen, damit sie ihr Unglück beweinen können. Diese Schandtaten der Franzosen waren unseren Leuten nur zu gut bekannt und jeder fürchtete dieses Volk. Der Militarismus Napoleons schlug auch unserem Vaterlande tiefe Wunden. Als es 1805 hieß: „Die Franzosen kommen“, wurden in den größeren Orten eine Bürgermiliz gegründet, Geld für die Soldaten gesammelt, Pferde und Wagen enteignet und die Fremden aufgefordert, binnen 10 Tagen Niederösterreich zu verlassen. Es machte sich ein großer Mangel an Kleingeld fühlbar, so dass Münzzettel gedruckt wurden. Wer Gelegenheit hatte, floh nach Ungarn. Der Adel suchte sein Heil in der Flucht und nahm alle Schätze mit. Die Not an Lebensmitteln erzeugte eine wilde Preistreiberei und der Wucher blühte. Die Franzosen kamen längst der Donau bis nach Wien, das sie eroberten und drangen gegen Mähren vor. Österreicher und Russen – das waren unsere Bundesgenossen – marschierten auf der Brünnerstraße. Die Russen waren schlecht ausgerüstet und hatten eine mangelhafte Bekleidung, da vielen die Kopfbedeckung und die Schuhe fehlten. Das Volk hatte tiefes Mitleid mit diesen hungrigen Soldaten, die oft nur mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft mitkamen. 18 000 Österreicher berührten unseren Markt. Die Reiterei blieb auf den Lußfeldern und schlug hier ihre Zelte auf. Viele mussten unter freiem Himmel schlafen, da sie ihre Zeltblätter verloren hatten. Die Gemeinde lieferte ihnen Holz, Wein und Stroh. Die Fußsoldaten lagen im Seegrund. Zeitlich in der Früh des 16. November marschierte alles gegen Nikolsburg weiter. Zu Mittag kam die Garde und zum Schluss erschienen Husaren. Beim Wiener Tor wurde ein Posten aufgestellt. Da zeigten sich auf den Erdberger Höhen die ersten Franzosen, 20 Mann waren es, die langsam und vorsichtig auf der Reichsstraße vordrangen. Als sie bei Wetzelsdorf waren, verließ der Posten beim Wiener Tor seinen Platz und ritt auf der Straße gegen Mähren weiter. Die Feinde galoppierten schnell durch den Markt, machten beim Spital halt und verlangten von den Bewohnern weißes Brot, Käse, Wein und zwei gesattelte Pferde. Die Leute gaben alles bereitwillig her, um den Zorn des Gegners nicht zu entfachen. Kurze Zeit später marschierten zwei Regimenter ein, die von der Gemeinde Stroh, Heu, Hafer, Brot und Semmeln bekamen. In der Früh beanspruchte jeder Soldat einen Kaffee und ein Maß Wein. In den umliegenden Ortschaften nahmen sie Stroh, Hafer, Heu und Vieh, raubten den Bauern, die nach Wien Lebensmittel lieferten, alles, ja oft sogar Pferde und Wagen. Einzelreisenden wurden Geld, Handschuhe, Mäntel, Stiefel und Schuhe abgenommen; die Franzosen zogen sie bis aufs Hemd aus und ließen sie laufen. Für die Verwundeten wurden Betten, Leintücher und Strohsäcke gesammelt. In Gaweinsthal, Schrick, Wilfersdorf und Poysdorf wurden Magazine errichtet. Hierher brachten die Bauern aus den entfernten Ortschaften mit den eigenen Pferden alles, was der Feind beschlagnahmte. Viele Einwohner waren geflohen, hatten sich in den Erdställen und Wäldern versteckt, die Schätze wie Geld und Wertsachen hatte jeder in Sicherheit gebracht und im Hause oder im Keller vergraben. Zwischen Hörersdorf und Siebenhirten schlugen die Feinde ein großes Feldlager auf. Napoleon selbst reiste, da er sehr misstrauisch war, unter starker Bewachung und ritt durch die Orte sehr schnell, da er sich vor Mordanschlägen fürchtete. Im Schloss Fünfkirchen übernachtete er.

Die Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 endete mit einer Niederlage unserer Truppen. Die Feinde hatten über diesen Sieg eine ungeheure Freude. In den Ortschaften, wo es Franzosen gab, lärmten und johlten sie, sangen Lieder, betranken sich und misshandelten in ihrem Übermute unsere Leute. Lange Reihen von Wagen fuhren gegen Wien. Darin lagen auf Stroh gebettet die Verwundeten. Gefangene Russen und Österreicher zogen in einem erbarmungswürdigen Zustand durch unseren Markt. Die Verwundeten und Kranken, die bei uns starben, wurden am Fuße des Weißenberges im Militärfriedhof beerdigt. Die Häuser, in denen kranke Soldaten lagen, hatten schwarze Fahnen ausgesteckt.

Am 12. Dezember kam Napoleon mit Bernadotte, Murat und Berthier nach Nikolsburg; die Truppen bildeten Spalier. Viele Kanonen und Fahnen der Österreicher und Russen führten sie als Beute mit. Im Schloss und in den Schulen lagen die Verwundeten. Die Einrichtungsgegenstände wurden zertrümmert und mit dem Holz eingeheizt. Am Neujahrstag verließen die Franzosen Nikolsburg, da eine Seuche viele Opfer forderte. Die Friedensunterhändler Fürst Liechtenstein und Talleyrand waren schon früher nach Preßburg gereist.

Schwere Tage durchlebten die Bewohner unserer Heimat, als die siegreichen übermütigen Gegner zurückmarschierten. Die Russen mussten gleich von Austerlitz in ihre Heimat ziehen. In gedrückter Stimmung waren unsere geschlagenen Truppen. Der Friede wurde am 26. Dezember in Preßburg geschlossen und Österreich verlor Tirol, Gebiete in Italien und Süddeutschland. Damals lockerte sich auch das Verhältnis zu Deutschland. Österreich wurde ein Kaiserreich und büßte allmählich seine führende Bedeutung ein. In den Wintermonaten 1805/1806 waren die Lebensmittel sehr knapp, da die Soldaten alles mitgenommen hatten. Es wurde deshalb verboten, aus Getreide oder Kartoffeln Branntwein zu brennen.

Nur wenige Jahre dauerte der Friede. 1809 ging der Kampf wieder los, Es war eine Heldenzeit, als unser Volk alle Kräfte aufbot, um den Gegner vernichtend zu schlagen. Eine Kriegsstimmung wie 1914 ergriff alle. Geld und Waffen wurden gesammelt, die Landwehr errichtet, Freiwillige strömten in den Städten zusammen und meldeten sich zum Kriegsdienste, auf den freien Plätzen wurde geübt, Kriegslieder ertönten überall und ein militärischer Geist wehte durch alle Schichten der Bevölkerung. Die Leute gaben alles Geld her, vaterländische Spiele wurden aufgeführt und die Frauen und Kinder der Eingerückten in reichlicher Weise unterstützt. In den Kirchen hielten die Geistlichen Kriegsandachten ab und die Fahnenweihe der Landwehr bildete in einzelnen Ortschaften ein großartiges Volksfest. Ganz Österreich glich einem großen Heerlager. Um vor Verrat sicher zu sein, sollte niemand Fremde beherbergen. Besonders scharf beobachtete man die Juden, die im Verdachte standen, geschäftstüchtige Verräter und Spione zu sein.

Bei Aspern a. d. Donau erlitt Napoleon am 21. und 22. Mai eine furchtbare Niederlage, es war die erste, die dem maßlosen Korsen auf deutschem Boden beigebracht wurde. Der Glanz der Unbesiegbarkeit war zerronnen. Am 5. und 6. Juli schlug er unsere Truppen bei Deutsch-Wagram und verfolgte sie in der Richtung gegen Znaim.

Im Heere des Erzherzogs Karl befand sich der Dichter Friedrich Schlegel, der die „Aufrufe an das Volk“ und später „die Nachrichtenblätter“ verfasste. Als das Hauptquartier in Wolkersdorf war, hielt sich Schlegel in Gaunersdorf (heute Gaweinsthal) auf und gab auf Befehl des Kaisers die „Österreichische Zeitung“ heraus, die auf die öffentliche Meinung in Österreich und Deutschland wirken sollte, da die „Wiener Zeitung“ in den Händen Napoleons war. Die Nachrichten des österreichischen Hauptquartieres waren recht mangelhaft und dürftig, enthielten nebensächliche Dinge und öffneten den Lügen und Miesmachern Tür und Tor. Das Volk verlor zu diesen Berichten jedes Vertrauen und wiederholt ersuchte Dorothea Schlegel den Dichter, er möge doch Einfluss nehmen auf eine genaue Berichterstattung. „Es sei unerhört, mit dem Volke das Gut und Blut hingibt, so umzugehen; kommen Niederlagen, so möge man sie offen eingestehen und nicht versteckenspielen. Unbeschreiblich ist die Konfusion in den Ausdrücken, man weiß nicht, hat unsere Armee mit dem Feind oder Freund gekämpft, hat sie gesiegt oder ist sie unterlegen.“ Das Volk bezweifelte die Zahl der Gefangenen und die erbeuteten Adler. Die Armeeberichte verraten keinen Heldengeist, im Gegenteil einen Vaterlandsverräter (Dorothea Schlegel´s Briefwechsel v. Dr. J. M. Raich). Schlegel wohnte im Pfarrhofe von Gaweinsthal, wo ihn dann auch Friedrich Kübeck traf, dessen Tagebücher uns einen guten Einblick in die Beamtenverhältnisse jener Zeit gewähren.

Schon am 8. Juli kehrten die Franzosen in Poysdorf zum zweiten Male ein. Um 11 bis 12 Uhr vormittags erschienen 20 berittene Jäger im Markte und verlangten vom Marktrichter Johann Zechmeister Nr. 217 eine Brandsteuer von 500 Gulden. Die Gemeinde gab diese Summe in Bankozetteln und außerdem noch Speise, Trank und Tuch. Als aber aus den Bürstinger Weingärten einige österreichische Landwehrmänner, die sich dort versteckt hatten, in den Markt schossen und sechs österreichische Reiter einen Franzosen verwundeten und ihm die Bärenmütze wegnahmen, verließen die Feinde schnell den Markt und kamen erst am Abend wieder, als es dunkel wurde. Da ritten sie durch alle Gassen, fanden aber keinen Österreicher und zogen wieder nach Erdberg. Gegen Morgengrauen bemerkten die Leute im Süden einen Feuerschein. Es war Bullendorf, das der Gegner angezündet hatte. Am kommenden Vormittag erschienen gegen 10 Uhr 30.000 Mann. Es war das Armeekorps des Generals Davoust, eines unmenschlichen Offiziers, der die gefangenen Österreicher beim geringsten Vergehen hängen ließ. Der Durchmarsch dauerte bis in die Nacht. Um Mitternacht weckte ein starker Feuerschein, der am südlichen Himmel sichtbar wurde, die Bewohner. Erdberg stand in Flammen. Vor Kummer und Sorge erwarteten die Leute den kommenden Tag. In der Früh wurde das erste und vierte Viertel geplündert. Es waren dies die Häuser der Laaer- und Brunngasse und die Keller in der Gstetten. Die Hadersdorfer Kirche wurde geöffnet und alles, was einen Wert hatte, genommen und weggeführt. Im Laufe des Vormittags kamen viele Kranke nach Poysdorf. Die mussten in den Bauernhäusern untergebracht werden. Befreit von der Soldateneinquartierung waren nur der Pfarrhof, die heutige Voglsangmühle, das Herrenhaus der Liechtenstein´schen Beamten auf der Wiese und die Singerburg. Eine Schutzwache – Sauvegarde – sollte den Markt beschützen; sie stand unter dem Befehle eines Unteroffiziers, der aus der Champagne gebürtig war und Karl Girardin hieß. Er war sehr gewissenhaft, schaute auf Ordnung und die Gemeinde fasste zu dieser Wache ein festes Vertrauen. Sonst hatten diese Garden keinen besonderen Ruf, da man sie allgemein Saufgarden nannte, die nur dem Bauer die Keller leerten und dann stark angeheitert herumtorkelten und die Leute belästigten. Die zehn Mann der Schutzgarde versahen auch bei der Nacht den Dienst.

Erzherzog Karl war mit der Hauptmacht auf der Znaimer Straße nach Mähren gezogen. Kleinere Gefechte gab es bei Korneuburg, Stelzendorf, Gaweinsthal und Neudorf bei Staatz. Am 9. Juli überschritt Marmont die Thaya bei Laa und rückte gegen Znaim vor. Im Vergleich zum Jahre 1805 erschienen jetzt die Franzosen wie Herren, trugen schöne Kleider, waren gut genährt, besaßen prächtige Pferde und Wagen, zeigten oft einen unbändigen Stolz, der unsere Leute schwer verletzte. Zwischen den Truppen des Rheinbundes und den Franzosen gab es oft genug Schlägereien. Beim weiblichen Geschlechte hatten die Franzosen großes Ansehen und die sittlichen Zustände ließen viel zu wünschen übrig. Es darf uns nicht wundern, wenn an einzelnen Orten die Geistlichen in den Predigten scharf gegen die Sittenlosigkeit und gegen das Tanzen des Walzers einschritten. Darum war der Hass der Feinde gegen unsere Geistlichen erweckt und sie plünderten die Kirche und Pfarrhöfe, schossen auf Kreuze und Bildstöcke und verletzten das religiöse Gefühl des Volkes. In ihrem Übermute kochten sie bei uns das Rindfleisch im Weine.

Am 11. Juli entbrannte bei Znaim der Kampf, der aber abgebrochen wurde, weil unterdessen die Waffenstillstandsverhandlungen begonnen hatten. Unsere Heimat blieb vom Gegner besetzt. Es gab auch viele deutsche Truppen im französischen Heere, da ja die Fürsten von Bayern, Baden, Württemberg auf der Seite Napoleons gegen ihre eigenen Brüder kämpften. Ein trauriges Bild von Volksbewusstsein! Das Armeekorps von Württemberg war in unserer Gegend untergebracht. Um jede Unruhe zu vermeiden, erhielten die Gastwirte den Auftrag, darauf zu sehen, dass die Gäste nicht politisieren und die Handlungen der Franzosen kritisieren. Sollte aber dies doch geschehen, so seien die Leute sofort anzuzeigen.

Am 15. August war das Geburtsfest Napoleons, es war ein Feiertag für die Franzosen. Einzelne Häuser hatten Fahnen ausgesteckt, Ehrenbogen waren errichtet, abends mussten die Leute die Häuser beleuchten und in die Fenster Transparente stellen. In Wien ging es besonders feierlich zu; im Stephansdom las der Erzbischof eine feierliche Messe und am Abend genossen die Wiener das herrliche Schauspiel eines Feuerwerks. Napoleon war auch in diesem Jahre in unserem Bezirke. In Laa übernachtete er im Pfarrhofe und zwei Bauern planten ein Attentat auf ihn in Kottingneusiedl. Einen Förster, der dem Feinde keine Angaben machte und jede Antwort verweigerte, erschossen sie bei den Kellern von Walterskirchen. Heute steht an der Stelle ein schlichtes Kreuz. Auch die Franzosen hatten bessere Karten und kannten unsere Heimat gründlicher als die hier wohnende Bevölkerung. Sie hatten nämlich einige verschollene Orte richtig in ihren Karten eingezeichnet.

Die Gemeinde Poysdorf leistete an den Feind große Lieferungen: Korn, Hafer, Weizen, Rollgerste, Essig, Salz, Wein und Mehl. Da die Regierung an die Franzosen eine hohe Brandsteuer zu zahlen hatte, wurde diese Summe aufgeteilt und Poysdorf musste 1900 Gulden abliefern. Die Kürassiere vom 1. Regiment, die bei uns durch sechs Wochen verblieben, stürzten den Markt in große Schulden. Das aufgelassene Kapuzinerkloster machten sie zu einem Magazin und füllten es mit Lebensmitteln an. Damals hatte die Kirche noch eine Zugbrücke, die am Abend aufgezogen wurde. Trotzdem gelang es einem Soldaten, dass er in der Nacht in die Kirche drang, doch stahl er nichts. Die Kirchenväter hatten ihre Wertsachen in der Gruft hinter den Knochen der Toten versteckt.

Hand in Hand mit dem Kriege ging eine furchtbare Teuerung und der Wucher und die Preistreiberei blühte. Die Wiener spürten diesen Übelstand sehr stark. Ein Paar Hühner kosteten in der Großstadt 4 fl., ein Nierenbraten 8 fl., sechs Eier 1 fl. Die Leute stürmten die Geschäfte. Einzelne Kaufleute verdienten damals ein Riesenvermögen; doch gab es auch Ausnahmen, dass Kaufleute an Franzosen nichts verkauften, auch wenn sie die Waren zwei- bis dreifach überzahlten. In Wien buken die Bäcker kleinere Brote und die Regierung schritt gegen diese Meister sehr scharf ein und belegte sie mit einer Kerkerstrafe. Am 14. Oktober wurde in Wien der Friede geschlossen und am 1. November begann der Rückzug der Feinde, der drei Tage dauerte. Am 20. November verließ der letzte Gegner unseren Markt. 137 Tage waren sie bei uns und ihr Aufenthalt kostete der Gemeinde mehr als 100.000 Gulden, sodass sie über 25.000 Gulden Schulden hatte. Auf jeden Steuergulden wurde 1 Gulden 40 Kreuzer als Kriegssteuer zugeschlagen. Das Getreide, das Fleisch und die Nahrungsmittel, die im Magazin des ehemaligen Kapuzinerklosters angehäuft waren, wurden im Feilbietungswege am 1. Februar 1810 verkauft. Infolge der Kontinentalsperre, die Napoleon über England verhängte, wurden alle Waren, die aus fremden Ländern eingeführt wurden, verteuert sodass ihr Preis rasch in die Höhe stieg. Ein Pfund Zucker kostete 12 fl. – im Jahre 1809 30 Kreuzer – und ein Pfund Kaffee 10 fl. 30 kr. gegen 24 Kreuzer im Vorjahr.

In den Kämpfen, die unser Volk gegen Napoleon führte, hatte man eine Schutzwache errichtet, die auf Ordnung und Ruhe schaute; man nannte sie Gendarmerie und sie blieb auch nach Abschluss der Kämpfe bestehen. Kriege rütteln an der gesellschaftlichen Ordnung des Staates, untergraben die guten Sitten, die Zucht und die sittlichen Grundsätze und öffnen der Ichsucht Tür und Tor. Die Schuldenlast des Staates und das Elend des Volkes stiegen von Tag zu Tag. Der Staat hatte seine Kräfte überspannt und das viele Papiergeld, das er herausgab, war wertlos. Am 20. Februar 1811 erfolgte der große Krach. Die Bankozetteln wurden auf ein Fünftel ihres Wertes herabgesetzt und dieser Geldsturz machte viele Leute zu Bettlern und trieb sie zum Selbstmord oder in das Irrenhaus. Auf der anderen Seite kamen andere wieder in die Höhe und brachten es zu Reichtum, da sie es verstanden hatten, im Kriege glänzende Geschäfte zu machen. Solche Kriegsgewinner und Börsespekulanten gab es zu allen Zeiten.

So endete das Heldenzeitalter unseres Vaterlandes. Drückender denn je lastete die harte Faust Napoleons auf unserem Volke und mit Recht sagte der Dichter: “Es blutete der Brüder Herz, ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz.“

Endlich kam doch der Tag der Freiheit, an dem der französische Militarismus, der Europa durch mehr als 20 Jahre in Furcht und Schrecken gesetzt hatte, gebrochen wurde. Am 16. Oktober 1813 begann bei Leipzig jenes blutige Ringen, in dem der „unbesiegbare“ Napoleon geschlagen wurde. Mit der Eroberung von Paris war sein Schicksal besiegelt und es wurde ihm die Insel Elba zugewiesen. Als er noch einmal sein Glück versuchte und nach Frankreich zurückkehrte, wurde er bei Ligny und Waterloo besiegt und nach St. Helena gebracht.

Not und Elend ertragen und der Dank bestand darin, dass man nichts verbesserte, sondern im Gegenteil dem Geiste des Rückschrittes Tür und Tor öffnete. So groß war die Angst vor einem Napoleon, der aus dem Volke kommen könnte und die „Fürsten von Gottes Gnaden“ stürzen würde. Das Volk sollte nur die Ruhe und die Zufriedenheit bewahren, nicht aber in Regierungsgeschäfte und Politik hineinreden. Eine Frömmigkeitswelle ging durch unser Land, die von Jesuiten und Redemptoristen getragen wurde. Die Kaiserin Karolina Augusta, die ganz im jesuitischen Geiste in Bayern erzogen wurde, galt als Beschützerin dieses Ordens, der seinen Einfluss überall geltend machte. Ein mächtiger Streiter im Kampfe gegen den Unglauben und gegen den Geist der josefinischen Aufklärung war Klemens Hofbauer, der in Wien und Maria Enzersdorf einen Kreis von Gottsuchern sammelte. Mit allen Mitteln wollte man auf das Volk einwirken, vor Zwang und Gewalt schreckte das „Metternich´sche System“ nicht zurück, die Kerker füllte man, am Spielberg in Brünn schmachteten genug Opfer jener unglücklichen Politik, die eine geistige Leere hinterließ und die Menschen nur zu Heuchlern machte. In diesen Tagen suchte das Volk im Liede und in der Musik Trost, Hoffnung und Stärke. Schubertlieder erklangen und Beethovens Oper „Fidelio“ ist so recht das Hohelied der deutschen Freiheit. Vergessen sind die Kriegslieder und die Spottgesänge auf Napoleon; nur das Lied von Andreas Hofer ist heute wieder mehr in den Vordergrund gerückt, weil uns die Leiden Südtirols besonders nahe gehen.

Durch die Russen war die Schopflerche, deren Heimat Asien ist, zu uns gebracht worden. Sie gewöhnte sich rasch in unsere Verhältnisse ein und ist heute bei uns so eingebürgert, dass niemand vermuten würde, dass dieser Vogel erst seit den Franzosenkriegen bei uns heimisch ist.

Quellen:

Gedenkbuch der Stadt Poysdorf.

Boguth: Die Okkupation Wiens und Niederösterreichs durch die Franzosen im Jahre 1809.

Schimmer G. A.: Die französischen Invasionen in Österreich und die Franzosen in Wien 1805 und 1809.

Josef Körner: Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel.

Veröffentlicht in: Niederösterreichisches Lehrerblatt(?), um 1930

Aus der Geschichte der Pfarrkirche

Im folgenden Jahre feiert unsere Pfarrkirche das Fest des 300jährigen Bestandes. Da geziemt es sich, daß wir Rückschau halten über die Geschichte dieses Gotteshauses, das in den 3 Jahrhunderten Freud und Leid, Kummer und Sorgen, friedliche Tage wie kriegerische Ereignisse mit den Bewohnern des Marktes teilte. In Einzelbildern soll den Lesern des „Pfarrboten“ ein Einblick in Vergangenheit und Gegenwart gegeben werden, damit sie die Zusammenhänge und die Fäden der geschichtlichen Entwicklung unserer engeren Heimat erkennen. Was sich da vor unserem geistigen Auge entrollt, ist Heimatgeschichte, die uns zur richtigen Erkenntnis und weiter zur Liebe der Heimat führt, die uns in den schweren Tages des Weltkrieges als ein treuer Engel zur Seite stand in den Kämpfen und Schlachten, die uns den Mut und die Kraft zur jener heldenmütigen Verteidigung verlieh, die all das furchtbare Unheil des Krieges von unseren Fluren fernhielt. Was wir in den Jahren 1914 -1918 taten, das geschah in den vergangenen Jahrhunderten wiederholt von Seite der Vorfahren, die nach den Worten des Dichters Geibel handelten: „Was uns not ist, uns zum Heil wards gegründet von den Vätern, aber das ist unser Teil, das wir gründen für die Spätern.“

Das Benefizium der hl. Dreifaltigkeit

Am Ausgang des Mittelalters nahm die Verehrung der hl. Dreifaltigkeit bei uns einen größeren Umfang an. Es ist möglich, dass auch das Auftreten der Pest viel dazu beigetragen hat, weil ja die menschlichen Kräfte nicht ausreichten, um diese Seuche, die ganze Gemeinden entvölkerte, mit Erfolg zu bekämpfen. Altäre wurden ihr geweiht, Bruderschaften (das sind religiöse Vereine) gegründet und fromme Stiftungen (sogenannte Benefizien) errichtet. Eine solche bestand auch in Poysdorf; der Stiftsbrief dieses Benefiziums lautet : „Ich Georg Weispekh und ich Hans Heundl, beede gesessene zu Poystorff, bekennen für unß und anstatt der ganzen Bruderschaft der Heiligen Dreyfaltigkheit Zech daselbst Zu Poystorff, das wir Zu Lob und Ehr der obgemeltten H. Dreifaltigkait , Gott dem Allmechtig, der Jungfraue Maria, allen Gottes Heilig, vnser vnd vnser Vorfahren und Nachkommen, auch allen gläubigen Seelen. Zu Trost vnd Hülff mit willen vnd Wissen des Ehrwürdigen vnd Hochgelertten Herrn Johannes Kaltenmöller, der Heilig Schrifft Bäbstlicher Rechten vnd Siben Hreyen Künsten Doctor vnd der Zeit Official Passauer Bistumbs im Landt vnder der Ennß gestifft vnd gewidmet, haben Stifft vnd Witmen auch in Krafft dises Brieffs drey ewige Meß in der Pfarrkirchen St. Johannes Gots Teuffers zu Poystorff wochentlich auf der Obgemeltten H. Dreyfaltigkeit Altar Zu Lesen, ingleicher Mainung des nun fürbaß ain Jeder Kapelan oder bemeltter Messr die bestimbten Drey ewigen Messen in der obgemeltten St. Johannes Pfarkirchen auf den Bemeltten altar Wochentlich, die Erste Meß am Montag, die andere am Mitwochen vnd die dritte am Freytag lesen und halten soll der bestimbten H. Dreyfaltigkheit Gott dem allmechtigen, der Lobsamen Jungfrau Maria, allen Heilig vnd Zu Hülff vnd Trost vnser vnd vnser Vorfahren vnd Nachkhomen, auch allen glaubigen Seelen, daezu wir dan geeignet, gewidmet vnd geben haben vnd eignen, widmen vnd geben auch die hernach geschriebenen Wißmadt, aker, Weingarten vnd Gütter; von Ersten ein Wissen genannt die Kor Wisen Zu Falkenstein mitsambt einer gewant aker dabey gelegen, dienen auf das Schloß daselbsten zu Falkenstein zu St. Michaelis Tag 24 Denar . Item ein Wiesen Zu negst dem Spittal Holz vnsd dient in das Spittal zu Falkenstein Zu St. Michaelis tag 10 Denar. Item ein Wisen auch Zunegst dem Spittal Holtz vnd dient dem ergemeltten Spittal Zu Volkenstein Zu St. Michaelis Tag 16 D. Item ein Wisen auch gelegen in Neustall dient gen St. Klaren nach Wien Zu St. Georgen Tag 1 Schilling 10 D. Item ein Wisen gelegen Zu Walterskirchen dienet Zu dem Schloß daselbst Zu Georgi Tag 4 D. Item ein Wießen in der Henkrin dienet Zu St. Johannes gen Poystorff Zu St. Georgen Tag 8 D. Item ein Wißen bey der Troßmull dienet dem Pfarrer zu Walterskirchen vnd Zu St. Georgen Tag 28 D. Item ein Wießen gelegen Zu Haydesstorff dient dem Abt Zum heiligen Kreutz Zu St. Michaelis Tag 45 D. Item ein aker Lehen Zu Herrn Paumgartten, das frey eigen ist vnd ist von Niemandt Zu Lehen. Item ein aker gelegen bey dem Kreuz Zu Hern Paumgartten vnd dient dem gen H. Paumgartten Zu St. Georgen Tag 36 D. Item ein Weingarten gelegen in der Weiten gaßn Zu Wilhembstorff, das ¾ ist, vnd dient dem Probst gen Klosterneuburg Zu St. Michaelis Tag 6 D. Item ein Weingarten auch gelegen in der Weitegasse, das ¾ ist, vnd dient dem Probst gen Kloster Neuburg Zu St. Michaelis Tag 6 D. Item ein Haus gelegen Zu Poystorff Zunegst gelegen dem Pfarrhoff, das etwa Oßwald Riemel gewesen ist, mit Handen Herrn Ruprecht Mödl Pfleger daselbst Zu Poystorff, Zu St. Georgen Tag dient im Pfarrhoff Zu Poystorff 6 Den vnd St. Michaelis Tag 6 D.

Wir wollen auch das ein Jeder Kaplan dar Zu den Zeiten der Meß vnd die vergenantten Güter dar Zu geordnet vnd gegeben Inhatt, die nießlich vnd wesentlich Inhaben vnd haltten vnd von den obgestümbten Güttern die Dienst wie oben begriffen ist Jährlich außrichten vnd bezahlen , die Güter Nutzen, Nießen vnd brauchen nach all seinen Ehrn vnd Würden soll vnd mag vnd behalten vnß vnd vnßer Nachkommenten Brüder der bestimbten Bruderschaft der H. Dreyfaltigkeit Zech beuor die obgenanten drey ewigen Messen mit ihrig Zugehörigen alß offt Sy ledig wirdt darzu verleihen nach vnßern gefallen. Amen, Er wär Priester oder Schüler der in Hahrsfrist Priester wird vnd haben auch die ehegenanten drey ewigen Meß am Ersten verliehen dem Ersamen Priester Herrn Lorenzen Manhartt von Kererstorff vnsern Kaplan. Also das er dieselben drey Ewigen Messen wochentlich leßen ausrichten vnd die obbestimbten Gütter darzu gehörent Wesentlich vnd Päulich Inne haben, als wie oben berürt ist. Wen aber das ein Kaplan, der obgenante vnser Stifft die ehegemeltten güter nit wesentlich oder Päulich Inne hett oder der bemeltte drey ewige Messen wochentlich wie vorgeschrieben recht nicht außrichtet vnd Vollzüge ohne ehrhafftige Not redliche vrsach oder sich ordentlich vnd Erbarlich hielte, alß darzu gehört oder bestimbte unser Stift und ainiher güter aines oder mehr verkhumet oder in andre weg kheret und schaden betrachtet, wie sich das fueget, So soll Ime dan unser Gnediger H. Zu Zeit Bischoff Zu Passau oder seine Gnaden H. official mit Paan und Christlichem Zwang darzu halten, alles zu volbringen und Zuerstatten, darum er Nachlessig erfunden ist worden, Treulich und Ungeferlich und das solich unßer Stifft und widerumb izt und hinfüran Ewiglich Stelt bleibe und gehalten werde, Geben wir zu ainer wahren verkhundt diesen gegenweridigen Stifftbrief mit des Edlen und Vesten H. Hainrichen Keutawer und des fürsichtig und Weißen Hanßen Mulhaußer beede Zu Wien Bürger aigenen anhangenden insigln besiglet, darumb wir sie beede Fleisiglich gebetten haben doch ihnen und ihren Erben ohne schaden, darum wir unß obgemeltte Georg Weißbekch und Hanß Heundl für uns und anstatt der benantten ganzen Bruderschaft, dem Gewalt wir haben, und für unser Nachkomen verpunden, alles wahr und stet zu halten Inhalts des Brieffs. Geben zu Wien am Sambtag negst nach dem Neuen Jahr, alß man Zelt nach Christi unsers Lieben Herrn geburtt 1494 Jahr.

Vidimus des Benefiy Sanctissimae

Trinitatis Zu Poystorff“.

(Die eigentliche Urkunde ist verloren, nur zwei beglaubigte (:vidimus:) Abschriften aus der späteren Zeit liegen im Gemeindearchiv)

Das Gültbuch im n.-ö. Landesarchiv erwähnt 1542, 1559, 1635 und 1637 die Pfarrkirche und das Benefizium der hl. Dreifaltigkeit in Poysdorf.

Eine Urkunde aus dem Jahre 1571 zählt die Benefiziat-Grundstücke auf: „In alle Velder hat diese Pfare 35 Joch Ackher. Item 2 khlein wünkhläkhrl ligen in Gwür, stoßen gen Amaßer Zechwisn.

Wismath:

3 Tagwerk in …. Wißen neben der Schweigermühl. 1 khleines Tagwerk in der Rohrwißn neben des Fünfkirchers Hofwißn,

2 Tagwer wißn bey dem Salzweg.

Ein wißflekh sambt dem Krautgarten neben der Schweigermühl.

Item ein wißn oberhalb des dorfs bey welcher auch ein khleines Krautgärtl so den Bach schaidet.

Ein Krautgarten oberhalb des Eigen, neben Andree Gemein.

Weingarten: ¾ in Kirchberg, 2/4 auf dem Pürsting, ¾ im alten saz, aber der weig. ödt, 3/8 in wartberg, 1/8 in Nieden Ris (?), 6/4 weingarten in der weg. Ein weingarten im Schüzn.“

Nach einem „Extrakt“ – ohne Jahreszahl – hatte ein Pfarrer zu Poysdorf die Grundstücke, so zu dem Benefizium der hl. Dreifaltigkeit gehörig sind, „auf dato ein Genuß“. Eine Wiese in Hinkern (die Ried „In Hinkern“ ist heute durch die Häuser der oberen Brunngasse verbaut. Im Jahre 1767 gab es da nur Wiesen) diente zu St. Johannes nach Poysdorf am Georgstag 8 D. Eine Wiese zu Hadersdorf, dient dem Abt zu Heiligenkreuz auf Michaeli 24 D, die hat der Herr Pfarrer. Mehr ein Weingarten, gelegen zu Poysdorf im Plankengrund, dient dem Pfarrer daselbst und ist jetzt ein Acker. Fünf Joch Acker zu Poysdorf, davon 5 Metzen „Weidt“ sind.

Vogtherr (= Beschützer) des Benefiziums war der Markt Poysdorf, der auch jährlich die Steuer von 9 fl 18 Denar entrichtete. Die Wiesen, Grundstücke und Weingarten waren aber mit Wissen der Herrn von Fünfkirchen, die in unserer Gemeinde einen reichen Besitz hatten, der von Einzing und des Georg von Feldsberg verkauft werden; mit dem Gelde baute man die Kirche, die 1552 durch einen Brand schweren Schaden gelitten hatte, sowie den Pfarrhof auf. Das Benefiziatenhaus kaufte 1580 ein Poysdorfer Hauer Wierninger um 80 fl und machte daraus ein Wirtschaftshaus. Die Steuern und Abgaben reichte er in das Vizedomamt. Um diese Zeit gingen auch die Benefizien von Falkenstein und Feldsberg ein. Das erste verfügte über eine eigene Kirche, die aber 1571 als „eingefallen“ bezeichnet wird, das Felsberger zog die Herrschaft ein.

Von 1669 an blieb der Markt die Steuern schuldig, er bezahlt sie nicht. Zehn Jahre verstrichen, da erhielten Richter und Rat die Aufforderung, die schuldigen Steuern in das n. ö. Einnehmeramt zu reichen. Da machte der Rat den n. ö. Verordneten am 20. August 1679 die Mitteilung, daß man von dem Benefizium nichts habe, das Haus besäße jetzt ein Untertan des Grafen Trautsohn von Poysbrunn; von den Grundstücken hätte niemand eine Ahnung, auch könnten die Felder nicht mit Hilfe des Stiftsbriefes erforscht werden; darum sollten die Verordneten den Rat mit jeder weiteren Anforderung verschonen. Am 30. März 1680 erhielt der Rat einen genauen Ausweis seiner Schuld: Landsteuer im Jahr 1669 = 9 fl 18 Denar, bis 1678 tut dies im Kapital 90 Gulden 6 Schilling, dazu die „aufgeraitteten“ 10 % Interessen = 52 fl 2 Schilling 18 Denar, zusammen als 143 fl 18 Denar, diese Summe sei sobald als möglich einzusenden und bar abzuführen, sonst müsse die schon längst anbefohlene militärische Exekution erfolgen.

Weil aber der Rat das Geld nicht hatte, so schrieb er am 23. April 1680, daß von dem Benefizium nichts vorhanden sei; alles wäre im Luthertum veräußert worden; die Gemeinde habe von der Stiftung und dem Haus nicht den geringsten Nutzen und darum sei es recht und billig, daß man den Markt von jeder Landsteuer verschone. Herr Paul Sixtus Trautsohn Graf von Falkenstein hätte das Benefiziatenhaus verkauft und, die ehemaligen Grundstücke der Stiftung zu erfragen, sei wohl jetzt unmöglich außer mit einer nachdrücklichen Assistenz durch die Verordneten; würde man auch die jetzigen Besitzer der Felder finden, so möcht er sich nach so langjähriger ruhiger „pohsesion“ niemand ihrer gutwillig begeben.

Der Markt wolle selbst zur Beförderung der Größe und Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit und zum Seelenheil der Stifter dieses Werk wieder aufrichten und in den ersten Stand setzen, ebenso auch die Landschaftssteuer hinfür ordentlich reichen. In Erwägung der wahrhaften Umstände und zumal vor 14 Tagen 150 Häuser durch gottlose Hand in Asche geraten und so eine große Armut verursacht hätten, ersuchen Richter und Rat die als unschuldig anbefohlene Exekution aufzuheben.

Am 24. August 1680 gab der Rat in einem Schreiben an die n. ö. Landstände eine genaue Darstellung des Sachverhaltes, da unterdessen am 18. Mai das Exekutionsdekret auf das Rat- und Schenkhaus in Poysdorf ausgehändigt war. Die Gemeinde könne nicht die Summe von 143 fl 18 Denar bezahlen; die Grundstücke des Benefiziums seien vor 100 Jahren für die abgebrannte Pfarrkirche verwendet worden und jetzt ganz und gar abgekommen. Durch eine Feuersbrunst gerieten die ohnedies verarmten Bewohner in das äußerste Verderben. Dazu war der Ort infolge der „laidigen Suche“ (Pest) gesperrt; jeder Handel mit dem Wein ruhte; es konnte keiner verkauft werden; auch noch im heurigen Jahr war jeder Weinverschließ verboten und der Wein gilt hier als das „ainzige Nahrungsmittl“; die Bewohner leiden Not, können nicht die Landsteuer und Herrschaftsschuldigkeit reichen; nicht der Markt Poysdorf genoß die verkaufte Gült, sondern „wie gehört“ die Pfarrkirche, gleichwohl werden sie die Bruderschaft ehestens wiederum erheben und jährlich 9 fl 18 Denar Steuer hinfüro den löblichen Landschaftsverordneten entrichten, das zur Bruderschaft gestiftete Haus gegen eine billige Ablösung derselben wiederum einräumen, doch sind sie jetzt in der schweren Zeit nicht imstande, die Rückstände zu bezahlen, auch vom Einkommen des Gotteshauses gehe es nicht. Sie ersuchen die Landstände, daß die „angethane Exekution alsobalt relaxiert“ werde und daß sie wenigstens die vorigen Rückstände gnädigst nachsehen.

Dieses Schreiben hatte einen Erfolg, der allerdings bei dem langsamen Amtsschimmel jener Zeit etwas spät kam. Am 6. Oktober 1681 willigten die löblichen Stände ein, daß alle Außenstände von dem Benefizium bis zum Jahre 1679 einschließlich nachgesehen werden, zugleich gaben die Herren Verordneten den Befehl, die Relaxierung der geführten Landschafts-Exekution durch Ratschlag von 23. Jänner 1682 vorzunehmen. Der Relaxierschein trägt das Datum von 27. Jänner 1682. Für dieses Entgegenkommen bedankten sich Richter und Rat zu Poysdorf bei den Herrn Verordneten.

In welcher Art das Benefizium wieder erstand und ob die Stiftung noch einmal in Leben gerufen wurde, darüber können wir heute nichts mitteilen, weil die Aufzeichnungen fehlen. Die jährliche Steuer von 9 fl 18 Denar entrichtete der Markt immer pünktlich und in den Akten der Gemeinde erscheint sie in der Jahren 1704, 1726, 1726 und zuletzt 1748.

Stiftsbrief des Nikolaus Köpäin

Ich Nikolaus Köpäin Eines Löblichen Kayserlichen Collegy Doc IELV in Wienn Unterthäniger Bürger in Markht Poystorff, Bekhenne hiemit Vor Mich Meine Erben und Nachkhomen, dass Ich Mich auß freyen Mueth Und Willen gantz Wohlbedacht und Ungezwungen entschlossen habe eine Immerwehrende Stiftung zumachen und aufzurichten, dass nemblichen Vors Feste in allhiesigen Pfahrkhirchen in der Oktav der Allerheyligsten Dreyfaltigkheit all Jährlichen eine heylige Meeeß Zu Ehren der Allerheyligsten Dreyfaltigkheit Jungfrauen Mariä gelesen werden solle; Andertens am Fest Mariä Verkhündigung alß den 25sten Marty, am Fest Mariä Himmelfahrt alß den 15ten Augusti und am Fest der Unbeflekhten Empfängnus Mariae alß den 8ten Xbr sollen bey der bildnus Mariä Zell in allhiesiges Pfahrkhirchen jederzeit eine Wax Kerzen per Acht Kreizer werth angezündet werden Und zu Ehren der Allerseeligsten Jungfrau Mariä Brennen. Und damit diese Meine Stifftung Immerwehrend continuieren und Beständig dauren Könne, Alß habe Ich zu dem Ende ein Viertl gewanten akher bey dem Salzbrunn neben Joseph Jäkhisch Und An der gruppner ligend, so der Fürst Liechtensteinischen Herrschaft dienstbahr ist dergestalt gewidmet Und dermahlen dem Joseph Paul Jäkhisch frey aigen ohne einige bezahlung abgetretten und überlassen, das Er daruor lebenslang schuldig seyn solle alljährlich die heylige Meeß in der Octav der Allerheyligsten Dreyfaltigkheit lesen zu llassen. Auf gleiche weiß habe dem Johann Kollmann ein Viertl akher in Neidharten neben Valentin Andorffer ligend, der Pfahrkhirchen allhier dienstbahr ohne einzige bezahlung abgetretten und eingeraumet, dass Er lebenslang schuldig seyn solle an obbenannten drey Frautägen die drey Kerzen Jede zu acht Kreizer zu Verschaffen und aufstekhen zu lassen. Und wegen des anzünden denen beeden Nachtwachtern allhier /: denen es Von Richter und Rath allhier ohne dem aufgetragen worden :/ Jährlichen Zu Ostern 6 Kreizer zubezahlen. Und gleichwie sy Beede alß Joseph Jäkhisch Und Johann Kollmann solch Meine Stifftung lebenslang zu Vollziehen dermahlen durch eine eingelegte obligation Bekhennet Und sich Verbindlich gemachet, alß sollen sy auch schuldig und Verbunden seyn, alljährlich dass die Stifftung vollzogen sey, Jeder eine quittung, dass es geschehen, zu Richter und Raths handen zu erlegen. Nach Ihren Todt aber Will Ich Einen Wohlweysen Herrn Markht Richter Und gesambten Rath die Macht Und Gewaldt überlassen Und freindlich gebetten haben, darob sorg zu tragen, Womit Meine Stifftung fleißig Vollzohen werde, zu dem ende sollen sy befuegt Und berechtiget seyn, Einem Ehrlichen bürgers Mann allhier zu benennen und zu erwöhlen, welche obige Grundstükh Innenhaben Und dargegen die Stifftung getreulich Vollziehen, Mithin eine Obligation auf das Rathaus einlegen solle, derohalben weder Erbschafft noch freind einstandt statt und platz haben, sondern es an der freyen Wahl des Herrn Markht Richters Und Versambleten Raths Bestehen und gelegen seyn: Jedoch sofehrn die dermahligen Aigenthümber die grundstükh in Besseren stand mit Dareinwendung Ihrer Unkosten stelleten, solle nach Ihren Todt auf Ihre Kinder /: wan solche sesshafte Bürger allhier seynd :/ eine reflexion gemacht werden. Und gleichwie dise Meine gestiffte Beleichtung des Frauenbilds auf ein Immerwehrendes abzihlet, Alß habe Einen Wohlweisen Rath freindlich bitten wollen, auf die Renovation dises Matiä Zeller Bilds entweder durch absamblung Unter der Bürgerschaft zugedenkhen alles getreeeulich und ohne gefährde. Zu Verkhund dessen habe Ich disen Stifftbrieff mit aigenen hand Unterschriben Und mit Meinen hieranfangenden Pettschaft bekhräfftiget, auch Einen Wohlweißen Rath ersuchet, demselben mit Gemeinen Markhts hieranhangenden Insigl /: doch Ihnen ohne schaden und Nachtheil :/ zu verfertigen. So geschehen Markht Poystorff den Zehenten Augusti Im ain Tausend Sibenhundert Und Dreyßigsten Jahr.

 N. Richter Und Rath Nikolaus Kohbain

 Allda als stieffter

Nikolaus Kopain war ursprünglich ein Untertan des Freiherrn von Fünfkirchen, der einen großen Besitz in Poysdorf sein eigen nannte. Im Jahre 1701 wurde das Haus des Kopain – es war ein Viertellehen, alte Nummer 36, neue 297 – vom Herrn Leopold Graf von Fünfkirchen mit allervorigen Gerechtigkeit eingetauscht. Der obere Nachbar des Kopain war Stephan Riedl – Liechtensteinischer Untertan – der untere Georg Rußko – jesuitischer Untertan. Der Kopain besaß 3¾ Gwanten Acker, ½ Tagwerk Wiesen und ein „Wiesfleckel“, 2 Viertel – und 4 Achtel Weingärten.

Andreas Gruppner bewohnte das Halblehenhaus 203 alt , 88 neu.

Veröffentlicht in: Der Pfarrbote Nr. 1 aus 1935, S. 2 - 4

Aus der Kuruzzenzeit

Die Politik des Kaiserhofes in Wien war für Ungarn nach den Türkenkriegen keine günstige, sondern eine ununterbrochene Kette von Fehlgriffen, die den Gegensatz zwischen Österreich und Ungarn nur erweiterte. Aus dem Wahlreich wurde ein Erbreich, die Gegenreformation suchte man durchzuführen, die Verwaltung des Landes zentralisierte der Kaiser und verlegt sie nach Wien und nicht nach Ofen, überall hatte die deutsche Sprache das Vorrecht. Dies erregte den Unwillen des Adels, der den Sturz der Habsburger sich zum Ziel setzte. Die Verschwörung wurde aber entdeckt und die Führer hingerichtet.

Im spanischen Erbfolgekrieg (1701 – 1714) glaubten die unzufriedenen Magnaten die Zeit gekommen, um gegen Österreich aufzutreten. Hinter ihnen standen die Franzosen, die ihnen mit Rat und Geld zur Seite standen; denn Frankreich besaß geordnete Finanzen, volle Kassen und ein gut ausgebildetes Heer, während in Österreich die Geldwirtschaft ein Chaos war und um 1700 reformiert wurde. Es fehlte bei uns die Opferwilligkeit der Stände und das Volkes; jeder sucht seinen Vorteil und die Beamten nahmen ihre Pflichttreue nicht so genau.

Jenseits der March herrschte Kriegsstimmung; die Kämpfer gegen Österreich nannten sich Kreuzfahrer cruciati; aus diesem Worte entstand die Bezeichnung Kuruzzen und das noch heute gebräuchliche Fluchwort kruzitürken. Die Kuruzzen glaubten, für ihr Recht und ihre Freiheit zu kämpfen; es war aber kein regelrechter Krieg, sondern mehr ein Rauben und Plündern. Bevor die Scharen erschienen, ließen sie unsere Heimat auskundschaften. Dies taten Bettler, Hausierer, Juden und Pilger, die ihre Wahrnehmungen dem Feinde übermittelten. Sie sollten zur Erntezeit in den Dörfern Feuer anlegen, so daß die Bauern eigene Wachen aufstellten, zum Schutze gegen dieses Gesindel.

Leider war die Marchgrenze offen und ungeschützt gegen feindliche Überfälle. Wallenstein hatte im 30-jährigen Krieg dem Kaiser einen Plan zur Verteidigung unserer Heimat vorgelegt, der aber nicht gebilligt wurde. Da erinnerte man sich an diese gut gemeinte Arbeit des Friedländers, die unserem Lande jetzt zum Vorteil gereicht hätte. Schon 1702 begannen die Einfälle der Kuruzzen, die auf ihren schnellen Pferden rasch auftauchen, plünderten und raubten, aber ebenso schnell verschwanden. Die Gemeinden besserten ihre Wehranlagen aus (Feldsberg, Poysdorf, Laa, Mistelbach usw.). Die Schlösser in Rabensburg und Wilfersdorf erhielten Feuerwaffen, Pulver und Blei. 1703 ging die Regierung daran, die Marchgrenze durch Schanzen und Redouten zu schützen; die Waldwege wurden verschlagen und Wachposten aufgestellt, welche die Vorgänge jenseits der March beobachteten. Jede Gemeinde war verpflichtet, dazu jeden 10. Mann zu stellen. Sie machten durch zwei Monate Dienst und wurden dann durch andere abgelöst. Die Wach- und Wartberge sowie die Kreudenfeuer erhielten ihre alte Bedeutung. In Obersulz bestimmte der Marktrat einen Mann, der in der Zeit der Gefahr auf dem Wachberg seinen Stand hatte und den Bewohnern mit einer Fahne den heranrückenden Feind meldete. 1703 erließ der Kaiser zum Schutze des Landes das allgemeine Landesaufgebot; daher stellte der Markt Falkenstein 1704 acht Mann mit Ober- und Untergewehr, die Kriegsdienste leisteten. Jedes Haus hatten einen Schanzarbeiter zu stellen, der die notwendigen Behelfe wie Krampen und Schaufel sowie Proviant für einige Tage mitzunehmen hatte. Die Gemeinden suchten für diesen Zweck solche Bewohner aus, die durch ihr sittliches Verhalten viel Ärgernis erregten.

Es herrschte bei uns wenig Verständnis für die allgemeine Not; die weit vom Schuß saßen, fühlten kein Bedürfnis, den Marktgemeinden zu helfen, die ja in erster Linie den Feind zu spüren hatten. Die Marchgrenze war sehr lang und gerade bei uns wegen der Wälder wenig übersichtlich, so daß die Verteidigung sehr schwer war. Die Leute hatten keine Schulung im Gebrauch der Waffen, die man ihnen gab. Auf der Seite der Kuruzzen standen erfahrene französische Offiziere, welche den Angriff vorbereiteten und leiteten. Wohl gab es in den größeren Gemeinden Soldaten; doch war ihre Zahl oft so gering, daß sie selten zum Angriff übergehen konnten. Österreich brauchte seine Soldaten in Italien und im Westen, wo die großen Kämpfe stattfanden.

1704 erschienen die Kuruzzen in größerer Stärke und bedrängten Drösing, dem die Zistersdorfer Hilfe leisteten. Das Hauptquartier der Kaiserlichen befand sich in Ungarn. Rabensburg, Zisterdorf und Dürnkrut waren wichtige Stützpunkte. Die Kaiserlichen unternahmen unter dem General Helfter sofort einen Gegenstoß über die March, drangen von Gehring bis St. Georgen und Schoßberg, plünderten und raubten die Dörfer aus und brachten dem Gegner am 28. Dezember bei Thrnau eine schwere Niederlage bei.

Falkenstein lieferte zu Beginn des Jahres 1705 für die Soldaten an der March 576 Pfund Brot, 184 Pfund Fleisch und 3 Eimer Wein, was die Bauern nach Nikolsburg führten. In diesen Jahren entfalteten die Kuruzzen eine rege Angriffstätigkeit. Ihnen kam es dabei in erster Linie darauf an, die Gemeinden an der March auszuplündern, Vieh, Getreide und Wein wegzuführen und die Häuser anzuzünden. Die Bewohner im Hinterlande sahen in der Nacht den blutroten Himmel im Osten und vernahmen von den Flüchtlingen, die um Obdach baten, die Gräueltaten des Feindes, der weder Frau noch Kind schonte. Das Ziel des Angriffes war das Zayatal, dessen Schlüsselpunkt die Stadt Zistersdorf war, die ihre Mauern und Tore rechtzeitig in Stand gesetzt hatte. Am 4. Februar 1705 belagerten die Kuruzzen Zistersdorf und plünderten die umliegenden Orte. Am 14. Februar zündeten sie Dobermannsdorf an, ebenso den Fatzihof, während Hohenau und Hausbrunn sich mit Erfolg wehrten und die Angreifenden zurückschlugen. In Göstling zerstörte der Feind das Weingebirge „Holzried“, so daß es verödete und in Ackerland umgewandelt wurde. Die Gaiselberger stellten auf der Schwedenschanze angeblich große leere Weinfässer auf und schlugen, als sich die feindliche Vorhut zeigte, mit großen Hämmern darauf, so daß sich die Gegner rasch zurückzogen, weil sie glaubten, es wären Kanonen. Lundenburg suchten sie heim, ebenso Bernhardsthal und Orte im fruchtbaren Zayatale bis Asparn und Ladendorf. Obersulz wurde arg verwüstet und 12 Häuser brannten hier ab; die Bewohner verarmten und machten Schulden. Die Handwerker klagten über die schlechten Geschäfte; es waren armselige Zeiten, in denen die Inleute bittere Not litten, weil sie keine Arbeit fanden; da sollte sich doch der Himmel der Armen erbarmen, damit nicht so großes Elend in den Dörfern herrsche. Sie waren zum großen Teil Ruinen mit ihren rauchgeschwärzten Mauern, leeren Ställen und Weinkellern, während die Bewohner in Erdställen, Verstecken und Wäldern verborgen waren. Die Poysdorfer zahlten von 1703 bis 1705 keine Steuern und Abgaben, so daß die Schuldsumme auf 9926 fl anstieg; dazu rechnete die Obrigkeit noch 10 Prozent Zinsen. Die Poysdorfer klagten in Wilfersdorf über die schlechten Zeiten; es fehlten die Einnahmen und der Weinhandel rührte sich nicht, weil die Kaufleute ausblieben. Auch Pyrawarth und Wolkersdorf hatte der Gegner gebrandschatzt und geplündert.

Am 22. Juni 1706 stellte Falkenstein 85 Mann zum Schanzengraben nach Drösing, wo mit Vorliebe der Feind die March überschritt; denn schon am 28. Februar d. J. hatten die Kuruzzen einen schnellen Überfall auf Drösing gemacht, bei dem die kaiserlichen Reiter und die Bewohner der umliegenden Gemeinden keine Hilfe dem bedrängten Markte leisteten. Die Führung der Feinde hatte der Graf Simon Forgatsch, der von französischen Offizieren beraten wurde. Er griff am 3. September mit 12.000 Mann Dürnkrut an. Von Falkenstein gingen am 28. September 8 Mann mit Ober- und Untergewehr nach Dürnkrut, um hier durch 2 Monate die Schanzen zu behüten; ihnen zahlte der Markt täglich 18 kr. Falkenstein schickte außerdem 6 Wagen und 4 Roß an die March für das Holzfuhrwerk.

Am 16. Oktober standen die Kuruzzen vor Zistersdorf, von wo die Soldaten bis auf eine Kompanie sich rechtzeitig zurückzogen und die Stadt ihrem Schicksal überließen. Mit Brandpfeilen beschoß der Gegner die Schindeldächer, so daß an zahlreichen Stellen der Stadt Feuerbrände entstanden, die unter den Einwohnern große Bestürzung und Verwirrung hervorriefen. Dabei gelang es dem Feinde, die Mauern zu übersteigen und in die Stadt einzudringen. Er trieb die Bewohner in das Schloß, das er sofort belagerte. Die Bürger verhandelten mit dem Gegner, der ihnen versprach nach Übergabe des Schlosses niemandem ein Haar zu krümmen. Als die Tore geöffnet wurden, hielten die Kuruzzen nicht ihr Versprechen und ermordeten auf Befehl des Forgatsch gegen 400 Bewohner und Flüchtlinge; noch heute nennt man den Platz, wo die Unglücklichen hingeschlachtet wurden, Blutanger. Der Feind raubte die Stadt aus, führte Getreide, Wein sowie Hausrat weg, soweit dieser nicht verbrannt war. Die Orte in der Umgebung brandschatzte der Feind bis Wilfersdorf. In Großkrut lag zum Schutze des Poybachtales eine Kompanie Soldaten. Die Obersulzer klagten über unser Militär und über die Kaiserlichen, die sie als Querulanten und halsstarrig bezeichneten; sie zahlten dem Bauer nichts und blieben alles schuldig; sie beleidigten den Marktrichter und machten in den Häusern sowie auf den Feldern einen großen Schaden. In Altlichtenwarth töteten die Feinde gegen 77 Personen, darunter 2 in der Kirche, wo viele Bewohner Schutz und Sicherheit suchten. Das Zistersdorfer Blutbad, bei dem auch die Kinder nicht geschont wurden, vermehrte in den Gemeinden des Hinterlandes die Angst, und zwang die Regierung, mehr Militär in die Märkte und Dörfer zu legen, die jeden Angriff des Gegners rasch abwehren sollten. Die Kettlasbrunner beschwerten sich bei der fürstlichen Herrschaft über die durchmarschierenden Truppen, die ihnen bedeutenden Schaden zufügten.

Der Markt Falkenstein schickte am 20. Februar 1707 nach Reinthal 18 Zentner Heu für die Reiterei, welche hier einquartiert war; dazu hatte der Markt 1 Leutnant und 20 Mann mit 18 Pferden vom 10. April bis 17. Mai mit Mund- und Pferdeportionen zu versehen (Kosten 570 fl 31 kr). Der Staat hatte wenig Geld in diesen Kriegszeiten.

1708 dauerten die Unruhen an der March an, so daß die Bewohner in den Gemeinden ganz verzagt waren und lieber abwandern wollten. Es gab viele unbestellte Felder, die Weingärten verluderten und niemand wollte recht aufbauen, weil der Feind bei einem Einfall ohnedies wieder alles zerstörte; ein Bericht erwähnt die vergrasten Weingärten, weil die Arbeitskräfte fehlten.

1709 lieferte Falkenstein 200 Mund- und 200 Pferdeportionen sowie 4 Schober Schabstroh. Die Herrschaft Wilfersdorf baute ihre zerstörten Wirtschaftsgebäude auch nicht auf, so daß sie wie Ruinen da standen. Der Fürst gewährte den Untertanen in Obersulz und Loidesthal, die schwer gelitten hatten, eine Erleichterung des Robots. In Hüttendorf stritten die Ortsburschen beim Dreschhahn, rauften und stachen mit Messern auf einander. In den Marchgemeinden trat langsam Ruhe ein und es entwickelten sich wieder normale Verhältnisse.

In Mistelbach äscherte ein Feuer 1711 einen Großteil der Gemeinde ein, so daß bei vielen Häusern nur die Mauern standen und die Bewohner den Fürsten um Bauholz ersuchten. Die Militärquartierung empfanden besonders die Kettlasbrunner und Hüttendorfer als drückende Last, diese verwiesen auf ihre kleinen Häuser und auf den beschränkten Wohnraum; trotzdem mußten sie Soldaten aufnehmen.

Am 27. Juni 1711 vernichtete ein Schauerwetter die Ernte und Weinlese der Kettlasbrunner, welche die Herrschaft wegen ihrer Notlage um 3 Freijahre ersuchte; leider hatte sie nicht das Recht, eine solche Begünstigung zu erteilen. In Eibesthal zählte man 1713 von 47 fürstlichen Häusern nur 32 aufrechte; die Äcker und Wiesen ergaben hier einen geringen Ertrag; denn es waren magere Gründe und die Bewohner bearbeiteten sie schlecht; sie waren stark verschuldet, aber trotzig und halsstarrig, die keine Steuern zahlten. Noch 1714 wohnte in Bernhardsthal ein Feldhauptmann, der Kommandant der Schutztruppen, der aber nach nach Poysdorf oder nach Mistelbach übersiedeln sollte. In Asparn wurde das Schloß erst 1717 hergerichtet. Die Poysdorfer, welche die alte Schuldsumme aus den Jahren 1703/05 noch nicht gezahlt hatten, entschuldigten sich mit dem Schaden aus der Kuruzzenzeit, der Pestnot und dem großem Brand von 1710. Als sie um einen Nachlaß baten und die Obrigkeit diese Bitte abschlug, drohten sie, von Haus und Hof abzuwandern; sie hätten die Summe sicher früher gezahlt, wenn sie ihnen bekanntgegeben worden wäre. Der Markt hatte in den fürstlichen Keller 100 Eimer Wein geliefert; doch wußte niemand, wohin das Geld gekommen sei, in die Landschaftskasse sicher nicht. 1714/15 war ein Betrag von 1175 fl 15 kr abgeführt worden. Die Landkasse weigerte sich, einen Wein anzunehmen, ließ aber den Poysdorfern die Zinsen nach und stundete die Zahlung auf ein Jahr.

Die Kuruzzenkämpfe sind der Schlußpunkt der Grenzkämpfe, denen die Grenzgemeinden an der March seit 1043 ausgesetzt waren; es ist ein blutgetränkter Boden, auf dem harte Kämpfe ausgefochten und die Siedlungen oft zerstört wurden. Wohl hatten der deutsche Ritterorden, Christoph von Teuffenbach und Wallenstein versucht, hier einen sicheren Grenzschutz zu organisieren; doch die Pläne scheiterten. An Grenzwächter jenseits der March erinnern die Gemeinden Groß- und Klein-Schützen, sowie Schule. Nach 1714 kamen für das Marchgebiet friedliche Zeiten der Arbeit und des Aufbaues, so daß die Kriegswunden rasch heilten. Siedler erschienen, übernahmen die leerstehenden Häuser, bauten sie auf und bestellten die Felder, die oft durch mehrere Jahre unbebaut waren. Dabei überwog die slawische Einwanderung, wie man aus den Namen der Bewohner entnehmen kann.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv.

Gemeindearchiv in Falkenstein.

Fr. Binder „Die Chronik von Zistersdorf“.

R. v. Schumacher „Des Reiches Hofzaun“.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1954, S. 6 + 7, 11

Aus der Sagenwelt des Altvatergebietes

Die Volkssagen sind ein Bestandteil des Innenlebens unseres Volkes, das einzelne Begebenheiten und Ereignisse in Sagenform kleidete und an ihnen durch Jahrhunderte festhielt; geformt und gestaltet haben sie gute Erzähler, vor allem die Großmütter, die den aufmerksamen Enkelkindern diese Erzählungen gern berichteten.

Die Sagen gehören zu dem Landschaftsbild unserer Heimat und geben uns einen lehrreichen Einblick in das Fühlen und Denken unserer Vorfahren; denn die Urheimat unserer Ahnen (Harz, Thüringen und Hessen) war ja das Land, wo die Brüder Grimm ihre Sagen und Märchen aufzeichneten, die im Volke von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt wurden.

An den langen Winterabenden, in den Spinnstuben und beim Federnschleißen bildeten sie den Gesprächsstoff der jungen Leute, die bei einem flackernden Kienspan oder bei einem Oellämpchen das Gruseln lernten; draußen heulte der Sturmwind um das Haus, rüttelte an den Fenstern und rumorte im Kamin. Da bekamen die Sagengestalten Leben und die Worte prägten sich fest in das Herz der Zuhörer ein; damals gab es keine Zeitungen, keine Bücher, kein Kino, dafür hatte das gesprochene Wort eine große Bedeutung; es gab da tüchtige Volkserzähler, die mit Leib und Seele bei der Sache waren, wenn sie den Zuhörern ihren Sagenschatz mit dem Ausdruck eines Schauspielers vortrugen; darum hatten diese Sagen auch einen erzieherischen Wert, der für die heranwachsende Jugend nicht zu unterschätzen war.

Die Bergwelt unserer Heimat, die Felsengebilde und düsteren Nadelwälder, die wettergebleichten Baumstämme und die Sümpfe mit ihren Irrlichtern, das Krummholz und die Farnkräuter, der ehemalige Bergsegen und die lieblichen Gebirgstäler erregten die Einbildungskraft der Bewohner und waren der Anlaß zu Sagenbildungen. In ihnen spiegelt sich die Geschichte unserer Heimat wieder: der harte Lebenskampf der Bewohner, ihre Mühe und Sorge, das Rittertum, die Kreuzzüge, die Templer, die Kriege und der Niedergang des Bergbaues; eine leise Erinnerung an den germanischen Götterglauben sehen wir in der wilden Jagd, die zur Weihnachtszeit über Berg und Tal dahinjagt und die ganze Natur in Aufregung bringt; der wilde Jäger ist der Wuodan, der mit seinem Gefolge in den 12 Rauhnächten auf die Erde kommt.

Gespenster, Teufel, Zwerge, Kobolde, Wassergeister, Nixen und Hexen bevölkern unsere Berge und Gewässer, sie leben an Quellen, bei Waldbrünnlein, bei Friedhöfen, an Ortsgrenzen, Kreuzwegen und im düsteren Wald. Da geht es um Mitternacht um, da hört man Lachen und Kichern, Steine werden auf den Wanderer geworfen, große Katzen mit glühenden Augen kommen daher gelaufen, Kobolde necken den Menschen und hocken sich auf seinen Rücken.

Jeder Ort hat seinen Gespensterwinkel, wo es zur Nachtzeit geistert; so erschien in Frankstadt in der Ziegengasse häufig um 12 Uhr nachts ein Reiter, der seinen Kopf unter dem Arme trug; neben der Straße nach Schönthal war „Brauners Bründl” recht verrufen als Tummmelplatz der Gespenster.

Unerlöste Seelen, die zur Strafe für ihre Missetaten ruhelos nach ihrem Tode umherwandern müssen, warten auf die Stunde, wo sie ihre Grabesruhe finden. Der hartherzige und grausame Tunkl pflügt zur Nachtzeit die Fluten des Zaworschitzer Teiches bei Hohenstadt, weil er die Bauern so arg bedrückt hatte; in der Ruine Neuhaus sah man ein Burgfräulein, das einen Knecht verhungern ließ und im Grabe keine Ruhe fand. Wer einen Grenzstein verrückte oder versetzte, schritt ruhelos in der Ackerfurche auf und ab oder wurde in ein Irrlicht verwandelt, das andere Menschen ins Verderben lockte.

Der Bauernschinder Kubin in Gr. Ullersdorf, der im Grabe keine Ruhe hatte, mußte an der Ortsgrenze bestattet werden, wo er endlich Erlösung fand.

In dem großen Moor bei Winkelsdorf sollte ein Lindwurm hausen, der die Ueberschwemmungen im Tetztal verursachte. In den Bächen und Flüssen leben die Wassergeister, die mit Vorliebe Kinder in die Fluten ziehen (vergl. das Kinderspiel „Wassermann!”).

Reich ist unsere Heimat an Hexensagen, so daß Schönberg als Hexenstadt und das Tetztal als Hexental bekannt war (um 1680); auf dem Peterstein hatten sie ihre Zusammenkunft. Bekannt sind die Sagen von der Rudelsdorfer Hexenmühle und vom Hexenstein in Rabenseifen; in dem Wirbelwind („Windsbraut”) will man eine tanzende Hexe erkennen. In einzelnen Sagen erscheint sogar die Gestalt des Melanchthon, was deutlich dafür spricht, daß zur Zeit der Renaissance mit den Bergarbeitern aus dem Harz viel Gedankengut nach Nordmähren kam.

An den alten und ergiebigen Bergsegen erinnern die Schatzsagen vom Kokerstein, Trausnitz, Mönichstein-Reitendorf, Kesselbründl, Steinberg bei Kl. Mohrau und Oskau; am Palmsonntag öffnet sich der Berg, während der Priester die Passion in der Kirche liest; früher verirrten sich auch bisweilen Mütter mit ihren Kindern in das Berginnere und vergaßen, nachdem sie die Schürze mit Gold und Silber angefüllt hatten, die Kleinen.

Die Sagen von den Burgen berichten uns von Krieg, Kampf, Bruderhaß, Kreuzzügen und Templern; auch sie verweisen in die Urheimat der Ahnen nach Sachsen, Thüringen und Meißen; angeblich hätten die Templer die Kirche in Frankstadt gebaut; wegen der ketzerischen Anschauung hob der Papst diesen Orden auf.

Mehrere Sagen erzählt man sich von dem Schloß in Schönberg und dem in Ullersdorf.

Wer sich an dem täglichen Brote versündigt, den trifft die verdiente Strafe (Sage vom Fuhrmannstein). Nicht Menschen strafen das Vergehen, sondern Gott selbst, der auf solche Weise die Bewohner bessern will; daraus erkennen wir die tiefe Religiosität und den Gerechtigkeitssinn unserer Ahnen, die überall das Walten Gottes sahen.

Glocken von zerstörten Ortsschaften läuten bisweilen und rufen die Seelen zum Gottesdienst. (Zaworschitzer Teich).

Eine gruselige Raubrittergeschichte erzählt man sich von dem Sauberg bei Mähr. Altstadt, wo ein Ritter die Wanderer und Bauern peinigte; nach einer anderen Deutung war es ein Teufel, den ein Priester von Maria Zell hieher verbannte.

Die Zeit der Aufklärung, des Liberalismus und der Industrie hat die Sagenwelt leider verschüttet, weil man in diesen „Geschichten“ nur einen abergläubischen Unsinn vergangener Tage erblickte, über den man sich stolz hinwegsetzte. Diese Auffassung ist unrichtig, weil die Sage genau wie das Volkslied und Volksschauspiel aufs engste mit dem Volksleben verwachsen ist.

Veröffentlicht in: Nordmährerland, 1943, Heft 1, S. 57 ff

Aus der Sagenwelt des nö. Weinlandes

Das nö. Weinland zeigt keine großen dunkelgrünen Wälder, keine einsamen Heideflächen, keine zackigen Felsformen oder träumerischen Seen, die den Menschen zu Sagen angeregt hätten. Es ist ein fruchtbares Hügelland mit Feldern und Weingärten, mit stillen Dörfern und Märkten, wo die Leute mit großer Zähigkeit am Althergebrachten festhielten. In den letzten Jahrzehnten verdrängte die neue Zeit den alten Geist, was neben vielen Vorteilen auch seine Schattenseiten hat. Als Grenzland blickt es auf eine wechselvolle Vergangenheit zurück, auf Krieg, Pest und schlechte Zeiten, die nicht ohne Einfluß auf das Seelenleben der Bewohner blieben; sie gaben Anlaß zu den verschiedenen Sagen, die wohl einen geschichtlichen Kern haben, aber im Laufe der Jahre stark verändert wurden. Unsere Ahnen waren mit der Natur inniger verknüpft als wir heute, betrachteten alle Vorgänge mit kindlich naiven Augen und sahen überall Geister, Dämonen und Hexen, die nur dem Menschen schaden.

An den langen Winterabenden wurden die Sagen erzählt, besonders gerne beim Federnschleißen; da gab es gute Erzähler, denen die ganze Tischrunde aufmerksam zuhörte; nicht übersehen dürfen wir da den Einfluß der Familie, wo die Großmutter oder die Mutter die Sagen den Kindern vermittelte; von Geschlecht zu Geschlecht konnte so dieses Kulturgut weitergegeben werden, bis das gedruckte Wort in Form von Büchern und Zeitungen diese alten Sagen vergessen ließ. Sie hatten oft einen hohen erzieherischen Wert, weil in den Erzählungen das Gute belohnt und das Böse bestraft wird; das Unrecht findet seine Sühne, das Recht siegt über Falschheit und Betrug, und der Missetäter büßt sein Vergehen noch nach dem Tode, weil er ruhelos umherirren muß. Doch ist er nicht verdammt, da ihm doch eines Tages Gnade und Verzeihung zuteil wird; die Erlösung gibt ihm schließlich den ewigen Frieden; denn größer als die Strafe ist immer die verzeihende Liebe.

Schlicht und einfach sind die Sagen, die oft jede Phantasie vermissen lassen; sie entsprechen dem Volkscharakter und sind ein Spiegelbild des Landes und seiner Geschichte; manche greifen auf das frühe Mittelalter zurück; auf Besiedlungen und Orte, die längst verschwunden sind. Der Hunnenkönig Attila war mit seinen Scharen auch bei uns und hatte bei Spannberg ein Lager aufgeschlagen. Karl der Große gründete, als er die Awaren nach Ungarn zurücktrieb, die Pfarrkirche Oberleis, die in der Geschichte unserer Heimat, eine wichtige Rolle spielte. Kaiser Otto II. ( 983), der mit den Slawen kämpfte, kam in das Falkensteiner Bergland und schlug hier ein festes Lager auf. Nach dem Abzug der Krieger erschienen Ansiedler aus der Rheingegend und gründeten das Dorf Ottenthal. Der hl. Koloman, der um 1017 ins Morgenland pilgerte, rastete bei Eichenbrunn in der Nähe einer Quelle im Schatten einer Eiche; die Kirche dieses Dorfes ist dem hl. Koloman geweiht. Wo heute die Laaer Pfarrkirche steht, war in alter Zeit ein Heidentempel; vielleicht befand sich an dieser Stelle ein slawisches Heiligtum; der Kirchenpatron der Stadtpfarrkirche ist der hl. Veit, der bei den Slawen sehr verehrt wurde wie bei den Deutschen der hl. Johann der Täufer.

Die Gestalt des „Goldkönigs“ Ottokar erscheint in mehreren Sagen. Beim Rotenseehof, unweit von Laa, kämpfte er mit den Ungarn, denen er eine so vernichtende Niederlage bereitete, daß sich der See von dem Blute der Gefallenen rot färbte; daher rührte auch der Name. In der Kapelle, die später hier gebaut wurde, läutete täglich die Glocke zu Ehren der Toten. Auf seinem Zug nach Dürnkrut hielt er beim heutigen Ruhhof mit seinem Heere eine längere Rast. Sein goldener Wagen liegt bei Jedenspeigen im „Goldberg“ vergraben, nach einer anderen Sage aber bei Spannberg. Rudolf von Habsburg, der nach der Schlacht bei Dürnkrut im Jagdschloß von Großkrut übernachtete, schenkte dieses Dorf dem Tullner Jungfrauenkloster, das er kurze Zeit nachher stiftete. Wo einst das Jagdschloß stand, erhebt sich heute das Rathaus der Marktgemeinde. Die verbündeten Ungarn verfolgten das zurückgehende Heer Ottokars, dem es aber in dem Hügelland vor der Laaer Ebene gelang, dem Gegner eine Niederlage beizubringen; die Toten begrub man in einem Massengrab und gab die Siedlung den Namen Ungarndorf; in Wirklichkeit ist es viel älter und dürfte schon um 1030 entstanden sein.

Die vielen Burgen unserer Heimat boten dem Volke genug Stoff zu Sagen; war doch das Rittertum eine glanzvolle Zeit in der Geschichte, die unsere Ahnen nicht vergessen konnten. Wohl liegen heute viele von ihnen in Schutt und Trümmern oder sind ganz aus dem Landschaftsbild verschwunden. Einem Ritter entflog einmal sein Falke, den er sehr gern hatte und der nicht gefunden werden konnte. Bei einer Jagd entdeckte er den Liebling auf einem Felsen. Zum Danke erbaute er da eine Burg und nannte sie Falkenstein. Ansiedler kamen, bauten da ihre Häuser, und so entstand später der Markt Falkenstein, der in der Geschichte des Weinbaues eine große Rolle spielte. Jede Burg besaß einen unterirdischen Gang, der bei einer Belagerung für die Besatzung sehr wichtig war. Solche Gänge gab es in Rabensburg, in Nieder-Absdorf, in Falkenstein, Poysdorf – Singerburg, Staatz und Ernstbrunn. Die Pfarkirche in Stillfried war durch einen solchen Gang mit der sagenhaften Stadt St. Georgien in der Au verbunden. Auch die Festungskirchen besaßen solche Gänge, z. B. Alt-Lichtenwarth und Poysdorf. Als der Baron Fichtl (auch Mechtl genannt) den Kaiser einmal beleidigte, verlangt dieser zur Sühne den Goldring von der verwunschenen Jungfrau in Babylon, den der Baron binnen Jahresfrist bringen mußte; dies gelang ihm auch mit Hilfe seines treuen Knechtes Wilhalm. Zum Danke für die Hilfe erbat sich dieser ein Stück Land, das er mit einer Ochsenhaut umspannen könne. Lächelnd gewährte ihm der Herr die Bitte; der Knecht zerschnitt aber die Haut in sehr dünne Streifen und umspannte ein großes Gebiet. Da baute er eine Ortschaft, die Wilhalmsdorf = Wilhelmsdorf genannt wurde. Das Wappen des Barons sieht man noch an der Vorderseite des Tulferhofes in Mistelbach.

Ein Ahne der Liechtenstein, die im Thayagebiet reichen Besitz hatten, ackerte einmal auf seinem Felde einen Wunderstein aus, der dem Besitzer Riesenkräfte verlieh. Er nahm ihn zu sich und ging sofort zum Kaiser Karl, der gerade mit seinem Heere nach Spanien zog; hier zeichnete er sich durch seine Tapferkeit so aus, daß ihn der Kaiser auf dem Schlachtfelde zum Ritter schlug. Der nannte sich nach dem glänzenden Stein von nun an Liechtenstein. Ein Vorfahre der Nikolsburger Dietrichstein geriet während eines Kreuzzuges in die Gefangenschaft eines Sultans und mußte fleißig in den Weingärten arbeiten. Da erfuhr er einmal, daß zwei Höflinge den Sultan vergiften wollten; der Dietrichstein meldete sofort den Anschlag und wurde zum Danke dafür freigelassen sowie reich beschenkt. Zur Erinnerung an dieses Ereignis nahmen die Dietrichstein 2 Weinmesser in ihr Wappen auf; ein kunstvoll schmiedeeisernes konnte man in Nikolsburg über dem Schloßtor sehen. Ein Trautsohn (Besitzer von Falkenstein) wurde im Morgenlande bei einem Kreuzzug von den Feinden verfolgt; um sie zu täuschen, schlug er in aller Eile seinem Roß die Hufeisen verkehrt an. Diese List rettet dem Ritter das Leben, so daß er das Hufeisen in seinem Wappen festhielt; wir sehen es in Poysdorf über dem Tor der alten Froschmühle und in Poysbrunn am Pfarrhof. Die gleiche List wie der Trautsohn wendete der Ritter Ott in Föllim an, als er vor seinen Gegnern entfloh.

Nach den Kreuzzügen erschienen die Ritterorden aus dem Morgenlande im March–Thayagebiet, wo sie Besitz erwarben und den Grenzschutz organisierten. Da war es vor allem der Tempelorden (1119 in Frankreich gegründet), der sich 1292 in Tscheikowitz, Südmähren, niederließ; die Geistlichen nannte man „milites templi“ = Krieger des Tempels, oder nach dem roten Kreuz auf dem weißen Mantel auch rote Pfaffen; 1312 wurde der Orden aufgehoben, weil er neben dem christlichen Gedankengut auch mohammedanisches und arabisches vertrat. Die Sage berichtet, daß die Templer in St. Ulrich ein Schloß hatten; die Burg in Klement erbauten sie. Auf dem „Pfaffenberg“ in Gnadendorf stand eine Niederlassung (die Ruinen waren noch vor 100 Jahren zu sehen), und in Wenzersdorf war ihr Kloster, zu dem ein reicher Besitz in der Umgebung gehörte; die Kirchen in Gnadendorf, Michelstetten und in Mistelbach beim Spital besetzten sie mit ihrem Orden. Auch in Schleinbach, Kronberg, Ulrichskirchen, Asparn und Hagenberg waren Templer. Die phantastischen Figuren über dem Eingang in die Mistelbacher Gruftkirche sollen von ihnen stammen.

Schweres Unglück über die Bewohner unseres Weinlandes brachten die Raubritter von Föllim, Gaubitsch und Mistelbach; sonderbarerweise wird nie die Raubritterburg in Falkenstein erwähnt, die 1296 belagert und zerstört wurde. Die Scharen des Fronauer wurden von den Gaweinstalern beim Schenkenkreuz erschlagen und in einem Massengrab beerdigt. Die Hussiten zwangen die Bauern von Obersulz, Streifing und Kettlasbrunn, bei dem „Harten Tanz“ auf glühenden Pflugscharen zu tanzen, bis sie tot zusammenbrachen. Richtig heißt die Flur „Hueter Tanz“ und hängt mit dem Winzerbrauchtum zusammen. Den Bau der Mistelbacher Pfarrkirche störte ein Dämon in Gestalt einer Kröte, die in der Nacht immer das Mauerwerk niederriss. Ihr Steinbild ist noch heute auf der Außenseite des Gotteshauses zu sehen. Eine ähnliche Sage erzählte man sich von der Froschmühle in Poysdorf; der Name Frosch stammt aber von dem Erbauer, der Verwalter in Poysbrunn war. Die Kirche der verschollenen Ortschaft Ebenfeld bei Bernhardsthal verschwand einmal zur Nachtzeit, und am Morgen sahen die Bauern einen großen Teich an der Stelle. Manchmal hört man an stillen Tagen ein leises Glockengeläute aus den Fluten. Die Bewohner des Dorfes Grubern bei Ernstbrunn führten ein gottloses Leben, das bei den umliegenden Gemeinden großes Mißfallen erregte. Die Strafe blieb auch nicht aus; denn in einer schaurigen Gewitternacht öffnete sich plötzlich die Erde, und die Bewohner sowie die Häuser waren verschwunden. Der Wallfahrtsort Heiligenberg an der Ostbahn war einmal ein stattliches Dorf mit einer Ritterburg. Da geriet eines Tages der Dorfrichter mit dem Geistlichen in Streit, so daß dieser zum Schluß erklärte, er werde nie das Richterhaus betreten. Doch schon in kurzer Zeit verlangte der Richter einen Versehgang, weil seine Frau schwer krank sei. Wie der Geistliche sich in der Wohnstube dem Bette näherte, sah er zum Entsetzen eine tote Sau darin liegen. Da stieg plötzlich ein Gewitter auf, Blitze zuckten, der Donner rollte, und als wieder der blaue Himmel sich zeigte, erblickte man an der Stelle des Dorfes einen großen Teich.

Alte sagenhafte Klöster gab es in Laa (Nonnenkloster), Gaweinstal, Pyrawarth, Poysdorf (Brunngasse) und Walterskirchen, wo noch der Nonnteich gezeigt wird. Das Weinland zählte in alter Zeit mehrere größere Städte; die reiche Michaelsstadt – heute Michelstetten, Kl-Hadersdorf, Falkenstein, Herrnbaumgarten, Neusiedl a. d. Z., Hausbrunn, Geiselbrecht und Oberleis. Als der Feind das Land ausraubte, versteckten die Bürger der Michaelsstadt ihre Schätze im nahen Katzenloch; sie fielen in die tiefe Schlucht und konnten nicht mehr geborgen werden. In den drei Gemeinden Kl-Hadersdorf, Falkenstein und Herrnbaumgarten heißt heute ein Ortsteil Stadt. Die wohlhabenden Hadersdorfer verkauften ihr Marktrecht um 50 Eimer Rotwein den Poysdorfern. An der Stelle von Neusiedl war einmal die Stadt Branburg, die bei einem Hochwasser vernichtet wurde; noch heute wird die angebliche Prangersäule und der Marktplatz gezeigt. Diese Tatsache könnte so erklärt werden, daß die Ortschaft Neusiedl sowie auch Seefeld früher im Besitze der Hohenzollern (Brandenburg) waren. Seitwärts von Hausbrunn lag im frühen Mittelalter die Ortschaft Schönstrauß; heute ist es eine Wüstung (= abgekommene Siedlung); der Name straß vom slawischen straz weist auf eine befestigte Niederlassung hin, die auch ein wichtiger Handels- und Verkehrsplatz war, weil ja durch das March- und Zayatal alte Verkehrswege gingen. Der Markt Geiselbrecht hatte für die Laaer Ebene große Bedeutung. Oberleis war in der Kelten-, Germanen- und Römerzeit ein wichtiger Punkt und nach 1100 ein Wallfahrtsort für das Weinland, wo an den Marientagen zahlreiche Prozessionen ankamen; dazu erschienen viele Händler, Kaufleute und Handwerker, so daß ein lebhaftes Treiben um die Kirche herrschte. Seitwärts von Ernstbrunn lag in einer Waldschlucht der Hof Riedental, der eines Tages mit allen Nebengebäuden versank. Vor Ladendorf verschwanden reisende Fuhrleute mit Roß und Wagen, die mit verschiedenen Waren beladen waren. Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß unser Weinviertel im Mittelalter stärker besiedelt war und viele Ortschaften verödeten, die man heute Wüstungen nennt. Im Gerichtsbezirk Poysdorf sind es nach Dr. A. Becker 26%.

Beim erwähnten Ruhhof hauste in dem großen See eine dreiköpfige Schlange, so daß die Leute diese Stelle mieden. Wo heute der Heidhof der Herrschaft Ernstbrunn steht, breitete sich einmal ein großer Reich aus. Die zahlreichen stehenden Gewässer unserer Heimat kann man noch in dem Kartenwerk der Josefinischen Aufnahme sehen; sie wurden um 1800 abgelassen, in Wiesen und später in Felder verwandelt. Man hat früher den Namen Stronsdorf von einem Seestrand abgeleitet, an dem die Siedler eine Ortschaft anlegten (Stranddorf – Stransdorf – Stronsdorf).

Die Schatzsagen berichten von Gold und Silber, das in Bergen und Felsen versteckt ist und das ein Sonntagskind am Palmsonntag sehen kann, wenn in der Kirche die Passion gelesen wird (im „Waldberg“ bei Neudorf und im „Goldberg“ bei Feldsberg); eine Mutter, die mit einem Kind hier vorbeiging, lief rasch in den offenen Berg, raffte die Schürze voll Gold und Silber und eilte zurück. Der Berg schloß sich und das Kind war im Innern gefangen. Die Mutter jammerte und klagte, doch der Berg tat sich nicht auf. Im folgenden Jahr kam sie wieder an die Stelle, als die Passion in der Kirche gelesen wurde. Da öffnete sich der Hügel, und sie sah ihr Kind gesund und frisch vor den Schätzen stehen. Voll Freude lief sie mit dem Liebling ins Freie und beachtete die Reichtümer gar nicht. Ihr Schatz war nicht das Gold, sondern ihr eigenes Kind. Den Schatz im Katzenloch hat noch niemand gehoben; er ruht noch immer in der Tiefe wie der Nibelungenschatz im Rhein. Ein Schloßherr von Ernstbrunn, der mit Vorliebe Altertümer sammelte, bekam von einem Händler einen Krug von Kanaan (Weinwunder bei der Hochzeit). Kaiser Rudolf II. wollte ihn für seine Sammlungen ankaufen und bot soviel Gold, als im Krug Platz hatte. Als er voll war, mußte der kaiserliche Gesandte weggehen. Der Schloßherr benutze rasch die Gelegenheit und versteckte den Krug mit dem Schatz, der bis heute noch nicht gefunden wurde. Die Wiedertäufer, die man bei uns Brüder oder Habaner nannte, besaßen einen bedeutenden Goldschatz, den sie nicht mitnehmen konnten, als sie nach 1620 aus dem Lande gejagt wurden. Der Kaiser Ferdinand II. fragte in einem Briefe den Grafen Breuner in Asparn a. d. Z., ob er nichts von dem Brüderschatz wisse, der vielleicht irgendwo vergraben sei. In der Poysdorfer Dreyßlmühle (gewesene Attenbrunnermühle) soll auch ein Goldschatz eingemauert sein. In Kriegszeiten vergruben rasch die Bauern in dunkler Nacht ihr Geld und die wertvollen Sachen, die sie später häufig gar nicht fanden.

Daß einzelne Menschen spurlos verschwanden, war keine Seltenheit. In dem Wassertümpel bei der Bründlkirche in Wilhelmsdorf versank ein schwedischer Reiter und wurde nicht mehr gesehen; dasselbe Schicksal erfuhr in Drasenhofen ein Bauer mit Roß und Wagen. In der Breunerschlucht bei Alt-Ruppersdorf sollen mehrere Männer auf geheimnisvolle Weise versunken sein; deshalb mieden die Leute diese Stelle, wo es nicht geheuer war. Die Laaer Ebene mit ihren Sümpfen und Teichen wurde zur Herbstzeit manchem Wanderer zum Verhängnis, wenn dichter Nebel jede Aussicht nahm. Eine Gräfin, die sich da verirrte, machte in Neudorf eine Stiftung, damit am Abend die Glocke öfters geläutet werde, auf daß sich der einsame Wanderer zurechtfand.

Nach dem Glauben unserer Ahnen mußten die Missetäter ruhelos nach dem Tode in der Welt zur Sühne umherirren, bis sie ein Mensch erlöste. Um Mitternacht geisterten sie in Feld und Wald, ängstigten die Leute, klagten und jammerten und baten oft um Gnade und Verzeihung. Sprach sie ein Mensch an, so waren sie erlöst; solche Geister sah man in Stützenhofen, in Poysdorf bei der Froschmühle, in Garmanns – hier war der Geist eine Hundegestalt – und in Kettlasbrunn, wo der Unglückliche den Kopf unter dem Arm trug. Auf dem Galgenberg und bei den Gerichtsstätten war es in der Dunkelheit recht „enterisch“, und die Leute trauten sich nicht, allein vorbeizugehen. Da lernte jeder das Gruseln. Die Grenzverrücker irrten als feurige Männer auf dem Felde umher, schleppten den schweren Stein, schwitzten und keuchten, jammerten und riefen immer in die finstere Nacht hinein; „Wohin soll ich ihn setzen?“ Erbarmte sich ein Vorübergehender und zeigte ihm die Stelle, so setzte er ihn ein und war erlöst (Ottenthal und Steinebrunn). Heilig war unseren Vorfahren die Grenze und der Besitz.

Der hartherzige Vogt Klaudio Bene in Steinebrunn, der ein Bauernschinder und Waisenbetrüger war, mußte aus dem Grabe herausgenommen werden, weil er in der Nacht als Geist umging und die Leute belästigte. Man lud den Sarg auf einen Wagen und ließ die Pferde gehen, wohin sie wollten. Da schlugen sie den Weg in den Tennau-Wald ein, wo sie bei einer Eiche stehenblieben. Hier fand der Tote auch seine Ruhe. Hartherzige Menschen, die kein Mitleid mit dem Mitmenschen zeigten und nur ihr eigenes Ich in den Vordergrund stellten, hat es immer gegeben. Ein Graf, der sich im Walde verirrte und ganz erschöpft in Wetzelsdorf ankam, fand hier überall verschlossene Türen, so daß er weiter nach Ketzelsdorf ging. Hier wurde er aufgenommen und bewirtet: Zum Danke dafür gab er den Ketzelsdorfern den Wald. Nach einer anderen Sage war es eine Fürstin Liechtenstein. Als die Ortschaft Maxendorf zerstört wurde, blieben zwei Frauen am Leben, die sich nach Poysdorf begaben und hier um ein Quartier ersuchten. Weil ihnen das verweigert wurde, wandten sie sich nach Ketzelsdorf, wo sie ein solches bekamen. Dafür schenkten sie der Gemeinde die Felder und Weingärten Maxendorfs. Seither bestand zwischen Poysdorf und Ketzelsdorf eine erbitterte Feindschaft, die an einem Kirtag zu einer regelrechten Schlacht zwischen beiden führte. Die gottlose Schloßfrau von Pyrawarth verhöhnte in ihrem Stolze den Herrgott und versank sofort in einem Erdschlund, der sich wieder schloß. Die ungerechten Eibesthaler, die einen unschuldigen Schneider hinrichten ließen, zwangen dessen Frau, dieses traurige Schauspiel mitanzusehen. Die Falkensteinerinnen, die kein Geld für Seidenkleider hatten, kauften sich nur solche Ärmel, die sie anzogen und beim Fenster sich hinausbeugten. Den Vorübergehenden wollten sie auf diese Weise vormachen, sie hätten Seidenkleider angezogen. Die Katzelsdorfer, die einmal nicht genug Eier in den Butten unterbringen konnten, traten sie mit den Füßen ein; davon bekamen sie gelbe Füße und heißen noch heute Gelbfüßler.

Die Glocken von Maxendorf, die in einem Kriege rasch eingegraben wurden, konnte man nachher nicht finden; einige Schweine, die weideten, wühlten sie eines Tages heraus. Nun wollten sie die Poysdorfer wegführen, doch die Pferde konnten sie nicht wegbringen. Da erschienen die Walterskirchner mit Roß und Wagen, die spielend die Last wegschafften. Maxendorf gehörte eben zur Pfarrkirche in Walterskirchen.

Unsere Ahnen erblickten überall in der Natur Geister, Nixen, Kobolde und Hexen. In jedem fließenden Gewässer trieb ein Wassermann sein Unwesen, der es besonders auf die Kinder abgesehen hatte. Wenn in Hohenau die Abendglocke ertönte, liefen die Kinder schnell heim; denn da stieg aus den Fluten der March die Glakaniza, die alle Kinder mitnahm, die noch auf der Straße spielten. Im Juni machen die Kornfelder im Winde Wellen, in denen der Bauer das Kommandl erblickte. Die Mutter warnte die Kinder, nicht in die Felder zu gehen, weil das Kom- oder Troadmandl die Kleinen gerne mitnahm. In der Nacht belästigte die unheimliche Trud die Schlafenden und würgte sie, so daß sie oft laut aufschrien. Zum Schutze gegen diesen Dämon machten unsere Ahnen auf die Bettstatt das Trudenkreuz oder legten eine geweihte Kerze in das Bett. Häufig erschienen im Bauernhause Geister, welche die Kinder in der Wiege mit einem Wechselbalg vertauschten, aus dem eine Mißgestalt von einem Menschen wurde. Um dies zu verhüten, gab die Mutter dem Säugling ein rotes Halsband.

Stark verbreitet im Volke war und ist der Hexenglaube, der zu den berüchtigten Hexenprozessen führte (in Falkenstein und Feldsberg). Die Hexen kamen auf dem Raisenberg bei Schrattenberg, beim Hexenstein in Herrnbaumgarten, am Weißenberg in Poysdorf, bei der Bildföhre in Kettlasbrunn und bei der Feldmühle in Asparn a. d. Z. zusammen. In der Wallburgis- und Sommersonnwendnacht trieben sie allerlei Unfug und fügten den Mitmenschen schweren Schaden zu. In Hausbrunn schützten sich die Bauern durch den „Znaimer Milchsegen“, weil die Hexen es besonders auf die Kühe abgesehen hatten. In Laa schenkte eine Hexe dem Nachbar einen goldenen Becher, der aber später eine Kuhklaue war. In Poysdorf nahm sich eine Hexe von dem üppigen Teufelsmahl einen feinen Kuchen mit nach Hause. Am Morgen war es ein stinkender Kuhfladen, den sie in den Mist warf. Kranke Stalltiere konnte mancher Halter „ansprechen“, d. h. er machte sie in geheimnisvoller Weise gesund, nur durfte ihm niemand dabei zuschauen; denn da hatte der Zauber keine Wirkung. In der Umgebung von Staatz stellte man in ein Krankenzimmern gern einen Spiegel, damit die Hexe, die doch die Krankheit verursachte, das Haus verlassen sollte. Die einsam gelegenen Mühlen, die von einigen Bäumen umgeben waren, boten dem Volke Gelegenheit zu Sagen; hier gab es Schätze und Reichtum, da ja manche Mühle wirklich eine Goldgrube war. In Asparn a. d. Z. mischte ein Müller Gips in das Mehl, das in Militärmagazine verkauft wurde; der Betrug wurde aber entdeckt, und er mußte zur Strafe lebenslänglich einen schwarzen Strick um den Hals unter dem Hemd tragen.

Die Teufelssagen fehlen im Weinlande nicht; er ist aber kein Wüterich, sondern ein hilfsbereiter Mann, der jeden Wunsch dem Menschen erfüllt; nur muß er ihm seine Seele verschreiben. In Mistelbach schloß der Raubritter mit dem Bösen einen Pakt auf 10 Jahre; dann holte er sein Opfer, das als Kröte den Bau der Pfarrkirche störte. Einem Fischer in Mistelbach bot er seine Dienste an und machte ihn bald zu einem reichen Mann. In Staatz holte er sich einen Gottlosen; noch heute sieht man den Teufelsschatten an einer Mauer als schwarzen Fleck. In Hausbrunn schenkte er einem Hauer einen Geldbeutel, der niemals leer wurde; nur sollte er nie den Namen Maria aussprechen, sonst hörte der Zauber auf. Einmal tat es aber der Arme, und der Beutel blieb sofort leer. In Großkrut riet er einem Bewohner, der sich im nahen Walde ein Holz holte, er soll sich aufhängen; er tat es aber nicht. In Herrnbaumgarten besaßen einzelne Bauern Teufelchen als dienstbare Hausgeister; diese entstanden aus dem 7. Ei einer schwarzen Henne, das der Mann sieben Tage in der Achselhöhle tragen mußte. Dann kam ein Teufelchen zum Vorschein, das aber für seine Dienste die Seele des Menschen verlangte.

In den historischen Sagen spiegelt sich die Geschichte des Landes, das als Grenz- und Durchzugsgebiet viel Leid ertragen mußte. Die Türken erbauten den Staatzerberg als Aussichtswarte; jeder Soldat brachte in seinem Turban Erde herbei, so daß ein großer Hügel entstand. 1683 belagerten sie die Festungskirche in Alt-Lichtenwarth, die aber die Bewohner so tapfer verteidigten, daß der Feind bald abzog. Der kaiserliche General Rudolf von Teuffenbach – Schiller nennt ihn im „Wallenstein“ Tiefenbacher - fand nach seinem Tode im Grabe keine Ruhe und erschien bei Dürnholz in dunklen Nächten oft dem einsamen Wanderer. Er besaß bei uns das Schloß in Zistersdorf und war auch in Poysdorf, als die Pfarrkirche eingeweiht wurde.

Die Schweden vernichteten 1645 die Stadt Hornsburg und überrumpelten die Burg Falkenstein. Hier hat ein Mädchen heimlich in der Nacht einem Schweden, der sie liebte, den Torschlüssel gegeben, so daß der Feind ohne Verluste die stolze Burg einnahm; zur Strafe wurde das Mädchen lebend eingemauert. Der Burgherr hatte zuvor sein Söhnchen dem frommen Klausner in Guttenbrunn zur Obhut übergeben, der ihn in einem Felsen versteckte. Den Simperlberg bei Altmanns sowie die Hutsaul in Alt-Lichtenwarth schütteten die Schweden auf, um eine weite Aussicht für ihre Wachposten zu schaffen. In Lanzendorf hieb ein Feind mutwillig einen Bauer auf der Straße nieder; doch traf ihn ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, und er war auf der Stelle tot. Die anderen waren so verwundert, daß sie rasch das Dorf verließen. Der „Harte Tanz“ wird auch den Schweden zugeschrieben, weil sie Bauern aus den umliegenden Dörfern zwangen, auf glühenden Pflugscharen zu tanzen. Die Gaweinstaler, die ausgeraubt und geplündert wurden, ließen zum Andenken an die schwere Zeit alle Jahre am Montag nach dem Schwarzen Sonntag in der Pfarrkirche eine Messe lesen. Die Schweden richteten in Alt-Lichtenwarth, wo gerade der Kirtag gefeiert wurde, ein Blutbad unter den Bewohnern an. Nach einer anderen Sage versteckten sich die Einwohner in den Erdställen, so daß die Feinde einen leeren Ort fanden und gleich nach Rabensburg marschierten. Die Lichtenwarther läuteten aus Freude alle Glocken. Das hörten die Schweden, kehrten um und rächten sich furchtbar an den Leuten. Die Kapelle in Alt-Höflein diente dem Gegner als Pulverturm. Aus dieser Zeit stammen die Bezeichnungen „Schwedensteig“ bei Kl-Hadersdorf und „Totenweg“ bei Hanfthal. Der Friede wurde 1648 beim Ruhhof unweit von Laa geschlossen; denn die Gegner fanden sich da ein und sagten: „Wir wollen endlich Ruh haben.“

Die Kuruzzen hörten auf ihrem Vormarsch auf Geiselberg, Kanonendonner und kehrten sofort um; die schlauen Bauern hatten im Freien leere Weinfässer aufgestellt und trommelten fleißig darauf. In Mistelbach bemerkten sie auf der Friedhofsmauer lange Kanonenrohre; es waren aber nur Brunnenrohre, die den Feind von einem Angriff abhielten. Die Franzosen schütteten seitwärts Bullendorfs Erde auf einen Hügel; die Soldaten taten dies mit ihren Kappen; daher heißt die Erhebung „Kappelberg“. In Wirklichkeit ist es ein alter Tumulus aus der Keltenzeit, von dem man einen schönen Überblick über das gesegnete Zayatal mit seinen Ortschaften hat.

Den Weinstock, der an den sonnigen Hängen so gut gedeiht und dem Lande sein besonderes Gepräge gibt, brachten Ansiedler aus der Rheingegend nach Herrnbaumgarten, während die Templer ihn aus dem Morgenlande in Gnadendorf einführten. Die Sagengestalt der weißen Frau ist die Berta von Rosenberg (1430 – 1476), die als Gattin des Hans von Liechtenstein in Feldsberg kein fürstliches Leben führte; sie litt oft bittere Not und fand bei den Untertanen, besonders in Schrattenberg, Unterstützung; häufig wanderte sie auf dem Marktsteig in diese Gemeinde.

In der Barockzeit entstanden bei uns zahlreiche Gnadenorte (Alt-Ruppersdorf, Föllim, Wilhelmsdorf, Nikolsburg, Mistelbach, Ernstbrunn und Heiligenberg), wo viele Wunder geschahen. In Wilhelmsdorf hat der Bauer A. Fröschl noch ein Mirakelbuch, wohl das einzige im Weinlande. In Poysdorf widersetzte sich ein Bauer dem Bau des Kapuzinerklosters und wurde zur Strafe schwerhörig. Ein Wilhelmsdorfer wollte einmal das Gnadenbild aus der Bründlkirche in Wien herrichten lassen und nahm es mit in seine Wohnung; als er am nächsten Morgen das Bild nehmen wollte, war es verschwunden. Nach langem Suchen entdeckte er es in der Kirche am alten Platz. Dies wiederholte sich noch einmal, und der Bauer erblickte in diesem Wunder einen Fingerzeig des Himmels und stand von seinem Plan ab. Die heißen Quellen bei Gnadendorf, die den Kranken Heilung oder wenigstens Linderung der Schmerzen brachten, sollen bei einem Erdbeben verschwunden sein und kamen nie mehr zum Vorschein. Der Bauernname Grohmann in Wetzelsdorf erinnert an die sagenhaften dickköpfigen Zwerge, die wie die Kobolde im Walde hausten und die recht zornig wurden, wenn sie ein Mensch neckte.

Manche dieser Sagen kommen auch in anderen Gegenden vor, z. B. die von Klaudio Bene, die ich als Knabe von einem Zirritinischen Vogte Kubin in Gr-Ullersdorf, Nordmähren, hörte, ebenso die vom Hausbrunner Geldbeutel, von den Schätzen, die man nur am Palmsonntag während der Passion sehen kann, von den Grenzverrückern, von der Glocke, die Schweine im Acker heraus wühlen, vom Wassermann, vom Gnadenbild, das immer wieder auf seinen früheren Platz zurückkehrt usw.

Früher muß der Sagenschatz größer gewesen sein, weil mir alte Leute berichteten, daß sie als Kinder viele Geschichten von ihren Großeltern gehört hätten; sie haben sie aber schon längst vergessen. Es sind also nur spärliche Reste einer Welt, die dem modernen Menschen nicht mehr verständlich ist. Die mündliche Überlieferung kann in der hastenden Gegenwart nicht mehr gepflegt werden; selbst im engen Familienkreis fehlt die Zeit, um so ein Gedankengut dem Kinde nach Art unserer Großmutter an den Winterabenden und beim Federnschleißen weiterzugeben. Die Welt ist eine andere geworden, ebenso die Menschen und die Kinder. Es hat den Anschein, als ob das Dichterwort heute keine Geltung mehr habe:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“

Quellen:

Anton Mailly „Sagen aus dem Bezirk Mistelbach.“

„Südmährisches Heimatbuch.“

G. Wolny „Die Markgrafschaft Mähren.“

Mitteilungen der Hauer Leopold Berndl und Josef Bonner in Poysdorf (Andreas Hofergasse).

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1963. S. 147 - 151

Aus der Schwedenzeit Poysdorfs

Die Furcht vor den Schweden war im 30jährigen Kriege wohl begründet für unsere Gemeinde, da man sich stets des Spruches: „Wider Schwedenmacht ist kein Schild erdacht“ erinnert. Seit 1642 rechnete man alle Jahre mit einem Einfall dieses Gegeners in unsere Heimat; Werber erschienen von den kaiserlichen Regimentern in Begleitung eines fürstlichen Beamten aus Wilfersdorf, Trompeter und Trommler lockten die Leute auf den Marktplatz, wo die Werber unter freiem Himmel amtierten, doch die jungen Burschen folgten nicht den verlockenden Klängen, sie entliefen in die Wälder oder versteckten sich im Haus, um dem verhassten Militär zu entgehen.

Da kam plötzlich im März 1645 die Nachricht, dass die Schweden die Kaiserlichen bei Jankau in Böhmen besiegt hatten und gegen Niederösterreich vorrückten; sofort packten die Leute, denen es möglich war, ihre Wertsachen zusammen und flohen nach Wien, wo sie sich sicher fühlten, andere versteckten ihr Geld und die Kostbarkeiten, vergruben oder vermauerten sie, viele brachten sie in die Pfarrkirche, der Marktrat versteckte die Urkuden und Privilegien, die Erdställe und verborgene Winkel in den Gstetten und Wäldern wurden gesucht und gegraben, das Getreide in Gruben gut verwahrt, die Schanze außerhalb der Gemeinde instandgesetzt, Wasser auf den Dachboden geschafft, den Anbau beendeten die Bauern noch schnell, ebenso die Arbeiten in dem Weingarten, manchmal hörte man aus der Znaimer Gegend Kanonendonner, Schauerberichte vermehrten die Angst und Aufregung der Bewohner, die hier ausharren mussten.

Am 14. April schlug der Führer der schwedischen Armee sein Hauptquartier in Mistelbach auf und am Palmsamstag erschien der Feind in Poysdorf. Ob er von Wilfersdorf kam oder von Mistelbach und dabei den „Schwedensteig“ benutze, ist eine offene Frage. Die Bewohner Poysdorfs kamen dem Gegner höflich entgegen, sie bewirteten nach der mündlichen Überlieferung die Offiziere mit ihrem guten Tropfen, der seine Wirkung auch nicht verfehlte, sodass den Einwohnern kein Leid zugefügt wurde. Damit die neu erbaute Kirche mit all den darin versteckten „Mobilien“ geschont werde, zahlten die Kirchenväter und die Gemeinde dem Generalproviantmeister Johann Lopiz im Rathaus des Marktes 900 fl, dieser Mann war als alter Geizhals verschrien, der nur auf seinen Sack schaute und bei allen Lieferungen seinen Vorteil zu wahren wusste. Die Schweden forderten noch Wein und Geld (auf jeden Bewohner entfielen 10 Eimer und 1 ½ fl). Am gleichen Tage (23. April) erlegte der Marktrat die Summe von 3500 Reichstalern und erhielt dafür einen Schutzbrief (salva quardia) folgenden Inhaltes.

„Demnach von Ihr Excellens. Das Margtflegl Bölstorff, Meinen H. General Proviant Meister Johann Lopsio Assioniert Derogestalt, solches zu seinen Besten Nutzen zu gebrauchen, deswegen obgedachter H. Gen. Broviandt In: von dem Ahsionierten orth ein stück geldt gefottert, Wie auch die Jenigen Beambten vundt Einwohner mit gedachten H. Gen. Broviandt M. Accordiret, als dreytausend fünfhundertt Reichstahler gebohren Geldes Zu erlegen, Welches nun mher mir Vnter Schrieb ener, als gedachte drey Tausent fünff Hundert Reichstahler allerhandt Müntze richtig vberlieffert worden vnd empfangen habe, dargegen auch H. Gen. Broviandt M. Ihnen Sämptlich versprochen, nach lautt des Accords in allem das Margtflegl Zu Beschützen So lange Er das Quardier behält, auch mit einer Lebendigen salva quardia dermaßen Zu Besetzen, das sie sollen daran genuges haben, bis wiederumb aber Vor die Jenigen, so im Margtflegl auf salva quaria, Verbleiben Mußen Vor allen schaden dem H. Gen. Broviandt M. mit Handschlag vndt mundtversprechung ahngelobt vndt gutt Versprochen, Als Thue ich hierauf im Nahmen vndt Auff Befehl Meines Hochggeherten H. Gen. Broviandt M. solches Quittieren wie auch mit Eigener Handt vnd Bettschaft Ring zu gewissen Versicherung confirmieren.

Signatum Bollstorff den 23. April, Anno 1645

Königlich Schwedisch: Hieronymus Felwiglitzo

 Broviand Bedienter Bollstorff locirende
 salva quard.“

Die Schweden bauten die Umgebung der Kirchen nach ihren Plänen zu einem Stützpunkte um, sodass die Bewohner Material und Arbeiter beistellen mussten. Die Feinde hielten die Kirche mit einer Abteilung besetzt, um auf solche Weise das ganze Poybachtal zu beherrschen. Der Markt und die Nachbargemeinden lieferten Mehl, Korn, Hafer, Wein, Pferde und Wagen, die Nahrungsmittel gingen nach Falkenstein, viele Gemeinden kauften in Poysdorf Wein ein (den Eimer zu 2 fl 30 kr). In Poysdorf hielten sich zahlreiche Flüchtlinge aus den umliegenden Gemeinden auf, sodass manche Häuser ganz überfüllt waren und der Gesundheitszustand des Marktes arg gefährdet wurde.

Torstensohn, der in Hohenau nach einem Dankgottesdienst eine große Truppenparade abhielt, reiste über Eisgrub, wo er mit Rakoczy eine Besprechung hatte, nach Brünn, das die Schweden bis in den August vergeblich belagerten.

Am 27. Mai lieferte unser Markt 16 Metzen Korn; nun begann eine schwer Zeit für die Bewohner, die teilweise den Heldenmut der Brünner vergelten mussten. Der Feind durchsuchte unsere Heimat nach Waffen, nahm Hausdurchsuchungen vor, kramte die Stuben, Kammern, Keller und Stallungen aus, nahm den Leuten die Pferde weg, verlangte Holz, Bretter und Pfosten zu den Wachtfeuern und für Schranken; da gab es Anzeigen und Verdächtigungen, alte Feindschaften, persönliche Gegensätze und erlittenes Unrecht wurden wachgerufen, anonyme Briefe und Beschuldigungen dem Gegner übermittelt, verborgene Schätze verraten. Georg Krimbling musste ein Pferd hergeben; er scheint ein wohlhabender Mann gewesen zu sein, da er zwei Häuser besaß; dies hinderte ihn nicht, 50 Eimer Wein einzuschmuggeln, die ihm aber der Marktrat wegnahm; er fand seine Kriegssteuer zu hoch, obwohl sie mit den Bürgern im Rathaus genau verrechnet wurde; von den schuldigen 291 fl 30 kr zahlte er nur einen Teil und gab dafür der Gemeinde Viktualien (er scheint also ein Kaufmann gewesen zu sein). Die Geistlichen waren geflohen; einer, der sich versteckt hielt, wurde an die Schweden verraten.

Die Pest wütete und forderte zahlreiche Opfer. Aus Angst vor der Seuche wanderten viele Inleute aus; jeder Handel und Verkehr stockte, sodass die Gemeinde keine Einnahmen hatte; nur die Juden von Nikolsburg, die freien Zutritt zu unseren Märkten hatten, erschienen pünktlich in großer Zahl. Die fürstlichen Beamten klagten über die trotzigen und widerspenstigen Untertanen, die keine Robot leisten wollten und die man leider nicht mit der nötigen Strenge bestrafen konnte. Pferde und Kühe nahm man ihnen weg, die Soldaten brachen in den Kellern ein und schlugen die Fässer zusammen, die Mühlen räumten sie aus; die Ungarn, welche die Pest zu uns brachten, traktierten die Bewohner besonders arg, schlugen und misshandelten sie. Große Angst hatten die Bauern, wenn sie als Kundschafter ausgeschickt werden sollten; dagegen wehrten sie sich mit allen Mitteln. Statt der Pferde schafften sich die Untertanen Ochsen an, die ihnen niemand wegnahm, um feindliche Angriffe gut abzuwehren, arbeiteten die Bauern auf den Feldern nahe beisammen; daher mussten sich bei solchen Verhältnissen die Ernte und Weinlese verzögern, ja manche Felder blieben unbebaut, sodass auch die Herrschaft geringere Zehenteinnahmen verzeichnete. Mancher Untertan schaffte seine Ernte mit Handwagen heim.

Die zahlreichen Kriegslieferungen, die Diebstähle und Einbrüche erzeugten in der Heimat eine Knappheit an Lebensmitteln, die noch dazu im Preise stiegen.

Torstensohn, der unterdessen die Belagerung von Brünn aufgegeben hatte, zog Ende August 1645 mit seinen Truppen in die Winterquartiere, wo er am 5. Dezember seine Stelle als Oberbefehlshaber niederlegte; doch blieben bei uns kleinere Abteilungen der Schweden, welche die festen Plätze in ihrer Hand behielten.

Ein Verzeichnis der fürstlichen Untertanen des Marktes gewährt uns einen lehrreichen Einblick in die Familienverhältnisse zu Ende von 1645:

Leere Häuser: Beide leben:

Taman Grubner Ulrich Hirtl

Hans Christoph Luß Ulrich Himer

Kaspar Zeltner Hans Frank

Georg Hierthl Wolf Jethuberger

Hainer Lehmann Taman Salomon

Heinrich Kilian Christoph Witzel

Paul Sina Hans Stötzer

Veith Prändtl Abraham Schmidtl

Georg Milner Hans Feker

Andre Rath Wolf Kaindl

Lorenz Köberer Benedikt Karniat

Georg Feickel Adam Putz

Der Mann tot Hans Huber

die Frau lebt Wolf Milner

Merth Salomo Michael Seydtl

Hans Knoll Hans Peter Schmidt

Benedikt Knab Hans Reinhardt

Hans Lern Schöb Die Frau tot

Jakob Ruschko der Mann lebt

Christoph Kößelbohn Merth Maths

Matthias Treger Hieronyme Samel

Christoph Endtl Christoph Patter

Ehegity Gold Michael Hain

Adam Ofner Wolf Kraker

Maths Näny Beide leben:

Paul Minreich Hans Heindtl

Georg Heindtl Ludwig Grauemeier

Kaspar Minreich Bärthl Christ

Konrad Tummer Hans Kaiser

Georg Kaiser Kaspar Jethenberger

Bläsy Tötz Mathes Fröschl

Stephan Krbe Jab Nikel

Mathes Laiböck Paul Wunsch

Hans Külner Michael Huiber

Bei Martin Khuertz und Hans Knoll waren die Eltern gestoben, doch lebten noch Kinder; all diese Familien zählten zusammen 47 Kinder, eine einzige hatte 4 Kinder, meist waren es zwei oder eines.

Im Jahre 1646 sollte in Poysdorf eine Zusammenkunft der Kaiserlichen und Schweden stattfinden, doch die klugen Poysdorfer wussten diese Last abzuschütteln, was aber die 200 Feinde nicht hinderte, den Makt zu plündern. In manchen Gemeinden drohten die Bauern mit einem Anbaustreik; sie wollten die Felder unbebaut liegen lassen. Dagegen nahmen auch die Schweden Stellung, weil sie befürchteten, dass dann die Naturallieferungen für ihre Armee ins Stocken geraten.

Es fehlte an Arbeitskräften, sodass der Fürst Gundacker von Liechtenstein in einem Aufrufe alle Fremden aufforderte, sich im Wilfersdorfer Herrschaftgebiete niederzulassen.

Am 6. September 1646 kamen die letzten Schweden von der Burg Falkenstein in Seelowitz-Mähren an; unsere Heimat war frei vom Gegner, der nur mehr Iglau, Olmütz, Neustadt und Eulenberg (in Mähren) besetzt hielt und von dort aus die Kriegssteuern unseren Gemeinden vorschrieb; Johann Busso hieß der Kriegskommissär der Schweden, der von Olmütz oder von Mähr. Neustadt recht scharfe Briefe nach Poysdorf schickte, wenn die Geldsendungen einmal stockten oder nicht rechtzeitig anlangten. Dieser Busso war es auch, der die wertvolle Bücherei des Fürsten Dietrichstein in Nikolsburg durchsuchte und die schönsten Werke nach Schweden schickte. Obwohl de Souchez die Geldsendungen nach Olmütz strenge verboten hatte, schickten doch unsere Gemeinden die vorgeschriebenen Beträge an die schwedische Kasse, da sie einen feindlichen Überfall und eine Plünderung befürchteten, die ihnen einen größeren Schaden bereitet hätte; denn der Gegner verfügte über gut ausgebildete Streifscharen, die bald hier und bald dort auftauchten, die ungehorsame Dörfer mit Feuer und Schwert traktierten und rasch mit der Beute verschwanden. Die Furcht und Angst vor den Schweden lähmte jeden Widerstand unserer Leute, die bei einer straffen Organisation und Verteidigung den Feind sicher mit Erfolg abgewehrt hätten. So aber zahlten sie die Kriegssteuer nach Olmütz, nach Wien reichten sie die kaiserlichen Abgaben, sodass sie sich wirklich verbluteten und in ein fürchterliches Elend gerieten, von dem sie sich erst nach Jahren erholten.

24. Dezember 1646: Busso verlangte in einem Schreiben, dass der Markt Poysdorf, Mittelspersonen mit genugsamer Vollmacht zu ihm schicke, damit sie „sein anbringen vernehmen vndt ferneren bescheydts erwarten: Maaßen dan dieselbe in bezeigungh deß gehorsambs alles schutzes vndt schirmbs zugewarten hingegen aber auff verspürten wiedrigen fahl dieselbe sambt vndt sonders mit solcher starker Militarischer Exekution sollen überzogen, daß Sie, die Ihrigen vndt daß Ihrige es mit höchsten schaden vndt total ruin Ihres vngehorsambs halber erfahren werden. Hirnach sie sich zu Achten vndt vor vngemach zu hüten“.

Ende 1646 zählte der Markt 51 fürstliche Häuser, die zur Wilfersdorfer Herrschaft gehörten, davon waren aber 11 öde; der Gegner hatte es in dem Jahre versucht, die Tatzeinnahmen an sich zu reißen, doch gelang ihm dies nicht.

16. März 1647. Der Nikolsburger Rat hatte nach Olmütz einen Nachbar „verschickt“, um mit dem Gegener einen „accordt“ zu beschließen, dieser verlangte eine „Kaution von 1000 Taller, Monatlich aber 300 reichß Taller anfahent den 3 9bris, alß haben vnßere Nachbahrn auf ihr filfeltiges bitten solche 300 Taller von 3 9bris biß den 1 Marti erbeten, alß mießen wir auf das eheste darob sein, damit wir nur die 300 Taller Zum weg richten, waß betreffent die 1000 Taller wollen wir Suplicando bey ihm einkommen, wan etwan ein Linderung vnß kente mit getheillet werden.“

6. Mai 1647. Der Markt Poysdorf wurde aufgefordert, die kaiserlichen Steuern zu bezahlen, könnte er es nicht tun, so sollte er wenigstens das „motium“ bei der Wilfersdorfer Herrschaft angeben.

29. Juni 1647. Bußo verlangte vom Markte, dass er durch Boten sein Schreiben rasch an alle Orte tragen lasse, sonst müsste er gegen ihn mit der schwersten Exekution vorgehen. Nach Olmütz sind Mittelspersonen wegen der monatlichen Kontribution aufs schleunigste abzufertigen „Zugleich auch ein erklekliches stück Geldt auff rechnung vndt in abschlag alßobaldt einer salva quardia versehen, in billig gutem Schutz genommen, „daß selbige bey den Ihrigen sambt Habb vndt güther sicher vndt mit Frieden in Ruhe wohnen vndt Bleyben Können.“ Sollten sich aber die Angesessenen und Einwohner noch länger widerspenstig und ungehorsam erzeigen, so werden sie „sambt vndt sonder noch Zehnmahl ärger alß beschehen Heimbgesucht, mit feuer vndt Schwerdt verfolget, auffs allerscherffste gestrafft, ja gleich dem Feindt tractirt vndt anderen zum exempel totaliter ruinirt vndt verderbt werden.“

„Damit man sie doch sonsten Künfftig in bezeigung deß gorsambs gerne verschonet wissen vndt an Ihren Unglück vndt verderb vor Gott vndt der Weldt mit schuldigt sein will. Hirnach sie sich Entlich zu Achten vndt vor Ungemach zuhüten wißen werden.“

3. Juli 1647. Busso teilt dem Marktrat mit, dass er rasch durch Boten das Schreiben an alle Orte (Ulrichskirchen, Wolkersdorf, Korneuburg, Stockerau, Fellabrunn, Unter Kollnbrunn, Retz, Znaym, Ob. Hollabrunn) senden und von diesen eine gehörige Resolution zurückschicken soll, sonst drohe ihm eine scharfe und schwere militärische Exekution.

9. Juli 1647. Inventar der Sachen, die am 26. Juni 1647 in Auspitz verkauft wurden: 8 Frauenröcke, 4 Frauenmäntel, 4 Frauenwämse, 1 Männerpelz, Bauernstiefel, Niederschuhe, Fürtücher, englische Strümpfe, 2 Hüte, Hauben, Tischtücher, Leilache, Polster, Ziehen und Leinwand.

16. Juli 1647. Nach einer Vereinbarung hatten die Poysdorfer an Ranzionsgelder 2200 Reichstaler, an Kontribution vom 1. Juli an statt Magazinsgetreide, Schanzern und Fuhren 120 Reichstaler zu zahlen u. zw. in 2 Terminen: innerhalb von 14 Tagen 1220 R. Taler, die andere Hälfte im August (dabei ist die Ranzion und Kontribution vereinigt). Hundert Reichstaler waren schon abgeliefert. Künftighin müssen die 120 R. Taler laut Obligation und Revers bis zum 5. eines jeden Monates in Olmütz sein bei der schwedischen Kasse, sonst stehe ihnen die schwerste militärische Exekution bevor.

21. Juli 1647. Busso erinnert die Bewohner Poysdorf „nochmalß alles ernstes, dass selbige Ihrem letztgethanen Versprechen nach, mit abführung Ihrer schuldigkeit auff die genante Zeit jedesmahl Unfehlbar sich einstellen vndt richtigkeit befördern sollen, - maaßen sie den auch Ihre andere vngehorsame Benachbarten, welche Zwar Bißhero vnterschiedliche mahl, in aller gütte vndt freundligkeit anhero Zu erscheinen, sint citiret worden, deßen alles vngeacht aber biß auff dato sich noch Hallßstarrig erwiesen. Derohalben sie die gutten Leute nochmallß bey ausschickung etliche Bothen Zu Tag vndt Nacht, dieselbige Oesterreichische Herrschaften vor Ihr elend vndt jamer in Zeiten warnigen vndt vor dero gäntzlichen Verderb abmahnen wie sie den auch Ich sage E. E. Rath Zu Pousdorff beygehendes Patent eylich fortschicken vndt die Antwordt darauff schleunig anhero befördern wolle.“

Die Orte sind: Wolkersdorf, Ulrichskirchen, Unter Hollabrunn, Fellabrunn, Znaym, Retz, Wilfersdorf, Ober Sulz, Falkenstein, Poysbrunn, Staatz, Asparn, Lundenburg, Zistersdorf, Drösing, Hohen Ruppersdorf, Laa, Stronsdorf, Böhm. Krut, Stockerau, Ober Hollabrunn, Korneuburg. Am 25. Juli wurde auch die schwedische Ordre von Poysdorf an die Gemeinden abgeschickt.

6. August 1647 warnt Busso die Marktbewohner, weil sie „gantz vorsetzlich ja mutwilliger weise Zu ihrem allerseits ruin vndt verderbung selbstn Uhrsache geben wollen, welches warlich vor sie vndt die Ihrigen aber nicht wohl gethan ist vndt derjenige, welcher an diesem Ungehorsamb Uhrsach, dermahleins bey Gott vndt der obrigkeit eine hochschwerliche verandtwortung haben wirdt.“ Die Strafe und das Unglück, so ihnen sicher vor Augen steht, müssten sie über sich ergehen lassen sofern sie nicht unverzüglich ihre Schuldigkeit laut gegebener Obligation abführen und richtig befördern. Busso will aber „vor Gott vndt der Ehrbaren weldt an diesem Jammer vndt schaden etnschuldigt sein, maaßen dan auch die Ihnen ertheylte Salva Quardia auff solche weise im allergeringsten auff solche Zeit nicht helffen oder gültig sein wirdt, auß der Uhrsachen, dieweyl sie selbige gemißbrauchet, vndt dasjenige, waß sie Einmahl versprochen vndt richtig veraccordirt nicht gehalten haben.“ Zum Schluss fordert er eine schleunige „effektuirliche resolution“ nach Mähr. Neustadt.

20. August 1647. Der Kriegskommissär erinnert die Poysdorfer allen Ernstes, dass sie ihre Zusage betrefffend Abführung der Gelder in aller Kürze erfüllen, da sie sonst die angedrohte Strafe und Exekution unausbleiblich treffen werde, auch die Nachbarorte sind sofort zu verständigen und vor Schaden und Unglück zu warnen; alle Tage würden sie in Olmütz erwartet.

20. August 1647. Den Poysdorfern fällt es sehr schwer, die „veraccordirten ranzions vndt Contrbution gelder abzuführen vndt Ihrem versprechen nachzukommen“, weil die zwei Dörfer Wilhelmsdorf und Hadersdorf sich von jeder Zahlung ausschließen. Busso forderte beide Gemeinden auf „den Poyßdorffern an die handt zu gehen vndt soviel Ihnen auff Ihre quota zukombt, Ihre schuldigkeit abzuführen.“ Die Poysdorfer sollen schleunig ihre versprochenen Gelder einschicken und sich nicht „mit eintziger exception excusieren.“

4. September 1647. Anton G. Weesemann von Mähr. Neustadt willigt ein, dass die Poysdorfer dem Juden Lebermann die versprochene „discretion der 50 Ducaten Meinedtwegen Einhändigen.“

4. September 1647. Busso verlangte von dem Markte, dass er dem Proßnitzer Juden Jakob Lebermann „auff rechnung vndt in abschlag Ihrer längst versessenen schuldigen ranzion vndt contribution auff dieses brifflein Einhundertt vndt Funfzig sage 150 R. Taler ohne eintzige verzug guthmachen vndt bezahlen vndt dieß brifflein bey nu mehr alle? abführung des anderen Restirenden geldes, nach Ollmüz miteinbringen, welches stadt baaren geldes acceptirt vndt angenommen werden sohl.“

Die Bewohner haben lange gezögert und dadurch sich selbst geschadet „gedenken nur die Herren mit Fleiß den sachen nach, waß ich Ihmer Zeit her, vor vnterschiedene warnungsbrifflein in aller güte vndt Freundtligkeit zugeschrieben habe.“ Die Poysdorfer, Mistelbacher, die anderen Orte und Herrschaften wollen jeden Scherz und Spott sein lassen und seine Worte nicht in den Wind schlagen; noch haben sie Zeit, ihre eigene Wohlfahrt zu beobachten. Geschieht es, so ist es gut für sie, Weib und Kinder; erfolgt aber bald kein wirklicher „effect, so protestier ich hirmit vor Gott vndt aller weldt, dass ich an Ihrem tota. ruin vndt gäntzlichen verderb nicht wir ein Uhrsache vndt daran schuldig sein.“

Ihr großer Ungehorsam wird der Generalität hinterbracht und eine scharfe exemplarische Exekution steht ihnen bevor. Hoffentlich handeln die Bewohner nicht so treulos und stürzen sich nicht ins Verderben und Unglück.

12. September 1647. Der Marktrichter Hans Knoll teilte dem Ratsbürger Schmidl mit, dass er das geschickte Briefel mit dem eingeschlossenen schwedischen recht empfangen habe, in Poysdorf seien schlechte Zeiten, wann es aber die Herren für gut halten, so möchten sie dem Juden die 150 Reichstaler gegen „eine ordentlichen schein“ aushändigen, von ihm müsse er aber unterschrieben werden und könne „derselbe von anderen Jud aldorth gelößen werden“, wegen des Schreibers möchten die Herrn noch 5 Dukaten schicken, „damit wir von ihm nicht verfolget werden. Dem Juden wollet freundlich zusprechen und bitten, dass er unßer nie Bößen in gedenkh ist, Zu Ollmüz gegen Herrn Kriegs Comissary vormelden, wie wir in der Contrib. und Ranzion Biß Hero mehreres abgerichtet heten, wann solches von den Kheißerlich völkhern verwehrt, dan gewiß ist, dass schon 5 Pershon, so gelt hineingetragen, auf gehenkht worden. Dahero nicht möglich ist der Zeit gelt dahin Zu bringen, wollen aber sobald es anderß wirdt, vnß fleißig Einstellen, bittet den Juden auch, dass Er anzeige wie die Zwey Dörffer vnß nichts Zuhilff wollen geben vnd dahero Noth ist Ihnen scharff Zue zuschreiben. Absonderlich nachher Ollmüz Zu schreiben, ist der Zeit nicht rahtsam, den soll der Jud Erdabt werden, hetten wir sambt Ihm großes vnglückh. Darumb en ist bößer das der Jud solches mündlich außrichtet. Vnser Verrichtung ist alhie ganz schlecht. die Herrn Verordneten wollen nicht Zu loßn, dass wir Ihr f. G. waß Cedieren sollen, sondern ein Portey auf die Herrschaft angewißen werden, dass wir mit mehreren Berichten werden schwerlich vber 200 E. Wein Erhalten khönen, de andern werden wir Zurückhlaßen müssen.“ Der Marktrichter hoffte auf baldige Heimkehr, die Herren sollten keinen Wein verkaufen und ihn beisammen halten. Das schwedische Schreiben wurde den Mistelbachern übermittelt, damit sie für den Schreiber auch 5 Dukaten hergeben, die der Jude mit dem Poysdorfer Geld mitnehmen könnte.

15. Sept 1647. Der Jude Jakob Lebermann von Proßnitz bestätigt in Nikolsburg dass er vom Poysdorfer Richter und Rat 150 Reichstaler für den Herrn Johann Bußo richtig empfangen habe, die er als Kontributionsgeld übernommen hatte.

15. Sept 1647. Die 4 Märkte der Wilfersdorfer Herrschaft (Mistelbach, Ober Sulz, Wilfersdorf und Poysdorf) entschuldigten sich beim schwedischen Kriegskommissär, dass sie „wegen der vor augen stechenden großen gefahr vndt vnsicherheit“ keine Kontribution abführten, da die kaiserlichen Völker jeden Boten, die mit dem Gelde nach Olmütz gehen, leider Gottes aufhängen, Bußo möge mit ihnen Geduld haben, da sie das Mögliche tun wollen. Auf dem Briefumschlag ist vorgemerkt: „Mistelbach 100 Ducaten, Obersulz 50 Ducaten, Poystorff 100 Ducaten.“

10. Oktober 1647 Busso tadelt die „geliebten herrn vndt Freundt“ von Poysdorf, dass sie sich immer beschweren und die schuldigen Gelder nicht abführen, er zweifelt nicht, „dass die Herrn werden nunmehr genugsame Mittel an Handen haben, Ihre langst verseßne schuldigkeit Vermöge gethaner Zusage anhero einzubringen.“ Auch die Nachbarorte, die in Olmütz gewesen sind, wolle er „vor den Augen stehenden Vnglück treulich warnigen.“

9. März 1648. Richter und Rat von Poysdorf waren bemüht, auf jede mögliche Weise die Kontribution zusammenzuzbringen, allein die beiden „ahsignierten orthen Wilhemstorff vnd Häderstorff“ gaben nichts, die Leute von Poysdorf seien ganz und gar verarmt, sodass es ihnen nicht möglich wäre, die völlige Kontribution zu übermitteln, die Gemeinde wurde einmal ausgeplündert, trotzdem wollen sie mit höchster Mühe von dem Ihrigen „waß weniges“ zusammenbringen. Die herumstreifenden Parteien verhinderten jede Geldsendung, die Herrschaft hatte es ihnen ebenfalls „bey straff verbotten“, sodas sie es „nühmals Zu weeg richten khönnen.“ Sie baten um der höchsten Barmherzigkeit willen den Kommissär, ihnen „von der völlig angeschlagenen Contribution auß gnadte eine ersprießliche limitation vndt Nachlaß Zuerthaillen.“ Vorher waren 450 Reichstaler abgeführt, auf 300 – 400 Reichstaler könnten sie abrichten, damit sie künftig vor Gott und der ehrbaren Welt keine Schuld und Verantwortung haben. Durch den Boten könnte die Antwort betreffs der „limitation“ überschickt werden.

Nach einem Berichte waren in Olmütz frische Pferde angekommen, sodass man einen neuen Angriff des Gegners befürchtete. Der Fürtst Liechtenstein gab dem Markte etliche hundert Eimer Wein.

21. März 1648. Bußo hatte schon einige Male die Einwohner und Angesessenen des Marktes Poysdorf aufgefordert, die Kontribution anherr einzuliefern, doch sei das „contrarium“ geschehen, sie wären ungehorsam und die in ihren Händen befindliche „Salva quardien vndt schutz Briefe“ würden ihnen nichts helfen. „Dahern aber besagte Einwohner gehorsamblich sich Bezeigen vnd ohne einztigen ferneren verzug mit Ihrer Versessenen schuldigkeit schleingst anhero einstellen vndt gedachten schutz Briefes dermal eines fruchtbarlich genüßen, auch in Ihren Hausern vndt felldern sambt dero weib Kindt vndt Vieh anders sicher wohnen wollen, So haben dieselben Hohe Zeit, dass sie Ihre aigene Zeitliche wohlfath eilfertig consideriren vndt Beobachten.“ Bleiben sie ungehorsam, so stehe ihnen eine scharfe militärische Exekution bevor, die ihren totalen Ruin und den gänzlichen Untergang für sie bedeute, sie sollten sich künftighin nicht mit Unwissenheit entschuldigen. Diese treue Warnung notifiziere er zum letzten Male und mache sie ihnen zuwissen.

22. März 1648. Busso übermittelt den „Achtbaren vnd wolweißen Insonders gelibten Herrn vnd Freinden“ ein letztes Erinnerungspatent; welcher Ort dasselbe beobachten wird, den werde sicher das Glück treffen, die Ungehorsamen aber müssten ihren totalen Ruin gewiss und wahrhaftig „zu gewerthen haben“, deshalb „wollen die Herren Ihre benachbarten, welche bereits allhier geweßen vnd der Contribution halber tractiret, so auch die anderen Herrschaften vnd örther, welche zwar citiret, aber wie hernach specificiret noch nicht erschienen sein auß Christlicher Liebe vnd Treue nachbarschafft Zur schleinigen erscheinung vnd abführung Ihrer schuldigkeit Treu fleißig anermahnen vnd gesagte Ihre Nachbaren vor dießes große vnglickh vnd scharfe Execution Nunmehr in Zeiten warnigen.“ Kein ferneres Schreiben wird ihnen mehr zukommen, da dieses das letzte sein wird. Falls sich die Poysdorfer bis zum letzten März mit ihrer Schuldigkeit einstellen, so dürften sie vom 1. April an eine Erleichterung erwarten.

29. März 1648 Stets waren die Bewohner des Marktes bemüht, den Schweden rechtzeitig die Kontribution zu geben „es hat sich aber biß auf dießen gueten Herrn von Preßlau Herrn Hannßen Rachner kheine sichere gelegenheit Eraignet, dass Er vnßet Wegen von hiesigen orth Sechshundert Reichstaller von Mistelbach, Wilfferstorff, Obersulz vnd Hohenau aber auch wenig ist. Sechshundert Reichstaller oder villeicht mehreres wie mit nechsten die quittung od Wechßelbrief speciffizirten Erkleren wirdt, aldorthen in Olmüz E. G. abrichten vnd wir dagegen solches Ihme Zue wien ablegen sollen.“ Daher rufen sie um Gotteswillen und bitten wegen vorgezeigter Not und Unmöglichkeit, an dem übrigen einen Nachlaß zu tuen, demnächst schicken sie ohnedies einen Boten dahin mit dem Wechselbrief um die Quittung. Die beiden Orte Hadersdorf und Wilhelmsdorf geben ihnen nichts, dehalb sollte ihnen ein schriftlicher Befehl zukommen, „dass wir mit negsten mehr gelt aufbringen vnd Eher Übermachen khönen. Die vnß Erzeigete gnadt wollen wir auch gehorsamblich Zu beschuld vnß angelegen sein lassen.“

„Specification derer orth, welche citirt, aber noch nicht veraccordirt sein worden“ (ohne Datum): Wolkersdorf, Ulrichskirchen, Unterhollabrunn, Fellabrunn, Znaym, Retz, Wilfersdorf, Falkenstein, Poysbrunn, Staatz, Joslowitz, Asparn, Zistersdorf, Drösing, Hohen Ruppersdorf, Laa, Stronsdorf, Böhm. Krut, Stockerau, Ober Hollabrunn, Korneuburg.

6. April 1648. Zur notwendigen Defension wurden nach Laa 250 Pferde und 200 Mann zu Fuß einlogiert, damit die Schwedischen nicht hereinschlichen aus Mähren. Weil das Land diese Garnison erhalten musste, so erhielt der Markt Poysdorf den Auftrag, gegen Quittung 2 Mut Korn, 8 Zentner Fleisch und 20 Eimer Wein dem Kommissär Josef Christoph Scharer zu liefern, sonst würde sich die Ganison selbst die Menge „mit befahrener Exorbitanz“ abholen.

28. April 1648. Hans Rachner von Breslau hatte 1200 Reichstaler von Poysdorf, die von einem Diener quittiert wurden, zurecht empfangen, sie lagen bei dem Herrn Wasading (?). Die Quittung desselben sollten die Poysdorfer möglichst bald dem Busso übersenden.

29. April 1648 bescheinigte Busso den Empfang von 640 Reichstalern, die „durch Wexell anhero In die Cassa entrichtet vnd bezahlet wurden. Wie dann dieselben, wo der gantze rest obgesagter rancion vnd Contribution wird abgeführt sein, waß sie die gantze Zeiter vber bieß vff dato eingeliffert nicht allein Generaliter quitiret werden, sondern auch nach beschehung dessen, ohne dero monatlichen Contribution eine erleichterung vnnd nachlaß vnfeylbahr alßdann zugewarten haben sollen.“

18. Juni 1648. Die Bewohner Poysdorf waren „iederzeit befließen geweßen, die Ranzion vnd Contribution Abzuerichten, also haben wir auf dato nach möglichkheit ainige Müh vnd sorg nicht gesparet vnd Eben derowegen Zue Wien von Zweyen guten Herrn öber die achthundert Reichtstaller geg verschreibung vnßeren haab vnd gütter Entleihet vnd in schuldens Last Eingelaßen, dahero aufs höchste Zwölff hundert Reichstaller Zusamengebracht in Meinung dißes Ehrlichen Stukh geldt E. G. wie vorhero durch wexl bey herrn Johan Rachner von Preßlau od wie es E. gh. bey einer sicheren gelegenheit beliebig Zue öbermachen, Doch wiederumb vnd Jnstehntin (g) durch Gottes gnad barmherzikheit vnd d… Christi willen. E. g. bitten, weillen vnß weg offt vorgebrachter außgestandenen Ruin vnd noch steths wehrenten anderen auflagen, Zu denen vnß die Zwey assignierte hülfforth nichts raichen, die vollige Ranzion vnd Contribution welche von 1 Jully 647 biß nechst khumenten 1. Jully die 648 Reichst. so wir gewiß in wexl oder sonstn bey einer sichern gelegenheit abführen noch 1350 Reichst. verbleiben, völlig abzuerichten vnmöglich ist, die wolln vnß hiervon Taußent Reichs Taller g. nachsehen, die also noch Restirenten dreyhundert vnd funffzig Reichstaller wollen wir nicht weniger gewisslich mit wein sobalden ein gelegenheit, aldorth durch vnd andhero vmb Wein fahren möchten, gegen E. G. Quittung vnfehlbar guetmachen, die Kauffleith dan auf dießen fahl das gelt aldorth Zue laßn vnd wie gemelt geg Quittung abzuefordern hetten, dass wir auch dero Rehsolutio noch nicht haben, wirdt dißer Vnßer Inwohner vnd Pott geschiekht, bey welchen E. G. wir gehorsamblich bitten Lassen, unßer nunmher öffters anflehen vnd bitten Zu erhören vnd ietz gebettenermaßen die Limitation wie auch die Monatliche Contribution hinfürro auf Sechzig Reichstaller mit Übersendung dero accords brieff großg. Erfolgn Zulaßn.“

Das Geld wollten die Bürger in Wechsel übermitteln und forderten einen neuen Schutzbrief, doch würden sie die Gebühr für diesen später übermitteln, weil es nicht möglich wäre, Geld sicher nach Olmütz zu bringen. Sie versprachen, dass sie sich künftighin „gehorsamblich Einställen“ und befahlen alles dem lieben Gott.

Schon nach 12 Tagen schreib Busso den „beeden dörfern Wilhelmstorff vndt Hätterdorf“ einen scharfen Brief und deutete ihnen alles Ernstes an, „dass Sye ohne ainyge widerredt vnnd entschuldigung, denen Einwohnern Zu Poystorff der proportion nach zu hülff der Contribution, von der ersten Zeit an, dass ihrer vngesambt richtig abgeben vnnd Einbringen. Widriges selbte Einwohner ohne ainyge widerredt anderen vngehorsamben Zum Exempel nicht allein durch wegnehmung all deß Ihren verderbt, sondern auch durch wegbrennung Ihres Haußes vnnd Hoffes totaliter ruinirt vnnd also mit feur vnnd schwerdt verfolget werden solln hernach sich zurichten.“

30. Juni 1648. Busso hatte den Bericht „deß Hauß Kauffß halber“ erhalten von Poysdorf und Mistelbach und verlangte „nicht allein Besagte 1000 R. Ta., sondern den gantzen Völligen Rest Vugesaumbt in wenig vndt gantz Kurtzen Tagen anhero ein Zubringen vndt ab Zuführen. Allß dann an dehnen Monatl. gelldern sie sich eines nachlaßes Vom 1. Julio an gewiß Zu getrösten haben.“

Tun sie es aber nicht und blieben sie ungehorsam, so bedroht er sie mit der „wegenehmung all deß Ihren, durch webrenung Ihres Hauses vnd Hofes vndt Beraubung Leibes vndt Lebens“, wie es die hohe Generalität express befahl; stellen sie sich in einigen Tagen ein, so erhalten sie auch einen neuen Schutzbreif und können bei guter Sicherheit mit all ihren Leuten erhalten werden. In einem P.S. erwähnte Busso, dass die Nachbarorte „einen ansehnlichen Rest Zusamen gehaufft vnd Biß dato noch im ruckstande Verblieben seint.“ Er warnte sie im Vertrauen, dass sie, falls sie sich nicht bald einfinden, die vorher erwähnte Strafe zu erwarten haben; hoffentlich werden sie es nicht soweit kommen lassen vielmehr ihren Nutzen und Frommen bedenken.

5. Juli 1648. Der Marktrat hatte wegen der feindlichen Bedrohung und der Ermahnung endlich den Beschluss gefasst, es „in Gottes nahmen Zu wögen vnd bey nechsten fuhrwagen von hie auß einen gueten man mit fünffhundert Ducaten dahin nacher Ollmüz in die Contrib. vnd Ranzion weg hiriges gemeines Marckth abzuerichten Zueschickhn.“ Der gesamte Rat hatte sich dabei unterschrieben: Hans Knoll Marktrichter, Georg Prindler, Hans Dibiok, Tobias Deiner, Valentin Pacher, Hans Wilfing, Michel Hauner, Sigmund Steltzer, Zacharias Aman, Jakob Michel, Michel Hueber, Hans Reinhold, Georg Singer, Bernhard Hakehner, Linhard Binder, Hans Frank, Sebastian Hebert, Pangratz Pentz, Georg Richter (zwei Namen Pastera und Entzis sind schwer zu entziffern). Davon konnten nur zehn Ratsherren ihren Namen schreiben, da die anderen ihre „Pettschaften Zue VeKhundt vnd versicherung“ beifügten.

21. Juli 1648 benachrichtigte Bussu beide Orte Mistelbach und Poysdorf, „dass selbige nunmher ohne Lengern verzug, Biß auf den verflossenen Monath Junium die gäntze Ranzion: vndt Contribution Resta, Vnfehlbar anhero schleinig follensts abführen vndt dißfallß gäntzlicher richtigkeit Befördern wollen.“ Er versprach ihnen eine neue „erleidliche Contribution“ und ebenso eine neue frische „salva Quardier“, sodass sie wieder in guten Schutz genommen würden, nur möchten sie keine Zeit versäumen und die Sache schleunig bei Tag und Nacht befördern, damit sie mit Weib und Kind in ihren Häusern und Feldern ruhig und sicher wohnen können. Am gleichen Tage hatte nach einer Quittung Poysdorf in Olmütz eintausend R. Taler abgeführt und Mistelbach 200, zusammen also 1200 R. T.

23. Juli 1648. Wiederholt hatte Busso im Namen und auf Befehl der hohen schwedischen Generalität die Nachbarorte, Städte, Märkte und Dörfer aufgefordert, „dass sye sich vnfehlbar anhero nacher Ollmütz verfügen vnd einer Erleidlich Monathlichen Contribution halber mit mir vergleichen, weilln aber solches biß dato noch nicht Erfolget, viellweniger Jemands Erschienen, alß werden Im Nahmen höchst gedachter Khöngl. Schwed. hohen Generallitet dieselben hiemit noch aines vnd Zum Lezten mahl Erindert vnd alles Ernsts anermahnet vnd Befehlet, dß sye angesichts vnd nach Überleßung dißes Ihres mitls genuegsam gevollmechtigte Persohn Zue mjir anhero abordnen, mit welcher ich einer ordentlichen Contribution halber handle vnd Tractirn möge.“ Sonst würden sie von den anmarschierenden schwedischen Regimentern und Parteien weder Tag und Nacht nicht sicher leben, sondern totaliter ruiniert, als Feinde traktiert und vernichtet werden. Die Orte waren: Hohenau, Wolkersdorf, Ulrichskirchen, Unter Hollabrunn, Fellabrunn, Znaym, Retz, Wilfersdorf, Falkenstein, Poysbrunn, Staatz, Asparn, Ober Sulz, Zistersdorf, Drösing, Hohen Ruppersdorf, Laa, Stronsdorf, Böhm. Krut, Stockerau, Ober Hollabrunn, Korneuburg, Joslowitz und Lundenburg.

8. August 1648. Busso wünscht, dass der Markt Poydsdorf „dero gantze schuldige rest zu Ihrem selbst eigenen besten anstatten damit sie umb so vielmehr versichert bleyben mögen. Vunterdeßen aber, vnd weylen gleich dieße gute gelegenheit sich praesentirt, dass bringer dießes Herr Hans Rachner von Breßlau seinen wagl hinauß nach Wien vorzunehmen gewillt, Alß wolln dießelbe gedachten Herrn Hans Rachner, soviel sie immer möglich, nicht alles auß Ihrem orte, sondern auch von Mistelbach vnd andern vmbligenden, nachbarschafften aufftreyben vnd Zusamen bringen Können, entweder pro Wexel oder würklich Ihrn Regen außandtwortung seinero Quitung, welche ad intrim gültig vnd acceptirt sein sohl, Zu vberliffern vnd einzuandtworten, mitlerweyl aber dießen meinen briff solang anstad der quitung halten, maaßen nach erlangter nachricht vnd anhero wieder vbermachter gelder Ich Ihnen die rechte quitung vnd versicherung vnfeylbahr zuschiken will.“ Mit Gottes Schutz empfiehlt er sich und will Rachners Quittung statt „bahren gelldes“ annehmen, aber später in allem eine Hauptquittung ausstellen. Am 8. August übernahm Hans Rachner in Poysdorf 400 Reichstaler und bestätigte den Empfang dieser Summe mit der eigenen Handschrift. Mit ihm war noch ein gewisser Wildenberg, diese beiden ersuchte der Marktrat, dass sie beim Kriegskommissär ein gutes Wort einlegen und ihn um einen Nachlass ersuchen, da die Gemeinde ganz verarmt sei.

Rachner und Wildenberg kamen dieser Bitte nach, gaben dem Busso „einen bewegten bericht“, doch erreichten sie „nach vielen disputieren vnd bitten“, dass an der monatlichen Kontribution vom Juli 1647 bis ultimo dieses 20 Taler nachgelassen wurden – was 300 Reichstaler ausmachte, doch müssten sie laut Obligation binnen Monatsfrist 1200 Reichstaler abführen. Dann wollte ihnen der Kommissär vom Oktober an einen Nachlaß von der monatlichen Kontribution gewähren, doch von der Obligation könne er nicht um ein Jota abweichen (die Monatskontribution dürfte vielleicht 80 Taler betragen). Mit dem was sie erreichten, könnten die Poysdorfer zufrieden sein, Busso wollte seine Bücher nicht ändern, darum sollten die Bewohner rasch ein Stück Geld herein nach Olmütz schicken, damit sie die Quittung und die begehrte salva quardia erhielten „wiedrigenfall bliebe er bey seiner intention vnd volligen praetension“.

15. September 1648 teilte Busso dem Rate mit, dass Hans Rachner und Joachim Willenberg, Kaufleute von Breslau bei ihm „Intercedende ein Komen vndt mich erbeten, ich möchte denenselben an Ihrer versessenen Gelldt Contribution einen nachlaß wider fahren lassen, wellch Ihrem Petito ich auch dergestallt deferiert, dass die Herrn damit wohl Vergnügt Vndt Zufrieden werden sein Können, welches sie mit mehreren aus H. Rachners schreiben Zu ersehen haben werden. Erinnere derohalben die Herrn sambtlich in aller gütte vndt freundtlichkeit, sie wolln sollch Ihren versessenen Rest, der nach beschehenem nachlaß sich auff 1212 R. T. erstreckt von dato an jnnerhalten Vier Zehn Tagen Zum Lengsten, anhero Vngesaumbt ein Bringen vndt richtig machen; Oder aber in nicht erfollgung dessen sie nicht allein Bei der erste Suma der 1512 R. T. Verbleiben, sondern auch Zum überfluß mit anderen assionationibus belegt werden sollen“. Darum sollten sich die Poysdorfer „die Ehren veste Ehrsame vndt Wohlweise Insonders geliebte Herrn vnnd Freunde“ gehorsam zeigen und durch einen Expreß Boten ihre Resolution betreffs des vergleiches von 1212 R. T. dem Busso übermitteln.

In dem letzten schwedischen Verlass wegen der ausständigen Kontribution heißt es, dass die Orte Poysdorf, Mistelbach, Wilfersdorf, Hohenau und Ober Sulz ihren bevollmächtigten Herrn Wolfgang Hoffmayer mit Geld nach Olmütz schickten, wo er einen Bescheid erhielt, der bei der Herrschaft Wilfersdorf aufbewahrt wurde. Darin wird gesagt, „dass sye über den vor dießem beschehenem nachlaß derer 1076 Reichsth. biß Letzten Septembris in allem annoch Zweytausend Zweyhundert vndt 12 Reichsth. anhero Zubezahlen Restieren, ist Ihnen auß mitleiden vor dißmahl hievon wiederumb, damit sye sich mit abfüehrung Ihrer schuldigkeit dest richtiger vnd schleiniger iezo imer halten sollem, Vierhundert vnd Zwölff Reischth. nachgesehen worden, also das sye vor solche Rest, von däto an Jnnerhalben 14 Tag oder drey woch Zum allerlengsten, ohne einziges manquement, entschuldigung oder Einwenden, wie es auch Jmer Nahmen haben möge Achtzehenhundert Reichsth. nebenst der ordentlich Contritution welche Ihnen alß obgesagten 5 orthen Von 1. October an Monathlich auf Einhundert vnd Zwey vund Siebenzig Rehsth. gelaßen worden, in die Khönigl. Schwed. cassa alhero Einbringen vnd abfüehren: Hernach mit der Khünfftig Monathl. Contribution der 172 Reichsth. continuiren solln vnd wollen.“

Würden aber die Bewohner diesem Vergleich nicht nachkommen und sich mit der Geldsumme in 2 – 3 Wochen nicht in Olmütz einstellen, so bleibt die alte Kontributionssumme in Kraft und die Orte hätten mit „neuen assignationibus“ zu rechnen; deshalb müssten sie sich vor dem Unglück und dem höchsten Ruin wohl hüten. In einem P. S. werden die 172 Reichstaler aufgeteilt: Poysdorf 70, Mistelbach 50, Ober Sulz 20, Wilfersdorf 12 und Hohenau 20 Reichstaler.

Nach einer „Speciffication“ waren folgende Beträge vom 1. Juli 1647 bis letzten Oktober 1648 nach Olmütz gezahlt worden (an Ranzion und Kontribution für die schwedische Kasse): den 6. Juli 1647 durch Simon Englmann „auf Ollmüz geschickt 50 Ducaten“ = 150 fl,
den 12. August 1647 durch Schleiffer Michael und Tobias Mahler 100 Dukaten (als Ehrung für den Kommissär, den Schreiber und für Zehrung gingen 50 Dukaten auf, die 100 übernahm Busso in Mähr. Neustadt, gab aber keine Quittung und schrieb sie in das Kontributionsbuch, die Quittung sollte erfolgen, wenn volle Richtigkeit gemacht würde) = 300 fl,
den 15. September 1647 durch den Juden Lebermann vor Proßnitz auf ein Schreiben des Busso gegen Quittung 150 Reichst. = 225 fl,
den 29. April 1648 durch Hans Rachner, Kaufmann in Breslau ein Wechsel laut vorhandener Quittung 640 R. T. (von jedem Hunderter erhielt Rachner drei R. Taler) = 990 fl,
den 21. Juli 1648 durch Thoma Hyllmayer und Tobias Mahler von Mistelbach 500 Dukaten (Busso gab keine Quittung, nur der Schreiber Chrisian Sumers setzte seine Schrift darunter) = 1500 fl,
den 8. August wieder in Wechsel durch Hans Rachner auf ein Schreiben des Kommissärs Busso, 200 Dukaten = 600 fl,
den 30. September 1648 durch den Sekretär Hoffmayer 500 R. T. nach Olmütz geschickt (die Original-Quittung liegt bei der Wilfersdorfer Herrschaft, Mistelbach und andere Orte sind auch inbegriffen) = 750 fl,
den 11. November 1648 durch Kaufmann Georg Ungar von Jägerndorf in Wechsel 81 R. Taler (worüber eine Quittung kommen ist) = 121 fl 30 kr
Summe der abgereichten Kontribution und Ranzion 4.601 fl 30 kr.

Obgleich einzelne Posten nicht quittiert wurden, so hatte sie doch der Schreiber genau eingetragen in das Kontributinsbuch, was die Abgesandten mit ihren Augen sahen, auch hieß es in dem letzten schwedischen Erlaß vom 1. November 1648, dass „alles graittet worden.“

Obwohl am 24. Oktober Friede geschlossen war, hörte für unsere Heimat die Leidenszeit nicht auf, weil am 6. November 1648 von dem Markte Poysdorf 150 R. Taler gefordert wurden, welche die Kaufleute Georg Ungar und Hans Mahler in Wechsel übernehmen sollten. Vom 18. Dezember 1648 erliegt noch eine Quittung über 81 R. Taler im Poysdorfer Gemeinde-Archiv, diese Summe schickte man nach Olmütz in die schwedische Kriegskasse.

Im Dezember 1648 verwickelte sich die Gemeinde in einen langwierigen Prozeß mit einem Bürger Krimbling wegen Geldforderungen, die meisten Bewohner waren bettelarm, viele Bauern besaßen nicht einmal ein Roß und hatten kein Geld, sich ein solches einzustellen. Da machte der Marktrat Schulden und nahm das Geld, so immer er eines erhielt, über die Beträge entstanden Meinungsverschiedenheiten, man warf den Ratsbürgern Eigennutz vor, beschuldigte den Marktrichter Hans Knoll und den Georg Singer, dass sie sich größere Beträge von der schwedischen Kontribution angeeignet hätten, so dass zahlreiche „injurien“ in Wilfersdorf bei der Herrschaft verhandelt werden mussten. Die Armen, welche nur ein Dach über dem Kopf hatten, waren über solche Tatsachen der Ratsbürger nicht wenig erbittert, da ja die Not und das Elend den Höhepunkt erreicht hatten; von den fürstlichen Untertanen konnten 18 nicht die Steuer zahlen und die gesetzliche Robot leisten, ihre Häuser waren ganz ruiniert; die schuldige Landsteuer derselben betrug 33 fl 29 kr, doch versprachen 14 Untertanen, die Schuldigkeit nach einiger Zeit zu bezahlen.

Noch am 1. Mai 1649 bestätigte Wolfgangus Hoffmayr dem Markte Poysdorf, dass er von diesem fünfhundert Reichstaler empfangen und zur schwedischen Kontribution nach Olmüz abgeführt hatte, der Deputierte der Kriegskommission hieß Christian Josef Sommer. So reichte der Markt auch nach dem Friedensschluss noch eine Kontribution aus Furcht vor einer Plünderung, da ja die Schweden erst 1650 Olmütz verließen und man bei uns noch immer mit einem Einfall rechnen musste, obwohl genug kaiserliche Kriegsvölker bei uns im Quartier lagen.

Quellen:

Urkunden und Akten der Stadtgemeinde Poysdorf (heute vernichtet)

Herrschaftsakten „Wilfersdorf“ im Hausarchiv des regierenden Fürsten von Liechtenstein in Wien und

Dr. G. Trauztenberger „Chronik von Brünn“.

Veröffentlicht in: „Unsere Heimat“, 1962, S. 166 – 180

Aus der Zeit der Romantik

Unsere Heimat entbehrt die landschaftlichen Reize und Schönheiten, die so mächtig auf den Menschen einwirken; es ist ein fruchtbares, gesegnetes Gebiet, das Wein und Getreide in großer Menge liefert. Der Fremde, der mit der Postkutsche auf der Brünner Straße dahinfuhr, erblickte immer dasselbe Bild. Hügel, Felder, Weingärten, ab und zu Wälder, dazwischen größere und kleinere Orte, Meierhöfe und große Herrschaftsbesitzungen. Zur Zeit der napoleonischen Kriege setzte eine erhöhte Wanderlust ein; man wollte die Heimat mit eigenen Augen sehen und kennen lernen, wollte die Geschichte der Orte wissen. Sitten und Bräuche des Landvolkes studieren. Die einen gingen zu Fuß, andere fuhren mit der Post oder mit einem Fuhrmann. Ein reger Verkehr herrschte auf der Brünner Straße. Die wirtschaftlichen Beziehungen sowie die geistigen zwischen Mähren und Wien gaben unserer Straße ein recht buntes Bild. Viele junge Leute erschienen von Mähren und Schlesien, um hier im Donaulande Arbeit und Verdienst zu suchen. Nikolsburg, Feldsberg und Eisgrub waren damals Sehenswürdigkeiten, die weit über die Landesgrenzen bekannt waren. Viele zogen auf der Poststraße dahin, nur einige Männer jener Zeit seien angeführt:

Karl Friedrich Freiherr von Kübeck – ein Fachmann auf dem Gebiete des Geld- und Handelswesens im Vormärz – kam 1809 von Nikolsburg nach Poysdorf, wo er nach seinem „Tagebuch“ am 1. Juni eintraf. Im Schloß des Fürsten Dietrichstein hatte er die Verwundeten gesehen und konnte sich nicht genug wundern, daß einem Soldaten das Bein ohne Narkose abgenommen wurde, ja er rauchte in aller Gemütsruhe sein Pfeifchen, während die Feldärzte sein Bein absägten. Da am 1. Juni der Fronleichnamstag war, so ging er in Poysdorf mit dem Umgang. Am 2. Juni war er im Liechtensteinischen Schloß zu Wilfersdorf, wo er bis zum 5. Juni blieb. An diesem Tage reiste er nach Gaweinstal, wo er im Pfarrhof mit Friedrich von Schlegel zusammentraf.

Ignaz Franz Castelli (1781 – 1862) sagte von unserer Gegend, daß man es nicht bedauern müßte, wenn der Postwagen keine Fenster hätte.

Adalbert Josef Krickel unternahm 1827 eine Reise von Wien über Pyrawarth nach Eisgrub und Feldsberg. Er findet unsere Heimat schön und anziehend. Die grünen Wiesen, die vielen Weingärten, der helle Himmel, die reine Luft, der milde Sonnenschein und die Blütenpracht schwellten sein Gemüt zu frohen Empfindungen. Auf dem Wege nach Poysdorf traf er eine bekannte Schullehrersfrau von Ulrichskirchen, die ihre Verwandten in Poysdorf besuchte. Ihr schloß er sich an. Der Markt sieht – so teilt er uns mit – wie eine Stadt aus und ist die schönste Ortschaft von Wien bis nach Nikolsburg. Der Kirchturm hat eine Höhe von 40 Klaftern. Die Kirche ist 64 Schritte lang und übertrifft manche Vorstadtkirche von Wien. Die Bildsäulen der Apostelfürsten Petrus und Paulus verdienen besondere Erwähnung. Das Bild „Himmelfahrt Mariens“ auf dem Seitenaltar ist wohl das beste. Der Kirchturm verdient, daß ihn der Wanderer anschaut; doch die hölzernen Treppen und Leitern lassen die Gefahr des Halsbrechens befürchten. Die Übersicht ist eine reizende. Sechs Glocken zieren den Turm. Es war gerade Mittagszeit. Da standen 14 Knaben bereit zum Läuten.

Das Mittagessen nahm er bei dem Verwandten der Lehrersfrau, der 50 Jahre alt war,ein. Er hatte in Nikolsburg 1784/85 studiert. Lange Zeit verehrte er die Tochter eines Selchers, die aber nur von einem Baron träumte. Ihre Schwester war auch so ein Hochmutsteufel, so daß man beide „die Fleischselcherkomtessen“ nannte. Dann wollte ihn die Tochter eines Bäckers heiraten. Die verlangte aber eine schöne Equipage, schöne Kleider, prächtige Möbel und ein Abonnement im Theater, dazu noch einige Hausfreunde, die ihr Gesellschaft leisten. Da wurde er ein Weiberfeind. Seine Wirtschaftsfrau hatte ein Auge, die Kuhdirn besaß einen Höcker und die Wirtschafterin war schon alt. Er selbst sprach Deutsch, Böhmisch, Lateinisch, Französisch und Italienisch und verfügte über gute Bücher.

Sein Besitz war ziemlich groß: Felder, Wiesen, ein kleiner Weinberg, ein Obst- und Blumengarten und viele Haustiere. Er war ein verständnisvoller Mann, der nicht nur den Feldbau gut kannte, sondern auch mit der Wissenschaft befreundet war.

Als die Abendglocke erklang, saß er mit ihm vor der Kellertür. Es war ein warmer Frühlingsabend. Sie sprachen von den Sternen, die langsam auf dem Nachthimmel auftauchten.

Am 28. Mai 1827 erhob er sich morgens, trank einen Kaffee und verließ Poysdorf. Der gastfreundliche Bürger begleitete ihn eine Strecke des Weges und zeigte ihm den Frostschaden in den Weingärten.

Die Postfahrt von Poysdorf nach Nikolsburg ist die längste auf der Brünner Straße. Nikolsburg ist nicht schön zu nennen. Die Judenstadt ist unrein und ekelhaft. Sie zählt 321 Häuser und 610 Judenfamilien. Der Heilige Berg diente den Schweden als Beobachtungsplatz. Die Jüdinnen, die er hier traf, zeichneten sich durch ihre Schönheit aus. Von Feldsberg reiste er nach Reinthal, wo er im Gasthaus auf einem Strohlager schlief. Die Felder von „Bärenharz“ und Rabensburg waren überschwemmt; deswegen fuhr er über Herrnbaumgarten, Walterskirchen, Ketzelsdorf und Erdberg nach Wilfersdorf zurück. Hier fand er die schönsten Mädchen, selbst unter den Armen gibt es regelmäßige und geistvolle Gesichter.

Von Mistelbach erwähnt er die Sage von der Kröte, die den Bau der Kirche störte. Der Kirchenberg ist hier mit Kastanien bepflanzt, dazwischen gibt es Grotten, Kapellen, Bildsäulen und Kreuze.

In Ebendorf und „Payerstorf“ freute er sich an den schönen Bauernkindern. In Neubau war gerade Kirtag, da ging es recht lustig zu. Über Kreuzstetten Hautzendorf und Ulrichskirchen kam er wieder zu der Poststraße (nach seinen „Wanderungen“).

Schweikckhardt von Sickingen berichtet 1833 in seinem Werke „Darstellung des Erzherzogtums Oesterreich u. d. E.“ über Poysdorf ungefähr folgendes: Die Bauern und Hauer sind meist wohlhabend. Sie verdienen sich viel durch Vorspann auf der Brünner Straße. Die Frühjahrsfröste machen in den Weingärten oft einen großen Schaden. Die Leute bauen Weizen, Gerste, Korn und Hafer an und haben einen guten Wein, mit dem sie einen bedeutenden Handel treiben. Die Obstbaumpflege ist gut. Das Vieh wird im Stall gefüttert, den Weidebetrieb kennt man nicht mehr. Die Jagd liefert Rehe, Hasen und anderes Wild. Die Fischerei im Poybach ist unbedeutend. Das Klima ist gesund und mild, das Wasser ist gut. Obst- und Weingärten umgeben den Markt. Die massiven einstöckigen Häuser sind meist mit Ziegeln gedeckt, eine geringe Anzahl weist noch Stroh- und Schindeldächer auf. Der Markt hat zwei geräumige Straßen, die von Westen nach Osten ziehen, und 2 Plätze. Die breite steinerne Brücke ist mit 4 Statuen von Heiligen geschmückt. Die Dreifaltigkeitssäule ist erst vor kurzer Zeit erneuert worden. Im Orte gibt es einen Arzt, 2 Wundärzte, 1 Apotheke, 1 Posthaus, 5 große und 2 kleine Gasthäuser, ein Bräuhaus, eine Branntweinbrennerei, ein Bierhaus und 6 vermischte Warenhandlungen. Außerdem gibt es noch eine Salpetersiederei, 3 Mühlen und eine bürgerliche Schießstätte. Im Jahr werden 4 Märkte abgehalten und am Freitag der Wochenmarkt. Zwei Stiegen führen zur Kirche empor, die erst 1830 erneuert wurde. Der Turm ist der höchste und schönste im ganzen Viertel und zeigt eine Blechkuppel. Die 4 Seitenaltäre sind folgenden Heiligen geweiht: Maria, Anna, Sebastian und Franz. In der Gruft bemerkt man 2 Altäre und viele Knochen. Am Karfreitag und zu Allerseelen erscheinen hier viele Andächtige. Den Gottesdienst versehen ein Pfarrer und 2 Geistliche. Der Markt hat zwei Leichenhöfe. Der bei der Pfarrkirche hatte früher eine hohe Mauer mit Schießscharten. Die Fernsicht vom Kirchberg ist an schönen Tagen herrlich. Über Wein- und Obstgärten schweift der Blick bis zu den Karpathen, von der Erdbergerhöhe steigt die Poststraße nieder, im Osten liegt das freundliche Walterskirchen mit dem Schloß, das hohe Pappeln umgeben. Der Pfarrhof hat ein Ziegeldach, die Schule ist mit Holzschindel gedeckt. Beim Gottesacker stehen die Barbarakapelle und der Ölberg. Das Herrschaftshaus am Ostende des Marktes ist ein massiver Bau, in dem herrschaftliche Beamte den Ruhestand genießen.

Alfred Schmidl berichtet in seinem Buche „Wiens Umgebungen auf 20 Stunden im Umkreise“ (1838): Poysdorf hat 343 Häuser, 1500 Einwohner, 2 Gassen und 2 Plätze. Die Dreifaltigkeitssäule ist vor kurzem mit großem Aufwand renoviert worden. Hier gibt es ein Bräuhaus, eine Branntweinbrennerei, eine Schießstätte und eine Salpetersiederei. Die Kirche ist 64 Schritte lang, der Turm 240 Fuß hoch und enthält 7 Glocken in C-Akkord. Im Karner bemerkt man zwei Altäre. Dieser Bericht ist etwas dürftig im Vergleich zu den anderen. Von Laa, Mistelbach, Ernstbrunn und Nikolsburg erwähnt er viel mehr, berührt hier das Geschichtliche und die Sehenswürdigkeiten. In Erdberg entdeckt er ein schönes Bild vom hl. Judas Thaddäus. In Staatz besuchte er die Runkelrübenzuckerfabrik, die jährlich 20.000 Zentner Rüben verarbeitete. Er erwähnt auch den Fürstenweg, den der Fürst Johann von Liechtenstein anlegte, um eine bequeme Verbindung zwischen Feldsberg und der Poststraße herzustellen. In Falkenstein steigt er in die unterirdische Kirche hinab; 22 Stufen führen da hinunter. Den Pranger findet er hier in einem runden Gewölbe.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 11. 9. 1954, S. 4

Aus der Zeit des Faustrechtes

Nach den Hussitenkriegen erwachte überall in den Ländern das Volksbewußtsein; die Ideen der neuen Sekte, die ein Sieg der Häresie auf dem religiösen Gebiete waren, beeinflußten ganz Mitteleuropa und leiteten die neue Zeit ein, in der sich auch Bürger und Bauern sowie der Adel ihrer Macht bewußt wurden. Dieser wahrte gegenüber dem Landesfürsten sein Recht und suchte seinen politischen Einfluß zu erweitern. Er bestand auf dem alten Fehderecht, da er sich in Streitfragen immer selbst Hilfe und Ordnung verschaffte; daher glaubte er mit gutem Recht, auch gegen den Landesfürsten aufzutreten, wenn er gegen die Ordnung verstoße. Die Fehde wurde 8 Tage vorher dem Gegner angezeigt; dabei ging es in der Regel darum, den anderen wirtschaftlich zu schädigen, so daß die Untertanen und Dorfbewohner die Leidtragenden waren, da sie ausgeraubt und geplündert wurden. Der Urfehdebrief war der Schlußpunkt der ritterlichen Fehde. Längst hatte das Rittertum seine alte Bedeutung eingebüßt. Söldner, die aus den Nachbarländern kamen, führten gegen Bezahlung die Kriege; erhielten sie aber keinen Sold, so plünderten sie und fügten so dem Lande einen großen wirtschaftlichen Schaden zu.

Die Söldnerführer („Condottieri” genannt) spielten da eine große Rolle und nutzten ihre Stellung zum eigenen Vorteil aus — leider tat es der Adel bei uns auch. Vaterlandsliebe war damals ein unbekannter Begriff.

Die versprochenen kirchlichen Reformen, welche durch die Hussitenkriege notwendig waren, führte man bei uns 1435 in einem bescheidenen Umfang durch. Visitatoren, unter denen Thomas Ebendorfer und Peter von Laa hervorzuheben sind, schauten strenge darauf, daß die Geistlichen genau nach den Vorschriften lebten, daß das Allerheiligste stets in würdiger Form aufbewahrt wurde, ebenso die Reliquien und Meßkleider; Brautleute sollten dreimal von der Kanzel verkündet und die Sakramente unentgeltlich gereicht werden; ein kirchliches Begräbnis erhielt nur der, welcher im vergangenen Jahr die Sakramente empfangen hatte. In der Kirche sollte an der Wand eine Tafel mit dem Vaterunser, dem Ave Maria und dem Glaubensbekenntnis hängen; lärmende Unterhaltungen im Gotteshaus waren untersagt.

Der Geistliche unterstand der weltlichen Gerichtsbarkeit. Da ein starker Priestermangel herrschte, wurden Pfarren zusammengezogen, z. B. Laa und Rußbach. Die Wiener Universität mußte auf das halbe Einkommen der Pfarre Laa verzichten, auf das sie seit 1390 Anspruch hatte.

1438 sprach man zum ersten Mal bei uns von der drohenden Türkengefahr. Albrecht V. führte wichtige Reformen ein: Das herzogliche Hofgericht, ein verbessertes Münzwesen und die Einführung des römischen Rechtes, das aber vom Volke abgelehnt wurde; hier sehen wir den Beginn des Beamtenstaates, der zur Neuzeit überleitet. Als 1439 Johann von Lichtenberg Staatz und Seefeld belagerte, verwendete er dabei ausgezeichnete Kletterer, die leicht und mühelos die hohen Burgmauern erstiegen.

Kaspar von Jedenspeigen brandschatzte 1440 Zistersdorf, Loidesthal, Gösting und andere Orte, von denen er viele Bewohner gefangen nahm; die Vorstadt von Zistersdorf mit der Mooskirche ging in Flammen auf. Das Gut Erdberg besaß der Herr von Fronau. Gefürchtet war bei uns der Pole Pongracz von Hollitsch, der seine Raubzüge ins Weinland mit Vorliebe im Herbste unternahm, wenn der Bauer die Ernte und Lese daheim hatte; auch an Jahrmärkten tauchten seine Banden auf; von vielen Gemeinden forderte er eine Huldigung — das war ein Tribut an Geld und Naturalien. Nach dem Urteil des Ebendorfer war er „das Ferment jeder Schlechtigkeit”, weil er sich um Brief und Siegel nicht kümmerte und wiederholt sein Ehrenwort brach. Unter seinen Leuten gab es viele Taboriten = die radikalen Hussiten. Der Kaiser Friedrich schaute dem Treiben dieses Polen ruhig zu, der in unserem Gebiete Verstecke und Wehranlagen („Tabor” genannt) anlegte. Christoph von Liechtenstein (1418—1445), ein Freund des Kaisers und, Gegner des Pongracz, erlitt durch die Raubzüge einen großen Schaden, weil der Feind mit Vorliebe seine Besitzungen heimsuchte.

Bei der Zerstörung des Schlosses Jedenspeigen wurden Schußwaffen benützt; von hier führte der Feind viele Bauern in die Gefangenschaft (1441); die Liechtenstein erhielten die Feste Wilfersdorf und „Perkstall” . In der Burg Stronegg amtierte Martin von Fünfkirchen als Pfleger. 1442 versammelten sich die Stände in Krems zu einem Landtag; denn die Länderteilung der Habsburger erregte nur Eifersucht und Zwietracht in den einzelnen Ländern, so daß der Zusammenhang und die Einigkeit sich lockerten und eine Art „Kantönligeist” erwachte. Die Grenzfehden rissen leider nicht ab. Da griffen die Dorfbewohner zur Selbsthilfe, bewaffneten sich und vertrieben die Räuber und Plünderer. Nun versprach Pongracz Ruhe und Friede, suchte dafür die Orte jenseits der March heim und erstürmte sogar die Stadt Preßburg. Die Oesterreicher fielen in Mähren ein, wo sie Vöttau, Jamnitz und Kromau verwüsteten.

1444 machte der gefürchtete Söldnerführer Jörg von Stein die Laaer Ebene unsicher, brandschatzte die Gemeinden und führte die Beute heim. Als die Stronsdorfer die Mühle an der Thaya besuchten, verloren sie 2 Wagen mit Mehl und 4 Pferde, die der Feind zuerst nach Erdberg und dann weiter nach Mähren schaffte. Die Güter der Wallseer und Liechtenstein wurden besonders arg mitgenommen. In diesen Kämpfen dürfte die Burg Stronegg zerstört worden sein. Christoph von Liechtenstein suchte zu vermitteln, um das Unglück von den Gemeinden abzuwenden; doch griff Pongracz mit seinen Scharen immer wieder an; auch der Kaiser zeigte keinen festen Willen, um Ordnung, Ruhe und Frieden dem Lande zu verschaffen. Die Patzmannsdorfer klagten 1445, da ihnen Achaz von Vinkenhaimer das Vieh weggenommen und einige Bewohner als Gefangene mitgenommen hatte. Erst im folgenden Jahre erfolgte der Friedensschluß zwischen Oesterreich und Mähren, der unserem Gebiete die Ruhe brachte. Ein Zeichen des selbstbewußten und wohlhabenden Bürgertums, ist der schöne Rathausturm in Znaim, das durch den Weinhandel viel verdiente. |

Um Pongracz mit Erfolg zu bekämpfen, erschienen Ritter und Knechte des Kaisers 1447 zu einer Beratung in Zistersdorf. In Herrnbaumgarten wirkte 1450 als Pfleger in der Burg Zacharias Pirchenwater. Die traurigen sittlichen Verhältnisse und das geringe religiöse Leben in den Dörfern bewogen die Liechtenstein, den Prediger Capistrano nach Feldsberg zu berufen, wo er scharf die Laster und Sünden der Bewohner, das Fressen und Saufen, die Spielwut, das Fluchen, den Kleiderluxus und den Wucher tadelte und die Zuhörer zur Einkehr ermahnte; er meinte, daß die Oesterreicher nicht reden, wohl aber fluchen könnten. Im gleichen Jahre beunruhigte Ledwenko (Wenzel von Rachmanow) die Marchgemeinden, wo er sichere Taber anlegte und von da das Räuberhandwerk im großen Stil betrieb. Herzog Albrecht wollte ihn bekämpfen, nur forderte er vom Adel und der Stadt Wien Hilfe.

Die Stände traten am 14. Oktober 1451 in Mailberg zusammen (unter ihnen die Liechtenstein und Kuenringer), um über die ernste Lage unseres Landes zu beraten; auch in Wullersdorf und Sonnberg tagten sie, so daß es den Anschein hatte, als ob Oesterreich eine Adelsrepublik werden sollte. An der Spitze der Unzufriedenen stand Ulrich Eitzing, ein ehrgeiziger Mann aus Bayern, der im Waldviertel großen Besitz erwarb, 1437 Hubmeister war, 1439 in den Freiherrnstand erhoben wurde und als Gegner des Kaisers auftrat. Den Ständen fehlten Einigkeit und eine straffe Organisation; Eitzinger strebte danach, Gubernator nach dem Vorbild des Georg von Podjebrad in Böhmen zu werden. Kaiser Friedrich gab am 8. Jänner 1453 eine Hausordnung heraus, welche jede Länderteilung und jeden Streit in der Familie der Habsburger verbot; allen Mitgliedern des Kaiserhauses gebührte der Titel Erzherzog. Weil Friedrich den Juden wohlgesinnt war und sie überall duldete, nannten ihn die Wiener ,,rex Judaeorum”. Ledwenko plünderte von Angern aus nach dem Muster des Pongracz das Weinland und der Fronauer von Orth und von Groß-Schweinbarth, wo er sogar die Kirche zu einem Stützpunkt ausbaute. Die Kunde von dem Fall der Stadt Konstantinopel, welche die Türken am 29. Mai 1453 eroberten, rückte die Feindesgefahr aus Osten sehr nahe. Nach dem Jahre 1453 galt Seefeld, ein altes Brandenburger Lehen, nicht mehr als Reichsgebiet. 1455 bürgerte sich bei uns das Angelusläuten in den Kirchen ein.

Der Kaiser, der immer in Geldnot war und Schulden hatte, die er nicht zahlen konnte, griff zu dem Mittel der Münzverschlechterung; die Folge dieser wertlosen ,,Schinderlinge” (so nannte das Volk die Münzen), waren Teuerung, Wucher, Hungersnot und Seuchen; denn die Armen gaben zum Brotmehl geriebene Baumrinde und verkauften ihre Rinder oder brachten sie um.

Als Georg von Podjebrad, ein Gegner des Kaisers und seit 1452 Gubernator von Böhmen, nach Znaim am 20. Janner 1457 einen Landtag einberief, zu dem auch unsere Stände aus dem Grenzgebiet eingeladen wurden, verbot ihn der König Ladislaus. Dieser starb noch im gleichen Jahr (am 23. November); im Volke erzählte man, Georg hatte ihn vergiftet, um König von Böhmen zu werden. Gaubitsch stiftete 1457 ein Donnerstag-Amt gegen Unwetter und Hagelschaden.

Trotz der Hausordnung stritten der Kaiser Friedrich, die Herzoge Albrecht und Sigismund wegen der Erbfolge. Die Stände setzten 4 Landesverweser ein, unter denen sich der Eitzinger befand, der schon damals erklärte, daß er noch Herzog von Oesterreich werde; er hatte viele Anhänger, die Georg von Podjebrad schützten. Diesen hatte der Papst Pius II, weil er nach außen ein Katholik, im Herzen aber ein Hussit war; die Wiener sangen auf den ,,falschen Böhm” Spottlieder, nannten ihn Ketzer-Girsik, Attila und Dschingis Khan. Als Georg dem Papste einen Schmähbrief schickte, wurde er gebannt. Die Wallseer und Liechtenstein hielten zu dem Eitzinger sowie zu Georg; sie wünschten auch in Oesterreich ein Wahlkönigtum.

Am 2. Marz 1458 schickte Podjebrad dem Herzog Albrecht einen Fehdebrief und unterwarf sofort Mähren. Albrecht dagegen wandte sich zuvor gegen Ledwenko, der einen Täber bei Hof und einen bei Theben jenseits der March hatte, eroberte sie am 29. März, nahm 500 Feinde (,,Taberer” genannt) gefangen, ließ 300 hängen und in die Donau werfen; auch die Anhänger Eitzingers sperrte er ein und ließ sie verhungern. Fröste im April vernichteten die Weinlese; das trockene heiße Jahr brachte eine Mißernte, so daß die Bauern nicht einmal den Samen bekamen. Der Kaiser, der am 13. Mai seinen Einzug in Wien hielt, verließ am 29. Juni die Stadt, da er sich nicht sicher fühlte und er überall finstere Mienen sah. Schon am 2. Juli sandte Podjebrad einen Fehdebrief von Brünn aus an Albrecht, Sigismund und an die Wiener; dasselbe taten die Söhne

Eitzingers, Oswald und Stephan, sowie mehrere Adelige Oesterreichs. Beim Einmarsch der Tschechen, der Albrecht ganz unvorbereitet traf, schlossen sich noch viele Edelleute dem Gegner an.

Der Führer Pschenko von Teinitz eroberte den befestigten Stützpunkt Bernhardsthal, während die Brüder Eitzinger Falkenstein besetzten, so daß dem Feinde der Weg ins Landesinnere offen war. Das Gebiet um Zistersdorf verwüsteten und plünderten die Tschechen. Ledwenko, der sich in einem Tabor bei Angern festgesetzt hatte, nahm die Schnitter auf dem Felde gefangen, überfiel die Kaufleute und Reisenden auf den Strafen und raubte sie aus; selbst die Wiener traten in diesen Tagen für die Tschechen ein. Albrecht begann seinen Feldzug am 21. Juli, doch erst am 11. August konnte er wichtige Erfolge erringen. In einem erbitterten Kampfe gewann er Bernhardsthal; dabei wurden die umliegenden Orte eingeäschert. Um Bernhardsthal befanden sich weitläufige Wehranlagen, die den Ort fast uneinnehmbar machten. Der Ruckendorfer, der hier Besitz hatte, zerstörte sie aber, da er keine Truppen zur Besetzung hatte. Der Feind gebrauchte in diesem Kampf mit gutem Erfolg die Wagenburgen. Die Bewohner schoben nicht mit Unrecht den Krieg dem Bruderzwist der Habsburger und dem Eigennutz unserer Stände zu, die keine geeinte Haltung dem Feinde gegenüber einnahmen. Da sich die Ungarn ruhig verhielten, traf Podsjebrad Vorkehrungen zu einem neuen Angriff; auch Albrecht war nicht untätig, der zuerst Zistersdorf befreien wollte; er, der Kaiser und Heinrich von Liechtenstein vereinigten sich in diesem Abwehrkampf, dessen Schauplatz der Westen war. Die Tschechen nahmen nach einem dreimaligen Sturm den Markt Göllersdorf, der sich heldenmütig verteidigte. Albrecht, der einen Hinterhalt der Ungarn befürchtete, ging zurück, und die Tschechen folgten langsam nach. Die Eitzinger verwüsteten und brandschatzten die Umgebung von Göllersdorf, Podjebrad errichtete bei Korneuburg eine Wagenburg, die er schon nach 3 Tagen verließ und nach Laa marschierte; dabei plünderte der Feind alle Orte, raubte sie aus und zündete die Häuser an, so daß Ruinen übrig blieben. In Laa stand der Hauptmann, Siegmund Fritzeshofer; die Tschechen erhielten aber von Znaim Verstärkung (Truppen und Streitwagen); nun marschierten sie in 3 großen Heerhaufen in Oesterreich überraschend schnell ein, so daß Albrecht auf seinem Rückzug fast gefangengenommen worden wäre; wieder verwüsteten sie das Land, plünderten die Kirchen und erschlugen die Geistlichen, die nicht rechtzeitig geflohen waren. So groß war der Schrecken über die hereinbrechenden Feindesscharen, da niemand an eine Gegenwehr dachte. Falkenstein, die Festen Steinebrunn und Föllim nahm der Gegner, dem 24 Burgen der Heimat freiwillig die Tore öffneten; Enzersdorf im Tal besetzten sie, Weyerburg eroberten sie mit List, und erst bei Kreuzenstein bezog Podjebrad ein festes Lager, wo er 2 Tage blieb, Am 1. September stand der Feind vor Krems. Unterdessen brandschatzten Georg von Eckartsau und Gasmaret Fronauer das Weinviertel, dessen Bewohner den Kaiser und Albrecht um Hilfe ersuchten. Beide antworteten, daß mit den Tschechen verhandelt würde, doch sollten die Bauern sich auch zur Wehr setzen, um dem Gegner Schaden zuzufügen. Die Gaweinstaler schlugen auf der Kollnbrunner Höhe die Scharen Fronauers und töteten angeblich 300 Feinde, die in einem Massengrab beerdigt wurden (das „Schenkerkreuz” erinnert an diese Tat).

Zu der Zusammenkunft, die am 16. September bei Korneuburg stattfinden sollte, erschien Friedrich nicht. Nun plünderten die Tschechen die Umgebung von Ulrichskirchen, Wolkersdorf und Pillichsdorf — Ulrichskirchen konnten sie nicht nehmen. Bei Aspern a. d. Donau schlugen sie ein Lager auf; die beschädigten Wehranlagen richteten sie mit Hilfe der Bewohner rasch her, besetzten die wichtigsten Straßen, Wege und Flußübergänge. Dringend forderte das gepeinigte Volk Frieden.

Am 25. und 26. September kamen der Kaiser und Podjebrad zwischen den Donaubrücken zusammen und schlossen Frieden. Ulrich Eitzinger, den Albrecht eingesperrt hatte, wurde freigelassen und kehrte nach Schrattenthal heim. Der Kaiser zahlte den Tschechen 16.000 fl als Entschädigung. Am 4. Oktober verließ der Feind das Weinviertel und kehrte über Nikolsburg, Laa und Znaim zurück; natürlich plünderte und raubte er in gewohnter Weise; besonders hart wurden die Besitzungen der Liechtenstein mitgenommen. In Mistelbach und Feldsberg blieb kein Haus unbeschädigt; in den Dörfern nahmen sie Vieh und Pferde aus den Ställen, den Wein und Most aus den Kellern, und zum Schluß zündeten sie oft noch die Häuser an, trotz des Vertrages, in dem diese Ausschreitungen ausdrücklich verboten waren.

Daraufhin sagten Johann und Heinrich von Liechtenstein am 10. Oktober dem mährischen Adel die Fehde an; viele Edelleute aus dem Grenzland folgten dem Beispiel. Nun wurden die Gräueltaten der Tschechen mit gleicher Münze heimgezahlt, und viele Bewohner entschädigten sich im Nachbarland, von wo sie oft reich beladen heimkamen in unsere Dörfer. Es war die Zeit des Faustrechtes, in welcher der Satz galt: „Morden und Stehlen ist keine Schande, es tun`s die Besten im Lande.” Erst am 20. April 1459 wurden die Grenzfehden durch einen Friedensschluß beendet; an den Verhandlungen nahm u. a. der Laaer Pfarrer Vorschofer teil. Der Mai 1459 war sehr kalt; Seuchen zeigten sich in den Dörfern, die viele Bewohner wegrafften. Die Stadt Wien berechnete ihren Schaden mit 44.212 Pfund. Noch größer dürfte er im Weinland gewesen sein; in den Dörfern fehlten vor allem die Haustiere, besonders Pferde und Kühe. Am 27. Juli reiste der Kaiser nach Brünn, wo er den Podjebrad mit dem Königreich Böhmen belehnte, was unsere Stände verurteilten. Die zerstörten Wehranlagen mußten sofort hergerichtet werden, ebenso die Kirchen (z. B. in Poysdorf); Wall, Graben und Palisaden gaben ihnen einen größeren Schutz.

Der Täber in Groß-Schweinbarth behinderte den Handelsverkehr mit Wien sehr stark, da er eine Straßensperre war. Um den Hausbesitzern zu helfen, schrieb die Regierung eine Brandsteuer vor, zu der auch die Klöster einen Beitrag leisten mußten. Leider trugen zu dem allgemeinen Uebel, die schlechte Verwaltung des Landes, die Verschwendungssucht der Habsburger, die traurigen Geldverhältnisse und der Gegensatz zwischen Kaiser und Albrecht viel bei. Ledwenko erhielt am 3. März 1460 vom Kaiser 1.200 Pfund, damit er den Bewohnern Ruhe und Frieden gebe. Die Stände tagten in Stockerau, Wullersdorf und Zistersdorf. Friedrich fand in dem Söldnerführer Giskra von Brandeis Hilfe und Unterstützung. Es kam so weit, daß die Wiener den Kaiser in seiner Burg belagerten. Da kam ihm Podjebrad, der jetzt ,,als Anwalt der deutschen Nation” auftrat - und selbst Kaiser werden wollte, zu Hilfe. Am 2. Dezember 1462 rückte er auf der Straße Laa — Korneuburg in Oesterreich ein. Da verlangte der Papst den Kampf gegen diesen böhmischen Ketzer, sodaß man allgemein einen 2. Hussitenkrieg befürchtete, was aber alle ablehnten. Im Friedensschluß gewährte der Kaiser dem Podjebrad eine Kostenentschädigung. Der Wiener Bürgermeister Wolfgang Holzner, der ursprünglich ein Roß- und Ochsenhändler war, wurde im April 1463 bei lebendigem Leib gevierteilt und die Stücke an die Stadttore angenagelt. Der Urheber dieses strengen Urteiles, der Herzog Albrecht, starb kurze Zeit nachher (angeblich wurde er vergiftet). 1464 wurde die Fehde mit Gamareth Fronauer beendet, der das Ungeld von Dürnkrut bekam; sein Bruder Gerhard war im Kampf gegen Ledwenko gefallen, und Konrad von Fronau erwarb Alt-Höflein als landesfürstliches Lehen.

Eine Landplage in unserer Heimat waren die abgedankten Söldner, die als Räuber und Wegelagerer der Schrecken der Dorfbewohner waren. Kein Haus, kein Stall, kein Weinkeller waren sicher, selbst in die Kirchen brachen sie ein und schändeten Mädchen und Frauen. Da war es kein Wunder, wenn die Bauern Einzelgänger dieser Räuber einfach erschlugen, wie es sie Lassner schon 1463 mit dem Hynko von Tainfeld taten. Wer Haus, Hof und Familie verloren hatte, schloß sich diesen Söldnern an; eine Landflucht setzte ein, niemand wollte arbeiten, die Bauern drohten mit der Abwanderung und viele taten es, so daß ganze Gemeinden langsam verödeten. Die Liechtenstein gaben den Gemeinden einen Anteil am Walde (Ketzelsdort, Hadersdorf und Poysdorf). Die Stände forderten auf dem Landtag in Zistersdorf energisch Ruhe und Ordnung für das schwer geprüfte Land. Nun wurden die Söldner vertrieben, viele retteten sich nach Ungarn, wo ein Teil von ihnen in Tymau hingerichtet wurde. Wieder tauchte bei uns der Gedanke auf, eine Landwehr zu errichten, denn Jörg von Stein drohte mit Fehde, und Stephan Eitzinger nahm eine feindliche Haltung gegen den Kaiser ein (1466). Im Februar fiel Viktorin, der Sohn Podjebrads, in Oesterreich ein, gelangte bis Stockerau, mußte aber rasch heimkehren.

Der Papst rief die Fürsten zu einem Kreuzzug gegen den Podjebrad auf. Der Kaiser aber, der lieber eine Wallfahrt nach Rom machte und sich um die Regierung nicht kümmerte, überließ den Kampf den Ungarn, die im Weinland einmarschierten und sich zwischen Laa und Znaim am 17. April 1468 vereinigten. Vor der feindlichen Uebermacht gingen sie über die Thaya und bezogen westlich von Laa ein befestigtes Lager. Podjebrad und Corvinus sprachen öfter über den Fluß miteinander, doch kam es zu keinem Frieden. Als sich die Tschechen wegen Mangel an Lebensmitteln zurückzogen, folgten die Verbündeten, erstürmten Trebitsch und brannten es nieder. Die Kreuzfahrer schlugen den Kindern die Köpfe ab, um mit diesen Ball zu spielen; dafür zwangen die Tschechen die Verbündeten, ihre angenähten Kreuzzeichen abzureißen und zu verzehren. Die schlechte Regierung des Kaisers veranlaßte die Adeligen, einen Bund unter Führung der Liechtenstein gegen Friedrich zu schließen und sich dem Schutz der Ungarn anzuvertrauen. Damals erlangte das ungarische Geld, besonders der Goldgulden, im Handelsverkehr und beim Volk größere Bedeutung; dagegen verlor der Wiener Pfennig seinen Wert. Der Kaiser mußte den Adelsbund 1474 anerkennen und willigte sogar ein, da ihn der Ungarkönig unter seinen Schutz nahm. 1477 wurde wohl Frieden in den Grenzfehden geschlossen, doch kam es wieder zu Reibereien im Grenzlande, zum Nachteil der Bewohner. Thomas Ebendorfer hatte schon früher seine Besorgnis über diese unglückliche Zeit in die Worte zusammengefaßt: ,,Was ich über dich, o Vaterland, sagen soll? Ich weiß es nicht. Vielleicht eilst du, wie ich fürchte, nur zu schnell dem Untergang entgegen.”

1886 fand man in Palterndorf 1.400 Silbermünzen und 1887 in Gaubitsch 3.600, die aus der Zeit um 1460 stammen und damals vergraben wurden (nach dem ,,Untermanhartsberger Kreisblatt” 1886 und 1887).

Quellen:

Otto Brunner ,,Beitrage zur Geschichte des Fehdewesens” im ,,Jahrbuch des Vereines für Landeskunde” 1929.

Schalk: ,,Aus der Zeit des österr. Faustrechtes”.

Dr. J. Kraft ,,Von der verschwundenen Burg in Stronegg im ,,Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von N.-Oesterr.” 1925.

Dr. Zeissberg ,,Der österr. Erbfolgestreit nach dem Tode des Königs Ladislaus” — Archiv für österr. Geschichte” 58.

Dr. Max Vancsa ,,Geschichte von N.- und Ob-Oesterreich”’.

G. Wolny ,,Die Markgrafschaft Mähren”.

Dr. K. Hübner ,,Beitrage zu den Passauer Diözesansynoden” im ,,Jahrbuch des Vereines für Landeskunde” 1913.

Adolf Bachmann ,,Ein Jahr böhmischer Geschichte” im ,,Archiv für österr. Geschichte” Bd. 54.

Ernst Birk ,,Urkunden-Auszüge zur Geschichte Friedrichs III.” im ,,Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen”.

Veröffentlicht in:

„Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1964, S. 193 – 196

Mistelbacher Bote, Jg. 43, Nr. 52, 27. 12. 1929, S. 7

Aus der Zeit des Faustrechts

Das 15. Jahrhundert war erfüllt mit Kriegen, Fehden und räuberischen Einfällen, die unserer Heimat einen großen Schaden brachten. Es war eine Zeit der Auflösung, eine Zeit, in der kein Recht und Gesetz galt, in der nur die Macht und die Gewalt entschied. Päpste und Bischöfe bekämpften sich, Väter und Söhne, Kaiser und Edelleute gerieten in schwere Kämpfe, die nach damaliger Sitte in unmenschlicher Rohheit geführt wurden. Die Dörfer wurden geplündert und ausgeraubt, dem Bauer nahm man Hab und Gut und schonte weder sein Leben noch das seiner Familie. Das Vieh trieb man ihm weg, das Getreide für die Aussaat mußte er hergeben und der Feind hinderte die Bevölkerung an den Feldarbeiten. Der Landesfürst forderte die Steuern, aber auch der Feind hob sie ein für seine Zwecke. Diese Brandschatzungen heißt man „Huldigungen“. Die Hussitenkriege machten unser Viertel zu einer Wüste; der Feind hatte es auf unsere Orte abgesehen, da die Herren von Liechtenstein, die hier reich begütert waren, auf der Seite des Kaisers standen.

Die Ländereinteilung und die Erbstreitigkeiten der Habsburger vergrößerten noch das Unheil, weil die Kämpfenden fremde Hilfe und Unterstützung anriefen. So erschien in dem Erbstreit zwischen Ernst von Steiermark und Leopold (1410) der mährische Raubritter Sokol (auch Scheckel genannt) in unserem Viertel und drang über Greifenstein bis Lilienfeld vor. Mit reicher Beute kehrte er nach Mähren zurück. Die Besitzungen der Walseer (Poysdorf, Asparn, Stronegg, Reinthal, Wulzeshofen) und die Stadt Laa wurden arg mitgenommen.

Nicht minder verwegene Raubritter waren Jörg von Stein und Heinrich von Kunstatt, der Dürrteufel genannt, der von Znaym aus unser Land bedrohte.

Am Ärgsten war es aber unter der Regierung Friedrichs III. (1439 – 1493), eines schwachen Fürsten, der zähe am Althergebrachten festhielt, jede Reform ablehnte, bedacht war, seine Hausmacht zu vergrößern, und große Stücke auf Aeußerlichkeiten hielt. Von ihm stammen die bekannten fünf Buchstaben „A.E.I.O.U.“, die vom Volke so verschieden ausgelegt wurden. Er war ein Freund der Tschechen und Juden, ein hinterlistiger, grausamer Fürst, geldgierig und undankbar gegen seine Umgebung. Das Volk und der Adel waren über seine Saumseligkeit erbittert, wie dies ein Maueranschlag beweist, der 1478 in Graz durch einen Minoriten verfaßt wurde. Da heißt es: „Steh auf von Deinem Schlafe! Du hast nicht ein Buch, sondern ein Schwert bei Deiner Krönung in die Hand bekommen, um Deine Leute und die Kirche zu schützen. Hüte Dich, daß du nicht wegen Säumnissen die kaiserliche Würde verlierst! Eil, lauf und säume nicht länger! Heb auf die Qualen der unschuldigen Kinder, die von den Türken vor den Augen der Väter und Mütter auf Zaunstecken gespießt werden! Laß dir Dein Gut nicht lieber sein, als das Blut der Christen! - - Greif an die Schätze Deiner Vorfahren, wer weiß, wie sie erworben worden sind! Laß die Gerechtigkeit nicht von Dir kaufen! Du nimmst Kirchengüter weg, entlehnst von den Bürgern Geld auf Nimmerwiedersehen. - - - .“ Das war die Sprache des Aufruhrs, der in jenen Tagen überall aufloderte, der alle Familienbande zerriß, der alle Gesetze der Vernunft und der Gottesfurcht mit Füßen trat. Der Adel erhob sich gegen den Kaiser, die Bürger in den Städten kämpften um die Verwaltung in den Gemeinden und um Steuerermäßigungen. Die Edelleute und Ritter raubten und machten durch ihre Ueberfälle die Straßen unsicher. Mährische Räuber erschienen wieder in unserer Gegend, so der Pole Pangracz von Holitsch, ein „Räuberkönig“, der durch sieben Jahre unserem Lande keine Ruhe gab. Ein anderer war Johann von Böttau; Ledwenko von Remevov war ein Tscheche und saß 1458 in dem Schloß zu Bernhardsthal, wo ihn der Kaiser vergeblich belagert. Der vierte Raubritter hieß Gamaret Fronauer, der aus einem edlen Geschlechte stammte. Er machte die Kirche von GroßSchweinbarth zu einer Festung und plünderte von da aus die ganze Umgebung; verschonte auch nicht die Kirchen von Gaweinsthal und Hohenruppersdorf. Später versöhnte er sich mit dem Kaiser und wurde sein Freund und Ratgeber. Der Landesfürst besaß bei uns mehrere Burgen: in Falkenstein, in Großkrut, Laa, Stronegg, Bernhardsthal und Ernstbrunn, die er durch Pfleger verwalten ließ. Die Burg in Stronegg dürfte 1444 zerstört worden sein, als mährische Krieger einen Einfall nach Niederösterreich unternahmen. Das Schloß in Bernhardsthal wird noch 1454 erwähnt.

Der Kaiser war zu schwach gegen diese Räuberbanden, die im Marchfeld eigene Staaten und feste Plätze, Täbers-Tabor genannt, errichteten; er erkaufte um 4000 Goldgulden von ihnen den Frieden.

1458 kam Georg von Podiebrad, der den Streit zwischen Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht dazu benützte, um als „Schiedsrichter“ in Oesterreich aufzutreten. Feldsberg, Mistelbach und viele andere Orte gingen in Flammen auf. Johann V. und Heinrich VII. von Liechtenstein sammelten rasch Truppen und Söldner und jagten dem Feind einen Teil seiner Beute ab – es waren 200 Wagen, die der Gegner bei Dürnholz zurückließ.

1477 erschien der Ungarkönig Matthias Corvinius; 4 Jahre blieben seine Scharen bei uns, bis sie 1481 durch den Frieden von Korneuburg gezwungen wurden, unser Land zu verlassen. Doch schon 1486 kamen sie wieder, eroberten Zistersdorf, Feldsberg, Laa und Mistelbach. Die Ungarn waren die Herren in unserem Lande und Matthias verlieh dem Christoph von Liechtenstein die Würde eines Landmarschalls. Die Bauern waren der Willkür der Ungarn ausgeliefert. Als einige den Pfleger von Wolkersdorf um Aufnahme und Schutz ersuchen, jagte er sie unbarmherzig fort. Asparn a. d. Zaya und Karnabrunn wurden vollständig zerstört. Nicht viel besser schaute es in den anderen Orten aus, von denen wir keine Nachricht besitzen.

„Rauben und Stehlen ist keine Schande, es tun’s die Besten im Lande“, hieß damals ein bekannter Spruch. Die Menschen waren verroht, Handel und Verkehr stockte auf der mährischen Straße, minderwertiges Geld, „Schinderlinge“, kamen in Umlauf, die Kaufleute mieden unser Land, das immer tiefer in Not und Elend geriet. Die Bauern verließen ihre zerstörten Ortschaften, die langsam verödeten, und folgten den Räuberhorden. Edelleute verarmten oder beschlossen ihr Leben am Galgen, Emporkömmlinge aus den untersten Klassen brachten es zu Reichtum und Ansehen, sie erlangten die höchsten Aemter und Würden. Der Grundherr zahlte von seinem Besitz eine geringere Steuer als der Bauer. Mißernten und Seuchen machten das Elend noch größer. 1457 war die Ernte vollständig vernichtet, so daß eine Hungersnot die Ortschaften entvölkerte. Benötigte der Bauer Geld, so bekam er es von den Juden zu sehr hohen Wucherzinsen. Es darf uns nicht wundern, wenn dann das Volk zur Selbsthilfe schritt und die Juden verjagte, die auch im Verdachte standen, daß sie die Brunnen vergiften und die Pest verbreiten. In den Jahren 1439 und 1480 wütete diese Seuche in unserem Lande und verödete weite Gebiete. Machtlos war der Mensch gegen diese Heimsuchungen und der Glaube im Herzen unseres Volkes wankte. Jedes Rechtsgefühl, jede Sittlichkeit und die Ehrlichkeit waren geschwunden. Kommunistische Sekten bildeten sich im Lande. 1484 hieß es, daß die Welt untergehe. Viele verkauften Hab und Gut, taten Buße und verschenkten ihren Besitz unter den Armen, andere lebten in Saus und Braus, viele flohen in die Berge. Die drohende Türkengefahr bestärkte die Menschen in dem Glauben an den Weltuntergang, da man allgemein im Türken den Antichrist erblickte. Kein Wunder, wenn einzelne Männer recht düster in die Zukunft blickten und fast verzweifelten, wie z. B. der bekannte Prediger Thomas Ebendorfer aus Haselbach (1392 – 1464), der da sagt: „Was ich über dich, o Vaterlangd, sagen soll? Ich weiß es nicht. Vielleicht eilst du, wie ich fürchte, nur zu schnell dem Untergange entgegen.“

Quellen:
Schalk: „Aus der Zeit des österreichischen Faustrechtes.“
Hans Pirchegger: „Die innerösterreichischen Bauernkriege“

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, Jg 43, Nr. 36, 27. 12. 1929, S. 5

Aus der Zeit Przemysl Ottokars

Als der letzte Babenberger Friedrich der Streitbare 1246 starb, begann für unser Land eine traurige Zeit; denn schutzlos war unser Gebiet den Ungarn ausgeliefert, die schon 1248 die March überschritten, das Land plünderten, die Dörfer sowie die reifen Getreidefelder niederbrannten, die Holzburgen und Kirchen zerstörten und viele Bewohner in die Sklaverei schleppten. Es gab Reiter, die ihren Sattel mit einem Menschenkopf zierten oder einen solchen auf den Helm steckten. Da nahm sich der böhmische König Wenzel unseres Landes an und trieb die Ungarn zurück.

Gesandte ersuchten den König um die Erlaubnis, daß der mährische Markgraf Ottokar die Herrschaft über Österreich übernehmen dürfe; unter den Gesandten befanden sich die Maissauer von Staatz, der Kuenringer von Zistersdorf, der Abt vom Schottenkloster und der Klosterneuburger Propst sowie Heinrich von Liechtenstein — also Grundherren, die hier bei uns Besitz hatten. Der Liechtenstein erhielt 1249 von Ottokar, der ihm sehr gewogen war, die Herrschaft Nikolsburg. In Korneuburg huldigten am 21. November 1251 die Adeligen dem neuen Herrscher, der dann als „goldener König“ in Wien einen glänzenden Einzug hielt. Leider war man in Österreich mit Ottokar bald unzufrieden; denn die Edelleute waren bei uns große Herren, die Recht und Gesetz wenig beachteten und überall ihren eigenen Vorteil suchten. Zu seinen Ratgebern wählte der König Heinrich von Liechtenstein, Otto von Maissau und den Olmützer Bischof Bruno von Schaumburg (f 1281), den großen Organisator der deutschen Ostbewegung in den Sudetenländern. Ottokar selbst war durch seine Mutter mit dem Geschlecht der Hohenstaufen verwandt; ihn beseelte das Streben nach Macht, Ehre und Ruhm. Er war ein Organisator, der den deutschen Arbeitsgeist zu würdigen wußte, aber kein Feldherr; ihm schwebte eine Großmacht vor Augen, die von der Ostsee bis zur Adria reichen sollte. Der Kölner Bischof stand auf seiner Seite, ebenso die Geistlichen in Österreich. Die Heirat mit der Schwester Friedrichs des Streitbaren betrachtete er als ein politisches Geschäft, daneben hatte er noch eine zweite Frau, wie es damals in den Adelskreisen Sitte war. Ottokars natürliche Tochter war mit Heinrich von Kuenring verheiratet. Weil der ungarische König Bela IV. Anspruch auf Österreich erhob — Friedrichs Nichte Gertrude hatte ihm die Vertretung ihrer Erbschaft übertragen —, so marschierten die Ungarn über die March und standen 1252 vor Korneuburg; der Papst vermittelte den Frieden und Bela begnügte sich mit Steiermark. Auf seinem Kreuzzug gegen die Preußen gründete Ottokar die Stadt Königsberg; da begleiteten ihn der Bischof Bruno und Albero von Kuenring (1255). Vier Jahre später visitierte der Bischof Otto von Bonsdorf die Kirchen unserer Heimat, die nach dem Ungarneinfall von 1248 aufgebaut worden waren.

Ottokar wollte die mährische Grenze bis zum Buschberg und bis zur Zaya vorschieben; Laa und Znaim befestigte er, weil er diese Städte als Stützpunkt im Kriege gegen Bela notwendig brauchte. Drei wichtige Straßen erleichterten seinen Aufmarsch gegen die Ungarn: eine von Znaim über Erdberg nach Korneuburg, eine von Laa über Mistelbach — Harter Tanz ins Marchfeld und die dritte von Nikolsburg über Walterskirchen und Zistersdorf ins Marchfeld. Sein Heer marschierte in 3 Gruppen: Vorhut, Hauptmacht und Nachhut; jede mußte sich in der Flanke durch eine Seitenhut decken. Am 24. Juni 1260 stand Ottokar in Laa und sein Ratgeber Bruno mit seiner starken Abteilung bei Pohrlitz, um einen feindlichen Einfall über Lundenburg abzuwehren. Ungarische Bogenschützen eilten dem Heere voraus und sollten den Angreifer in Verwirrung bringen. Im Raume Ameis — Staatz — Neudorf stießen sie auf die böhmische Vorhut, die sie in einen Hinterhalt lockten und aufrieben (26. Juni); dabei fielen die beiden Grafen Otto von Hardegg und Konrad von Plain, deren Tod der König aufrichtig betrauerte. Die mongolischen Bogenschützen waren gefürchtet und von den Ungarn bei Flußübergängen an der Grenze angesiedelt; der Name Groß-Schützen an der March erinnert an sie. Eine andere Abteilung plünderte die Umgebung von Falkenstein und raubte die Bewohner aus.

Am 12. Juli 1260 kam es. bei Groissenbrunn zur Schlacht, in der Bela besiegt wurde; nun trat er die Steiermark an Ottokar ab. Zur Sicherung des Marchfeldes gegen feindliche Überfälle gründete der König Marchegg.

Er liebte den Glanz und die Pracht, teilte an seine Leute mit vollen Händen Gaben und Geschenke aus, ließ große Mengen Lebensmittel (1000 Mut Weizen à 30 Metzen, unzählbares Geflügel und Wein) nach Wien bringen, veranstaltete glänzende Turniere und Feste; nach der Erwerbung von Steiermark blühte der Handelsverkehr mit dem Süden wieder auf. Mit großer Strenge trat er gegen die Raubritter auf, bekämpfte das Faustrecht und die widerspenstigen Adeligen und sorgte für Ruhe, Recht und Ordnung; denn es gab viele zerstörte Mühlen und verödete Weingärten sowie brachliegende Felder.

Der Bauer zu dieser Zeit war stolz und hochmütig, liebte prächtige Kleider aus Samt und Seide, welsches Tuch und gestickte Hauben. Von dem Protzentum des Landvolkes bei uns sagt der Dichter Neidhart von Rauenthal: „Von der Donau bis zum Rhein — von der Elbe bis zum Po — sind mir Land und Leute kund — aber soviel Bauernhochmut findet sich dort nicht.“ Das irdische Leben genossen die Dorfbewohner in vollen Zügen; dabei herrschte eine Roheit und Unsittlichkeit, gegen die jede Obrigkeit vergebens ankämpfte. Der „Venusberg“ in Laa und der „Tanzberg“ (nach 1620 hl. Berg genannt) in Nikolsburg deuten auf bacchanalische Feste, die das Volk feierte. Die Geistlichen huldigten einem übertriebenen Kleiderluxus, kümmerten sich oft wenig um die Seelsorge, strebten nach reichen Pfründen und vereinigten oft mehrere in einer Hand. Ottokar erkannte diese Mißstände und suchte sie zu beheben; er war ein Freund der Minoriten, die durch ihre volkstümlichen Predigten großen Einfluß auf die breite Masse ausübten. In Znaim, Laa und Feldsberg gründeten sie eine Niederlassung.

Ottokar setzte in unserem Lande vier Landrichter ein, gab eine Landordnung heraus, ließ alle Wehrbauten, die in den letzten 20 Jahren errichtet worden waren, niederreißen und verbot den Bau neuer Burgen. Die Kaufleute mußten sich zimentierter Maße und Gewichte bedienen. Wichtige Märkte waren in Znaim, Nikolsburg, Laa und Zistersdorf. Handwerk und Gewerbe faßten in den größeren Gemeinden festen Fuß und vereinigten sich in Zünften (Tullner Fleischhauerzunft schon seit 1237). Ottokar erkannte richtig die aufbauenden Kräfte des Volkes, in dem er den Träger des Staatsgedankens sah. Die Znaimer bauten schon 1260 ihr Rathaus — ein Sinnbild des aufstrebenden Bürgertums; die Anlage der ersten Urbare waren ein Beweis für die sichere Fundierung der Obrigkeit und des Staates. Dadurch verscherzte sich aber der König die Gunst des Adels und der Klöster. Als er dann noch die Zahlung des sogenannten Lyoner Zehentes an den Papst in seinem Reiche verbot, hatte er einen neuen Gegner. Dazu stieß viele Ottokars Stolz und Herrschsucht ab. 1265 ließ er den Otto von Maissau einsperren und des Hungertodes sterben. Im Jänner 1267 weilte der König in der Stadt Laa. Die Ungarn, welche die schwere Niederlage von 1260 nicht vergessen konnten, fielen 1270, 1271 und 1272 in unser Gebiet ein und plünderten die Ortschaften bis in die Umgebung von Staatz. Ottokar berief nach Mailberg 1271 einen Landtag ein, um über die Mittel und Wege zu beraten, wie die Einfälle der Ungarn zu verhindern wären. Diese vermieden jede größere Schlacht und zogen sich rasch vor einem Ritterheer über die March zurück. Die Bewohner verständigten sich beim Einfall des Feindes durch Lichtsignale (Alt- und Neu-Lichtenwarth — heute St. Ulrich genannt — waren wichtige Stationen), versteckten sich in den Burgen, Turmhöhen oder in Erdställen und nur selten wagten sie einen Widerstand.

Als Rudolf von Habsburg zum deutschen König gewählt wurde, verlangte er von Ottokar, daß er die Österreichischen Länder herausgebe und Böhmen sowie Mähren zu Lehen nehme. Ottokar schwankte und schob die Entscheidung hinaus, obwohl er bald bemerkte, daß die Adeligen und Klöster sowie die Bewohner des Landes auf der Seite Rudolfs standen, den man spottweise den „Breikönig“ hieß. 1276 wollte der Habsburger das Land nördlich der Donau dem Ottokar verpfänden; eine Doppelheirat zwischen den Söhnen und Töchtern der beiden Könige war in Aussicht genommen. 1277 plünderten die Österreicher Südmähren; wohl wurde Frieden geschlossen und die Grenzen so festgesetzt, wie sie unter dem Herzog Leopold VI. bestanden. Innerhalb von zwei Jahren wurden drei Friedensverträge abgeschlossen: am 21. November 1276, 6. Mai 1277 und 12. September 1277. Rudolf, der kein „Goldkönig“ war, hob im Lande hohe Steuern ein, und zwar von einem Joch Weingarten 30 den. und ebensoviel von einem Mühlrad. Am 8. Juli 1277 bestätigte Rudolf der Stadt Laa alle Freiheiten und Rechte, nur das Gericht gehörte dem Landesfürsten; im folgenden Jahre stellte er der Vereinigung frommer Schwestern, die hier seit 1250 bestand, einen Schirmbrief aus; diese Frauen führten ein beschauliches Leben.

Im Jahre 1278 sollte zwischen beiden Königen die Entscheidung fallen. Ottokar sammelte seine Ritter bei Brünn, nicht mehr in Laa. Friedrich von Liechtenstein hatte für Rudolf alle wichtigen Punkte (z. B. Nikolsburg) besetzt. Mit der Belagerung von Drosendorf und Laa, wo er sich 12 Tage aufhielt, verlor Ottokar kostbare Zeit; die Sage erzählt, daß er beim heutigen Ruhhof längere Zeit gerastet hätte. Die Straße Nikolsburg — Walterskirchen — Zistersdorf war für seinen Aufmarsch gesperrt, so daß nur die von Laa über Mistelbach und den „Harten Tanz“ sowie durch das Poybachtal übrig blieben. Auf der ersten marschierte die Hauptmacht, auf der letzten eine Flankendeckung, weil ein Angriff von Hohenau oder Drösing zu befürchten war. Alle Edelleute hatten ihn verlassen, auch die ihn 1249 gerufen hatten. Sie standen im Heere Rudolfs, das sich im Weidenbachtal zum Kampfe aufstellte; den linken Flügel führte der Burggraf von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, ein Freund Rudolfs. Es war die letzte große Ritterschlacht, die am 26. August hier geschlagen wurde; zuerst wurden die Fahnen geschwungen, dann ertönte ein gewaltiges Feldgeschrei und der Kampf begann, der bis zum Nachmittag dauerte. 200 Bürgersöhne aus Zürich beteiligten sich auch an dieser Schlacht auf der Seite Rudolfs und zeichneten sich durch ihre Tapferkeit aus. Ottokar versuchte, als er die Niederlage voraussah, sich mit den Seinigen gegen Drösing durchzuschlagen. Da fiel er der Privatrache einiger Getreuen zum Opfer; 17 Wunden zeigte die Leiche, die an der Stelle lag, wo heute die Rochuskapelle steht; der Sage nach sollte sein goldener Wagen bei Spannberg eingegraben worden sein, andere behaupten, daß er im „Goldberg“ bei Jedenspeigen läge. 18 Jahre befanden sich die sterblichen Überreste Ottokars bei den Minoriten in Znaim, ehe sie nach Prag kamen.

Die Böhmen nahmen ihren Rückzug über Mistelbach — Laa und wurden von den Ungarn verfolgt; Rudolf dagegen zog: über Großkrut nach Feldsberg, wo er am 26. und 27. August übernachtete; seine Truppen plünderten den Brünner Kreis und schleppten reiche Beute weg; Pohrlitz äscherten sie ein und das Stift Raigern raubten sie aus. Von Feldsberg begab sich Rudolf über Falkenstein und Laa nach Tajax, wo er bis zum 5. September blieb. Nach Johann Kux „Die deutschen Siedlungen um Olmütz“ hielt sich der König am 20. September in Eibenschitz auf, wo er den Städten ihre Rechte und Freiheiten bestätigte. Alles drängte sich zum Sieger und versicherte ihm Treue und Ergebenheit. Später gründete er in Tulln ein Jungfrauenkloster, dem er die Ortschaft Großkrut schenkte. Den Plan, Mähren mit Österreich zu vereinigen, um Böhmen zu isolieren, ließ er fallen, da seine Tochter Jutta den Przamysliden Wenzel heiratete („Hausmachtpolitik“ hieß man dieses Vorgehen). Wien wurde eine freie Reichsstadt, aber nur für kurze Zeit. Dem Burggrafen Friedrich von Nürnburg gab Rudolf für seine treuen Dienste die Herrschaft Seefeld als Reichslehen (7. Juli 1286 in Ulm), das erst 1792 erlosch; dieses Lehen war immer exterritorialer Boden. 1279 weilte Rudolf in Mistelbach und Znaim, wo er mehrere Urkunden ausstellte. Als sein Sohn Albrecht 1282 die österreichischen Länder übernahm, war man mit diesem stolzen Herrscher unzufrieden, weil er eine straffe Regierung einführte; er zog Kirchenlehen und die Vogtei über Kirchenbesitz ein, um seine Macht zu stärken; die Kirche unterstellte er der Zivilgerichtsbarkeit, Raubritterburgen zerstörte er, die Grundruhr wurde aufgehoben; 1283 eroberte er das Räubernest bei Bistriza am linken Marchufer, brannte es nieder, ließ sofort 20 Räuber hinrichten und die anderen nach Wien führen. Zu Ratgebern nahm er Adelige aus seiner Heimat, was allerdings großen Unwillen hervorrief; damals erschienen die Wallseer, die. Stronsdorf und Stronegg erwarben und in der Geschichte unserer Heimat eine bedeutende Rolle spielten. Die Unzufriedenen, unter denen sich auch Heinrich von Liechtenstein-Falkenstein und Leutold von Kuenring-Feldsberg befanden, sehnten sich nach Ottokar, unter dem es ihnen besser ergangen war; da gab es Unruhen 1288, 1291, 1292 und 1295, die aber Albrecht unterdrückte. Er war großmütig und verzieh den Anführern ihre Schuld; er „statuierte kein Exempel“ und ließ keinen Gegner hinrichten, was auf alle einen großen Eindruck machte. Schließlich fanden sie sich mit dem „Schwaben“ ab und vergaßen den „Böhm“. Nur Konrad von Sommerau floh ins Ausland.

1294 gab es in Laa Judenkrawalle wegen eines Hostienraubes. Die Burg Falkenstein, die ein gefürchtetes Räubernest war, wurde 1299 erobert und zerstört. Dieser Zeit gehört sicher das Bild in der Seitenkapelle von der Lichtenwarther Pfarrkirche an, das vor 15 Jahren entdeckt wurde und die älteste bildliche Darstellung in unserem Bezirke sein dürfte; es geht wohl auf die Herren von Liechtenstein zurück, die damals ihren Besitz im Grenzland bedeutend erweiterten. Auffallend ist es, daß die Adeligen so unruhige und unzufriedene Männer waren, denen kein Herrscher angenehm war.

Quellen:

M. Vancsa „Geschichte von Nieder- und Oberösterreich“.

B. Dudik: „Mährens allgemeine Geschichte“.

Dr. A. Dopsch „Die Bedeutung Albrechts I.“ in den „Blättern des Vereines für Landeskunde“ 1893.

Dr. G. Winter „Urkundliche Beiträge zur Rechtsgeschichte der ober- und niederösterreichischen Städte‘“.

Veröffentlicht in: Niederösterreichisches Lehrerblatt, Nov. 1963, S. 2; Dez. 1963, S 4

Aus einem alten Küchenbuch

Das Barnabitenkolleg in Mistelbach bewahrt in seiner Bibliothek ein Buch, das der Küchenmeister in den Jahren 1694 bis 1708 schrieb; was das Kloster täglich benötigte, die Menge und die Preise der Nahrungsmittel führte er genau an. Wir erhalten da einen lehrreichen Einblick in eine Klosterküche, die ganz anders kochte, als wir alle es heute gewohnt sind. Die Küche bereitete einfache Speisen; die Leckerbissen fehlen; es war vielmehr eine gute bürgerliche Kost, die hier den Klostergeistlichen vorgesetzt wurde.

Unter den Fleischspeisen fallen uns die verschiedenen Vogelarten auf; denn der Vogelsteller war in jener Zeit ein Beruf, der mit Leimruten und mit Netzen die Tiere fing; jeder hatte im Feld und im Wald seinen Vogelherd, nicht gefangen wurden die Schwalben; die Krähen waren wegen der Suppe beim Volke sehr beliebt. Die Wachteln fing man auch mit einem Sperber, der dann abgerichtet wurde (1671 in Wilfersdorf); hier kaufte 1680 die Herrschaftsküche Kronawettvögel im Jänner 54 kr, 10 Bandeln Lerchen 50 kr, 5 Bandeln „Heger“ 28 kr und 3 Bandeln Halbvögel 14 kr; das Kloster benötigte noch: Wachteln, Schnepfen, Wildenten, Tauben, „Lirzen“, kleine Vögel, Hühner, Enten, Indian, Hähne, Gänse à 4 – 5 kr, die nach Wien kamen, Rebhühner, Kapaune à 30 kr (eine Mistelbacher Spezialität), geschoppte Hühner und Kapaune, gute Tauben lieferte die Grubmühle. Der Meierhof des Klosters betrieb eine große Geflügelzucht und ließ auch Hühner schneiden.

Im Speisezettel der Klosterküche spielten die Fische eine große Rolle; die vielen Teiche in unserer Heimat, die March und die Zaya lieferten die verschiedenen Arten. Beliebt waren Karpfen (1 Stück 8 kr) und Hechte à 9 kr (1694); daneben gab es noch: Kleinfische, Rufen (1 Zentner 15 fl 4 kr), Extrarufen, Barben (1 Pfund 7 kr), Grundeln, Schadn nur im Oktober, Stock-, Brat-, Gesinde-, Bach- und weiße Fische, Extrahechten (1 Pfund = 10 kr), Blodfischeln, besseres und schlechtere Stockfische, Extrafische, Sardellen (4 Pfund 2 fl 10 kr), Heringe (4 Schock = 10 fl 24 kr), „Brickhen“ (1/2 Fassl =6 fl 4 kr), Russen (1 Pfund = 9 kr), Kressel und Extrakarpfen (2 Pfund = 27 kr), Hechte und Hechteln bezog die Küche aus der Dechantmühle, einmal holte sie Fische vom Verwalter aus Niederleis. Hechte kamen auf den Mittagstisch, Karpfen aß man zum Nachtmahl. Die Krebse, eine beliebte Speise, kaufte das Kloster schock- und mandelweise (1 Schock = 36 kr).

Fleischsorten und -speisen: Kalbfleisch –füße und –kopf, Kitzel- und Schaffleisch, ein altes Reh um 2 fl 30 kr, ein junges Reh = 1 fl 30 kr, Rehbock und –schlegel, Rotwild, Hasen (auch im Mai), eine Spansau um 34 kr, Speck, Selchfleisch, ein „sausack in glickhaffen“ 32 kr im Jahre 1705, gesalzene Ochsenzungen, Beuschel, Brat- und Leberwürste, Rostbraten, Plunzen (1702), Kuttelfleck, gespicktes Wildpret, ein Pfund Rindfleisch um 5 kr, sieben Schafe aus dem Tulferhof um 11 fl im Jahre 1697, ein Kalb vom Herrn Oberhofer und auch aus dem eigenen Meierhof, ein Kälbchen von 37 Pfund aus Paasdorf um 3 fl 40 kr, 169 Pfund Schmalz à 14 kr, aus „Pesdorf“ = Paasdorf, große Mengen von Schnecken, z. B. im November 1695 gleich 4.000 Stück um 16 fl, ein „schill Krott“ um 7 kr und 1699 im Novmber 1.300 Schnecken. Das Schlachten eines Kalbes kostete 6 kr, eines Frischlings 9 kr, eines Schweines 18 kr, eines Ochsen 30 kr und 10 Schafe 35 kr.

Mehlspeisen: Schwarzbrot, Semmeln, zwiegebackenes Brot um 27 kr ein Pfund im Jahre 1698, Milchbrot für den Propst, Krapfen für die Drescher, Bischoten, 1 Lot „Blöh“ 20 kr und ein Vierding „Blöh“ 24 kr.

Gemüse: Kren zu den Kronawettvögeln, Morauchen, Sauer- und süßes Kraut, Salat im Jänner 1694, Senf, Rettich, grüne Erbsen, Arbesschalen, Fasolen, gelbe Murken, süße Rüben, süße Krautrüben, Caruiol im Dezember 1696, Schnittling, „Unmorten“, Gurken zum Einmachen, Zwiebel, Petersilie, Spargel im Mai 1698 für den Propst, 5 Pfund Knofel um 25 kr, Spinat, Kohl, Kohlrabi, ein Schock Kraut um 2 fl 40 kr, Hopfensalat, 1 Metzen „orweia“ 3 fl 6 kr, 2 Viertel Brein 1 fl 36 kr, 2 Metzen Erbsen 4 fl, Kocherbsen, Kicherln, ½ Metzen gerollte Gerste 8 fl 24 kr, ein Viertel „Brany“ 57 kr, 50 Pfund Reis 9 fl im Jahre 1700, 3 Eimer Sauerkraut einschneiden um 12 kr, ein Metzen Gerste 1 fl 8 kr, Karfiol-, Artischoken- und Winterrettichsamen für den Garten.

Gewürz: ½ Pfund Pfeffer 30 kr, 1 Maß Kimmich 10 kr, acht Lot Zimmet 1 fl 15 kr, 2 Pfund „Imber“ 44 kr und ebensoviel weißer 54 kr, ein Lot Nagel 10 kr, Muskatblüh (1 Lot 24 kr), Anis, Fenchel, Kronawettbeeren, 2 Lot Muskatnuß 20 kr, Eibischwurzen, 6 Lot Safran 3 fl 54 kr, Bockshörndln, Süßholz, ½ Pfund „Kapri“ 18 kr, 1 Pfund Mandelkern 36 kr, 1 Küfel Salz 1 fl 54 kr und 2 Lemoni 9 kr im Jahre 1694.

Obst: Marillen, Pfirsiche, Äpfel schon am 1. Juli 1695, 1 Butte „Moschantzer“, Haselnüsse, Kirschen am 19. Juni 1701, Weichsel, spanische Weichsel, 20 Pfund Brünner Zwetschken 2 fl, 18 Pfund Feigen 5 fl 6 kr im Jahre 1700, 2 Pfund Zibeben 40 kr, 1 Pfund Weinbeeren 12 kr; gute Bachäpfel bezog das Kloster von Hüttendorf. Kirschen, Pflaumen, Marillen und Weinbeeren verzehrte man bei der Kollationierung.

Zu Weihnachten gabe es: Karpfen, Hechte, Rufen, Krebse, Kronawettvögel, Kletzen, Eier, Senf, Feigen und Nußkletzen, die Eier holte man aus der Dechantmühle. In der Fastenzeit kamen auf den Tisch: Semmeln, Eier, Käse, Brezen, Heringe und Schafkäse; Semmeln wurden in großer Zahl verwendet; zu Ostern fehlte nie das Osterlamm; dazu gab es Osterflecken (2 Stück um 36 kr). Mit Petersilie färbte der Koch die Ostereier. Zu Allerheiligen kaufte die Küche 10 Striezel um 30 kr.

Die Zehentausstecker, die 1696 den Zehent aussteckten, nahmen sich aus dem Kloster mit: 16 Pfund Karpfen, 26 Pfund „Gorissel“, je 12 Pfund Rind- und Schaffleisch, 3 Zanderling Geselchts, Sauerkraut, um 6 kr Semmeln, ½ Pfund Baumöl, 1 Pfund Schmalz, 1 Maß Essig, ½ Maß Salz, 3 Laib Schwarzbrot, 1 Pfund Käse, einen halben Eimer Gesindewein und „ein salath“ guten Wein für den Pater (1696). Als sie 1700 nach Schrick gingen bekamen sie mit: 8 Pfund Kalbfleisch, ½ Eimer Gesindewein, 8 Maß guten Wein, 3 Laib Brot, 4 junge Hühner, 3 Zanderling, Geselchtes, Sauerkraut, Salat, Rattich, Salz, 7 Pfund Schmalz, 1 Pfund Baumöl und 1 Maß Essig. Von Schrick holten sie am 8. November 1698 den Weinzehent und Most ab.

Verschiedenes: 1705 rote „erpper“ um 8 kr, 12 Pfund gesalzene Butter, „Zugger Kandl“ 12 kr (1696), ein Zuckerhut 1 fl 12 kr im Jahre 1648 – monatlich brauchte das Kloster einen Zuckerhut von 2 ¼ Pfund, 1 Seidel Honig 14 kr, Kampfer, Kreide, Schwefel, Pech, Fliegengift, Tabak (1695), Wagenschmier; grob irdenes Küchengeschirr, Holzschüsseln, Holz- und Eisenlöffel, Milchsieb, Zucker, „grobotisch Geschirr“ für die Milch im Meierhof, Martinirute für den Halter 4 kr (1696), 1 Seidel Rosenwasser um 10 kr für die österliche Fußwaschung (ebenso für die Kollationierung), Rohrbesen, 100 gewöhnliche Besen um 1 fl 30 kr, 2 Laternen um 13 kr, 2 Schöpflöffel = 9 kr, 1 Semmelkorb = 18 kr, 1 Zuckerbüchse 14 kr, ½ Buch Fliegenpapier = 4 kr, ein Kalender 14 kr, Postgeld für einen Brief 14 kr (1703), Augengläser 4 kr (1697), Botenlohn nach Wien = 21 kr (1698).

Die Lamm- und Kitzelfelle ließ das Kloster ausarbeiten; für einen kranken Pater musste Ziegenmilch gekauft werden. Das Kloster gab auch Spenden für Soldaten und Geistliche, die auf ihrer Reise Mistelbach berührten; der Kapitelbote brachte die amtlichen Verordnungen in das Kloster, 1699 wird ein Zahnarzt erwähnt, daneben kommen noch vor: ein Kupferschmied, ein Gürtler und ein Körbelmacher in Mistelbach.

Aus einem Wirtschaftsbuch des Jahres 1569

Die Renaissance war nicht nur ein Umbruch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, sondern auch ein wirtschaftlicher, der sich bei uns in erster Linie in den herrschaftlichen Betrieben zeigte. Der Boden wurde besser ausgenützt und der Ertrag gesteigert, sodass große Schüttkasten gebaut werden mussten; in Poysdorf gab es zwei, in Staatz, in Wilfersdorf und Walterskirchen je einen; angebaut wurden Korn, Weizen und Hafer, Gerste aber wenig. Diese Tatsache findet man schon im Jahre 1414 in dem Nikolsburger Urbar, das heute im Hausarchiv des Fürsten Liechtenstein in Wien aufbewahrt wird; deshalb erzeugten die Bierbrauereien bei uns nur Weizenbier. Viel Korn benötigten die Branntweinhäuser.

Feuchte und sumpfige Wiesen verwandelten die Herren in Fischteiche, die wenig Auslagen verursachten, aber einen bedeutenden Reingewinn abwarfen. Sagt doch ein bekannter Spruch aus jenen Tagen:

„Schäferei, Bräuhaus und Teich machen die böhmischen Herren reich.“

Die Teiche bei Staatz, Wilfersdorf, Poysbrunn, Steinabrunn und Walterskirchen erkennt man noch heute deutlich im Landschaftsbild, obwohl sie schon seit 1780 in Ackerland umgewandelt wurden.

Schäfereien gab es in Mistelbach, Kettlasbrunn, Erdberg, Wetzelsdorf, Walterskirchen, Poysbrunn und Steinabrunn, deren Wolle nach Mähren verkauft wurde.

Jede Gemeinde war verpflichtet, von der Herrschaft Bier und Branntwein zu nehmen; dadurch wurde allerdings der Weinbau hart getroffen, doch sorgten die Herren für eine bessere Pflege der Weinberge und gaben zu diesem Zwecke eigene „Ordnungen“ heraus, so z. B. für Poysdorf durch Septimius von Liechtenstein.

Die Grundherren führten oft genaue Verzeichnisse über Einnahmen und Ausgaben, über den Taglohn der Arbeitskräfte, über die Besoldung der Beamten und über die Robot- und Zehentverhältnisse der Untertanen; alles wurde eingeschrieben und verrechnet; wir sehen da eine planmäßige und geordnete Wirtschaftsführung, die mit dem Stifte in der Hand arbeitete.

Uns gewähren diese Angaben einen Einblick in das Wirtschaftsleben jener Zeit, die unserer Heimat bessere Tage brachte, Tage des Aufstieges und des Wohlstandes, der aber durch den Dreißigjährigen Krieg vernichtet wurde.

Im Archiv des Nikolsburger Schlosses fand ich sz. ein Wirtschaftsbuch aus dem Jahre 1569, das Aufzeichnungen über die Herrschaften Asparn a. d. Z., Zistersdorf, Wolkersdorf und Staatz sowie über die l. f. Stadt Laa a. d. Th. enthielt.

In Asparn kostete eine Henne 3 Kreuzer, 10 Eier einen Kreuzer, 1 Metzen Hanf 4 Schilling, 1 Eimer Wein 5 Schilling, 1 Fuhre Heu 12 Schilling, 1 Mut Weizen (= 30 Metzen) 10 Gulden, 1 Mut Hafer 5 fl., 1 Mut Korn von Wulzeshofen 7 fl., 1 Schwein 4 Schilling und 1 Pfund Inslet 2 kr.; 200 Schafe warfen einen Jahresnutzen von 40 fl. ab; für die Weingartenarbeiten der 32 Viertel verrechnete die Herrschaft 61 fl., dabei ist die Lese und das Pressen nicht inbegriffen.

Der Torwart im Schloß bezog im Jahr 24 fl., die Köchin 33 fl., der Pfister 40 fl. und der Pfleger 75 fl.

1 Mäher verdiente zur Erntezeit täglich 8 kr., während der Roboter für einen Tag Getreideschneiden 3 kr. erhielt (zu dieser Arbeit waren 110 Hauer verpflichtet). Den Dreschern gebührte für ihre Arbeit der zwölfte Metzen. In Wulzeshofen konnten drei Drescher durch 20 Wochen das Zehent- und Anbaugetreide dreschen; in Asparn waren damit 6 Drescher durch 20 Wochen beschäftigt.

Das „Reißgejaide“ wurde um 175 Vögel in Bestand verlassen (ein Vogel kostete 2 kr.). Die Roboter von Asparn, Olgersdorf und Schletz mußten das Holz im Walde maisen und heimführen. 110 Hauer von Asparn schnitten jeder drei Tage Getreide im Sommer; von Olgersdorf arbeiteten 10 Bauern und 24 Hauer je einen Tag im Heumachen, beim Haferschöbern und beim Grummet. Die 11 Bauern und 30 Hauer von Schletz roboteten wie die Olgersdorfer. Als Robotgeld entrichtete ein Ganzlehner 4 fl., ein Halblehner 2 fl. und ein Viertellehner 1 fl. Die Schoderleer roboteten einen Tag, die Bewohner von Asparn zwei Tage und die Olgersdorfer sowie die Schletzer drei Tage.

36 Tagewerk Wiesen bei Asparn lieferten 70 Fuder Heu und Grummet, die 129 Tagwerk Thayawiesen nur 82 Fuder; denn hier richteten die Überschwemmungen einen bedeutenden Schaden an. Die 32 Viertel Weingärten ergaben im Herbste 60 Eimer Bauwein.

Für das Reitpferd des Pflegers in Asparn verrechnete man jährlich 3 Mut Hafer und 2 Fuder Heu. Schoderlee zählte 8 Ganz-, 30 Halblehner und 30 Hofstätten, Asparn 3 Ganz-, 20 Halblehner und 107 Hofstätten, Olgersdorf und Schletz 15 Ganz-, 38 Halblehner und 22 Hofstätten.

In Zistersdorf kostete 1 Mut Gerste 7 fl., ein Metzen Hafer 7 kr., 1 Gans 16 den., 1 Ente 12 den., 1 Fuder Heu 12 Schilling den. Der Schloßwächter bezog im Jahre 30 fl., der Binder 36 fl., der Ungelter 32 fl., der Diener, welcher die Gefangenen überwachte, 30 fl., ein Wagenknecht für alles 37 fl., eine Unterdirn für alles 32 fl., und der Pfleger 114 fl.; die Drescher bekamen von jedem Mut den vierten Metzen als Arbeitslohn, der Umkehrer aber 15 kr. im Tag.

Die Teichfischerei warf einen Jahresnutzen von 200 fl. ab; die Drösinger Fischer entrichteten jährlich in das Zistersdorfer Schloß 3 Schock Fische à 4 Schilling. Die Maut in Drösing trug im Jahre 36 fl. 5 Schilling 4⅓ den. ein. Die Stadt Zistersdorf zahlte jährlich 8 fl Wachtgeld.

Bergrecht und Weinzehent erhielt die Herrschaft 746 ½ Eimer, von den eigenen 31 ½ Viertel Weingärten erntete sie 150 Eimer; hier um Zistersdorf baute man alle vier Getreidesorten an, während in Asparn keine Gerste wuchs. Zum Schloß Zistersdorf gehörten 238 untertänige Roboter, doch klagte die Herrschaft über die schlechte Bauernrobot.

Das Ungeld (eine Weinsteuer) von Mistelbach und Dürnkrut hatte der Fünfkirchner von Steinabrunn um den Betrag von 2000 fl. gepachtet; davon gab Laa 200 fl. und Zistersdorf 510 fl. 7 Schilling 26 den., während Poysdorf und Schweinbarth mit zusammen 700 fl. nicht inbegriffen waren.

Bei der Herrschaft Wolkersdorf kostete ein Metzen Weizen 20 kr., (1 Mut 10 fl.), 1 Achtel Schmalz 4 Schilling und 1 Achtering Honig 10 kr. (1 Eimer entspricht 30 Achtering), ein Kutschknecht hatte 37 fl. Jahreslohn, ein Drescher bekam 20 den. im Tage. Hier benutzte man das Stroh zum Ziegelbrennen.

In Staatz erhielt ein Knecht, der mit Ochsen das Wasser ins Schloß führte, jährlich 32 fl.; manchmal halfen auch die Robotbauern mit; für das Herbeiführen des Wassers zahlte diesen die Herrschaft im Jahre 1569 die Summe von 14 fl. 4 Schilling aus. Das Ungeld betrug hier 180 fl. Die Robot leisteten 94 Halb-, 62 Ganz- und 64 Viertellehner. Das Robotgeld entsprach dem der Herrschaft in Asparn.

Der Iglsche Teich am Fuße des Schloßberges war mit 40 Schock Karpfen besetzt, während die anderen verödet dalagen. Die großen Thayawiesen im Ausmaß von 129 Tagwerk lieferten gewöhnlich im Jahre 82 Fuder Heu; die Thaya richtete an ihnen oft großen Schaden an, der den Ertrag verminderte. Für ein Kutschroß rechnete man jährlich 3 Mut Hafer und 4 Fuder Heu, die 8 Zugochsen benötigten 3 Mut Hafer und 12 Fuder Heu.

Der Laaer Pfleger hatte im Jahre 100 fl. Besoldung; die Maut in Neudorf trug 150 fl., die von Laa 60 fl., die von Wulzeshofen 12 fl. und die Staatzer 20 fl (im Jahr).

Überall wurden die Untertanen mit Robot und am Leibe gestraft, mit Geld aber wenig.

Veröffentlicht in: Unsere Heimat, Jg. 19, Nr. 3, 1. 3. 1948, S. 70ff

Aus einer alten Feld- und Weinrechnung

Der Wein hatte bei uns immer eine große Bedeutung im Wirtschaftsleben, weil er nicht nur ein Handelsobjekt war, sondern auch ein wichtiges Getränk bei jeder Mahlzeit, bei jeder Arbeit und bei allen Festlichkeiten unseres Landvolkes. Was im Bauernhaus als uralte Sitte und Brauch hochgehalten wurde, galt auch für die Gemeinden, die häufig ihre eigenen Weingärten und Keller besaßen. In Falkenstein wurden die Gemeindeweingärten zuerst gelesen, dann kam die Vorlese und endlich die „völlige Lese“. Poysdorf besaß um 1752 keine eigenen Weingärten, so daß die Gemeindevertretung gezwungen war, für ihren Ratskeller die Weine zu kaufen; es waren nicht die schlechtesten, welche sich die Herren da aussuchten, denn sie kannten sich im Markte und in den Rieden gut aus und wußten, wo ein vortrefflicher Tropfen zu bekommen war. Fremde Weine aus den Nachbargemeinden zu kaufen, war hier strenge verboten. Jeder Bauer oder Hauer fühlte sich hochgeehrt, wenn der Kellermeister und der Obergemeindeverraiter bei ihm erschienen, um wegen eines guten Weines zu verhandeln.

Es war Sitte, daß ein hoher Besuch von der Marktgemeinde einen Willkommentrunk erhielt; der fremde Gast sollte sofort wissen, daß hier in Poysdorf ein edler Tropfen wuchs. Da mußte man schon das Beste vom Besten nehmen, damit sich der Markt bei dem hohen Herrn „ein Bildl einlegte“. Man brauchte ihn ja vielleicht einmal in einer wichtigen Gemeindeangelegenheit. Drückte der Gast nach dem Kosten sein besonderes Lob aus, dann fühlten sich alle geehrt, die dem feierlichen Akte beiwohnen durften. Bevorzugt wurden früher die alten Weine, die nach der allgemeinen Ansicht unserer Ahnen gesünder waren als der Heurige. Diese Tatsache drückt sich auch in dem bekannten Satze aus: „Alter Wein und junge Weiber sind der beste Zeitvertreiber.“

Nach der Weinrechnung vom Jahre 1752 lagen im Poysdorfer Rathauskeller folgende Weine: von 1745 10 Eimer, 1747 10 Eimer, 1750 25 Eimer, 1751 53 Eimer 10 Maß; dazu wurden gekauft: von Josef Wolf (1751er) 10 Eimer, von Michael Mayer (1751er) 4 Eimer 30 Maß, von Leopold Ehmayer (1752er) 10 Eimer, von Michael Dungl (1752er) 10 Eimer 10 Maß, von Franz Gräzer (1752er) 10 Eimer, von Franz Dötz (1752er) 5 Eimer, von Anton Steinzer (1752er) 2 Eimer; Summe 150 Eimer 10 Maß.

Die Aufsicht über diese Weinmenge führten ein Kellermeister und der Obergemeindeverraiter, die vom Marktrat bestellt wurden und ihm auch genaue Rechnung legen mußten. Der Kellermeister führte die Aufzeichnungen, und zwar die Einnahmen und Ausgaben. Er war also ein Mann, der lesen, rechnen und schreiben konnte. Die allgemeine Schulbildung war damals ein trauriges Kapitel in der Heimatgeschichte; saßen doch im Marktrate „Kreuzelschreiber“, die nicht ihren Namen schreiben konnten.

Die Gemeinde war nicht knauserig mit ihren Weinen, da sie jede Arbeit, jeden Handgriff und jede Gefälligkeit mit einem guten Tropfen lohnte. Zimmermann, Maler, Binder, Maurer, Zulanger usw. wurden gewöhnlich mit einer ganzen oder halben Maß entschädigt. Beim Faßeinrichten gingen 3 Maß auf (1 Maß = 1,4 Liter).

Bei der Gemeindebeschreibung „verspeisten“ die Ratsherren 1 Eimer 38 Maß, wie sie die Gemeinderechnung legten, waren es 2 Eimer, die sie der Bürgerschaft spendeten. In Falkenstein war es Sitte, immer nach einem Vierteljahr Rechnung zu legen und nach getaner Arbeit auf Gemeindekosten zu essen und zu trinken.

Am Georgitag fand gewöhnlich die Grenzbegehung statt, an der unter Führung der acht Bergmänner einige ältere Bewohner und mehrere junge Burschen teilnahmen; sie schauten die Grenzsteine und Leberhügel sowie die Grenzbäume an, ob sie nicht beschädigt waren. Gegen Abend kehrten sie heim und erhielten von der Gemeinde eine Stärkung; denn ein alter Spruch sagt: „Nach dem Lebern kommt das Leppern“. 1752 wurden 1 Eimer und 30 Maß getrunken.

Der Florianitag galt seit 1674 in Poysdorf als Gemeindefeiertag, damit der Markt von jeder Feuersgefahr verschont bleibe. An dem Umgang nahmen vor allem die Bauhandwerker teil (Maurer, Zimmerleute, Tischler und Schlosser), die auch die Fahnen, die Statuen und den Himmel trugen. Ihnen sowie allen, die sich bei dieser Prozession gebrauchen ließen“, zahlte die Gemeinde 1 fl. 27 kr. und gab ihnen 1 Eimer 10 Maß Wein zur Stärkung.

Da die Brünnerstraße durch Poysdorf führte, waren die Sicherheitsverhältnisse keine günstigen. Landstreicher, Zigeuner und fahrendes Volk waren häufig der Schrecken der Bewohner, die dann eine Streifung zur Nachtzeit vornahmen und alle Schlupfwinkel, Strohschober und die Gstetten durchsuchten. Von der Gemeinde bekamen sie 15 Maß; doch hatten sich viele Bauern selbst den Zöger mit der Weinflasche mitgenommen.

Das beste Trinkwasser in Poysdorf war und ist der Rabrunn mit seinem Schwefelwasser; früher war er offen und die Leute schöpften da ihr Geschirr voll. Es war wohl sanitätswidrig, doch kümmerte sich niemand sehr in der guten alten Zeit darum. Einmal im Jahr wurde der Brunnen geräumt und der Schmutz sowie der Unrat beseitigt. Die Gemeinde gab den Arbeitern neben dem Geldlohn noch 8 Maß Wein.

Ein durstiger Tag war der Fronleichnam oder wie er damals hieß, der corporis Christtag. Da spendete die Marktgemeinde den Sängern und Musikanten sowie den Fahnenträgern 2 Eimer 7 Maß. Besonders schwer war „der große Hauerfahn“, den die Hauerburschen trugen, während die Maurer nur ein Fahnl hatten. Die Weinspende genügte aber an diesem Tage nicht, weil alle, die bei dem Umgang etwas zu tun hatten, ihre Labestationen in Privathäusern einrichteten, wo sie sich rasch stärkten, während der Geistliche das Evangelium las. Auch die corporis Christi-Bruderschaft stellte sich mit einer Spende ein, so daß der Satz „Lustig ist’s, mit dem Umgang zu gehen“ Wahrheit wurde.

Große Ansprüche stellte das Pantaiding an den Gemeindekeller, da der Kellermeister 3 Eimer 30 Maß verrechnete. Es war ein Gerichtstag, an dem die Pantaidingsartikel vorgelesen, der Marktrat erneuert und Gericht abgehalten wurden. Die alten Ratsherren, die abtreten mußten, lebten noch einmal auf Gemeindekosten und die neuen wollten sich nicht in den Schatten stellen lassen. Die Müller brachten nach alter Sitte einen Achtering Grundeln (Fische) für die Mahlzeit mit und von den Bäckern holte man weißes Gebäck.

Nach einem alten Gelübde aus der Pestzeit veranstalteten die Bewohner Poysdorfs am Dreifaltigkeitssonntag eine Prozession zur Pestsäule. Die Statuen-, Fahnenträger und der Vorbeter tranken dann 40 Maß.

Für die vielen Wallfahrten, die von Poysdorf nach Alt-Ruppersdorf (im Jänner und im August), nach Schoßberg, nach Wranau und Mariazell (je eine im Jahr) unternommen wurden, gab der Kellermeister nichts her; denn es war ein Bußtag für alle Teilnehmer. Nur für die Wallfahrt nach Alt-Ruppersdorf zu Sebastian und Barthelmä zahlte die Gemeinde jedesmal 53 kr. Für das Lobamt zu Sebastian in der Pfarrkirche legte der Marktrat für die Ministranten, Orgelaufzieher und Glutanfacher 6 kr. aus; auch dies war ein Gelübde. In den Filialkirchen mußte ein einfacher Gottesdienst stattfinden, bei dem die Gläubigen auf Befehl der Wilfersdorfer Herrschaft „recht inbrünstig“ Gottes Schutz erflehen sollten.

Nach dem Bau der Brünnerstraße 1732 tat die Gemeinde Poysdorf auch für ihre Straßen etwas und ließ Schotter vom „Wartberg“ herbeiführen. Der Schotterbauer erhielt 2 Maß Wein, die Bachräumer 3 Maß, der Kalklöscher, Schwemmräumer, der Lehmbauer, der Ziegelbrenner und Steinbauer 12 Maß, der Holzbauer 1 Maß und der Sand- sowie der Steinbauer 3 Maß.

Vom 24. Februar bis 24. Mai rechnete der Kellermeister bei 110 Eimer als „die ordentliche Füll“ wöchentlich 11 Maß, vom 24. Mai bis 24.November war „die ordinari Fühl“ 1 Eimer 25 Maß und vom 24. November bis 24. Februar 1 Eimer 2 Maß. Als das große Faß gefüllt wurde, trank der Aufwärter 10 Maß; diese Menge hat er wohl nicht „verspeist“, sondern einen Teil nach Hause mitgenommen. In einem Jahre gab der Kellermeister 22 Eimer 27 Maß aus. Es sollten im Keller noch 127 Eimer 23 Maß sein; in Wirklichkeit waren es aber 130 Eimer. Der 1745er und 1747er wurde gar nicht angerührt.

Öfters erwähnt die Rechnung einen „Salwein“, wenn ein Faß „zerlassen“ werden mußte. Es war dies ein „muriger“ Wein, wie die Bauern sagen.

Lehrreich sind die Preise, die uns heute märchenhaft niedrig erscheinen. Doch müssen wir bedenken, daß damals das Geld noch einen Wert hatte. 1 Zentner Heu (56 kg) kostete 42 kr., 3 Paar „Gspän“ (Leuchtspäne für den Keller) 45 kr., 1 Schober Schabstroh 1 fl. 18 kr., 2 Holzlatten 6 kr., ein Buschen Reisig 30 kr., vier halbe Pfosten 52 kr., 15 Latten 30 kr., der Fuhrlohn für die Pfosten und Latten 21 kr., 1 Viertel-Pfund Einschlag und 1 Viertel Elle Leinwand 5 ½ kr., der Gemeinbär 4 fl., 1000 Stück Ziegel 6 fl. 30 kr., 1950 Schindeln zum Dachdecken 4 fl. 7 kr., 2 Schwingen 6 kr., 10 Eimer 10 Maß Wein kosteten 4 fl. 12 kr., bei der Verfassung der Rechnung verzehrten die Männer 34 kr.

Unterschrieben ist die Rechnung vom Marktrichter Josef Lakner, von den Ratsbürgern Johann Georg Rötzl und Johann Heinrich Ehmayer, von dem Trautsohnischen Grundrichter Johann Georg Lakner und von dem S. J. Colleg-Grundrichter Georg Michael . . . . (der Name ist unleserlich).

30 Jahre später verlor der Rathauskeller seine Bedeutung für die Gemeinde, weil Kaiser Josef II. die Gastereien und Trinkgelage auf Gemeindekosten verbot. Sie hatten schon lange bei der ärmeren Bevölkerung Mißfallen erregt und Anlaß zu erregten Auseinandersetzungen unter den Bewohnern gegeben.

Quellenangabe: Leider verschwand das Original dieser Feld- und Weinrechnung in den letzten Jahren mit vielen anderen wichtigen Urkunden und Schriften, die für die Geschichte Poysdorfs wichtig sind.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Nr. 8, August 1948, 1. 8. 1948, S. 95 - 96

Aus Franz Thiels Sammlung über Mistelbach

**I. Über das Spital in Mistelbach**

1614 November 18 befanden sich im Nachlaß des verstorbenen Vinzenz Präß u. a. 4 Zentner 26 Pfund Zinngeschirr, ein Himmelbett, sehr viele Polster und Tuchenten, Silberlöffel, ein silbernes Salzfaß und Silberbecher, ein vergoldeter Kredenzbecher, Buchsbaumlöffel, ungarisches und allerlei heidnisches Geld, Kragen mit „Zänle", weiße Strümpfe, Wämse, Röcke, weißgefütterte Hosen, Hemden (ausgenäht mit roter und grüner Seide), weiße Schlafhauben; vorhandenes Getreide 97 Mut 27 Metzen, Wein 712 1/2 Eimer. Dem Spitalkirchl vermachte er 12 fl., für die armen Leut zwei Stückschwarzes Tuch.

1641 betrug das Spitalseinkommen für 8 Personen an Geld 230 fl 29 kr 1/2 den.

1641 und weiter mußte über die Einnahmen und Ausgaben des Mistelbacher Spitals Rechnung gelegt werden. Der Getreidezehent blieb in Häufeln auf dem Felde stehen. Wurde das Getreide gedroschen, so mußte zuerst der Gupf mit der Hand und dann mit dem Schaufelstiel abgestrichen werden. Bei den Dreschern soll man fleißig nachsehen, daß sie genau und ordentlich dreschen und kein Getreide drinnen lassen. Von nun an dürfe der Gemeindestier nicht mehr mit Futter aus dem Spital gefüttert werden. Mit den Handwerkern sei zuerst zu verhandeln, damit sie ihre Arbeit nicht zu hoch ansetzen.

Fässer, Reifen und Weinstecken soll man zu einer Zeit einkaufen, wenn sie billig sind, nicht aber, wenn sie einen hohen Preis haben und nicht erhältlich sind.

Die Unkosten bei Spitalsraitungen sollen niemals 5 fl übersteigen. Die Landsteuer schicke man mit Handwerksleuten nach Wien; jede Woche fahren einige nach Wien. Dann sind die Zehrungskosten geringer.

Bei Lieferungen und Einnahmen benütze man den Robisch.

Der Wein muß immer zur richtigen Zeit abgezogen werden, die Fässer halte man stets rein.

Die Zinsen von verliehenem Geld sind rechtzeitig einzufordern. Das „Blättl" in Ebendorf hat der Herr von Mechtl, der auch sein Vieh dorthin treibt; er zahlt aber keinen Zins.

Bettler dürfen nur eine Nacht im Spital bleiben.

Der Spitalmeister soll fleißig nachschauen, was die Leute tun und treiben. Unzukömmlichkeiten sind sofort abzustellen. Verboten ist das Greinen und Fluchen; man halte die Leute zum Gebet und zur Gottesfurcht an. Auch die Ratspersonen mögen öfters im Spital nachsehen, damit im Spital kein Unfleiß verspürt wird.

1641 Dezember 24 wurde die Wirtschaft des Spitales in Mistelbach eingestellt, weil sie zu hohe Unkosten verursachte.

Jeder Spitäler, Mann wie Frau, erhielt einen ganzen Rock aus Iglauer od. Trebitscher Tucht, „auf Halbteil gefüttert”; das Wappen des Marktes Mistelbach, aus Zinn gegossen, hatten sie am Halse zu tragen. In zwei Stuben wurden neue Öfen gemacht, ebenso Tische, Bänke und Bettstatten. Für jedes Bett rechnete man eine Matratze, 2 Paar „Leylach" und einen Kotzen, gefüttert mit Leinwand.

Die Armen des Spitals erhielten täglich um 2 kr Brot, um 3 kr. Rindfleisch, 1/2 Achter Wein aus dem Spitalkeller (an Fasttagen) – an Fest- und Feiertagen einen Achter Wein. Andere Fastenspeisen wurden nicht gereicht.

Brot und Fleisch kaufte das Spital in Mistelbach selbst.

1643 betrug die Landsteuer für das Benefizium im Spital 8 fl 1 Schilling 20 den.

Auf dem Bilde in der Spitalskirche waren sechs Herren von Liechtenstein mit ihren Frauen gemalt: Georg und seine Frau Hedwig, Christoph mit Katharina, Ulrich mit Ursula, Hans mit Perchta, Heinrich mit Dorothea, Wilhelm mit Barbara. Einige Mistelbacher Bürger widmeten dem Spital größere Spenden.

Das Einkommen des Spitals in Mistelbach war gering, der Pacht trug nur die Hälfte früherer Jahre.Von dem Gelde, das zu 6 % ausgeliehen wurde, zahlte man zu Georgi und zu Michaeli die Zinsen. Die Stiftungsgelder besaß die Herrschaft und überwies die Zinsen immer gleich an das Spital.

1641 widmete Frau Agnes von Liechtenstein, geborene Gräfin Ostfriesland und Rietberg, 2.000 fl für das Spital in Mistelbach zum Unterhalt von 4 Personen.

1656 richtete ein Zistersdorfer Bildhauer die zwei Altäre in der Mistelbacher Spitalskirche her. Damals wütete ein arger Sturmwind, der die Schindeln von den Dächern riß.

1657 Februar 24 wurde der Bildschnitzer und Bildhauer Haff aufgefordert, für die Spitalskirche in Mistelbach drei Bilder zu malen.

Die Herrschaft verlangte ihm dann das Handgeld ab, als er auch das Altarbild für die Kirche in Landshut malen sollte. Mit den Bildern für die Spitalskirche war man nicht zufrieden.

1660 wurde die Spitalskirche in Mistelbach gereinigt und renoviert. Sie hatte drei Altäre: hl. Elisabeth, hl. Katharina und hl. Johann der Täufer.

Man dachte daran, hier die Benefizien Johann d. T. und Katharina unterzubringen, desgleichen auch Messen Iesen und Gottesdienst abhalten zu lassen, damit die alten Leute in der kalten Winterzeitnicht den beschwerlichen Weg zur Pfarrkirche gehen müßten.

Zum Benefizum St. Johann d. T. gehörten 30 Joch Äcker, eine öde Hofstatt, 18 Joch Holzleiten, 2 Tagwerk Wiesen, ein Viertel Weingarten und 6 Inleuthäuseln mit Kellern neben dem Pfarrhof.

Von dem Zehent des Sebastiani-Benefizums könne ein Priester schwer auskommen; die Wiesen seien verwüstet und das Holz abgeödet.

Der Benefiziat des Johannes-Benefiziats hatte wöchentlich zwei Messen zu lesen, der des Katharina-Benefizums alle Vierteljahre eine, und zwar in der Pfarrkirche. Um sie in der Spitalskirche lesen zu können, errichtete man die zwei erwähnten Altäre.

Im Mistelbacher Spital war Platz für 13 Personen, die aus ihrer Mitte einen Spitalvater wählten, der auf Ruhe, Ordnung und Frieden zu sehen hatte. Sie mußten in der Früh, zu Mittag und am Abend beten, ebenso vor und nach dem Essen sowie vor und nach dem Schlaf. Jeden Tag gingen die Spitäler in die Kirche, wo sie emsig für die Wohltäter des Spitals beteten, und viermal im Jahr traten sie an den Tisch des Herrn.

Seit 1660 bekamen die Mistelbacher Spitäler an den Fasttagen ein warmes Essen.

1665 waren in der Kirche des Mistelbacher Spitals die Bilder von sechs Liechtensteiner Herren und Frauen auf das Altarantipendium gezeichnet: Georg von Liechtenstein mit Frau Hedwig, Christoph mit Katharina, Ulrich mit Ursula, Hans mit Perichta, Heinrich mit Dorothea und Wilhelm mit Barbara.

Das Spital war für 13 Personen bestimmt und auf Äcker, Wiesen, Weingärten sowie Wein- und Getreidezehent fundiert.

1665 stiftete die Fürstin Sidonia, Gemahlin des Fürsten Hartmann von Liechtenstein, weitere 7 Plätze und gab dafür die Angermühle bei Bullendorf sowie 2 Feldlehen in Wilfersdorf und Erdberg.

1668 Februar 28 stiftete Frau Sidonia Elisabeth von Liechtenstein fünf Messen, die in der Spitalskirche zu Mistelbach gelesen wurden: eine für die Stifter und Stifterinnen, eine für die lebenden und toten Mitglieder des Hauses und eine für das Haus Salm.

An Sonn- und Feiertagen durften dem Gottesdienst nur die Spitäler und alte gebrechliche Leute aus dem Märkte, denen der Weg zur Bergkirche zu beschwerlich war, beiwohnen. Die Pfarrkirche solltein ihren Rechten und Einkünften nicht verkürzt werden.

Dem Messeleser wurden alle Vierteljahre vom Wilfersdorfer Rentamt 30 fl überwiesen.

1671 November 18 betrug das Einkommen des Spitales in Mistelbach: Grunddienst zu Georgi 18 fl 10 kr 3 ½ den; Grunddienst zu Michaeli 29 fl 18 kr 1 den.; Wiesenzins 36 fl.

1674 April 29 schenkte die Fürstin Sidonia von Liechtenstein dem Mistelbacher Spital 642 fl 28 kr.

1676 waren 18 Personen im Mistelbacher Spital.

Der Geistliche der Spitalskirche durfte nur die vorgeschriebenen Messen lesen und die Seelsorge im Spital ausüben, nicht aber im Markte selbst.

1682 erhielt der Kaplan an der Mistelbacher Spitalskirche aus dem Wilfersdorfer Rentamt jährlich 150 fl, doch mußte er sich die Kost und Wohnung selbst verschaffen. In der Woche hatte er je eine Messe zu lesen a) für das Fürstenhaus Liechtenstein, b) für die Grafen von Salm, c) für Philipp, Erasmus und Hartmann von Liechtenstein wegen glücklicher Reisen und d) für das Seelenheil der Sidonia Elisabeth.

1682 Mai 26 war der Geistliche Gebhard Kompaß an der Mistelbacher Spitalskirche Benefiziat. Er las die vorgeschriebenen Messen. Die Herrschaft bezahlte ihm im Vierteljahr 37 fl 30 kr (im Jahr also 150 fl) und gab ihm Wohnung. Die Kost verschaffte er sich selbst.

1692 stiftete der Fürst Maximilian von Liechtenstein drei Messen, und zwar sollte eine für die Stifter und Stifterinnen des Mistelbacher Spitals gelesen werden, eine für die lebenden und die toten Mitglieder der fürstlichen Familie und eine an Sonn- und Feiertagen „pro libitu der Herren patrum". Dafür bezog der Kaplan 50 fl jährlich aus dem Wilfersdorfer Rentamte. An Sonn- und Feiertagen durften nur die Spitäler sowie schwache und kranke Leute dem Gottesdienste in der Elisabethkirche beiwohnen, die anderen mußten in die Pfarrkirche gehen.

1700 dachte man daran, den Spitalkasten in Mistelbach zu erweitern.

1707 ließ Baron Schiefer Freiherr auf Dreiling und Daxberg zusammen mit der Wilfersdorfer Herrschaft bei der Mühle zu Rohrbach, die öde war, Grenzsteine ausstecken. Würde sie wieder aufgebaut, so zahlt sie an das Mistelbacher Spital alle Jahre zu Georgi 6 fl und auch zu Michaeli 6 fl. Weil das Wasserrad auf fürstlichem Grunde liege, habe der Baron Schiefer dem Fürsten zu Michaeli und zu Georgi je 3 kr zu zahlen.

1712 entdeckte man, daß vom Mistelbacher Spital Wiesen „distrahiert” worden waren. Der Marktrichter hatte ein Tagwerk, die Gemeinde Mistelbach 5 Tagwerk („die Stierwiese"), der Ober- und der Unterspitalsmeister je ein halbes Tagwerk zum Genuß.

1714 waren die Spitalsmeister in Mistelbach so nachlässig, daß mehrere Grundstücke abhanden kamen; so konnte man nicht mehr 20 Personen, sondern nur noch 15 verköstigen.

Jahreseinkommen: Interessen vom Geld 603 fl 50 kr; 12 Metzen Weizen à 1 fl 15 kr, 65 Metzen Korn à 1 fl und 74 Metzen Hafer à 30 kr = 37 fl; 70 Eimer Wein à 2 fl = 140 fl; zusammen also 860 fl 50 kr.Ausgaben: Täglich Brot um 2 kr = 12 fl 10 kr; Wein jährlich 2 1/2 Eimer à 2 fl = 5 fl; 110 Pfund Rindfleisch à 4 1/2 kr = 8 fl 15 kr; 1/4 Pfund Schmalz in der Woche, im Jahr 13 Pfund à 13 kr = 2 fl 49 kr; 13 Maß Linsen à 2 fl 48 kr = 45 kr; Arbes similiter = 45 kr; Brein 13 Maß à 3 fl = 48 kr; 6 ½ gemachte Gerste = 36 kr; Salz 36 kr; für eine Person also 34 fl 48 kr 2 den. - Im Jahr für 20 Personen 696 fl 10 kr.

Andere Ausgaben: z. B. Kerzen 6 fl 54 kr, Insletkerzen und Seife 7 fl 10 kr, für den Rauchfangkehrer 1 fl 45 kr, Solarium für die Spitalsväter 20 fl, Grabenräumen der Mühle 30 fl. Somit alle Ausgaben zusammen 1.106 fl 14 kr, also Abgang 245 fl 24 kr.

1714 hatte das Spital große Schulden. Der Herr von Mayerberg und die Gemeinde Ebendorf weigerten sich, den Grunddienst abzuführen. Mayerberg hatte eigenmächtig den Lauf des Mühlbaches verändert, sodaß die Mistelbacher Spitalswiese verwüstet wurde und die Pächter sie nicht mehr annahmen.

1715 ersuchte der Mistelbacher Spitalskaplan die fürstliche Herrschaft, es beim alten Kontrakt von 250 fl und 8 Klafter Brennholz verbleiben zu lassen. Sie möge ihm auch die 60 fl ersetzen, die er durch zehn Jahre den Ministranten gereicht hatte, ebenso dem Dechant die Visitationsgebühr von 3 fl. Das kleine Gärtl im Spital sollte hergerichtet werden und da er den Kelch in seiner Wohnung verwahren müsse, brauche er ein eisernes Fenstergitter. Für den Gottesdienst wäre ein weißes und ein rotes Meßgewand notwendig, für das Muttergottesbild aber ein weißes Kleid. Sollte eine deutsche Pfarre frei werden, so möge man ihn nicht vergessen. Die erhöhten Bezüge erhielt der Kaplan für die sechs gestifteten Messen, die er bei St. Elisabeth zu lesen hatte: eine für die Stifter und Stifterinnen des Spitals, eine für die lebenden und die toten Mitglieder des Fürstenhauses, eine zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens Christi am Kreuze und seiner schmerzhaften Mutter unter dem Kreuze, eine um Aufnehmung des Hauses Liechtenstein, eine um Aufnehmung der christlichen Untertanen und eine um Konservierung des Marktes Mistelbach.

Die Barnabiten forderten, daß die Rechnung über die Mistelbacher Spitalskirche im Pfarrhof gemacht werde, daß von den Legaten und Stiftungen die Reparaturen bezahlt werden; doch der Rest müsse der Mutterkirche zufließen. An den Rechten der Pfarrkirche dürfe nicht gerüttelt werden.

1715/ 1716 betrug der Fleischverbrauch im Mistelbacher Spital: 432 Pfund à 5 kr = 36 fl; 1.207 Pfund à 4 1/2 kr = 90 fl 31 1/2 kr zusammen: 126 fl 31 1/2 kr. Die Rechnung wurde zu Ostern beglichen.

1716 März 16: Für die sechs Stiftungsmessen in der Mistelbacher Spitalskirche erhielt der Geistliche Lorenz Indobler aus dem Wilfersdorfer Rentamte 250 fl 30 kr und 8 Klafter Brennholz aus den fürstlichen Waldungen. Zu seiner Bedienung hatte er einen Knaben und zwar ein Waisenkind von einem fürstlichen Untertan, den er bekleiden und zu verköstigen hatte und auch ihm Rechnen, Schreiben und andere gute Sitten beizubringen hatte. Den Spitälern mußte er in der großen Stube, wo sie sich versammelten, geistlichen Trost spenden. Seine Wohnung hatte er im Spital.

1719 bekam ein Spitäler in Mistelbach: wöchentlich 4 Laib Brot à 5 kr (ausgenommen in der Fastenzeit und an 14 Festtagen), ¼ Pfund Schmalz à 15 kr, 1/2 Seidel Gerste, 3 Halbe Weizenmehl, 3 Halbe Wein (in der Fastenzeit 3 1/2 Maß); für alle zusammen: 5 Metzen Brein à 4 fl 24 kr, 5 Metzen Linsen à 5 fl 48 kr, 5 Metzen Erbsen à 4 fl, für jeden ein Pfund Seife im Jahr und an den Feiertagen einen Extrawein.

1719 Juli 11 wurde das Speiseglöcklein im Schloß Wilfersdorf für die Mistelbacher Spitalskirche geeignet empfunden, damit hier bei Unwetter geläutet werden könnte. Die Herrschaft bestellte jedoch eine Glocke in Wien.

1720 wurde in den Testamenten Mistelbacher Bürger der Armen des Marktes und der Spitäler gedacht.

1726 ersuchte eine Mistelbacher um eine freie Stelle im Spital, da ihr Mann erfroren sei, als er von Tulln das hl. Öl geholt hatte; ferner ein „miserables Weib von Mistelbach", das durch Feuer öfters in einen mittellosen Stand versetzt worden sei; ferner eine Pietistin, die in Poysdorf bei einer Streifung ergriffen worden war.

Durch sieben Jahre wurde im Mistelbacher Spital keine Rechnung gelegt. Man bezifferte den Schaden auf 1.024 fl .31 kr 3 den. Die Spitalmeister kümmerten sich nicht um das Spital, da sie .genug eigene Sorgen hatten.

Eine Witwe nach einem Strumpfstricker in Mistelbach, der bei einem Jahrmarkt erschlagen wurde, fand Aufnahme im Spital, ebenso ein Epileptiker und ein Kranker, der von Tag zu Tag im Gesicht abnimmt.

1727 verlangte der Wilfersdorfer Hauptmann, daß die Einfuhr fremder Weine nach Mistelbach unter allen Umständen untersagt werde. Ein Jahr zuvor seien mehrere Strafen verhängt worden, so über den Rösselwirt, der ein Faß Wein einschmuggelte. Ein Viertel der Strafe (3 fl 15 kr) erhielt das Spital.

Der Bürger Üblein nahm von einem Lanzendorfer statt der Geldsumme, die ihm geschuldet wurde, Wein und wurde deshalb bestraft. Die Hälfte der Strafe gehörte der Pfarrholdischen Grundobrigkeit in Mistelbach, die andere Hälfte wurde geteilt, und zwar für das Spital und für die Verbesserung der Wege.

1728 erhielt der Oberspitalmeister in Mistelbach zu den 14 fl eine Aufbesserung von 7 fl, der Unterspitalmeister zu den 10 fl noch 5 fl.

1743 trat der Spitalskaplan in den Barnabitenorden ein; um die freie Stelle bewarben sich der Kurat von Guttenbrunn und der Vikar von Wilfersdorf.

Die Spitäler hatten durch Jahre kein Kleid bekommen. Da einige zerrissen und zerlumpt umhergingen, wurde der Fürst um Trübauer Tuch gebeten.

1745 war beim Spital Mistelbach so übel gewirtschaftet worden, daß Geld aufgenommen werden mußte. Deshalb setzte die Herrschaft einen Spitalmeister bzw. Spitalvater ein, dem zwei erfahrene Ratsmänner zur Seite standen. Die Rechnungen mußten jährlich zur herrschaftlichen Buchhalterei eingeschickt werden.

1754 wurden im Spital noch vier Stüberl gebaut. Der Wilfersdorfer Amtmann hatte mit dem Kaplan, der ihn einen „neugebackenen Amtmann” geheißen hatte, eine scharfe Auseinandersetzung. Die Vorwürfe, der Kaplan lese die Messen nicht genau, waren unbegründet. Im Sommer hielt er sie um 7, im Winter um 8 Uhr. War er verhindert, las ein anderer Priester die Messen.

1755 konnten für die 20 Spitäler, da sich die Spitalskasse erholt hatte, Kleider angeschafft werden.

Das Kapital betrug damals 12.877 fl 28 kr, die jährlichen Zinsen beliefen sich auf 643 fl 51 kr, der Wein- und Getreidezehent machte im Jahr 170 fl aus.

1763 kam eine Bäuerin von einem Ganzlehen in das Mistelbacher Spital, da in dieses nur Liechtensteinische Untertanen aufgenommen wurden. Der Mann dieser Frau war ein Trinker, das stark verschuldete Bauernhaus fiel einem Brande zum Opfer.

1770 behandelte der Landschaftsphysikus Dr. Lorenz Hoffmann in Mistelbach die Dienstboten, die Spitäler und die Gefangenen im Landesgericht. Er gab ihnen auch Arzneien. Darum bat er die Regierung um eine jährliche Beihilfe, weil er von den Ständen nur ein Solarium von 200 fl hatte.Die Gefangenen untersuchte er auch darauf hin, ob sie die Folter aushalten würden.

1772 sollten in das Mistelbacher Spital auch ausgediente Soldaten oder Witwen und Waisen gefallener Soldaten kommen. Aber die Stiftung lautete auf Hausarme von Mistelbach, die ihr Brot nicht mehr durch Arbeit verdienen könnten. Wäre noch Platz, so gebe die Herrschaft Arme aus dem Bereiche der Wilfersdorfer Herrschaft dahin.

Veröffentlicht in: Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart, 1970

Ausgestorbene Handwerker im Weinlande

Balneator – Bader beim Rainbrunn in Poysdorf 1641.

Bildhauer – Mistelbach 1737.

Büchsenmacher – Mistelbach, Feldsberg und Poysdorf 1767.

Drechsler.

Eierhändler – Poysdorf 1855, Falkenstein/Eiergasse, Katzelsdorf/die Gelbfüßler.

Essigsieder – Wilfersdorf, Poysdorf 1855, Drasenhofen, der weit nach Böhmen und Mähren handelte.

Färber – Poysdorf 1767.

Fellfärber – Poysdorf 1791.

Fischhändler – Poysdorf 1880, Matthias Dungl 1798.

Germhändler kam von Lundenburg.

Goldschmied – Poysdorf 1637 Esaias Holz und Mistelbach 1675 Elias Freihuber.

Häckseltruchenverfertiger – Poysdorf 1825.

Hafner.

Handschuhmacher in Schrattenberg als Heimarbeit.

Hutstepper – Mistelbach 1716.

Kammacher, Kässtecher, Kotzenmacher – Poysdorf 1825.

Kupferschmied – Mistelbach 1613.

Lebzelter – Poysdorf Rudolf Fritsch 1945 gestorben.

Nadler – Poysdorf 1767.

Perlmutterdrechsler – Wetzelsdorf 1890.

Pfeilschmied – Zistersdorf 1285 [?].

Reitermacher – Poysdorf 1855.

Salitergräber – Poysdorf 1783, kamen aus Mähren.

Salpetermeister – Poysdorf 1790.

Sauschneider kamen 1780 von Salzburg.

Schabelmacher – Poysdorf.

Schnallenmacher – Poysdorf 1771.

Schwarzklampfer – Poysdorf 1817.

Siebmacher – Poysdorf 1740.

Stellfuhrmann – Poysdorf 1830.

Strohschneider – Alt Lichtenwarth 1756.

Strumpfwirker – Poysdorf 1767.

Tschischenmacher [?] – Ringelsdorf 1827.

Tuchmacher und Tuchscherer – Asparn an der Zaya.

Unschbitter [?] – Zistersdorf 1285 [?].

Wachszieher – Poysdorf 1666.

Weißgerber – Poysdorf 1767.

Wildbrethändler – Poysdorf 1787 im Haus Nr. 20.

Weißblecher – Poysdorf.

Zaunmacher – Poysdorf.

Die Industrialisierung vernichtete das Kleingewerbe, da die Handarbeit mit der Maschine nicht konkurrieren konnte. Es war die erste Gewerbe-Revolution, die nach 1800 einsetzte und dem Handwerk große Verluste brachte. Heute erleben wir die zweite Revolution, die dem Handwerk neue Wege weist; denn in der Geschichte gibt es keinen Stillstand, sondern einen Fortschritt, dem sich der Mensch nicht entziehen kann.

Quellen:

Grundbücher und Verlassenschaftsabhandlungen im Bezirksgericht Poysdorf

Franz Binder „Die Chronik von Zistersdorf“.

Auszählreime unserer Kinder

Was deine Ahnen wert gehalten,

dem bleibe treu dein Lebelang.

Die Jungen schmückt der Brauch der Alten,

es klingt ihr Herz in Wort und Sang.

Kindertage, Jugendzeit! — Wie liegt ihr so weit, ihr Tage des Frohsinns und der heiteren Lust! Überhaucht vom verklärten Duft der Vergangenheit erscheinen sie uns, alles Bittere und Herbe ist ihnen genommen, die Schmerzen sind vergessen. Mit zarter Innigkeit pflegen wir die Erinnerung an diese Tage der Kindheit. Auf der Dorfstraße, auf den freien Plätzen, hinter der Scheune, auf der Wiese und im Garten spielten wir, sangen und jauchzten nach Herzenslust. Da regte sich die Freude am Erzählen, wir dichteten und reimten, vieles übernahmen wir von den älteren Schulkameraden. Beim Versteckenspiel, beim Nachlaufen und Fangen zählten wir aus. Diese Reime sind die ersten dichterischen Versuche der Kindheit, sind die ersten Anfänge der Volksdichtung. Sie gewähren einen Einblick in das Denken und Fühlen unserer Jugend und in ihnen steckt manch goldener Kern uralter Überlieferung. Die heiligen Zahlen 3, 7 und 9 spielten da eine große Rolle.

Schon das Auszählen der Kinder, die sich am Spiele beteiligten, ist ein Brauch, der beweist, daß auch die Kinder dem Zufall einen großen Spielraum lassen. Die Ahnen losten ja auch oder warfen die Runenzeichen, sie beobachteten den Vogelflug und ließen sich in ihren Handlungen vom Zufall leiten.

Solche Auszählreime sind:

Ich und du

und Müllers Kuh,

Müllers Esel der bist du.

Eine kleine Maus

lief durchs Rathaus,

wollte sich was kaufen,

hatte sich verlaufen,

setzte sich ins grüne Gras

und machte sich die Hosen naß.

In einem kleinen Tintenfaß

sitzt der Herr Hokulasch.

Wie sah er aus? (Das Kind nennt eine Farbe)

Hast du schwarz an dir,

so sag es mir!

Mein Vater hat ein Haus gekauft.

Hinter dem Haus war ein Garten.

In dem Garten war ein Baum,

auf dem Baum war ein Nest,

in dem Nest war ein Ei,

in dem Ei war ein Dotter,

in dem Dotter eine Uhr.

Die schlug ein, zwei, drei

und du bist frei.

Gestern hab ich Kegel geschoben,

ist mir Kreuzerl übrig blieben.

Kreuzerl hab ich Vater geben,

Vater hat mir Staberl geben,

Staberl hab ich Lehrer geben,

Lehrer hat mir Pratzerl geben,

Pratzerl hab ich Schuster geben,

Schuster hat mir Stieferln geben,

Stieferln hab ich Schneider geben,

Schneider hat mir Hosen geben.

Hosen hab ich zerrissen

und beim Fenster außig’schmissen.

April, du bist ein Krokodil.

Hättest du den Brief nicht aufgemacht,

hätt’ ich dich nicht ausgelacht.

S, a, u,

der Esel der bist du.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,

fahrn wir mit der Dampfmaschin,

Dampfmaschin ist brochen,

fahrn wir nächste Wochen.

Nächste Wochen ist schon zu spät,

sagt der Vater, „Du bist blöd.“

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,

auf der Straße Nummer sieben

steht ein kleines Bauernhaus.

Kugele, Kugele, du bist draus.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,

meine Mutter kochet Rüben.

Meine Schwester kochet Speck,

schneidet sich den Finger weg.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,

Die Stiege kracht,

das Haus fällt ein,

du mußt es sein.

Ich heiß Peter, du heißt Paul,

ich bin fleißig, du bist faul.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun,

wie hoch ist der Baum?

Wie hoch ist das Haus?

Du bist draus.

Eins, zwei, drei,

Butter auf dem Brei,

Butter auf dem Speck

und du mußt weg.

Eins, zwei, drei,

picka, pockanei,

picka, pocka, Haferstroh,

liegen 14 Kinder do.

An, dann, deg, du bist gleich weg.

Eins, zwei, drei, du bist gleich frei.

Eins, zwei, drei

hinter meiner,

vorder meiner.

Wer nicht versteckt ist,

der muß es sein.

Auf der Straße Nummer sieben

steht ein kleines Bauernhaus,

hupft ein kleiner Floh heraus,

hupft in den Klee

und schreit „0, weh!"

Die Kinder lieben die Reime; selbst den Spott kleiden sie in die Form eines Reimspruches, z. B.:

Hans, schlacht die Gans,

schlacht sie gut, daß sie blut!

Michel mit der Sichel

geht grasen für die Hasen.

Schier unerschöpflich ist in dieser Hinsicht die Einbildungskraft des Volkes und unserer Kinder. Langsam scheint diese Quelle zu versiegen. Wie sich das Volk der schönen, alten Tracht und Lieder schämt und lieber mit dem Zeitgeist und der Mode geht, so entschwindet auch unserer Jugend die Lust und Freude am Fabulieren, am Dichten und Spielen. Die Neuzeit mit ihrem Sport steckt unsere Kinder an, Kino und Radio beeinflußten Geist und Gemüt und lenkten die Kinder in andere Bahnen. Sie finden diese alten Reime für blöd und abgeschmackt, lachen darüber und so kommen sie langsam in Vergessenheit.

Veröffentlicht in: Deutsche Heimat, 1930, S. 10 - 12

Bäuerlicher Hausrat in Schrattenberg 1775

Die große Urbarialreform im Zeitalter der Aufklärung verlangte von den Herrschaften genaue Verlassenschaftsprotokolle, die nach dem Ableben eines Untertans von den Beamten verfasst und eingeschrieben wurden, mancher Amtmann war sehr pflichteifrig und gab alles an, was er in Haus, Hof, Scheune und Keller fand, und berechnete alles genau nach dem ortsüblichen Preis. Heute gewähren uns diese alten Protokolle einen lehrreichen Einblick in das wirtschaftliche und kulturelle Leben der Bauern in jener Zeit, die nach den schlesischen Kriegen über unsere Heimat hereinbrach. Das Land war erschöpft, die drei Missjahre 1769, 1770 und 1771 hatten den Sparpfennig, wenn überhaupt einer da war, aufgezehrt, die Keller waren leer, am Dachboden fand man oft nur den Samen, den der Bauer für die Aussaat brauchte, Heu und Stroh fehlten, es war eine schwere Krisenzeit, die aber doch von unseren Ahnen überwunden wurde; Fleiß, Arbeit und Sparsamkeit heilten die Wunden und brachten wieder bessere Tage.

Der Lebensstandard war ein niedriger in den Bauerndörfern um Feldsberg, wenn wir zum Vergleich die Protokolle der fürstlichen Beamten und Bediensteten heranziehen. Der Bauer war mit dem Wenigen zufrieden, was er besaß und sich erwirtschaftete; die Einnahmen deckten die Ausgaben, und was er seinen Nachkommen hinterließ, waren keine großen Beträge.

Dabei muß man bedenken, dass Schrattenberg eine Gemeinde war, die ausgedehnte Weingärten besaß, der Weinbauer ist immer besser gestellt als der Getreidebauer, der eine Krisenzeit stärker und länger spürt. An den sonnigen Abhängen der Lößhügel gedeiht noch immer in Schrattenberg ein guter Wein, den auch J. Krickel 1832 lobend erwähnt, als er über Eisgrub nach Brünn reiste.

Die anspruchslose Genügsamkeit unserer Ahnen lesen wir aus den Protokollen, sie kauften nur das, was sie notwendig brauchten, es musste auch nicht schön oder luxuriös sein, wohl aber fest und dauerhaft. Die Einrichtung des Hauses war häufig eine dürftige und einen Kleiderluxus schienen die Alten, die mit einem Fuß im Grabe standen, nicht gekannt zu haben, ein Arbeitskleid und ein Sonntagsgewand genügten vollkommen.

Wie unsere Ahnen wohnten, wie sie kochten, wie sie sich kleideten, wie das Presshaus, die Scheune und der Keller ausschauten, welche Arbeitsgeräte sie gebrauchten und wie sie die benannten, lesen wir in den Protokollen. Dass diese Namen sich bis heute nicht geändert haben, beweist den konservativen Geist unsere Landvolkes, ebenso war die soziale Gliederung der Dorfbewohner noch die aus dem Mittelalter, weil es noch immer Ganz-, Halb-, Viertellehner, Hofstättler, Hauer und Inwohner gab.

Die Häuser waren aus trockenen Lehmziegeln, selten aus gebrannten Ziegeln gebaut, hatten kleine Fenster und waren meist mit Stroh oder Schilfrohr gedeckt, die Ziegel machten sich die Bauern selbst, trockneten sie in der Sonne oder brannten sie in eigenen Erdwohnungen in einem Hohlweg, die erst vor einigen Jahrzehnten verschwanden.

Das Bauholz bezog der Bauer aus dem Theinwald oder aus dem Lundenburger Revier an der March und ließ es zuerst gut austrocknen, bevor er es zu einem Bau nahm; das Brennholz zersägte er mit der Hand, spaltete es und machte im Garten runde Kegel, die in der Sonne gut trockneten. Die Holz- und Rebenbürdeln, die nach dem alten Schillingmaß (= 30 Stück) gezählt wurden, schlichtete er zu einem Stoß zusammen, neben dem die „Weingartenmurer“ (= die ausgehackten Weinstöcke) lagen. Fand er geeignetes Holz, so machte er daraus „Spelten“ für den Zaun; mancher Häusler benutzte für seinen Gartenzaun Weidenruten oder Dornen, die er kunstgerecht zu flechten verstand; musste er aus dem Walde einen Eichenstamm für Weinfässer holen, so gebrauchte er den „Holzheber“.

Die Kücheneinrichtung: ein offener Herd, Feuerfund, Rost, Schürhaken, Bratspieß, Pfandl, Schöpflöffel, Bratpfanne, Fleischstock, Backtrog, Hackstock, irdene Teller, Tellerkorb, Nudelbrett, Messingmörser mit Stößl, Rührfass, Rührkübel, Butterfass (1773), Brotrehm (zum Aufbewahren der Brotlaibe), Schnellwaage, Essigkrug, Speisealmer, Speisekastel, Zinnkasten für die Zinnteller, -schüsseln und –löffel, ½ Zimet, das in Zistersdorf geeicht wurde, Kuchel-, Geschirr- und Schlüsselstellen, Lichtschneuze, Selchfleisch und Zeger mit der Weinflasche. Das irdene Geschirr brachten die Töpfer aus Neu-Prerau, Kanitz oder Holitsch in Mähren, von Groß-Schützen, Slowakei, erschienen zur Zeit der Feldsberger Jahrmärkte Meister mit der bekannten „Habanerware“, die von den Frauen gern als Küchenschmuck gekauft wurde.

In der guten Stube: Holztisch, Bank, Sessel, Betschemel, Lehnstuhl Holzuhr, Schubladkasten, Hanguhr, Kleiderstellen (zum Aufhängen des Gewandes), einspäniges Bett, Himmelbett, kleines Bett, Kanapee, Kotzen, Federtuchent, Wandkreuz, Weihbrunnkessel, Glasbilder, Tisch, Vorhäng, Bettvorhäng und Handtücher aus Zwillich und grober Leinwand, ein spanisches Rohr, Kleidertruhen, Bügeleisen und Gewandrolle.

Männerkleider: Wamsel, Wollrock, Zeugkamisol, Lederhose, Kamisol, Leibl aus Barchent, Ärmelleibl, weißtuchener Pelz, Fallina (= Pelzmantel), Handschuhe, Strümpfe, Pelz aus braunem Tuch, Bruststück, Fürtuch, Schuhe und Stiefel.

Frauenkleider: Korsett, „kronraschener Rock“, „Kanafaß Küttel“, grünseidene und rote Tücheln, Tauftuch, blaue und weiße Hauben, Reißhaube, schwarzsamtene, seidene und rotsamtene Hauben, Halstücher, feine weiße Tüchel, grobe Hemden, Wolle und Garne.

In der Kammer: Wäschemolter, Waschkessel mit Dreifuß, Wassertrog, Zuber, Wollkrempel, Wollrad, Spinnradl, Schwingrad, Laterne, Simperln, Säcke aus Zwillich, Stößl, Kuhschellen, Schafschere, Sense, Sichel, Schleifstein, Tengelhammer, Rechen, Heu- und Reichgabel, Schaufel, Hanselbank, beschlagener Metzen, Getreideviertel, Schnitzelbank(?), Säge, Bohrer, Handsäge, Malter, Schläglhacke, Hacke, Hand- und Rollreiter, Krautstander, Mardereisen und Gießkanne.

In der Scheune: Kleeheu, Bund- und Rittstroh, Rossbarren, Maßsteigen (für die Gänse), Schweingrand, Mistkreil, Dunggabel, Steigleiter, Wagenheber, Halbwagen, Schubkarren, Wiesbaum, Windmühle, Wagenseil, Wagenflechte, Reitsattel, Wagenheber, Sperrkette, Windschaufel, Sand-, Futter- und Strohtruchen.

Im Preßhaus: Presse, Weinbaum, Steinpresse, Preßbaum, Preßhölzer, „Preß Stutl“, Weinpresse mit und ohne Tenne, Winde, Seil, Nabingerpress, „Butaillen“, Branntweinkessel, Heber, Weinvisier (zum Bestimmen des Fassinhaltes), Gießkorb, Schussgatter, Weinrinnen, Handreiter, Haarsieb, Rohrreiter, Mölterl, großer Fassbohrer, eiserne Reifen, Scheren, Weinhaue, große Grabscheren, Reithaue, Grabscheite, Stemmeisen, Krampen, Grabschaufel, Reif-, Bind- und Weinmesser, zwei Ubinger, Weinload, Bodung, kleine, mittlere und große Untersatzln, Schüttbodung, Mostlschaff, Bödingl, Viertelschaff, Überwerfbodung, Butten, Boding, Fässer mit Holz- und Eisenband von ½, 4, 5, 10 und 12 Eimer, Schüttfass und Fornatschrinnen mit den dazugehörigen Sackerln.

Fornatschrinnen dienten dazu, um einen Süßmost aus den frisch gepreßten Trauben herzustellen, den man auch „Vanaz“ nannte, durch die Sackerl wurde er filtriert und war eine Spezialität, die teuer verkauft wurde. Der Vanaz von Schrattenberg ging meist nach Mähren, der von Herrnbaumgarten nach Krems. Heute wird er nicht mehr erzeugt, sodaß sich selbst die ältesten Hauer nur mehr dunkel an den Vanaz erinnern können.

Auf dem Dachboden: Korn, Weizen, Hafer, Heiden, Mehlbodung, aber wenig Gerste, die Tore sowie die Türen sperrte man mit Riegeln oder Vorhängschlösser ab.

Im Stall gab es Kühe, Pferde, Schweine, Gänse, Hühner und Schafe, Bienenstöcke waren selten in den Gärten anzutreffen.

Ein Knecht hatte einen Jahreslohn von 12 fl, eine Melkkuh kostete 16 fl, ein Zuchtschwein 4 fl, eine einjährige Kalbin 5 fl, ein Mastschwein 10 fl, ein Schaf 1 fl 20 kr, 1 Gans 24 kr, 1 Huhn 7 kr und eine Fuhr Mist 24 kr.

Der Kranke holte sich ärztliche Hilfe bei den Badern in den umliegenden Ortschaften: Feldsberg, Herrnbaumgarten, Hausbrunn, Ameis und Falkenstein; eine Apotheke und ein Spital gab es in Feldsberg, das Karl von Liechtenstein 1605 gegründet hatte, es wurde von den Barmherzigen Brüdern geleitet. Wer dringend einen Kuraufenthalt benötigte, ging in das Schwefelbad Voitelsbrunn.

Seelenmessen für die Verstorbenen zahlte man bei den Franziskanern in Feldsberg und Zistersdorf, bei den Kapuzinern und Piaristen in Nikolsburg, in Maria Moos - Zistersdorf, in Schoßberg - Slowakei, in Maria Zell und Lilienfeld, kleinere Geldspenden überwiesen die Schrattenberger testamentarisch der Corporis Christi Bruderschaft in Feldsberg, der Schrattenberger Bruderschaft der Dreifaltigkeit auf ein ewiges Licht, den Ortsarmen und für ein neues Kreuz.

Nach alter Sitte erhielten bei einem Begräbnis die Leichenträger einen Wein und die Schulkinder, welche dem Toten die letzte Ehre erwiesen, eine Geldspende. Die Märkte besuchten die Schrattenberger in Feldsberg, das Leder kauften sie in Nikolsburg, mit dem Getreide fuhren sie nach Lundenburg, die Gänse verkauften sie den Juden in Nikolsburg und der Wein ging nach Mähren, denn die Fuhrleute, die von den fürstlichen Herrschaften in Goldenstein, Eisenberg, Hohenstadt, Sternberg, Plumenau, Kromau und Butschwitz nach Feldsberg kamen, nahmen auf der Rückfahrt Wein mit. Der Dorfrichter holte sich seine Befehle und Weisungen in Feldsberg beim Amtmann der Liechtensteinischen Herrschaft.

Gerne besuchten de Schrattenberger das Städtchen Feldsberg, freuten sich an dem Glanz der fürstlichen Residenz, bewunderten die prachtvolle Hofhaltung und die großen Jagden, sahen vielleicht auch den Volkskaiser Josef II., der jeden Sommer als Gast in Feldsberg weilte; für ihn war eine bequeme Straße („Fürstenweg genannt“) von der Brünnerstraße durch den Trunauwald gebaut worden.

Quellen: Verlassenschaftsprotokolle der Herrschaft Feldsberg im Bez. Ger. von Poysdorf

Veröffentlicht in: „Unsere Heimat“ Jg. 17, Nr. 7, 1. 10. 1946, S. 164 -167

Bäuerliches Frühlingsbrauchtum

Unsere Ahnen betrachteten die Natur, den Jahreszeitwechsel, das Wachsen, Gedeihen und Absterben sowie die Elementarereignisse nicht mit den Augen eines modernen Gelehrten, sondern mit denen eines Kindes. Sie erkannten deutlich den harten Kampf des Guten und des Bösen, die aufbauenden und zerstörenden Kräfte in der Natur und erklärten sich diese Erscheinung als einen Kampf zwischen guten und bösen Geistern. Diese waren die Dämonen, Hexen und Riesen, die dem Menschen nur schaden und ihn verderben wollen, man spricht heute noch von Wetterhexen und Winterriesen. Nicht untätig schauten die Vorfahren diesem Kampf der Naturgewalten zu, im Gegenteil waren sie eifrig bemüht, hier helfend einzugreifen und mit ihren schwachen Kräften das Böse abzuwehren und dem Guten zum Siege zu verhelfen.

Schon in den Rauhnächten zur Zeit der Wintersonnenwende geht das Ringen der Geister an, die nur Not und Verderben dem Menschen bringen. Da geht noch heute der Bauer mit einer Glutpfanne voll glühender Kohlen, auf die er einige Harzkörner streut, still und ernst um sein Anwesen und räuchert alles aus um die Dämonen abzuwehren und das Haus vor Unglück zu bewahren (Gaiselberg). Das Dreikönigssingen ist eigentlich nichts anderes als das uralte Perchtenlaufen, das noch in den entlegenen Alpentälern gepflegt wird. Die Sternsinger müssen über die Felder in das Nachbardorf laufen und hier singen. Wir sehen in diesen Brauch den alten Lärmzauber aus Urväterzeit, der die Winterriesen vertreiben sollte. Den selben Zweck hatten die lärmenden Fastnachtsumzüge, das Glöckeln und Aperschnalzen im Februar, dieser Lärm entspringt dem alten agrarischen Brauchtum, die schlummernden Naturkräfte zu wecken und die bösen Unholde zu vertreiben. In dem Springen und Tanzen aber liegt ein Fruchtbarkeitszauber, denn in Nordmähren sagten die Bauern: „So hoch die Mädchen im Fasching beim Tanze springen, so hoch wird der Flachs wachsen“ Nichts fürchtete man in alter Zeit mehr als eine Missernte, Hungersnot und eine Seuche unter den Weidetieren.

Verschwanden Schnee und Eis, zeigte sich an den Bäumen und Sträuchern die ersten jungen Triebe, erschienen auf den grünen Wiesen die Blumen und kehrten die Zugvögel heim, dann wusste der Mensch, dass die Macht des Winters gebrochen war. Der Frühling, das Licht und die Sonne hatten gesiegt, die Natur feierte ihre Auferstehung nach dem langen Winter. Die Dorfjungen ratschen auf den Straßen (Lärmzauber), geweihte Palmzweige, Holzkreuze – das Holz wurde Karsamstag bei der Feuerweihe gesegnet – und die Schalen der geweihten Eier steckte man in die Erde, damit sie fruchtbar werde und dem Bauern reichen Ertrag gebe. Mit der Osterrute (Karbatsch) schlagen die Burschen die Mädchen, dass sie gesund bleiben. Der Osterspaziergang, den Goethe in seinem „Faust“ ein Denkmal setzte, ist ein Flurumgang, den man in der Buckligen Welt „Grüngehen“ nannte. Der Bauer schritt mit seinem ganzen Hofgesinde – alle trugen weiße oder wenigstens lichte Kleider – durch die Felder, der Besitzer ging in der Mitte und betete um den Segen des Allmächtigen, während die Knechte fleißig aus den Pistolen schießen mussten, es war keine Hetz sondern ein andächtiger und stimmungsvoller Gang durch die erwachte Natur. Als Knaben besuchten wir am Ostertag immer die Felder, steckten überall Palmzweige und Holzkreuze in die grünen Saaten, freuten uns an der warmen Sonne an dem Trillern der Lerchen und an den plätschernden Wiesenbächen mit ihren ersten Blumen. Ein Wasser trinken durften wir nicht, denn die Mutter hatte uns eingeschärft, dass vor Georgi das Quellwasser ungesund ist, erst wenn dieser Drachentöter den Winter besiegt hat, soll man im Freien trinken.

Beliebt ist zu Ostern das „Emausgehen“, der Bauer besucht seine Bekannten und Verwandten in den Nachbargemeinden und wählt dabei den Weg durch die Felder und Weingärten, um sich an der erwachenden Natur, an dem Wachsen und Gedeihen der Feldfrüchte zu freuen. Dieser Gang erinnert an das alte „Kornaufwecken“. In Poysdorf versammeln sich an Ostertagen beim Morgengrauen die Bewohner beim Ölberg zu einer kurzen Andacht, die sicher ein Überrest von dem Kornaufwecken ist. Die Osterfeuer sind im Weinland unbekannt.

In Südmähren pflegen die deutschen Gemeinden den schönen Brauch des Oster- oder Saatreitens. Eine festlich geschmückte Reiterschar bewegt sich am Ostertage auf der Dorfstraße zur Kirche. Die Ortsburschen tragen die bodenständige bäuerliche Kleidung: Stiefel, ein ausgeschlagenes Hemd, eine grüne Schärpe über der Brust, 3 Kornähren und ein künstliches Eichenblatt auf dem Hut, auch die Pferde sind geschmückt. Das Lederzeug glänzt in der hellen Morgensonne und in der Mähne sieht man etwas Grünes. Verboten ist alles Moderne sowie jede Hetz, Ulk und ein kitschiger buntfarbiger Schmuck. Der Vorreiter hält ein Holzkreuz, das der Geistliche segnet. Nun bewegt sich der Zug in 2er Reihen singend und betend durch die Felder der Gemeinde, ab und zu schmettert der Hornist auf seiner Trompete ein Reitersignal, dass sich die Pferde aufbäumen und nervös werden. Die Jugend zeigt bei diesem Ritt einen würdevollen Ernst und andächtige Stimmung. Es ist ein schönes Bild, wenn man von einem Hügel das weite Tal überschaut und überall die Osterreiter sieht, die in einem langen Zug durch die Heimatfluren reiten und um den Segen des Allmächtigen auf die Saaten bitten. Kommen die Burschen zur Dorfkirche zurück, so übergibt der Vorreiter das Holzkreuz und die große Saatkerze dem Geistlichen, der einen Dankgottesdienst hält, bei dem die Kerze brennt.

Bekannt sind die Flurumzüge an den Bittagen in der „Kreuzwoche“, zu denen früher jedes Haus eine Person schicken musste. 1544 werden sie in Poysbrunn erwähnt, wo der Pfarrer plötzlich mitten in den Feldern 12 kr für ein Frühstück von den Bauern verlangte. Da sie nichts hergaben, ließ er sie stehen und ging heim. Er forderte auch den „Beichtkreuzer“, den Kaiser Josef II. verbot. Die Gemeinde Großkrut ging 1740 nach Walterskirchen, um hier für ein gesegnetes Jahr zu beten. Im Wilhelmsdorf wurde nach 1833 jeder, der am Vormittag der Bittage mit der Hand auf dem Feld arbeitete, bestraft und zwar zahlte er 1 fl in die Armenkasse. In Poysdorf gingen die Musikanten und Fahnenträger und ein Polizeimann, weil hier die Jugend frech und ausgelassen war. Die Gemeinde zahlte den Musikanten 3 fl 37 kr, den 11 Fahnenträger je 26 kr, den Nachtwächtern und dem Polizeimann je 21 kr (1861). Die Prozessionen gingen ins Korn- dann ins Haferfeld, die Dritte ins „Biri“ und die 4. zur Bründelkirche, damit der Markt von allen Seuchen verschont bliebe. Heute ist jeder Umgang schlicht und einfach, die Musik fehlt, im Zuge herrscht Ordnung und auch Andacht, obwohl man hier und da derbe Worte oder Witze hört, die aber von den Satze „Bitte für uns!“ unterbrochen werden.

Es ist ein heller und sonniger Morgen, die Tautropfen auf den Gräsern glitzern wie Diamanten, ein leichter bläulicher Dunstschleier liegt über dem stillen Tal. Vom Heidberg weht ein frisches Lüftchen und schüttelt die blütenreichen Obstbäume der Straße, auf der die Andächtigen singend und betend dahinschreiten, rechts und links sieht man üppige dunkelgrüne Wintersaaten, daneben keimende Gersten- und Haferfelder, geschnittene Weingärten, frisch gepflüge Äcker – überall ein Wachstum und Gedeihen, ein Blühen und Sprießen, das jeden mit Freude erfüllt. Die Prozession verschwindet in einem Hohlweg, nur die flatternden Fahnen sieht man und der Gesang der Leute wird vom Klang der Kirchenglocken übertönt. Da windet sich ein Personenzug wie eine dunkle Raupe durch die Fluren und auf der Straße rattert ein schwerer Kraftwagen langsam den Hügel hinan – dann ist es still und man spürt die andachtsvolle Stimmung des Tages. Bei dem Bildstock, der mit einigen Blumen geschmückt ist, bleiben alle stehen. Der Geistliche spricht ein Gebet, segnet die Fluren, eine Lerche trillert ihr Morgenlied, die Leute im nahen Weingarten unterbrechen ihre Arbeit und sprechen leise das Gebet mit, der Ackersmann hält seine Pferde an und entblößt das Haupt, während die Tiere neugierig der Kopf heben über die vielen Menschen, die auf dem Feldweg stehen.

Der Weg, den die Prozession nimmt, ist seit alter Zeit immer derselbe und es würde keinem Menschen einfallen eine Änderung vorzunehmen, auch die Lieder sind stets die gleichen nur legen wir heute dem Satze: „Höre gnädig unsere Bitte, wende ab von unseren Hütte, Krankheit, Pest und Hungersnot!“ nicht jene Bedeutung bei, wie es unsere Vorfahren taten, welche diese Drei fürchteten.

Der schönste Flurumgang – am Fronleichnamstag – bewegte sich früher auch durch die Felder und ist heute auf den Ort beschränkt. Vor 200 Jahren pflegten die Dorfburschen den Pfingstkönig zu wählen, der hoch zu Ross mit grünen Zweigen und Blumen geschmückt durch die Felder ritt, wobei ihn die anderen Kameraden begleiteten (z.B. in Wetzelsdorf). Sie ritten in die Nachbargemeinden und tauchten ihn zum Schuss in ein Wasser. Das Pfingstschnalzen und -schießen als Lärmzauber ist längst vergessen. Einzelne Gemeinden hatten ihre besonderen Prozessionen, z.B. Wilfersdorf an dem Tage des hl. Anselm gegen die „Buzenstecher“, Wetzelsdorf zum Sechterberg am Johannestag gegen die Blattwickler und Asparn a.d. Zaya nach Wenzersdorf, Oberleis, Grafensulz, Hüttendorf, Mistelbach und Staatz, diese Gemeinde hatte eine besonders große Wanderlust gehabt. In den Orten um Wien veranstalteten die Bauern am Frauentag (15. August) einen Umzug durch die Felder, der „Felderbesegnen“ hieß, und die Weingartenhüter einen am Laurentiustag.

Nach der Ernte und Weinlese hörten diese bäuerlichen Sitten des Lärmzaubers und der Abwehr auf, da die Feldfrüchte gut unter Dach und Fach waren.

Quellen:

Gemeindegedenkbuch Poysdorf

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv

Dr. B. Geramb: „Deutsches Brauchtum in Österreich“

J. Maurer: „Geschichte des Marktes Asparn a. d. Z.“

Veröffentlicht in: Mistelbacher Bote, 1., 8. und 15. März 1958, jeweils S. 2

Bauernhochzeit in Poysbrunn

Die Ortschaft Poysbrunn liegt im Falkensteiner Bergland, abseits der großen Verkehrswege, so dass sich hier noch mancher alte Brauch im Volksleben erhalten hat und noch heute in Ehren gehalten wird. Dies gilt vor allem von der Hochzeit, dem großen Wendepunkt im menschlichen Leben, der zwei junge Menschen für immer verbindet, bis sie der Tod scheidet. Schon frühzeitig schaut sich der Bursche unter den „Menschan“ des Dorfes oder der Umgebung um „etwas Passendes“ um; vor allem muss sie Geld und Grund besitzen, von der Wirtschaft etwas verstehen und eine gute und fleißige Arbeitskraft sein; Geldheiraten werden da mitunter ganz glücklich, während Neigungsehen häufig scheitern, weil der besitzende Teil dem andern vorwirft, dass er nichts in die Ehe brachte; dann fallen die Ausdrücke „Bettelbui“, „Betteldirn“ und der Glücksstern des Lebens erlischt in Zank und Streit.

Die schattige grüne Allee, die vom Schloss zum Wald führt, ist der Treffpunkt der Liebespaare an einem Sonntagnachmittag. Da „geht er mit ihr“, was man allgemein als ein ernstes Zeichen betrachtet, dass aus beiden ein Paar wird. Bei Tanzunterhaltungen führt er sie aus, tanzt mit ihr, schenkt ihr ein großes Lebzeltherz, begleitet sie nach Hause, besucht sie im Elternhaus und zeigt auf solche Weise seine ernsten Absichten. Genug Hindernisse müssen noch weggeräumt werden, die sich dem Liebespaar in den Weg stellen und die genau bereinigt werden müssen. Da handelt es sich um die Mitgift, um die Grundstücke, um Haus und Hof, um Weingärten und Vieh. Hat sich das Brautpaar geeinigt, so halten sie mit ihren Eltern an einem Sonntagnachmittag Zwiesprache, wo der Heiratsvertrag seine endgültige Form erhält – oft nach hartem schweren Kampf, weil gar mancher „Dickschädel“ nicht ohneweiters nachgeben will; da sind es in der Regel die Mütter, die den Kindern mit Rat und Tat zur Seite stehen und überall helfend eingreifen, sodass trotz Donner und Blitz alles einen guten Ausgang nimmt. Beim Notar wird dann der Vertrag geschlossen und der Tag der Hochzeit festgesetzt.

Der Handschlag und das Manneswort gelten; eine Verlobung und ein Polterabend sind hier unbekannte Dinge. Dass ein Kuppler manchmal die Hand dabei im Spiele hat, kommt auch vor, besonders bei Heiraten in ein anderes Dorf.

Wird das Brautpaar in der Kirche „von der Kanzel geworfen“, so darf es nicht anwesend sein; darum gehen beide lieber nach Falkenstein oder nach Poysdorf, wo sie verschiedene Besorgungen machen. Der Bräutigam schenkt der Braut Blumen, er besorgt die Ringe, kauft ihr die Schuhe oder ein schönes Hemd.

Die Hochzeit findet meist an einem Sonntag oder an einem Dienstag statt; das Brautpaar ladet die Verwandten und Bekannten persönlich zu dem „Ehrentag“ ein; niemanden dürfen sie übersehen oder vergessen, da dies eine schwere Beleidigung wäre.

Die Vorbereitungen zum Hochzeitsmahl übernimmt eine Köchin, die sich da schon gut auskennt; da wird ein Kalb geschlachtet, dann ein Schwein, mehrere Hühner, Enten und Gänse; das alles muss hergerichtet werden, dazu kommen noch ganze Schüsseln Back- und Zuckerwerk, Torten und Gugelhupfs, sodass Frauen und Mädchen tagelang damit zu tun haben; die Männer, die nichts davon verstehen und den Frauen nur im Weg umgehen, richten lieber draußen Haus und Hof zusammen oder suchen im Keller den geeigneten Hochzeitswein aus, was allerdings auch eine schwere Arbeit ist und viel Zeit beansprucht.

Das Brautkleid, das im Orte hergestellt wird, hat in der Regel eine graue Farbe und entbehrt aller Zierarten, da man es späterhin auch noch verwenden will; der weiße Schleier mit dem Myrtenkranz schmückt den Kopf und lässt das Gesicht frei; jeder übertriebene Schmuck in der Kleidung wird streng vermieden, da man den Grundsatz „die größte Einfachheit ist die größte Schönheit“ befolgt. In der Hand hält die Braut ein Blumengewinde. Die Buntfarbigkeit fehlt hier gänzlich. Der Bräutigam ist schwarz gekleidet; auf dem Kopfe trägt er einen weichen Hut (nie einen Zylinder); ein Myrtensträußchen ziert den Rock und an den Händen hat er weiße Handschuhe.

Eine gehobene Stimmung herrscht am Hochzeitstage in dem sonst so stillen Dorfe, da es doch etwas zu schauen gibt, worüber man wieder lange Zeit sprechen kann; die Neugierde lässt keine Frau und kein Mädchen daheim; denn sie eilen ins Brauthaus, schauen die Tafel an, gucken durch Fenster und Türen, loben, tadeln, nörgeln und kritisieren, wollen alles besser wissen und verstehen, kudern und lachen, stoßen sich mit dem Ellbogen und verschwinden wieder, um anderen Platz zu machen. Fremde kommen in Wagen angefahren, begrüßen die Brauteltern, machen einen Rundgang durch den Hof, sprechen von Wind und Wetter, von den schlechten Zeiten und den hohen Steuern, von Wein, Vieh und Getreide; unterdessen sitzt die Braut im Zimmer und wird frisiert und gekleidet, wobei mehrere Mädchen helfend zur Seite stehen; weinen könnte sie, weil gerade heute die Locken nicht halten und das Kleid nicht nach Wunsch sitzt; im letzten Augenblick musste sie diesen Fehler noch bemerken und jetzt kann er nicht mehr ausgebessert werden; alle sind nervös und aufgeregt, treppauf und treppab rennen die Weiberleute, rufen, schwatzen, schelten, schimpfen, vergessen was sie suchen, stoßen einen Hefen um, bleiben mit der Schürze hängen, weinen, verwünschen den Hochzeitstag und sind doch wieder froh, dass sie dabei sein können; denn schon spielt die Musik, die den Bräutigam mit seinen Gästen bringt; daheim hat er von seinen Eltern und Geschwistern Abschied genommen, schluchzend vor Rührung gaben ihm Vater und Mutter den Segen, damit ihn das Glück auf dem Lebenswege nie verlasse.

Im Brauthause werden die Leute mit Wein bewirtet; der Bräutigam begehrt noch einmal von seinen zukünftigen Schwiegereltern die Tochter, die ihm ohne irgendwelche Hindernisse übergeben wird. Draußen spielt auf der Straße die Musik fröhliche Weisen; Burschen mit schneeweißen Schürzen schenken den Männern und Frauen Wein ein, niemand wird übersehen, jeder trinkt auf das Wohl des Paares, wünscht ihm alles Gute, dem weiblichen Geschlecht und vor allem der Jugend wird eine Bäckerei gereicht. Unterdessen nimmt die Braut Abschied von dem lieben alten Vaterhaus und den Eltern, die ihrem Kinde den Segen noch mitgeben; es ist ein feierlicher Augenblick, wenn die Braut schluchzend und weinend sich von allen verabschiedet, den Eltern nochmals dankt für alles Gute, das sie im Vaterhause empfangen hat, und der Jugendzeit für immer Lebewohl sagt.

Dann ordnet sich der Zug zum Kirchgang; an der Spitze schreiten die Musikanten, die nach der kräftigen Stärkung fleißig aufspielen; manchmal hört man auch arge Misstöne, die dem Brautpaar verkünden sollen, dass auch die Ehe nicht immer so recht harmoniert, und dass es auch Misstöne geben wird. Den Spielleuten folgen die Kinder, die Kranzeljungfrauen, die Brautleute mit dem Kranzelherrn, beziehungsweise der Kranzeldame, die Verwandten und zuletzt die Eltern des Paares.

Ist der Bräutigam ein Fremder, so wird der Brautzug von den Ortsburschen „verzogen“ („fürziehen“ heißt es richtig); mit einer Schnur, an der bunte Papierbandeln flattern, versperren zwei Burschen den Weg und bieten dem Brautpaar ein Glas Wein; nach dem Trinken wirft man schnell das Glas gegen eine Wand, dass die Scherben klirren; das bedeutet Glück.

Vor der Kirche steht eine große Menschenmenge, vor allem Frauen, die mit kritischen Augen das Brautpaar betrachten; die sehen sehr scharf und wissen jeden Schritt zu deuten; in der Kirche horchen sie genau auf das Jawort der Brautleute; sprechen sie es schnell, dann heißt es: „Die haben‘s eilig!“ Vernimmt man es nicht, dann sind es „Trauminet“. Wurde der Bräutigam „eingefangen“, so flüstern die Burschen: „Michl, sag na!“ Spricht er aber doch das „Ja“, dann murmeln auf dem Chor die Burschen: „Tepp, blöder, du wirst’s noch bereuen!“

Nach der Trauung geht der Brautzug um den Hochaltar und opfert eine Gabe (die Neuvermählten fünf oder zehn Schilling). Die gehen dann bis in die Mitte der Kirche, stellen sich vor den Bänken auf und empfangen von allen die Glückwünsche mit einem Händedruck und Kuss; dass die Ministranten und der Mesner ihren Anteil in klingender Münze erhalten, ist selbstverständlich.

War die Braut eine Chorsängerin, so veranstaltet der Kirchenchor am Vorabend der Scheidenden ein Ständchen und singt nach der Trauung in der Kirche ein Hochzeitslied.

Der Brautzug geht dann in den Pfarrhof, wo die Zeugen die Unterschrift abgeben und das Paar den Pfarrer zur Tafel einladet.

Unter den Klängen der Musik begeben sich alle in das Brauthaus; dabei zeigt sich schon die heitere Stimmung; es wird gelacht, gescherzt, der eine markiert einen Betrunkenen, der andere gibt mit dem Myrtenzweig den Takt für die Musik, Scherzworte und Witze hört man; sind unter den Gästen einige Wiener, so sorgen diese schon für die richtige Stimmung.

Das Brauthaus ist aber versperrt, die Türen und Tore fest geschlossen, ebenso die Fenster und es öffnet trotz kräftigen Klopfens und Rufens kein Mensch das Haustor; alles schaut, blickt in die Fenster, da erscheint plötzlich bei der „Oberlichten“ der Haustür eine Stange, an der ein Strumpf hängt; langsam pendelt er über den Köpfen der geduldig Wartenden, bis endlich ein Beherzter den „Klingelbeutel“ erwischt und absammeln geht; jeder sucht in den Hosentaschen, in der Brieftasche und will nichts finden; da kommt plötzlich über das Dach des Hauses ein Sack voll Hobelscharten oder leerer Maiskolben unter die Gäste geflogen, die auseinanderfahren, als hätte eine Bombe eingeschlagen; die jungen Leute fassen ihn, reißen ihn auf und glauben eine Bäckerei zu finden. Jetzt wird fleißig gesammelt, der Klingelbeutel wandert zurück ins Haus, das aber versperrt bleibt, weil nicht genug Geld im Strumpf war; ihr Missfallen äußern sie mit einer Glocke, die in dem Hausflur fest geläutet wird; nun beginnt die Sammeltätigkeit neuerdings und diesmal sind die Hausinsassen zufrieden.

Das Haustor öffnet sich und zwei Schulkinder in weißen Kleidern begrüßen mit einem Spruch die Neuvermählten. Die Braut nimmt nun den „Brautbauch“ und tritt damit etwas weiter zurück; es ist dies ein kranzähnliches Backwerk, das mit weißer Zuckerschrift auf der Oberseite verziert und mit buntfarbigen Bändern geschmückt ist. In einem weiten Bogen fliegt der „Brautbauch“ in die Zuschauermenge, viele Hände strecken sich aus und zerreißen ihn in der Luft, sodass die Stücke auf die Erde fallen, wo sie die Kinder zusammenklauben. Die Bekannten erhalten aber von dem Brautpaar einen schönen ganzen „Brautbauch“. Die Braut wirft dann noch eine Schüssel voll Kipfeln unter die Leute, die sich darum herumraufen. Während dieser Zeit gehen die Burschen mit gefüllten Weinflaschen herum und schenken jedem Erwachsenen ein Glas voll ein.

Nun kommt die Musik wieder zum Worte und spielt einen langsamen Walzer, den das Brautpaar allein auf der Straße tanzt, während alle anderen zuschauen; den zweiten tanzen die Gäste, sodass der Platz vor dem Hause zu klein wird. Beim dritten Stück – einem Marsch – zieht der Brautzug endlich in das Haus, wo sich die Gäste zuerst umziehen – das Brautpaar darf es nicht tun.

Doch das Essen lässt auf sich warten, sodass die Gäste ungeduldig werden und mit Löffel, Gabel und Messer einen Lärm machen. Jetzt erscheint ein Mädchen und bringt der Braut auf einer Schüssel den Saurüssel, der mit Gemüse schön verziert ist, manchmal ist es auch das Sauschwanzl, das sie nun verzehren muss. Die Braut wird vom Bräutigam in allem bedient, er gibt ihr die Suppe und schneidet das Fleisch. Sonst sind Burschen und Mädchen zum Auftragen, die darauf zu achten haben, dass kein Teller, keine Schüssel und kein Glas leer stehen bleibt. Denn sonst stopfen ihnen die Gäste die leeren Weinflaschen voll Knochen, Papier und Zündhölzchen und legen dazu auch einige Geldstücke. In den Pausen spielt die Musik oder erzählt ein Bursche lustige Witze und Geschichten von bösen Frauen und bissigen Schwiegermüttern, wobei er gleich erwähnt, dass solche hierzulande ganz unbekannt sind.

Der Hausvater oder ein anderer bejahrter Mann führt die Aufsicht über die Speisen, Torten und Backwerk, damit nichts verschwindet; denn die Mädchen, welche auftragen, denken auch an ihre Burschen, die draußen stehen und auf einen guten Bissen warten; unterlässt man diese Vorsicht, so kann es vorkommen, dass plötzlich um Mitternacht die Vorräte verzehrt sind.

Um die Verdauung zu befördern, wird fleißig getanzt; da erscheint in vorgerückter Stunde ein Musikant unter der Zimmertür, stolpert über seine eigenen Füße, reißt im Fallen einen Sessel um und klagt, sobald ihn hilfreiche Hände auf die Füße gebracht haben, dass seine Bassgeige ein Dutzend Junge bekommen habe, die er nicht erhalten könne; darum bitte er um eine kleine Unterstützung, die ihm jeder Gastof, um Weingarten und ViehVieh auch ausfolgt. Zum Danke können sich die Leute ein besonderes Musikstück wählen. Gleich steht ein Bursche auf und fordert den „Poysbrunner Regimentsmarsch“, den auch die Musikanten sofort beginnen; aber schon nach einigen Takten hört man so kreischende Misstöne, dass alles zu lachen beginnt und die Musikanten selbst in das Gelächter einstimmen.

Nun erscheint die Köchin, die eine verbrannte Schürze vorweist und klagt, dass sie kein Geld hat, um eine neue zu kaufen; ihr Mann wäre ein Grobian und prügle sie, wenn sie mit einer solchen Schürze heimkäme. Auch sie erhält von jedem eine Liebesgabe.

Dass man dem Brautpaare auch Geschenke gibt, ist selbstverständlich; doch wählt man dazu nur solche, die im Haus und Hof verwendet werden können. Unter einem Höllengelächter führt ein Bursche einen Kinderwagen herein, in dem auch schon ein Kind – eine Puppe – liegt, die mit einer ulkigen Ansprache der Braut übergeben wird. Die Schulkameraden erscheinen, wünschen dem Paare alles Gute und bitten um den „Brautwein“, den man hier „Lattenhocker“ nennt und den sie im Gasthaus trinken.

Um 12 Uhr mitternachts nimmt die Kranzeldame der Braut den Schleier ab und nun ist sie eine Frau. Der lustige Teil beginnt erst jetzt und endet in der Regel um 4 Uhr morgens, worauf sich alle zur Ruhe begeben.

Doch schon um 9 Uhr ist schon wieder alles zur Stelle, mancher schaut noch ganz übernächtig drein; da bläst ein Musikant auf der Straße Vergatterung, sodass sich die Gesellschaft in Sechserreihen ordnet und unter den Klängen der Musik in den Keller der Braut zieht; an der Spitze marschiert das Brautpaar mit den Beiständen, dann kommen die Musikanten, die Kinder, die Brautgäste, die Kranzeldamen und zum Schluss die Kellner, welche die Weinflaschen schwingen und juchzen. Die Alten bilden den „Train“, da sie nicht mitkommen – „es will schon nimmer gehen“. Jeder Gast legt seinen Arm um die Schulter des Nachbars, so „eingehängt“ zieht das lustige Völkchen die Dorfstraße dahin. Vor dem Keller spielt die Musik einen flotten Marsch, hierauf beginnt das Essen und Trinken; denn die Leute sind „ausgehungert“.

Das Brautpaar holt Tupfer um Tupfer herauf, füllt die Gläser; die Gäste essen und trinken, als hätten sie einen Fasttag hinter sich; Fleisch, Backwerk und Kuchen stehen zum Nehmen bereit. Ein Musikant hockt in der leeren Boding und bläst auf seinem Instrument ganz sonderbare Weisen, die kein Schubert und kein Wagner geschrieben hat; er ist schon im fünften Himmel und alles wird von dieser Stimmung beherrscht, sodass auch die Alten noch einmal jung werden und laut juchzen; jeder Standes- und Altersunterschied verschwindet im Trubel des Frohsinns, Gläser klingen, Lieder ertönen, die Musik spielt und lässt das Brautpaar hochleben.

Haben nun alle den Wein genug „gekostet“, so geht der Zug ein Stück weiter zum nächsten Keller, wo dasselbe Schauspiel vorgeführt wird; wer hier mithält, muss staunen über den Durst des männlichen und weiblichen Geschlechtes, die schon ein wenig vertragen; doch man tröstet sich mit dem Gedanken, dass nur einmal Hochzeit ist und dass sie mit Wein gehörig begossen werden muss, damit sie festhält in den Stürmen des Lebens.

Um 12 Uhr marschieren die Brautgäste heim, um das Mittagmahl einzunehmen; manche können da nicht mehr richtig mithalten, doch gibt es noch immer Leute, die auch da einen gesegneten Hunger zeigen. Nach dem Essen bleiben alle noch 1 bis 2 Stunden sitzen, um sich ordentlich auszusprechen; die Unterhaltung dreht sich um alltägliche Fragen der Wirtschaft, um Haus und Hof, Getreide und Wein; dann verabschiedet sich jeder von dem Brautpaar und kehrt heim. Ein „Heimblasen“ oder ein „Bschoadessen“ kennt man hier nicht.

An einem Donnerstag zieht die Braut in ihr neues Heim; eine Zeitlang spricht alt und jung von der Hochzeit, weiß manches auszusetzen und zu tadeln, dann aber kommt der Alltag mit seinen Sorgen und dem Kummer, man vergisst auf die Neuvermählten, die sich von selbst in das Dorfleben einschalten und oft an jene Stunde denken, die sie fürs Leben zusammenführte; ein großes Lichtbild ist die Erinnerung an den Ehrentag; sind sie einmal alt geworden und zeigen sich die Kummerfalten im Antlitz und die grauen Haare, dann blicken sie mit Wehmut auf dieses Bild, wo sie im Lenz des Lebens den Bund geschlossen.

Der Oberlehrersfamilie Franz Burger aus Poysbrunn danke ich für verschiedene Mitteilungen und für die Möglichkeit, dass ich zwei Hochzeiten mitmachen konnte.

Veröffentlicht in: Heimatland, 1938, Folge 7, S. 49-97; Folge 8/9 S. 108-112

Bauernleben im 13. Jahrhundert

Mit dem Verfall des Rittertums erlosch auch die höfische Poesie, weil ihr dadurch die wirtschaftliche und soziale Grundlage entzogen worden war. Die Zeit in der der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein in Mistelbach und Feldsberg glanzvolle Turniere abhielt, war dahin. Die Sänger wandten sich jetzt dem urwüchsigen Dorfleben zu und ergötzten sich an dem Humor und an der Lebensfreude der Bauern, denen es gut ging, denn sie besaßen Wein und Getreide, Vieh und Geflügel, Loden, Tuch und Leinwand in Truhen. Abgaben und Dienst waren noch keine drückende Last. Der Dichter Neidhart von Reuenthal, der in beschränkten Verhältnissen lebte, schildert die üppigen Dörfer, aber auch ihre Fehler der Untugenden.

Der Reichtum gab Ansehen und Ehre, sodass mancher verschuldete Ritter eine Bauernstochter heiratete, mancher Bauernbursche wurde Ritter, wenngleich sein bauernstolzer Vater dagegen war. So ein Biedermann und Bauer vom alten Schlag war der Bauer Helmbrecht, der stolz auf seinen Stand mit keinen Menschen auf der Welt tauschen wollte. Er sagte zu seinem Sohn, der das Gegenteil war und hoch hinaus wollte: „Am Hofe musst du Hunger leiden und ein gutes Lager meiden.“

Das Selbstbewusstsein der Bauern sowie der Bürger war um 1250 erwacht. Sie waren trotz ihrer Arbeit, der Mühen und Sorgen stolz auf ihren Stand und führten in dem Dorf ihr Eigenleben mit den alten Festen und Bräuchen, die sie von den Ahnen übernommen hatten und pflegten. Speise und Trank fehlte nie dabei, auch nicht der heitere Tanz, der damals „getreten“ wurde. Manchmal ging es recht derb zu, da Scherz, Neckereien, Schlägereien und komische Szenen nie fehlten. Es herrsche immer eine urwüchsige, gesunde Fröhlichkeit, die dem Dichter gefiel. Die Feste waren: die tolle Fastnacht, das Aufstellen des Maibaumes, der Umzug des Maikönigs (in Herrnbaumgarten noch um 1890), die Sonnenwende, der Kirtag, die Weinlese und das Ballspiel auf dem Dorfanger.

Nach dem Landrecht war folgende Bauerntracht vorgeschrieben: Kleider aus grauem Hausloden, an Feiertagen ein Kleid aus einem härenen Stoff, Tuchhosen, zwei rote Bindschuhe, ein grauer Rock, kein Halsband, ein grauer Gupfhut, an dem vier Scheiben gemalt waren und kurze Kopfhaare („Gscherter“). Die Jugend verschmähte diese Kleidung, da sie in den Ritter ihr Ideal sah und sie zum Vorbild nahm. So ein „Bauernstutzer“ war der junge Helmbrecht, den die Mutter schon als Kind verzogen hatte. Sein langes lockiges Haar reichte bis zu den Schultern, deswegen setzte er beim Schlafengehen eine Haube auf. Ging er auf die Straße, so nahm er die kunstreiche Haube, auf der unter anderem Papageien, die Eroberung Trojas, die Flucht des Aeneas, die Ravennaschlacht und ein höfischer Tanz gemalt waren. Mancher Stutzer setzte seinen roten Hut keck seitwärts auf das Ohr, um auf diese Weise seinen Mut zu zeigen, andere wählten gegerbte weiße Leder- und Zipfelkappen oder Hauben. Beim Raufen trugen sie einen Schutzhut, ihre weißen Hemden versah die Näherin mit Schnürringlein. An dem gefütterten Wams glänzten Goldknöpfe. Die engen Röcke wiesen enge Ärmel mit Falten auf. Neben Barchentjacken werden buntfarbige Kleider erwähnt, auch solche aus verschiedenfarbige Flecken zusammengesetzt. Am Gürtel hingen Täschchen mit Riechsachen, Schwert, Messer und Dolch fehlten nie. Leider wurde damit bei Unterhaltungen oft Unfug getrieben. Als Fußbekleidung dienten: bemalte Schnallenschuhe, Stiefel mit Sporen und kleinen Schellen sowie Buntschuhe. Mancher Bursche erschien sogar in einer Ritterrüstung. Wohl erregten solche Gestalten Aufsehen auf der Dorfstraße, doch mussten sie oft Spott und Hohn einstecken, häufig waren sie Zielscheibe derber Witze.

Die Mädchen konnten da nicht zurückstehen. Sie schmückten ihre Haare mit Blumenkränzen, mit Schleier, mit Seidenbänder und genähten Hütchen. Die roten Schuhe bildeten einen scharfen Gegensatz zu den kleinen Röckchen, dem schneeweißen Hemd und dem Mantel. Auch die Schminke war auf dem Dorf schon bekannt.

Das Essen im Bauernhaus war anfangs einfach: Kraut, Gerstenbrei, Erbsen, Bohnen, Rind-, Schaf- und Schweinefleisch, Geselchtes, Geflügel, Fische, Öl, aber kein Wild. Alle Speisen waren stark gewürzt. Bei Hochzeiten fehlte nie der germanische Hirsebrei. Als Getränk kamen Wasser und Wein auf den Tisch, Teller und Löffel waren im Bauernhaus wohl bekannt. Sie waren aus Holz gemacht. Das Fleisch zerschnitt jeder mit seinem Taschenmesser. Die Leute aßen rasch und gierig, schmatzen und schlürften, lachten und schrien. Mäßigkeit war ein unbekannter Begriff. Die Bäuerin kochte sich oft, wenn alle auf dem Felde arbeiteten, schnell etwas Besseres.

Die Nachahmung des ritterlichen Benehmens wirke bei den Dorfbewohnern lächerlich und war der Hauptfehler des Landes, sodass man die Österreicher auch Osteraffen nannte. Die Babenberger gingen da mit schlechten Beispiel voran. Am Hofe herrschte byzantinischer Einfluss. Aus dieser Zeit stammt das Lied „Eia popeia“, das auf ein griechisches Wiegenlied zurückgeht. Friedrich der Streitbare schwärmte für alles Ungarische, obwohl dieses Volk ihn hasste. Dieses Nachahmen kritisierte der Dichter Seifried Helbling mit den Worten: „Dazu hat Gott geschaffen, gar manchen Osteraffen, was man den Affen vor tut, das macht er nach und dünkt ihm gut“

Im Weinland machte sich in dieser Hinsicht der starke Handelsverkehr auf den Straßen Preßburg – Mistelbach – Laa und Korneuburg – Mistelbach – Großkrut – Lundenburg bemerkbar. Das Bodenständige wurde vielfach verachtet, dass Fremde dagegen gelobt, bewundert und gekauft. Tücher aus Gent, Handschuhe aus Venedig, Kleider aus Frankreich, Wein aus Ungarn usw. Auch die fremden Sprachen fanden bei einzelnen Wörtern Eingang und überwucherten die Muttersprache. Mit Recht sagt der erwähnte Helbling: „Eines Bauern großes Gut, bringt ihn leicht zum Übermut.“

Die äußerliche Nachahmung des Rittertums war ein Fehler der Jugend. Ebenso ihre Großsprecherei, ihre Rauflust, ihre Überheblichkeit und Besserwissen in allen Dingen. Im Bauernhaus gab es nicht selten Streit und Zank zwischen den Alten und den Jungen, sodass der Hausfriede gestört wurde und der Lebensabend eines Ausnehmers ein düsterer war. Das sittliche Verhalten der Familie sowie der Dorfgemeinschaft wankte. Oft wurden die Alten beschimpft und geschlagen. Der übermäßige Alkoholgenuss vergiftete die Moral. Man liebte zweideutige Reden und eine derbe Sinnlichkeit. Zuchtlose Frauen verführten die Jugend, man denke nur an des „Venusberg“ in Laa und Großkrut sowie an die ausgelassene Feier der Walpurgisnacht im Freien – in Nikolsburg auf den „Tanzberg“. Die Erwachsenen nahmen die eheliche Treue nicht so genau, der Mann jagte die Frau davon und holte sich eine andere. Die Ziviltrauung nahm der Dorfälteste vor.

Die Kindererziehung war ein wunder Punkt, da es keine Schulen und oft auch keine Predigten in den Kirchen gab. Manche Mutter verzog ihr Söhnchen, gewährte ihm alles und erfüllte seine Wünsche (der junge Helmbrecht ist ein Musterbeispiel). Die Kirche konnte hier keinen Wandel schaffen, da sie selbst wankte und schwankte (vergleiche „Jahrbuch der Görresgesellschaft“, 1928/270). Das Sektenwesen fasste überall festen Fuß, besonders im Pulkautal. Wohl arbeiteten Ottokar, die Johanniter in Mailberg, die Minoriten und Dominikaner gegen den Ungeist der Zeit und suchten Einfluss auf die breite Masse zu gewinnen.

Die Unterhaltungen endeten oft mit Rauferei und Totschlag, weil die Jugend stets Waffen trug, um es den Rittern gleich zu tun. Die heidnische Blutrache wucherte wie ein Unkraut im Volk, daher sorgte die Obrigkeit für Freiungen und Asylstätten, zum Beispiel in Mistelbach, Zistersdorf, Grafensulz, Poysdorf, Hagenberg, Kleinbaumgarten, Friebritz, Zwentendorf, Zlabern usw. Kirchen und Friedhöfe waren Asylstätten.

Die sozialen Gegensätze verschärften sich, denn der reiche Bauer wollte noch mehr haben. Der Kleiderluxus, die Genußsucht und der Stolz wurden für viele ein Verhängnis, das sie in den Abgrund riss. Der entwurzelte Bauer nahm sich den Raubritter zum Vorbild und wurde ein Wegelagerer, der auf dem Galgen sein Leben beschloss, wie der junge Helmbrecht.

Die Bauernstutzer und Helmbrechts, die den entarteten Bauern verkörperten, sterben nie aus, wir finden sie zu allen Zeiten und in allen Ländern. Immer gab es Männer, die in Wort und Schrift gegen die Auswüchse kämpften und schonungslos die Fehler aufdeckten: der Prediger Capistrano, der Dichter Th. Murner in der „Narrenbeschwörung“, Seb. Brant im „Narrenschiff“ und F. Raimund im „Bauer als Millionär“. Die gesunden und lebenbejahenden Kräfte im Bauerntum überwinden aber den Geist eines Helmbrecht und halten den Bauernstand aufrecht.

Quellen:
Josef Seeber „Leben und Treiben der österreichischen Bauern im 13. Jahrhundert“ im „Jahrbuch der Görresgesellschaft“, 1882

Veröffentlicht in: Der Volksbote, 1958

Bei der Poluken

Die Verbindungsstraße zwischen Brunn- und Laaergasse führt über eine Brücke, die im Volksmunde “Poluka” oder “Poluken” heißt. Dieser Name ist eigentlich tschechischen Ursprungs und deutet auf den Flurnamen “Auf der Wiese” hin (po luka), er hat mit der Bezeichnung “Bachlücke” nichts zu tun, weil hier vor alter Zeit die Roßschwemme der Gemeinde war. Die Gründe der oberen Brunngasse waren noch um 1750 Wiesen. Der Riednamen “Rößlbergen” weist auf die Roßweide. Die Brücke und die Schwemme wurden 1690 mit Ziegeln aus dem Ziegelofen vom “Weißenberg” ausgebessert, der schon 1675 von dem Maurermeister Ulrich Donau für die Gemeinde errichtet war. Dabei wurde die Brücke auch neu gewölbt. Neben ihr steht als Wächter die Statue des heil. Johann von Nepomuk. Früher hatte sie ihren Platz am linken Bachufer, nach der Regulierung mußte sie auf das rechte Ufer gestellt werden, weil der Platz für die Fuhrleute nötig ist, die hier ihr Wasser holen. Errichtet hat diese Statue ein Kaspar Seebauer, der in dem Hause Nr. 301 wohnte. Das Jahr ist nicht angegeben, doch dürfte die Vermutung richtig sein, wenn wir die Zeit um 1710 annehmen. Früher war der heil. Christoph der Brückenwächter und der heil. Nikolaus der Schutzherr gegen die Überschwemmungen und Hochwasser.

Im Zeitalter der Gegenreformation verschwanden viele Heilige, ihre Verehrung geriet in Vergessenheit und an ihre Stelle traten andere. Denn der Reiz der Neuheit wirkt stärker als das Althergebrachte. Zu diesen neuen Heiligen gehörte auch Johann von Nepomuk, der Nationalheilige der Tschechen. Die Legende macht ihn zum Beichtvater der Gemahlin des böhmischen Königs Wenzel, der ihn 1339 in die Moldau werfen ließ. Erst 1729 wurde er heiliggesprochen und seine Verehrung überall eingeführt. Das Standbild, das man ihm auf der Moldaubrücke in Prag setzte, wurde nachgeahmt und wo immer eine Brücke gebaut wurde, setzte man eine Johannesstatue hin. Heitere und ernste Lieder, geistliche und weltliche Gesänge umweben den Johannes auf der Moldaubrücke und selbst die Studenten der deutschen Hochschule in Prag besingen ihn in einem bekannten Liede “Der Prager Musikant”:

“Unser Schutzpatron im Himmel heißt der heil´ge Nepomuk, steht mit seinem Stern und Kränzel mitten auf der Prager Bruck. Als ich vorbeigegangen, hab´ ich Reverenz gemacht, ein Gebet ihm aus dem Kopfe recht bedächtig dargebracht.”

Fabriksmäßig wurden diese Statuen hergestellt, wie heute die Grabsteine, da sie einander fast alle gleich sehen. Der Heilige erscheint im Priestergewande, mit dem Kreuz auf dem Arm und dem Stern und Kränzel auf dem Kopfe. Unsere Maler, die eine solche Gestalt heute wieder herrichten, kommen sogar der tschechischen Eigenart entgegen und benützen alle Farben, sodaß der Heilige recht bunt ausschaut. Manchmal schrieb man auf den Sockel einen kleinen Spruch:

“Halte Deine Zunge im Zaume”, oder “Heiliger Johann von Nepomuk, bewahr uns vor der Schand und Spott”. Die Vorübergehenden sollten sich erinnern, dass die Zunge viel Schande und Unheil unter den Mitmenschen anrichtet.

In der Kirche stellte man Johannesaltäre auf und führte Andachten ein, die am 15. Mai abgehalten wurden. Mit einbrechender Dunkelheit versammelten sich die Gläubigen vor der reich geschmückten Statue, die im Glanze vieler Kerzen erstrahlte, leise rauschte der Abendwind in den grünen Bäumen und die Wellen des Baches murmelten und plätscherten, während Gebete und Gesänge der Andächtigen in die lauwarme Maiennacht hinausdrangen. Gefördert wurden diese Andachten durch die tschechische Geistlichkeit und durch die Liechtenstein in unserer Gegend. Man stellte schon lange vor seiner Heiligsprechung Statuen auf. In der Nähe des alten Walterskirchner Tores steht auch dieser Brückenheilige, aber die Darstellung ist eine ganz andere als die bei der Poluken. Auf dem Sockel können wir die Worte lesen: Johann Georg Wilhelm fürstlicher ...... 1719”. Das Wappen ist nicht mehr zu entziffern, weil durch viele Jahre die Schrift mit Mörtel bedeckt war.

Auf der alten Brücke vor dem Rathause stand gleichfalls eine Statue von diesem Heiligen, die im Jahre 1890 entfernt werden mußte, weil man die Brücke erweiterte. Eigentlich hatte dieser Heilige bei uns nie eine tiefer gehende Bedeutung erlangt und geriet in den letzten Jahrzehnten ganz in Vergessenheit, als die Gegensätze zwischen Deutschen und Tschechen stärker hervortraten. Dafür genießt der heil. Christoph - der Brückenwächter des Mittelalters - heute bei den Kraftwagenlenkern eine große Verehrung, da er als ihr Schutzpatron gilt. So erleben wir jetzt wieder einen Wechsel in den Heiligengestalten unseres Volkes wie zur Zeit der Renaissance oder der Gegenreformation. Alle Heiligen treten in den Hintergrund und werden vergessen, während andere wieder eine größere Verehrung erreichen. Es ist auch im religiösen Denken und Fühlen ein ewiger Wechsel zu verzeichnen.

Bei der Zehenthütte

Gemeinden mit einem starken Weinbau hatten eigene Zehenthütten zu erbauen und dafür zu sorgen, dass sie vor der Lese auch hergerichtet wurden. Poysdorf besaß zwei – eine für die Wilfersdorfer Herrschaft und eine für die Poysbrunner-Wilhelmsdorf; Ketzelsdorf und Maxendorf je eine. Sie standen dort wo die Feldwege in die Gemeinde einmündeten.

Vor Laurentius besichtigten die Zehentschätzer, zu denen ein Herrschaftbeamter, der Ortsrichter, der Bergmeister und ein Geschworener, jedes „Biri“ und schätzten von jedem Weingarten die Fechsung; ein Schreiber machte die notwendigen Aufzeichnungen. Den Lesebeginn bestimmte die Herrschaft. 2 Tage vorher brachten einige Handroboter aus der Gemeinde die Zehenthütte in Ordnung, reinigten sie und besserten die Fehler aus, denn im Laufe des Jahres hatte sich niemand um sie gekümmert. Bänke, Stühle, ein Kasten, Gansfedern, Streusand und Tinte wurden bereitgestellt, die Nebenwege verschlage und im Poysdorfer Herrenhaus ein Quartier sowie eine Küche instand gesetzt. Der Beamte kam am Vortag, brachte Grundbücher und Register, auch Lebensmittel. Der Zehentschreiber war meist eine Lehrperson aus einer anderen Gemeinde, mit dem Beamten erschien auch eine Köchin.

Die Zehentausstecker (beim Getreideschnitt), die das Mistelbacher Barnabiten-Kollegium 1720 nach Schrick schickte, nahmen mit: 8 Pfund Kalbfleisch, ½ Eimer Gesinde-Wein, 8 Maß guten Wein, 3 Laib Brot, 4 junge Hühner, 3 Zaderlinge Geselchtes, Sauerkraut, Salat, Rattich Salz, 7 Pfund Schmalz, 1 Pfund Baumöl sowie 1 Maß Essig.

Die Vorlese gestattete die Herrschaft nur dem Ortsrichter, den Bergmännern, dem Kirchenvater, manchmal auch den Witwen und jenen, die keinen Keller hatten. Die Load durften die Bauern nicht wechseln, wer 2 Pferde besaß, nahm eine große, die anderen eine kleine. Den ganzen Zehent nahm 1741 die Wilfersdorfer Freiheit in folgenden Rieden: Reißhübel, Zeisel- und Zagelsberg, Hermannschachern, Spitalleiten, Blankengrund, Kirchenbergen, in der Wiegen, Wartberg, Neidharten und Steigler; zwei Drittel in: Fuchsenberg, Bankleiten, Einsiedeln, Steinberg, Sauberg und Seegrund. Wilfersdorf nahm den Zehent von 633 Vierteln ganz und von 26 Vierteln zwei Drittel, der Rest entfiel auf Poysbrunn.

Jeder Bauer blieb mit seiner Load bei der Zehenthütte stehen, diese wurde kontrolliert und die Menge aufgeschrieben. Zu Mittag und am Abend gab es ein Gedränge, so dass alle mithelfen mussten um die Straße frei zu halten. Denn vor der Zehenthütte herrschte ein großer Verkehr, weil die Poststraße eine wichtige Verkehrsader in der alten Monarchie war. Da sah man neben verschiedenen Bauernwagen die schweren, hochbeladenen „Viergöller“ der mährischen Kaufleute, den schwarzgelben Postwagen, Kutschen, Landauer, die Eil- und Extrapost, die Stellwagen, Reisende, Pilger, Handwerksburschen, Militärkolonnen zu Fuß sowie zu Pferd, Bettler, Hausierer, die Pinkeljuden aus Nikolsburg, Zigeuner, fahrendes Volk u.s.w.

Grenadiere durchstreiften das Biri und achteten darauf, dass nicht Leute heimlich einen Kübel voll Trauben heimtrugen, besonders arg trieben es die Mistelbacher, die auf solche Weise die Herrschaft betrogen, daher versahen hier alle verfügbaren Grenadiere und Traben den Wachdienst. Am Abend visitierten sie genau die Kübel und Butten der Heimkehrenden, die singend und scherzend bei der Zehenthütte vorbeimarschierten. Es war Sitte, den Wagen und Pferde mit Buntpapier und Weinreben zu schmücken und diesen Schellen oder kleine Glocken am Kummet anzubringen.

Der Pfarrer gab von seinem Weingarten keinen Zehent. Tauchte ein Zweifel auf oder fing ein Bauer zu streiten an, so waren die Beamten sowie der Dorfrichter die zuständigen Männer, die sofort die Entscheidung trafen. Beleidigungen der Amtspersonen strafte die Obrigkeit mit dem entsprechenden Prangerstehen und nach 1770 mit einer Geld- oder Freiheitsstrafe. Wurde es dunkel, dann erhellten zwei brennente Kerzen den kahlen Raum, in dem der Zehentschreiber das Ergebnis des Tages zusammenstellte. In der Verpflegung ging es den Herren nicht schlecht, weil sie genug Speise, Trank, Weintrauben und Obst hatten.

Ruhiger war es bei der Maxendorfer Zehenthütte, wo es keinen starken Verkehr gab. Hier war eine echte Lese- und Herbststimmung der guten alten Zeit zu spüren. Ein seidenblauer Himmel wölbte sich über das Poybachtal, in den Weingärten erklangen Gesang, Jauchzen und fröhliches Lachen einer übermütigen Jugend, auf dem Feldweg ratterte ein beladener Wagen, das Glockengeläute zitterte durch die warme Herbstluft. Der Altweibersommer segelte über die Weingärten und Äcker, von der Feldmühle hörte man dass eintönige Geklapper und die angenehme Sonne ließ die absterbende Natur in ihrer Farbenpracht noch einmal aufleuchten. Für diese Zehenthütte meldeten sich ältere Herren gern zum Dienst, da er hier nicht so strenge war.

In Wilhelmsdorf amtierten Stiftsgeistliche von Klosterneuburg in der Zehentstube. Zwei Tage vor der Lese mussten sie die Gemeinde in einem „Lesewagen“ abholen. Sie hatten ihre Wohnung im ersten Stock des Haus Nr. 21, wo auch die Grundbuchsverhandlungen abgehalten wurden.

Beim Herrschaftskeller in der Singergasse und am Humberberg [war hier der Huber-Berg gemeint?] staute sich die Zahl jener Bauern, welche hier unter Aufsicht des Hofbinders den Zehent ablieferten. Der fürstliche Zehntkeller, noch heute eine Sehenswürdigkeit, war auch für die umliegenden Gemeinden bestimmt. Der von der Poysbrunner Herrschaft war bedeutend kleiner. In diesen Kellern arbeiteten Roboter, welche unter der strengen Kontrolle des Hofbinders standen. Die letzte Load führte der Bauer selber heim, ihm folgten juchzend und singend die Leser, welche froh waren, dass die Arbeit beendet war. In guten Jahren erhielten die fremden Herren in der Zehnerhütte eine „Diskretion“ (Weintrauben, Most, Sturm und Wein). Der Schreiber füllte das Zehentregister aus, das mit dem des Hofbinders übereinstimmen musste. Roboter brachten die Zehentstube in Ordnung, sperren sie ab und kümmerten sich ein Jahr lang nicht um sie. Im Keller des Ortsrichters gab es noch ein gemütliches Plauderstündchen, bevor die Beamten heimkehrten.

In Missjahren herrschte in der Zehenthütte kein Frohsinn und der Schreiber hatte wenig Arbeit. Im Jahre 1848 zeigte sich eine gedrückte Stimmung, weil die Truppen des Windischgrätz gegen Wien marschierten. Die Kampfesstimmung aus den Märztagen war in den Gemeinden verschwunden und die Bauern, die sehr kleinlaut wurden, gaben zum letzten Mal den Weinzehent. Wenn es still war, hörten die Herren den Kanonendonner, der keine fröhliche Stimmung in der Zehenthütte aufkommen ließ. Flüchtlinge erzählten Schauermärchen, die in den Landgemeinden Furcht und Schrecken verbreiteten.

Als die Lese beendet war, betrachteten die Herren die Stube mit einem wehmütigen Blick. Zum letzten Mal waren sie in dem Raum, der ein Stück Heimatgeschichte bedeutete. Die Maxendorfer Hütte wurde abgebrochen, der Name Zehenthütte geriet in Vergessenheit. Eltern und Großeltern zeigten ihren Kindern, wenn sie ins Feld mitgingen, die Stelle, wo einst die Zehenthütten standen und erzählten ihnen von den Zeiten der Robot und des Zehents.

Quelle: Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, Jg.11, Nr. 40, 1. 10. 1959, S. 6

Bei einem Weinbauern vor 150 Jahren

Die Verlassenschaftsabteilung der Herrschaft Rabensburg gibt uns einen lehrreichen Einblick in das bäuerliche Kultur- und Wirtschaftsleben der Vergangenheit. Wie der Adel früher lebte, wie er sich kleidete, wie er seine Wohnräume eingerichtet hatte, wissen wir genau, nicht aber das Leben und Treiben der Bauern auf dem Lande, ihre Kleidung, ihr Werkzeug bei der Feldarbeit, ihr häusliches Leben, ihre Sitten und Gewohnheiten. Schlicht und einfach waren ihre Wohnhäuser, die Einrichtung beschränkte sich nur auf das Notwendigste und das alles musste zwei bis drei Geschlechter aushalten; Sparsamkeit war ein Gebot jener Zeit, wie der Bauer oft mit Kummer und Sorge zu kämpfen hatte. Die Einrichtung der Wohnräume war fest und dauerhaft, bei Wohlhabenden entbehrte sie nicht des Schmuckes und der Schönheit.

In der schwarzen Küche stand der offene Herd, der Rauch zog durch eine Öffnung in der Decke hinaus ins Freie. Im weiten Raum sahen wir noch: Glutschaufel, Feuerbock, Feuerhund, Bratspieß, Pfannen mit Dreifuß, Draht- und gewöhnliche Leuchter, Kerzenmodelle, Lichtputzer, irdenes Kuchelgeschirr, Blechpfannen, eiserne Töpfe, Zinnschüsseln und -teller, Bein- und Holzlöffel, irdenes und gläsernes Trinkgeschirr, Brot und Löffelrehm, Brotdosen, eiserne Mörser und Stößel, Waage, Teigwalker, Nudelbrett, Nudelreiter, Nudelschäuferl, Schmalzdosen, Schüsselkorb, Bartwisch, Backtrog, Wandeln, Wasserkessel mit Dreifuß, Kupferkessel, Wasserständer, Wasserbüttel, Plutzer, Kas- und Topfenpresse, Butterfass, Krautständer mit Eisenreifen, Krauthobel, Wasser- und Essigkrug, Mehlsieb, Fl.eischstock, Brein- und Heidenmühle, Mohnstampfer, Wachspresse, Holz-, Zinn-, grüne und weiße Teller, Kupfer- und Zinngeschirr (1772 in Bernhardsthal). Steingutgeschirr (1824), Brüderisches und Hollitscher Geschirr, Vorschuss- und Backmehl, Selch- und Rindfleisch, Schweineschmalz, Heidengrieß, Heidenmehl und geräucherte Fische.

In der Wohnstube: Gewandtruhen, Kleiderstellen an der Wand, Teller- und Schüsselstellen, Holztisch, Auszugstisch, Kanapee, blaue Bettstatt, Himmelbett (1772), Spannbett, Kinderstuhl, Leibstuhl, Kreuz, Kruzifixkastel, Muttergottesbild-Kastel, Papier- und Glasbilder, Bet- und Fußschameln, Schubladenkasten, Koffer, Waschkastel, Gläserkasten, Spiegel, Barometer (1824 in Palterndorf), Sessel, Lehnstuhl, hölzerne Wanduhr, Hängeuhr, eine solche aus Eisen, Schlag-, Stock-, Messing-, Sackuhr, Holzuhr 1736 bei einem Müller, Wäschekasten, Gewandrolle (1780), Wäscherolle, Wäscheleindln, Bettdecken, grüne Vorhänge, Polsterziechen, klare und grobe Betttücher, Unterbettziecher, Leintücher, Zwillich und rote sowie blaugestreifte Tuchent, Fliegengarn, Dukatenwaage (1796) und Spielkarten.

Kleider: Kurze Hose, Manchester-, Hirschleder-Reithose, Strümpfe, Niederschuhe mit Silberschnallen, Wollstrümpfe, Kaputrock (1809), Marderhaube, Seidenhalstuch, grüne Mannshaube, Pelz, Handschuhe, nacketer Pelz, Tuchpelz, stahlgrüner Mantel, Bauernstiefel, Zischmen, kalbledere Stiefel (1815), Arm- und Tuchleibel, Manchesterleibel, Strohhut, tuchenes Gewand mit massiven Silberknöpfen (1760), grobe, klare Männerhemden, Barbiermesser, Kompass, Flinte, Pistole und Terzerol (1760 in Bernhardsthal).

Fürtücher (weiße, schwarze, taffetene, kattunene, solche für die Küche), Stützeln, Socken, Strümpfe, weiße Handschuhe, Kittel, Leibel, Janker, Röckel, Pelzel, Seidentücher, rotseidene Halstücher, „Kriselttüchel“, Baumwoll-, Kopf-, Einbindtuch, alter „kasamierner“ Überrock, „wallisene“ Röcke, gefütterter, schwarzer „Kottonrock“, ordinari, schwarze, goldgestickte, schwarzsamtene, grüne, geblumte, silbergestickte, zeugene „Cruepin“ -, samtene, rotzeugene mit goldenen Spitzen verzierte Hauben, Haubenstock, Haubenschachtel, blaue, schwarzlederne, schwarzkatunene und Hausschuhe und Pantoffeln.

In der Scheune: Drischl, Sense (1813), Hafensense (1815), Gabel, Heu- und Reichgabel, Rechen, Schupf-, Staub-, Schup-, Rollreiter aus Draht und Eisen, Windschaufel, Rohrsichel, Dangl, Stöckl, Rohrreißer, Simperl, Säcke, Maßmetzen, mit Eisen beschlagener Metzen, Getreideviertel, Leiter, Halb-, Fuhr-, Wein-, Acker-, ganzer Wagen, beschlagener Leiterwagen, Fischwagen in Bernhardthal, Wagenwinde, -heber, -leiter, -plachen, -flechte, Wiesbaum, Schaufel, Futterschwinge, Schlitten, Sperr- und Radlkette, Kotschlitten, Handschlitten, Eisenpflug (1780 in Nieder-Absdorf), großer eiserner Sturzpflug, Walze, Egge mit Holz- und Eisennägeln, Stroh-, Sandtruhe, Schleifstein mit Grand, Korn, Weizen, Hafer, Gerste, Linsen, Kicherln, Fisolen, Lein, Hanf, Türkenweizen, Safran, Erdäpfel (1807 in Palterndorf und 1808 in Nieder-Absdorf bei einem Kleinhäusler), Streu-, Band-, Schab-, Ritt- und Haferstroh, Kolbenhanf, Bieslinghanf, Mohn, Hanfwerg und Fischzillen in Bernhardsthal.

Im Stall: Rechen, Besen, Mistkrall, Mistgabel, Rübenhacke, -hachel, -stößel, Saugrand, Wassergrand, Wasserrinne, Kuhkrippe, Futterbandl, einfache, doppelte, dreifache Maststeigen, Pferdegeschirr, Halfter, Leitseil, Seitenblätter, Pferd, Kuh, Kalb, Schwein, Schafe, Gänse, Hühner, Enten, Schafglocken und 30 Stück Viehschellen in Bernhardsthal.

Holz: Binder-, Bau-, Brenn-, Schlittenholz, Tram, Durchzug, Stange, Schlittenkufen, Türpfosten, Brunnenröhren, Gerüstholz, Steine, rohe und gebrannte Ziegel sowie Ziegelmodell.

Veröffentlicht in: Österreichische Weinzeitung, 6. 11. 1948 S. 370, 13. 11. 1948 S. 377

Bei Panciu – 19. August 1917

Es war am 17. August 1917, unsere Kompanie lag seitwärts der Kirche von Panciu in Reserve. Wir hatten uns auf den Feldern, die sich an einer Lehne gegen die Straße erstreckten, eingegraben. Vor uns breiteten sich Obst- und Weingärten aus, in denen Wohn- und Preßhäuser standen. Sie waren leer, die Bewohner hatten die Flucht ergriffen und ihr Hab und Gut mitgenommen. Ich saß im Schatten eines Pflaumenbaumes, wo ich die ganze Umgebung überblicken konnte. Ruhig und friedlich lag die weite fruchtbare Ebene vor mir, da gab es Weizen- und Maisfelder von nie geahnter Pracht; auf den Straßen war kein Wagen, kein Geschütz und kein Roß zu sehen, da seitwärts der feindliche Fesselballon hoch in der Luft schwebte, dem keine Bewegung auf unserer Seite verborgen blieb. In der Ferne türmte sich das Gebirge von Siebenbürgen gleich einer gewaltigen Mauer auf. Die Sonne meinte es gut mit uns, drückend heiß war die Luft, kein Wind regte sich, eine unheimliche Stille umgab uns, das waren wir gar nicht gewöhnt; und doch gefiel es uns hier nicht; wir sehnten uns zurück nach Rußland, wo wir hinreichend Trinkwasser hatten; hier lernte ich den Durst kennen, der schrecklicher ist als der Hunger. Wir suchten uns reife Weintrauben oder Obst, um damit den quälenden Durst zu löschen.

Gegen Abend packten wir zusammen und marschierten durch die Häuser zur Kirche, die zahlreiche Spuren des Kampfes aufwies; die Türme und Kuppeln waren arg beschädigt. Hier lagen wir im Schatten, bis es ganz dunkel war und die Sterne am Himmel glänzten. Vor uns sahen wir die unzähligen weißen Leuchtraketen aufsteigen, die das Vorfeld beleuchteten; denn in Rumänien gab es keinen Schützengraben und Drahtverhau. Der Feind konnte uns bis in den Magen hineinsehen.

Auf unserem Feldweg ging es rasch vorwärts und wir hofften in einigen Minuten an Ort und Stelle zu sein; doch es kam anders. Der Gegner eröffnete ein mörderisches Feuer, das uns nötigte, hinter einem Damm Schutz zu suchen; hier legten wir uns nieder, die Kugeln sausten über uns hinweg, die Granaten schlugen ein, zerwühlten die Erde, aber verletzt wurde niemand; der Gegner schoß zu weit, die Artillerie hatte viele Blindgänger, was für uns ein Glück war. Wie lange wir hier zubrachten, weiß ich nicht; denn in solchen Augenblicken, wo der Mensch zwischen Leben und Tod schwebt, verliert er den Sinn für das Zeitmaß.

Mit Freude begrüßten uns die Kameraden, die wir ablösten; sofort begannen wir, uns Deckungen zu machen. Die Nacht war kühl, sodaß wir schnell in die Tiefe drangen. Als es dämmerte, hatte ich eine Grube von 1 m Tiefe fertiggestellt. Da legte ich mich nieder und schlief einige Stunden. Vor uns war ein großer Weingarten, an der Längsseite führte ein Weg in die Felder. Hier standen mächtige Nußbäume, in denen feindliche Scharfschützen saßen, die sofort schossen, wenn einer von uns den Kopf aus der Deckung herausstreckte. Nachmittag stellten wir zwischen den Gruben Verbindungsgänge her, sodaß wir uns gegenseitig besuchen konnten.

Ich kroch vorsichtig in das Preßhaus, das fünfzig Schritte entfernt war. Es schaute mehr einer Scheune ähnlich und gehörte sicher einem Adeligen, da es gut gebaut und reinlich war. Drei Kameraden hockten in der Mitte und schnapsten, als ob sie daheim im Gasthause säßen. Ich schaute eine Weile zu, plötzlich krachte ein Schuß, Holzspäne flogen umher, der Dachstuhl stöhnte in allen Fugen, eine Granate hatte in die linke Ecke eingeschlagen. Wir fuhren blitzschnell bei dem Tor hinaus ins Freie und deckten uns. Glücklicherweise folgte kein zweiter Schuß. Ich trat vor das Preßhaus und schaute mir die Gegend an. In einer Mulde lag ein kleines Dorf, dessen Häuser in dem grünen Laubdach der Bäume ganz verschwanden. Beim Ortseingang stand ein Doppelposten, der mich bemerkte aber von der Schußwaffe keinen Gebrauch machte, da ich auch keine hatte. Wie beneidete ich den einen, der aus einer Feldflasche trank und wir litten furchtbar unter dem Wassermangel. Die deutschen Kameraden erhielten täglich eine Flasche Trinkwasser. Da hatte jede Division einen Kraftwagen, auf dem ein großes Faß lag; damit fuhren sie bis in die vordersten Reihen. Weil unsere Leute überall tranken, wo sie ein Wasser fanden, so wurden viele krank und mußten abgeschoben werden.

In der Dunkelheit brachte der Gefechtstrain Munition, die gleich verteilt wurde, da am nächsten Tage ein Angriff geplant war. Den Brotsack füllten wir mit den sogenannten Eierhandgranaten die aber bei den Leuten nicht beliebt waren. Ein kühler Nachtwind erhob sich und brachte uns gegen Mitternacht einen kleinen Regen, sodaß wir einige Stunden fest schliefen. Um 4 Uhr früh erhoben wir uns und gingen 100 Schritte tiefer in den Weingarten hinein; hier gruben wir uns ein wenig ein, denn um 5 Uhr sollte ein Trommelfeuer beginnen, leider fehlten die schweren Geschütze, die Feldkanonen leisteten ihr möglichstes. Der Gegner rührte sich auch, sodaß ein Artillerieduell sich entwickelte, aber kein Trommelfeuer. Es war gut, daß wir die alte Stellung verlassen hatten, da sie der Gegner unter sein Feuer nahm und ordentlich zerwühlte. Die Leute ließen den Kopf hängen, weil das erhoffte und erwünschte Trommelfeuer ausblieb. „Heute zahlen wir drauf“, meinte einer. „Die Artillerie spart und die Infanterie muß es büßen“. Ein anderer stellte sich auf den Wurstigkeitsstandpunkt und erklärte kurz und bündig: „Wer fällt, hat denn Frieden und ist von dieser dr... Welt erlöst.“ Um acht Uhr erhielt jeder Mann ein Stück Brot und einen .... Rum; darüber waren einige empört, daß man mit Alkohol die Begeisterung aufpulverte. Ich verschmähte diese Zugabe, nur die Bosniaken leerten mit Wonne ihren Teil und tranken auch den der anderen. Bei ihnen galt doch der Satz: „Ka Rum, ka Sturm“! Jeder musste sich seine Uhr genau richten, der Angriffsplan wurde erörtert und besprochen, punkt zehn Uhr sollten wir vorgehen. Die Zeit füllten wir mit allerlei Gesprächen aus; ein Advokat aus Laibach versicherte mir, daß er noch heute in Gefangenschaft geraten werde; er war „politisch unverläßlich“. Ein Feldweben, der die „Goldene“ hatte, sollte auf ein halbes Jahr zurückgehen, doch er blieb bei uns, da er wissen wollte, wie die Rumänen schießen.

Auf einmal ertönte der Begfehl „Auf! Vorwärts!“ Wir eilten durch den Weingarten eine gewaltige Mauer dürrer Weinreben, die vielleicht schon jahrelang hier lagen, versperrte uns den Weg. Ein Fähnrich schwang sich in die Höhe, um Ausschau zu halten; von einer Kugel getroffen fiel er zurück. Jetzt hob die ganze Schwarmlinie mit den Gewehren das Hindernis und warf es auf den Feldweg. Wir hatten nun Aussicht und der Gegner Einsicht. Er eröffnete ein mörderisches Feuer; die Maschinengewehre knatterten; es waren Dumdum Geschosse, deren sich der Gegner bediente. Wir stürmten durch das Feuer in ein Maisfeld, gruben uns ein und schauten, wo eigentlich der Feind steckt, doch der hatte seine Stellung so gut verdeckt, daß wir ihn nur sehr schwer finden konnten. Ein Gegner, der als Vorposten auf einem Baum hockte, fiel von mehreren Kugeln getroffen herab. Auf unserer Seite zählte ich einige Verwundete, die von der Sanität zurückgetragen wurden. Sie baten inständig, wir sollen sie nicht in die Hände des Gegners fallen lassen, weil es hieß: „Die Rumänen schneiden den Verwundeten die Ohren und Nasen ab und stechen ihnen die Augen aus.“

Die Nachbarkompagnie war „abgerissen“, es fehlte jede Verbindung. Dem mußte rasch abgeholfen werden, sonst schob sich der Gegner durch und wir waren in der Falle. Dazu nahm uns die Artillerie aufs Korn und überschüttete uns mit Granaten; es war ein unheimlicher Anblick, wie in unserer Nähe die Geschosse krepierten, die Erde haushoch in die Höhe schleuderten, daß die Maisstengel in der Luft nur so herumwirbelten. Schoß die Infanterie zu hoch, so machte die Artillerie den entgegengesetzten Fehler. Für uns war es ein Vorteil, sonst wäre jeder hier auf dem Felde der Ehre gefallen. In diesem Höllenkonzert verstand man keine Befehle. Der Leutnant gab mir zu verstehen (durch Zeichen), ich müsse die Verbindung mit der Nachbarkompagnie herstellen. Wen sollte ich abschicken? Die alten Landsturmmänner waren Familienväter, die jungen standen heute zum ersten Male im Kampf und man sah ihnen die Angst am Gesichte an. Da kroch ich selbst nach rechts, um die Verbindung zu suchen. Der Gegner bemerkte meine Bewegungen und begann ein lebhaftes Feuer, nur gut, daß alle Kugeln über mich in die Erde schlugen. Das erste Hindernis – ein lebender Zaun – übersprang ich, das zweite – ein Drahtzaun – hinderte mich am weiteren Vordringen. Eine Drahtschere war nicht zu bekommen, die Nachbarkompanie konnte ich nicht entdecken. Nun blieb ich eine Weile liegen. Da erhielt ich den Befehl, mich bis zum Wege zurückzuziehen; denn der Feind hatte das Feuer eingestellt.

Neben dem Wege befand sich eine kleine Hütte, hinter der sich die Kompanie sammelte; unsere Reihen waren gelichtet, die meisten waren tot, nur wenige verwundet. Hier auf dem steinigen Wege sollten wir uns eingraben; wir kamen über den Versuch nicht hinaus, da wir unsere Spaten nicht in den harten Boden brachten. Da blieb nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Obwohl uns die Feinde bemerkten, verhielten sie sich ganz ruhig. Einige Verwundete nahmen wir mit und erreichten wieder die Ausgangsstellung, wo schon die Reserven lagen, die zu unserer Unterstützung herbeigerufen wurden. Schnell richteten wir uns her, da ein feindlicher Gegenstoß zu befürchten war. Ich blickte auf meine Taschenuhr; es war 2 Uhr nachmittags.

Die Rumänen erschienen nicht; wir zählten unsere Verluste, sie betrugen fast ein Drittel des Standes. Der Advokat aus Laibach war verschwunden, ob tot oder gefangen, niemand wußte es. Der Feldwebel, der die Goldene hatte, war tot, ein Kopfschuß hatte ihn niedergestreckt.

In dem Preßhaus lagen noch viele Verwundete, die dann zurückgetragen wurden.

In der Dunkelheit zündete der Gegner die dürren Reben an; bis gegen Mitternacht brannte das Feuer, dessen Schein das Vorfeld taghell beleuchtete, sodaß wir aus unserer Deckung nicht herauskriechen durften.

Zwei Tage nach dem unglücklichen Angriff wurden wir abgelöst; es kamen deutsche Truppen. Unser Regiment verließ Rumänien und fuhr nach Italien. Mit dem Vormarsch nach Bessarabien, von dem wir geträumt hatten, war es nichts. Viele hatten sich schon gefreut auf die Gänse, Enten usw. Ich wurde in ein Spital gebracht, wo ich nach einiger Zeit erfuhr, daß die Deutschen nach einem heftigen Trommelfeuer die Ortschaft mit geringen Verlusten erstürmt hatten.

19. August 1917 – es war einer jener schweren Schicksalstage des Schützenregimentes Nr. 24, der jedem Kameraden unvergeßlich bleiben wird. Viele mußten hier ihr Leben lassen und ruhen in fremder Erde weit von ihrer Heimat.

[Panciu (ungarisch Páncsu) ist eine Kleinstadt im Kreis Vrancea in Rumänien]

Veröffentlicht in: Mistelbacher Bote, Jg. 58, 19. 8. 1935, Nr. 40, S. 5 - 6

Bei Panciu – 19. August 1917

Es war am 17. August 1917, unsere Kompanie lag seitwärts der Kirche von Panciu in Reserve. Wir hatten uns auf den Feldern, die sich an einer Lehne gegen die Straße erstreckten, eingegraben. Vor uns breiteten sich Obst- und Weingärten aus, in denen Wohn- und Preßhäuser standen. Sie waren leer, die Bewohner hatten die Flucht ergriffen und ihr Hab und Gut mitgenommen. Ich saß im Schatten eines Pflaumenbaumes, wo ich die ganze Umgebung überblicken konnte. Ruhig und friedlich lag die weite fruchtbare Ebene vor mir, da gab es Weizen- und Maisfelder von nie geahnter Pracht; auf den Straßen war kein Wagen, kein Geschütz und kein Roß zu sehen, da seitwärts der feindliche Fesselballon hoch in der Luft schwebte, dem keine Bewegung auf unserer Seite verborgen blieb. In der Ferne türmte sich das Gebirge von Siebenbürgen gleich einer gewaltigen Mauer auf. Die Sonne meinte es gut mit uns, drückend heiß war die Luft, kein Wind regte sich, eine unheimliche Stille umgab uns, das waren wir gar nicht gewöhnt; und doch gefiel es uns hier nicht; wir sehnten uns zurück nach Rußland, wo wir hinreichend Trinkwasser hatten; hier lernte ich den Durst kennen, der schrecklicher ist als der Hunger. Wir suchten uns reife Weintrauben oder Obst, um damit den quälenden Durst zu löschen.

Gegen Abend packten wir zusammen und marschierten durch die Häuser zur Kirche, die zahlreiche Spuren des Kampfes aufwies; die Türme und Kuppeln waren arg beschädigt. Hier lagen wir im Schatten, bis es ganz dunkel war und die Sterne am Himmel glänzten. Vor uns sahen wir die unzähligen weißen Leuchtraketen aufsteigen, die das Vorfeld beleuchteten; denn in Rumänien gab es keinen Schützengraben und Drahtverhau. Der Feind konnte uns bis in den Magen hineinsehen.

Auf unserem Feldweg ging es rasch vorwärts und wir hofften in einigen Minuten an Ort und Stelle zu sein; doch es kam anders. Der Gegner eröffnete ein mörderisches Feuer, das uns nötigte, hinter einem Damm Schutz zu suchen; hier legten wir uns nieder, die Kugeln sausten über uns hinweg, die Granaten schlugen ein, zerwühlten die Erde, aber verletzt wurde niemand; der Gegner schoß zu weit, die Artillerie hatte viele Blindgänger, was für uns ein Glück war. Wie lange wir hier zubrachten, weiß ich nicht; denn in solchen Augenblicken, wo der Mensch zwischen Leben und Tod schwebt, verliert er den Sinn für das Zeitmaß.

Mit Freude begrüßten uns die Kameraden, die wir ablösten; sofort begannen wir, uns Deckungen zu machen. Die Nacht war kühl, sodaß wir schnell in die Tiefe drangen. Als es dämmerte, hatte ich eine Grube von 1 m Tiefe fertiggestellt. Da legte ich mich nieder und schlief einige Stunden. Vor uns war ein großer Weingarten, an der Längsseite führte ein Weg in die Felder. Hier standen mächtige Nußbäume, in denen feindliche Scharfschützen saßen, die sofort schossen, wenn einer von uns den Kopf aus der Deckung herausstreckte. Nachmittag stellten wir zwischen den Gruben Verbindungsgänge her, sodaß wir uns gegenseitig besuchen konnten.

Ich kroch vorsichtig in das Preßhaus, das fünfzig Schritte entfernt war. Es schaute mehr einer Scheune ähnlich und gehörte sicher einem Adeligen, da es gut gebaut und reinlich war. Drei Kameraden hockten in der Mitte und schnapsten, als ob sie daheim im Gasthause säßen. Ich schaute eine Weile zu, plötzlich krachte ein Schuß, Holzspäne flogen umher, der Dachstuhl stöhnte in allen Fugen, eine Granate hatte in die linke Ecke eingeschlagen. Wir fuhren blitzschnell bei dem Tor hinaus ins Freie und deckten uns. Glücklicherweise folgte kein zweiter Schuß. Ich trat vor das Preßhaus und schaute mir die Gegend an. In einer Mulde lag ein kleines Dorf, dessen Häuser in dem grünen Laubdach der Bäume ganz verschwanden. Beim Ortseingang stand ein Doppelposten, der mich bemerkte aber von der Schußwaffe keinen Gebrauch machte, da ich auch keine hatte. Wie beneidete ich den einen, der aus einer Feldflasche trank und wir litten furchtbar unter dem Wassermangel. Die deutschen Kameraden erhielten täglich eine Flasche Trinkwasser. Da hatte jede Division einen Kraftwagen, auf dem ein großes Faß lag; damit fuhren sie bis in die vordersten Reihen. Weil unsere Leute überall tranken, wo sie ein Wasser fanden, so wurden viele krank und mußten abgeschoben werden.

In der Dunkelheit brachte der Gefechtstrain Munition, die gleich verteilt wurde, da am nächsten Tage ein Angriff geplant war. Den Brotsack füllten wir mit den sogenannten Eierhandgranaten die aber bei den Leuten nicht beliebt waren. Ein kühler Nachtwind erhob sich und brachte uns gegen Mitternacht einen kleinen Regen, sodaß wir einige Stunden fest schliefen. Um 4 Uhr früh erhoben wir uns und gingen 100 Schritte tiefer in den Weingarten hinein; hier gruben wir uns ein wenig ein, denn um 5 Uhr sollte ein Trommelfeuer beginnen, leider fehlten die schweren Geschütze, die Feldkanonen leisteten ihr möglichstes. Der Gegner rührte sich auch, sodaß ein Artillerieduell sich entwickelte, aber kein Trommelfeuer. Es war gut, daß wir die alte Stellung verlassen hatten, da sie der Gegner unter sein Feuer nahm und ordentlich zerwühlte. Die Leute ließen den Kopf hängen, weil das erhoffte und erwünschte Trommelfeuer ausblieb. „Heute zahlen wir drauf“, meinte einer. „Die Artillerie spart und die Infanterie muß es büßen“. Ein anderer stellte sich auf den Wurstigkeitsstandpunkt und erklärte kurz und bündig: „Wer fällt, hat denn Frieden und ist von dieser dr... Welt erlöst.“ Um acht Uhr erhielt jeder Mann ein Stück Brot und einen .... Rum; darüber waren einige empört, daß man mit Alkohol die Begeisterung aufpulverte. Ich verschmähte diese Zugabe, nur die Bosniaken leerten mit Wonne ihren Teil und tranken auch den der anderen. Bei ihnen galt doch der Satz: „Ka Rum, ka Sturm“! Jeder musste sich seine Uhr genau richten, der Angriffsplan wurde erörtert und besprochen, punkt zehn Uhr sollten wir vorgehen. Die Zeit füllten wir mit allerlei Gesprächen aus; ein Advokat aus Laibach versicherte mir, daß er noch heute in Gefangenschaft geraten werde; er war „politisch unverläßlich“. Ein Feldweben, der die „Goldene“ hatte, sollte auf ein halbes Jahr zurückgehen, doch er blieb bei uns, da er wissen wollte, wie die Rumänen schießen.

Auf einmal ertönte der Begfehl „Auf! Vorwärts!“ Wir eilten durch den Weingarten eine gewaltige Mauer dürrer Weinreben, die vielleicht schon jahrelang hier lagen, versperrte uns den Weg. Ein Fähnrich schwang sich in die Höhe, um Ausschau zu halten; von einer Kugel getroffen fiel er zurück. Jetzt hob die ganze Schwarmlinie mit den Gewehren das Hindernis und warf es auf den Feldweg. Wir hatten nun Aussicht und der Gegner Einsicht. Er eröffnete ein mörderisches Feuer; die Maschinengewehre knatterten; es waren Dumdum Geschosse, deren sich der Gegner bediente. Wir stürmten durch das Feuer in ein Maisfeld, gruben uns ein und schauten, wo eigentlich der Feind steckt, doch der hatte seine Stellung so gut verdeckt, daß wir ihn nur sehr schwer finden konnten. Ein Gegner, der als Vorposten auf einem Baum hockte, fiel von mehreren Kugeln getroffen herab. Auf unserer Seite zählte ich einige Verwundete, die von der Sanität zurückgetragen wurden. Sie baten inständig, wir sollen sie nicht in die Hände des Gegners fallen lassen, weil es hieß: „Die Rumänen schneiden den Verwundeten die Ohren und Nasen ab und stechen ihnen die Augen aus.“

Die Nachbarkompagnie war „abgerissen“, es fehlte jede Verbindung. Dem mußte rasch abgeholfen werden, sonst schob sich der Gegner durch und wir waren in der Falle. Dazu nahm uns die Artillerie aufs Korn und überschüttete uns mit Granaten; es war ein unheimlicher Anblick, wie in unserer Nähe die Geschosse krepierten, die Erde haushoch in die Höhe schleuderten, daß die Maisstengel in der Luft nur so herumwirbelten. Schoß die Infanterie zu hoch, so machte die Artillerie den entgegengesetzten Fehler. Für uns war es ein Vorteil, sonst wäre jeder hier auf dem Felde der Ehre gefallen. In diesem Höllenkonzert verstand man keine Befehle. Der Leutnant gab mir zu verstehen (durch Zeichen), ich müsse die Verbindung mit der Nachbarkompagnie herstellen. Wen sollte ich abschicken? Die alten Landsturmmänner waren Familienväter, die jungen standen heute zum ersten Male im Kampf und man sah ihnen die Angst am Gesichte an. Da kroch ich selbst nach rechts, um die Verbindung zu suchen. Der Gegner bemerkte meine Bewegungen und begann ein lebhaftes Feuer, nur gut, daß alle Kugeln über mich in die Erde schlugen. Das erste Hindernis – ein lebender Zaun – übersprang ich, das zweite – ein Drahtzaun – hinderte mich am weiteren Vordringen. Eine Drahtschere war nicht zu bekommen, die Nachbarkompanie konnte ich nicht entdecken. Nun blieb ich eine Weile liegen. Da erhielt ich den Befehl, mich bis zum Wege zurückzuziehen; denn der Feind hatte das Feuer eingestellt.

Neben dem Wege befand sich eine kleine Hütte, hinter der sich die Kompanie sammelte; unsere Reihen waren gelichtet, die meisten waren tot, nur wenige verwundet. Hier auf dem steinigen Wege sollten wir uns eingraben; wir kamen über den Versuch nicht hinaus, da wir unsere Spaten nicht in den harten Boden brachten. Da blieb nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Obwohl uns die Feinde bemerkten, verhielten sie sich ganz ruhig. Einige Verwundete nahmen wir mit und erreichten wieder die Ausgangsstellung, wo schon die Reserven lagen, die zu unserer Unterstützung herbeigerufen wurden. Schnell richteten wir uns her, da ein feindlicher Gegenstoß zu befürchten war. Ich blickte auf meine Taschenuhr; es war 2 Uhr nachmittags.

Die Rumänen erschienen nicht; wir zählten unsere Verluste, sie betrugen fast ein Drittel des Standes. Der Advokat aus Laibach war verschwunden, ob tot oder gefangen, niemand wußte es. Der Feldwebel, der die Goldene hatte, war tot, ein Kopfschuß hatte ihn niedergestreckt.

In dem Preßhaus lagen noch viele Verwundete, die dann zurückgetragen wurden.

In der Dunkelheit zündete der Gegner die dürren Reben an; bis gegen Mitternacht brannte das Feuer, dessen Schein das Vorfeld taghell beleuchtete, sodaß wir aus unserer Deckung nicht herauskriechen durften.

Zwei Tage nach dem unglücklichen Angriff wurden wir abgelöst; es kamen deutsche Truppen. Unser Regiment verließ Rumänien und fuhr nach Italien. Mit dem Vormarsch nach Bessarabien, von dem wir geträumt hatten, war es nichts. Viele hatten sich schon gefreut auf die Gänse, Enten usw. Ich wurde in ein Spital gebracht, wo ich nach einiger Zeit erfuhr, daß die Deutschen nach einem heftigen Trommelfeuer die Ortschaft mit geringen Verlusten erstürmt hatten.

19. August 1917 – es war einer jener schweren Schicksalstage des Schützenregimentes Nr. 24, der jedem Kameraden unvergeßlich bleiben wird. Viele mußten hier ihr Leben lassen und ruhen in fremder Erde weit von ihrer Heimat.

[Panciu (ungarisch Páncsu) ist eine Kleinstadt im Kreis Vrancea in Rumänien]

Veröffentlicht in: Mistelbacher Bote, Jg. 58, 19. 8. 1935, Nr. 40, S. 5 - 6

Beim Völkerschlachtdenkmal in Leipzig

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,

Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal;

So lange rollet der Zeiten Rad,

So lange scheinet der Sonnenstrahl,

So lange die Ströme zum Meere reisen,

Wird noch der späteste Enkel preisen die Leipziger Schlacht. Arndt

Es ist eine schöne Sitte, das Andenken hervorragender Männer unter den kommenden Geschlechtern dadurch wach zu erhalten, dass man ihnen ein Denkmal setzt. Nicht bloß einzelnen Männern wird diese hohe Ehre zuteil, sondern auch denjenigen, die ihr Blut im Kampfe vergossen haben für ihre Brüder, die den Heldentod fürs Vaterland gestorben sind. Die dankbare Mit- und Nachwelt knausert in dem Falle nicht; ein ehrwürdiges Denkmal muss den blutgetränkten Boden schmücken. Jetzt, wo noch die Erinnerung an die Jahrhundertfeier in frischem Andenken steht sind auch die Blicke der Deutschen auf jenes Denkmal gerichtet, das den Boden ziert auf dem die Völkerschlacht im Jahre 1813 stattfand. Kein geringerer als der treue Arndt, dessen Gedichte und Schriften in den Tagen der Schmach dem Volke das Nationalgefühl zurückgaben, brachte den Gedanken eines Denkmales ins Rollen; ein Koloss einer Pyramide, ein Bau, ähnlich dem Kölner Dom müsse es sein. Leider verhallten die Worte Arndts in jener Zeit, in der der Deutsche infolge der Überanstrengung in den Befreiungskriegen ruhebedürftig war und wo die Politik des Fürsten Metternich düstere Schatten in Deutschlands Gauen verbreitete. 50 Jahre vergingen, ehe man an die Ausführung eines Denkmals schreiten konnte. Kaum waren die Vorarbeiten fertig, da kam der dänische Krieg 1864, nach diesem der Bruderkampf 1866 und zuletzt der Krieg im Jahre 1870 – 71. In diesen Jahren ruhte die Arbeit und die, welche den Plan zu dem Denkmal gefasst hatte, kehrten zum Teile nicht mehr zurück. Sie teilten das Schicksal der Ahnen vom Jahr 1813; im fremden Lande fielen sie. Erst im Jahre 1894 erstand der „Patriotenbund“, der es sich zur Aufgabe setzte, den Ort der Völkerschlacht mit einem würdigen Denkmal zu zieren. Und es war höchste Zeit, dasselbe in Angriff zu nehmen, damit es bis zum Jahr 1913 fertiggestellt wäre. Der Entwurf des Professors Bruno Schmitz wurde angenommen, dieser begann die Arbeit am 18. Oktober 1898. Nachdem ein Erdhügel von 25 m Höhe aufgeworfen war, wurde ein Betonbau aufgeführt, zu dem 300.000 Zentner Zement erforderlich waren. Der Betonbau ist so angelegt, dass er den Augen des Beobachters verborgen bleibt. Auf ihm ruht das Denkmal, das aus Granitporphyr gebaut ist. Gegen 27.000 Steinblöcke wurden verwendet, die ein Gewicht von 720.000 Zentner haben. Die größten Steinblöcke wiegen einzeln 360 Zentner und kosten gegen 85 K. Das Gesamtgewicht des Denkmals beträgt gegen 10.000.000 Zentner. Die Kosten belaufen sich auf 6 Millionen Mark, die durch Spenden und wohltätige Veranstaltungen hereingebracht wurden.

Nicht den Helden, den Vorkämpfern, den Heerführern des Jahre 1813 ist dieses Denkmal geweiht, nein dem deutschen Volke, das Gut und Blut für die Freiheit opferte. Der furchbare Ernst jener Tage kommt in dem Denkmal, das zu einer Höhe von 91 Meter emporsteigt, zum Ausdruck; jeder Schmuck, jede Zierrat ist vermieden; gewaltig wie das alles zermalmende Schicksal, dessen mächtige Hand Napoleon spürte, steht dieses Monument da, ein ewiger Zeuge, dass das deutsche Volk die mühevolle, blutige Arbeit der Ahnen nie vergisst.

Granitstützmauern, deren jede 45 Meter lang und 9 Meter breit ist, führen zu dem Erdhügel; sie schließen ein großes Wasserbecken ein, das einen Flächenraum von 10.000 m² hat. Dadurch, dass sich das Denkmal in der Wasserfläche spiegelt, erscheint es noch größer. Zwischen den Stützmauern und dem Wasserbecken ist ein breiter Gehweg freigelassen. Über die 4 Meter hohe Freitreppe steigen wir zum Denkmal empor. An der Vorderseite fesselt das 60 m breite Relief unsere Aufmerksamkeit. In der Mitte desselben steht die 11 Meter hohe Gestalt St. Michaels; 2 Kriegsfurien beleuchten die Schrecknisse des Krieges, die Toten, die auf dem Schlachtfelde liegen, zwei Adler breiten ihre 7 Meter weiten Schwingen zum Schutze der entseelten Helden aus. Über der Gestalt des Michael lesen wir die Worte: „Gott mit uns!“ Jeder Buchstabe hat eine Größe von 1,8 Meter; in der Mitte des Denkmals steht das Datum der Völkerschlacht, der 18. Oktober 1813.

Einen dreifachen Zweck erfüllt das Monument: es ist ein Ehrenmal für die gefallenen Helden, ein Ruhmesblatt fürs deutsche Volk, ein Mahnzeichen für die kommenden Geschlechter; diesem dreifachen Zweck entspricht das Innere des Denkmals. Im unteren Teile ist die Krypta, die von keinem Menschen betreten werden darf. Eine feierliche ernste Stimmung erfasst unser Gemüt in dieser Halle, die in ein düsteres Halbdunkel gehüllt ist; gedämpft fällt das Licht durch die gewaltigen Bogenfenster der Ruhmeshalle herab auf die gewaltigen Pfeiler, in die je eine 5 m hohe Schicksalsmaske eingemeißelt ist; ringsum die Halle stehen 16 Kriegergestalten von 4 m Höhe, sie halten die Totenwache. In der Ruhmeshalle, die eine Höhe von 60 m hat, erblicken wir die 4 gewaltigen Figuren, welche die Tugenden des deutschen Volkes verherrlichen: Glaubensstärke, Tapferkeit, Opferwilligkeit und Begeisterung. Mit Staunen und Bewunderung betrachten wir die kolossalen Figuren, deren jede 10 m hoch ist. Sie sind sitzend dargestellt; würden sie stehen so erreichten sie eine Höhe von 15 m. Jede Figur wiegt gegen 8.000 Zentner und gegen 120 Steinblöcke waren dazu erforderlich. 324 Reiter – jeder von 2 m Höhe – zieren die Wand der gewaltigen Kuppel, in die man den höchsten Turm Leipzigs – den der Thomaskirche, an der Sebastian Bach wirkte – hineinstellen könnte.

Wir treten jetzt hinaus und richten unsere Blicke zur Spitze empor. 12 Krieger, jeder 12 m hoch, stehen mit gezücktem Schwerte rings um das Denkmal und spähen hinaus in das weite Land. Sie ermahnen den stillen Beobachter, dass er neben seiner friedlichen Tätigkeit nie den Schutz des Landes, den Schutz der schwer erkämpften Freiheit vergessen darf. Auf der Plattform, die 125 Personen fasst, werden jedes Jahr am 18. Oktober mächtige Scheinwerfer das Schlachtfeld in der Nacht beleuchten.

Nach der genauen Besichtigung des Denkmals wollen wir uns das herrliche Rundbild betrachten, das wir aus der schwindelnden Höhe sehen. Zu unseren Füßen liegt ein Park von 260.000 m², unter schattigen Linden herrscht ein bewegtes Leben und Treiben; die Spaziergänger gleichen schwarzen Ameisen, die geschäftig hin und her eilen. Mitten in dem dunklen Grün sehen wir rechts das Krematorium = Leichenverbrennungshalle, anschließend daran den Sühnefriedhof von Leipzig, der mehr das Aussehen eines wohlgepflegten Gartens hat als das eines Friedhofes. Warum stehen dort drüben so viele Leute bei dem Granitstein? Derselbe heißt „Napoleonstein“; denn von dieser Stelle hat Napoleon die Schlacht gleitet, von hier gab er den Befehl zum Rückzug am Abend des 18. Oktober; auf dem Granitfelsen, der teilweise mit Epheu bewachsen ist, liegen: Degen, Hut, Fernrohr und eine Karte des „Unbezwinglichen“, dessen Stern hier erlosch. Auf der rückwärtigen Seite steht der Bibelspruch:

„Der Herr ist der rechte Kriegsmann,

Herr ist sein Name.“

In der Ferne sehen wir die Ebene um Leipzig, auf der die gewaltige Schlacht geschlagen wurde: im Vordergrunde Dösen, Dölitz, Wachau, wo unsere braven Österreicher fochten, Probstheida, das 6 Mal von den Verbündeten gestürmt wurde - hier lagen die Leichen haufenweise – Mensdorf mit dem Denkmal des Fürsten Schwarzenberg, den Monarchenhügel, von dem die drei Monarchen den Gang der Schlacht verfolgten, weitab am Horizonte, der durch die Rauchwolken Leipzigs ganz eingehüllt ist, Lützen, wo 1632 der Schwedenkönig Gustav Adolf im Kampfe mit Wallenstein seinen Tod fand. Zahlreiche Monumente und Grabsteine erinnern uns an den Kampf, der vor 100 Jahren hier tobte. Großartig und prächtig sind die Ortschaften, die damals in Schutt und Trümmern lagen, aufgebaut wurden, jede Erinnerung an die blutigen Tage ist verschwunden, ruhig und still zieht der Bauer seine Furchen auf dem von Menschenblut getränkten Boden. Gegen Norden erblicken wir die Gebäude der „Baufachausstellung“ und das Häusermeer von Leipzig. Führt uns das Denkmal und das Schlachtfeld den Heldenmut, die Tapferkeit des deutschen Volkes im Kriege vor Augen, so gibt uns die Ausstellung ein Bild von der Arbeit, dem Fleiße in der Friedenszeit; hier ist der alte furor teutonicus, dort der Bienenfleiß der Deutschen verherrlicht. Mit ehrfurchtsvollem Staunen beschaut der Laie die gewaltigen Eisenbetonhallen, die mächtigen Bahnhofanlagen, die dem gesteigerten Verkehr, aber auch der Sicherheit und Bequemlichkeit der Reisenden Rechnung tragen, den modernen Städtebau mit den neuzeitlichen Einrichtungen, das idyllische „Alt-Leipzig“, wie es vor 100 Jahren aussah, als Goethe, Schiller, Lessing, Bach und andere Größen hier wohnten, die Gartenstadt „Mariabrunn“, die weit verzweigte Bauindustrie, das Maschinenwesen, den Arbeiterschutz, die Ausnützung der Naturkräfte für die Industrie, das Handels- und Verkehrswesen. Hinter der „Baufachausstellung“ dehnt sich das „vieltürmige“ und „kaminreiche“ Leipzig aus; „die Stadt der Arbeit“ nennt sie mit Stolz der Leipziger und dies mit vollem Recht. Die Leipziger Messen sind weltberühmt, im Buchhandel schreitet diese Stadt an der Spitze, ich erwähne hier nur die Firmen Reclam, Bolckmar, Staackmann u. a. Zu diesen Buchhandlungen gehören Papierfabriken, Druckfarbenfabriken, Buchbindereien und Eisengießereien. Was schnarrt da plötzlich in der Luft? Wir wenden unsere Blicke in jene Richtung woher das Geräusch kommt, und sehen das Luftschiff „Sachsen“, das hoch über uns das Denkmal umrundet.

Brennend heiß fallen die Sonnenstrahlen auf die Steine, noch ein Rundblick, auf dieses Fleckchen Erde, das in der Geschichte unseres Volkes eine bevorzugte Stelle einnimmt, dann hinab und nach Leipzig, um die denkwürdigen Stätten zu besuchen, wo einst Goethe und Lessing, Schiller, Bach u. a. gewohnt und gewirkt haben, in Auerbachs Keller, wo sich ein Teil der Handlung von Goethes „Faust“ abspielt, in die alten Gässchen und Straßen mit den mittelalterlichen Häusern, in die modernen Messplätze und Kaufhäuser. Gefühle der angenehmen Überraschung erwachen in dem Fremden, der mit Aufmerksamkeit die Denkwürdigkeiten Leipzigs betrachtet, und er stimmt dem Urteile Goethes bei, der im „Faust“ (I. 5) sagt:

„Mein Leipzig lob ich mir!

Es ist ein kleines Paris und bildet seine Leute!“

Veröffentlicht in: „Niederösterreichische Volksbildungsblätter“, Krems, Jg. 29, Nr. 375, Dez. 1913 S. 145 und Jan. 1914 S. 1 - 3

Beim Wienertor in Poysdorf

Die Dorfgemeinde Poysdorf besaß ein „Falltor” in der Alleegasse - heute Liechtensteingasse genannt, wo sich die Weidetiere versammelten, ehe sie der Halter auf die Gemeindewiese trieb. Mit der Markterhebung am 4. Mai 1582 änderte sich das Bild der Gemeinde, die 5 Tore erbaute, von denen das Wienertor das wichtigste war. Auf der Südseite des Marktes wurde ein Schanzgraben aufgeworfen, sodass sich die Gemeinde von den umliegenden Dörfern durch Wehrcharakter wesentlich unterschied. Die dicken Tormauern waren aus Stein und Ziegeln erbaut; die Torflügel hatte der Zimmermann aus starken Eichenpfosten gemacht, ein eisernes Schloss und breite Riegel erhöhten die Sicherheit des Tores, das mehr gegen Straßenräuber und Wegelagerer den Markt schützte. Kam aber ein Feind. so erklärten die Bürger den Markt für eine offene Siedlung (1605, 1619, 1645). Neben dem Tore gab es Gärten und Holzablagen. Die alte schlesische Straße führte aber nicht durch Poysdorf, sondern von Erdberg über Ketzelsdorf durch den Tennauwald nach Steinbrunn. Die heutige Brünnerstraße war nur ein Fahrweg, den aber die Fuhrleute gerne benutzten, weil es in Poysdorf Schmiede, Wagner und Sattler gab.

Der Nachtwächter sperrte im Sommer um 9 Uhr das Tor zu, im Winter schon um 8; geöffnet wurde es bei Morgengrauen. Die Schlüssel holte er sich vom Rathaus, wo er sie nach dem Dienst abgab. 1667 reiste eine moskowitische (russische) Gesandtschaft nach Wien, die aus 30 Personen und 70 Pferden bestand. In einen Wagen spannte man gewöhnlich 4 Pferde ein, weil bei schlechtem Wetter die Straßen grundlos waren. Am 3 Juni 1678 fuhr die polnische Königin mit großem Gefolge nach Wien. Im Wilfersdorfer Schloss fand sie eine gastliche Aufnahme und unterhielt sich im Schlossgarten unter der großen Linde zwei Stunden lang mit den Bewohnern; sie zeigte gar keinen Stolz und fragte sie um ihre Sorgen und Wünsche. Das Gefolge bekam 24 ½ Maß Wein, 1 ¾ Eimer Bier, 4 Laib Brot und die Pferde 14 Metzen Hafer von der Herrschaft.

1677 besichtigte der Viertelmeister den Markt und gab für die Verteidigung der Gemeinde verschiedene Anordnungen. Das Tor wurde ausgebessert und verstärkt, eine Wachhütte daneben erbaut, der Schanzgraben hergerichtet usw. Im Pestjahr 1679 standen hier Wachtposten, die nur solche Reisende in den Markt einließen, die einen „Gesundheitspass" hatten, d. h. die nicht aus einer Pestgegend kamen. Poysdorfer versahen diesen Dienst, doch musste einer dabei sein, der lesen und schreiben konnte. Nicht weit vom Tore brannte ein kleines Feuer aus Wacholderästen; in den Rauch musste der Pass eine Zeitlang zur Desinfektion gehalten werden, ehe ihn der Posten las. Außerdem wusch er sich noch die Hände in Essigwasser, das in einem Kübel bereitstand. Es war ihnen verboten, den Fremden die Hand zu geben, etwas von ihnen anzunehmen und mit ihnen beisammen zu sitzen. Pilger und Reisende, die vielleicht Kleider und Wäsche in einem Bündel trugen, sowie Zigeuner und fahrendes Volk wurden sofort abgewiesen. Die Posten nahmen leider ihre Pflichten nicht sehr genau, schauten sich die Pässe nicht an, setzten sich in den Schatten des Bildstockes, der einige Schritte vom Tore entfernt war, und huldigten dem Karten- oder dem Würfelspiel. Da musste der Marktrichter öfters die Posten visitieren und jede Nachlässigkeit rügen oder gar strafen. Der Bildstock dürfte das „Weiße Kreuz" gewesen sein, das an die Eroberung der Festung Raab 1598 erinnerte und von den Gemeinden auf einen kaiserlichen Befehl hin errichtet wurde; es war auch „Raabeser Kreuz“ genannt. Bei Ungerndorf und bei Laa stehen noch heute solche. Der Fürst Dietrichstein, der mit 18 Wagen nach Wien reiste, vermied jede Berührung mit der Bevölkerung und kehrte in keinem Gasthof ein.

Am 28. Mai 1683 reiste der Kurfürst Max Emanuel von Bayern von Wien nach Feldsberg. In Gaweinstal hielt er mit seinem Gefolge Mittagsrast und gelangte am Abend nach Feldsberg, wo ihn der Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein mit allen ihm gebührenden Ehren empfing (Nach einem Berichte des Wilfersdorfer Amtmannes soll er Ketzelsdorf berührt haben). Der hohe Gast bewunderte das prachtvolle Schloss, seine Einrichtung, die edlen Zuchthengste, die französischen und englischen Jagdhunde, das fürstliche Gestüt und den Eisgruber Fohlenhof. Zum Geschenk bekam er 1 Paar Pferde und 3 Paar Jagdhunde vom Fürsten. Dann begab er sich nach Nikolsburg, wohnte in der Loretokapelle einem Gottesdienst bei, frühstückte bei den Kapuzinern - das Essen stellte der Fürst Dietrichstein bei - besichtigte das Schloss und fuhr über Auspitz und Austerlitz nach Butschowitz.

Als die Türken 2 Monate später nach Wien kamen, stellte die Gemeinde Wachposten bei den Toren und auf dem Kirchturm auf; es waren kritische Augusttage, weil man das Schlimmste befürchten musste, wenn Wien in die Hände des Erbfeindes fallen sollte. Die Arbeiten auf dem Felde und in den Weingärten litten in diesen Kriegstagen und aufmerksam lauschte alles den Berichten der Reisenden, die vom Marchfeld oder aus der Wolkersdorfer Gegend kamen.

1685 sahen die Poysdorfer am 21. Juli die Durchreise des russischen Kaisers Peter d. Großen, der mit seinem Gefolge, mit den Wagen und uniformierten Reitern berechtigtes Aufsehen erregte. Frauen und Kinder schreckten sich vor diesen fremden Gestalten, die ganz anders gekleidet waren und andere Sitten und Bräuche zeigten. 2 Jahre später erschien wieder eine moskowitische Gesandtschaft von 300 Personen, die alle die malerische Landestracht trugen.

Von 1711 benützten die Postreiter, die früher auf der schlesischen Straße den Briefverkehr vermittelten, den Landweg über Poysdorf, in der Pestzeit 1713/14 standen wieder Posten beim Wienertor, die keinen Fremden nach Wien ließen, der nicht vom Markte einen Passierschein hatte: denn Poysdorf war ein Kontumazort (ein Quarantäneort, Anm. W.P.) und jeder Reisende musste sich hier einige Wochen aufhalten, ehe er weiterreisen durfte; es herrschte aber kein Verkehr, da jeder aus Angst vor der Pest daheim blieb.

In den nächsten Jahren merkte man die Folgen des Merkantilismus, weil viele Fuhr- und Kaufleute aus den Sudetenländern die Straße benützten, die 1732 zu einer Kaiserstraße umgebaut wurde; sie hatte einen festen Grund und eine starke Schotterdecke.

1748 reiste Maria Theresia mit ihrem Franzi und dem ganzen Hofstaat nach Brünn; schon einige Tage vor ihrer Ankunft ebneten die Bauern die Geleise der Straße, füllten die Löcher mit Schotter und leiteten die Wassertümpel ab. Das Wienertor wurde hergerichtet, - es hatte als Abschluss und Zierde in der Höhe eine Art Pyramide -, die Mauern mit Tannenzweigen, Kränzen, Blumen und Fahnen geschmückt, kräftige Vorspannpferde bereitgestellt, Zigeuner und Wegelagerer abgeschafft, die Häuser neben der Straße gefärbelt und Fahnen ausgesteckt. Soldaten ritten auf der Brünnerstraße auf und ab, die alle verdächtigen Personen „perlustrierten“. Die Bewohner standen im Sonntagsgewand beim Tor Spalier, ebenso die Schulkinder und die Schützen. Das Tor war eine Ehrenpforte und die Straße eine weite Strecke mit Blumen bestreut. Ein Banderium junger Burschen (Fahnenträger, Anm. W.P.) ritt der Landesmutter bis zum Zellerkreuz entgegen und begleiteten den Zug der hohen Gäste zum Tor. Die Glocken läuteten, Böller krachten, Kinder und Erwachsene riefen: „Vivat, die Landesmutter!“

Der Marktrichter, dem der Angstschweiß auf der Stirne stand, hielt eine kurze Ansprache, die Schützen präsentierten das Gewehr, ein weißgekleidetes Mädchen mit blauroter Schärpe bot der Laudesmutter einen Willkommentrunk; die Leute bewunderten die hohen Würdenträger mit ihren gestickten Schärpen, den silberweißen Perücken, die Offiziere mit den glänzenden Degen und der großen Feldbinde, die buntgekleideten Diener und die Hofdamen in ihren Seidenkleidern. Strenge verboten war es den Untertanen, Bittgesuche zu überreichen oder Beschwerden vorzubringen. Still und ruhig saß in dem Wagen der Kaiserin ein kleiner Knabe mit blauen Augen - es war der spätere Volkskaiser Josef II., der diese Huldigungen abschaffte. Er reiste nicht als Kaiser, sondern als schlichter Graf von Falkenstein, der den Bauer lieber bei der Arbeit auf dem Felde, die Kinder in der Schule und die Beamten in der Kanzlei sah. Jeder Untertan konnte ihm ein Bittgesuch überreichen - aber mit Unterschrift - oder eine Beschwerde vorbringen. In Wilfersdorf hatte ihm der Amtmann einen Bericht über die Lage in den Gemeinden zu geben, der aber kurz und bündig sein musste.

1749 war ein großes Ereignis, als am 1. Juni der erste Postwagen am Abend durch das Wienertor rollte. Da standen die Neugierigen und blickten gegen Wetzelsdorf, ob nicht der schwarz-gelbe Kasten bald auftauchen würde. Endlich erschien er in der Ferne; beim Zellerkreuz blies der Postillion seine Begrüßung und bald darauf rollte der Wagen durchs Tor. Die Leute jubelten, klatschten in die Hände und freuten sich über den großen Fortschritt. Ja, es kam eine andere Zeit und ein neuer Geist wehte durch unsere Heimat. In den nächsten Jahren marschierte viel Militär durch das Wienertor gegen Brünn, wo es im Militärlager von Turas geschult wurde; Handelsleute mit schwerbeladenen Wagen, Handwerksburschen, Pilger, Wallfahrer, Zigeuner, Studenten und Zivilreisende belebten die Brünnerstraße; mancher stillte an heißen Sommertagen beim Brunnen unweit des Tores den Durst, da er kein Geld für ein Glas Wein in der Tasche hatte.

Besonders eindrucksvoll war die Wallfahrt der Brünner nach Maria Zell, die mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel durch die größeren Gemeinden zogen. Nach dem Wilfersdorfer Grundbuch (1767) war das Tor gemauert, aber offen, ohne Torflügel und der Schanzgraben öde; im Herbste desselben Jahres rollte durch das Tor eine Kutsche, in der zwei Kinder saßen, die neugierig die Umwelt betrachteten; es war der kleine Mozart und seine Schwester, die nach Olmütz reisten, weil in Wien eine Blatternepidemie herrschte.

Am 14. März 1775 fuhr ein Abenteurer mit seinem Gefolge nach Wien; es war Josef Frank, ein getaufter Jude und Handelsmann aus Warschau, der die Juden für die katholische Kirche gewinnen wollte. Seine Anhänger hießen Frankisten; hohe Persönlichkeiten gehörten zu seinem Freundeskreis z. B. Kaiser Josef II. und Zar Alexander von Russland. In seinem Reisewagen hatte er 6 Pferde eingespannt und 12 Ulanen bildeten seine Leibwache, die seine Tochter Eva - eine Vertraute Josefs II. - kommandierte. Da sie eine Hellseherin war, lud die Kaiserin beide ein, nach Wien zu kommen. Frank wollte die Türkei mit österreichischer Waffenhilfe erobern, hatte aber soviel Schulden, dass er sich nicht zu helfen wusste. Allgemein hieß es, dass Frank der entthronte Zar Peter III. wäre. In Offenbach starb er 1791, nachdem er aus Österreich ausgewiesen war. Kaiser Franz und Zar Alexander I. besuchten die Eva in Offenbach, als beide hier durchreisten.

Kaiser Josef II. fuhr häufig durch Poysdorf, so im August 1769, als er in Slawikowitz ackerte, 1771, 1773, 1774, 1776, 1777 mit dem General Laudon und dem Grafen Laszy, 1778, 1779 - da trank er in Lindewiese bei Freiwaldau aus dem „Fürstenborn" - und 1787 zum letzten Mal.

1783 wanderte ein 2Ojähriger Bursche hier durch; er kam von Neudorf aus Nordmähren und wurde in Wien Lehrer; vielleicht im selben Jahre machte den gleichen Weg ein Mädchen (Elisabeth Vietz] aus Zuckmantel in Schlesien, das auch in Wien sein Glück versuchte. Beide heirateten am 17. Jänner 1785 und sind die Eltern unseres Komponisten Franz Schubert.

1790 besuchte von Wien aus König Ferdinand IV. von Neapel den Brünner Spielberg, weil dieses Staatsgefängnis in ganz Europa eine traurige Berühmtheit erlangt hatte. Bei dieser Gelegenheit schaute er sich auch die Schlösser in Holitsch, Eisgrub und Feldsberg an; die beiden letzteren gefielen ihm so gut, dass er meinte: „Ich möchte sofort meine Königswürde mit dem Fürsten Liechtenstein und seinem Besitz vertauschen.“

Das Wienertor passte nicht mehr in die neue Zeit, die einen gewaltigen Verkehr auf der Brünnerstraße brachte, es war ein Verkehrshindernis; auch die Straße war viel zu schmal für die vielen Fuhrleute, sodass die Regierung die Poststraße in der Zeit der Napoleonischen Kriege umbaute; es wurde eine Chaussee nach französischem Muster. Da verschwanden das Wienertor und der Bildstock. Als die Franzosen im November 1805 nach Austerlitz zur „Dreikaiserschlacht" marschierten, stand es noch. Der Brunnen blieb erhalten; mancher Fuhrmann tränkte hier seine Pferde und der öde Schanzgraben war den Zigeunern eine geeignete Lagerstätte, wo sie einige Tage rasteten. Später setzte man neben dem Brunnen eine Kastanie, der für die Poysdorfer Schuljugend eine wichtige Rolle spielte; denn hier fanden zur Sommerszeit die „Schulstürzer“ in der dichten Laubkrone einen sicheren Platz, wo sie nicht leicht erwischt wurden. Zum Zeitvertreib rauchten sie gemeinsam aus einer Pfeife, die von einem zum andern wanderte.

Die Anfänger mussten aber sehr schnell heruntersteigen, weil das Nikotin ziemlich stark auf den Magen wirkte. Der Brunnen wurde dann zugedeckt und liefert noch heute für den Kindergarten das Wasser. 1928 sah ich noch einige Mauerreste vom Wienertor, als die Straße aufgerissen wurde.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Dr. G. Trautenberger: „Geschichte Brünns“.

Reinhold Lorenz: „Reise Kaiser Leopolds I. und des Kurfürsten Max Emanuel im Türkenjahr 1683“ in den „Mitteilungen des öst. Institutes für Geschichtsforschung” 1938.

Leo Schreiner: „Gaweinstal und Josef II." in „Unsere Heimat” 1934

Veröffentlicht in: Mistelbach-Laaer Zeitung, 13. 11. 1954, S. 8; Österreichische Weinzeitung 1948

Beiträge zur Schulgeschichte im nordöstlichen Niederösterreich

Das Schulwesen in unserer engeren Heimat des Grenzlandes entsprang der Notwendigkeit, Lesen, Rechnen und Schreiben zu lernen, um den wirtschaftlichen Kampf zu bestehen, um mit den fremden Kaufleuten in einen erfolgreichen Wettbewerb treten zu können und um unsere Handelsplätze und Märkte besser auszugestalten. Der Kauf- und Handelsmann erkannte zuerst den Wert einer guten Schule und darum finden wir solche auch zuerst in den Städten und Märkten, die im Mittelalter einen bedeutenden Handel und Verkehr aufzuweisen hatten: Znaim erwähnt eine Schule 1225 (die Wiener Stephanschule wird 1237 genannt \*), Laa a. d. Thaya 1331, Zistersdorf 1389 und Mistelbach 1414. Diese Schulen waren mehr eine Angelegenheit der Bürger und nicht so sehr der Geistlichkeit, da der aufstrebende Bürgerstand selbst seine Geschicke in die Hand nahm und sich seiner Machtstellung bewusst war.

Dass auch die größeren Gemeinden, die Weinbau betrieben oder Sitz eines Grundherrn waren, frühzeitig eine Schule errichteten, ist mit Sicherheit anzunehmen, weil ja auch der Weinhandel nach Wien, Klosterneuburg und Krems einen bedeutenden Umfang hatte; doch lässt sich heute nicht genau festsetzen, wann die einzelnen Schulen zum ersten Mal verzeichnet wurden, da viel Urkundenmaterial bei den Gemeinden, bei den Gutsherrschaften und in den Pfarrhöfen in den letzten Jahrzehnten vernichtet wurde.

Erst das Zeitalter der Reformation brachte da eine tiefgehende Änderung, weil ja mit der Selbstverantwortung der evangelischen Lehre die Volkserziehung innig verknüpft ist; jetzt schenkte man der Jugenderziehung, die bis dahin so arg vernachlässigt wurde, größere Beachtung; die Grundherren betrachteten es als eine heilige Pflicht, Schulen zu errichten und für ihren Fortbestand zu sorgen. Leider nahmen sie dazu oft untaugliche Prädikanten und Hitzköpfe, die wegen ihrer Streitsucht das Übel vergrößerten; eine ruhige und aufbauende Arbeit vermissen wir in unserer Gegend. Die Wiedertäufer in Falkenstein brachten es nicht so wie ihre Brüder im benachbarten Südmähren zu einer Schule, weil bei uns die ordnende Hand fehlte.

Im Konzil zu Trient (1563) erinnerte sich die katholische Kirche an die ernste Pflicht, die Kinder zu brauchbaren Menschen zu erziehen; darum erschien auch schon 1579 eine Schulordnung für die katholischen Schulen, die bestimmte, dass der Unterricht nicht mit einem lutherischen Liede beginnen dürfe, dass die Kinder keine protestantischen Bücher benützen oder gar lesen, dass sie am Freitag kein Fleisch essen und jeden Sonn- und Feiertag den Gottesdienst besuchen.

Die Protestanten gaben auch eine Schulordnung heraus, die von dem Kremser Prediger Johann Matthei ausgearbeitet war und die in den christlichen und tugendsamen Menschen das Ziel der Erziehung erblickte. In den Lehren des evangelischen Glaubens sollten die Kinder gründlich und genau unterrichtet werden, damit sie sich einmal eines ehrbaren Lebenswandels befleißigen. Die Gemeinde und der Pastor nahmen den Schulmeister auf, der dem letzteren auch gehorchen musste; die Kinder musste er deutsch lesen lehren, die Wahrheiten des Katechismus besprechen, die Kirchenlieder einüben, in den Filialkirchen die Epistel und das Evangelium vorlesen und etliche Psalmen singen, doch durfte ihn nie der Pastor als Bote oder Fuhrmann behandeln; Zwietracht zwischen Gemeinde und Pastor zu stiften war ihm verboten. Die Gemeinde hatte seine Geräte und Einrichtungsgegenstände umsonst herbeizuführen, einen Leihkauf durfte niemand von ihm verlangen und die Gemeinde musste ihm die Naturalabgaben und die gewöhnlichen Sammlungen geben; entlassen konnte ihn nur der Superintendent, nachdem er die klagenden Parteien angehört hatte. Wo es noch Sitte war, sollte der Pastor dem Schulmeister auch Tisch geben.

In Obersulz wirkte ein Schulmeister Paul Oswald, der aber wenig Kinder in der Klasse hatte, in Herrnbaumgarten (diese Schule wird 1554 schon erwähnt) ein Johann Bresnicerus.

Nach der Durchführung der Gegenreformation gab der Fürst Gundacker von Liechtenstein Richtlinien für das religiöse Leben in den Gemeinden, die zur Wilfersdorfer Herrschaft gehörten: der Pfarrer sollte in der Kirche predigen und in der Schule die Kinder belehren, in jedem Hause schaue der Hausvater auf das tägliche Gebet seiner Familie und des Gesindes, dass es in der Früh, zu Mittag und am Abend verrichtet werde, der Schulmeister beginne mit einem Gebete und die Gemeinde passe genau auf, dass er es auch tue; unterlässt er es, so wird ihm zur Strafe die Besoldung entzogen. Leider fehlte es an tauglichen und „exemplarischen“ Menschen, die diesen Anforderungen gewachsen waren; denn die Priester und Schulmeister arbeiteten nach gewohnter Sitte, zumal die Kriegswirren ihnen ganz andere Sorgen bereiteten und der Kampf um das tägliche Brot viel wichtiger war als Erziehung und Belehrung.

So konnte auch infolge der Unwissenheit des Volkes der Aberglaube und das Hexenwesen in den Gemeinden immer mehr um sich greifen und gewissenlosen Elementen einen reichen Verdienst geben, da sie zahlreiche abergläubische Schriften (vom Wettermachen, von der Heilung des kranken Viehes usw.) in den Ortschaften verkauften. Von den Hexenprozessen war leider unsere Heimat auch nicht verschont.

Im Jahre 1660 gab es im Bereiche der Wilfersdorfer Herrschaft fünf Schulmeister, von denen jeder an Steuer für seine Person 45 kr zahlte (ein Bestandmüller = 1 fl. 30 kr, ein Handwerksgeselle 1 fl., ebensoviel ein „Bürgknecht“).

Der Schulmeister war damals ein vielbeschäftigter Mann, da er neben dem Schuldienst auch den Kirchendienst verrichtete, das Wetterläuten besorgte, den Bauern das Testament, die Klagen, Eingaben und Bittschriften verfasste, manchmal als Zehentschreiber tätig war, als Weinsensal einen kleinen Nebenverdienst hatte und mit Hilfe seiner Familie die Feldwirtschaft versah, den Most im Herbste und die Schulmeistergarbe nach der Ernte sammelte. Manche Grobheit und Demütigung musste er geduldig einstecken, weil man ja Sanftmut und Bescheidenheit als die ersten Schulmeistertugenden von ihm verlangte; doch manchmal bäumte sich in ihm der Mannesmut auf, wenn er kleine Garben und schlechten Most erhielt und der Pfarrer ihn zu knechtlichen Arbeiten verhielt, dann gab es scharfe Auseinandersetzungen, denen die Faust oder der Knüppel entsprechend dem Zeitgeist den nötigen Nachdruck verliehen. (Wilfersdorf und Ober-Sulz).

Die Gemeinde Poysdorf weigerte sich als erste, dem Schulmeister nach altem Herkommen die Geräte und Einrichtung herbeizuschaffen.

Durch 30 Jahre gab es keine kirchliche Visitation – also wirklich eine gute alte Zeit; darum waren aber auch die Verhältnisse keine guten. Das 6. und 7. Gebot wurden nicht beachtet; Geistliche kamen deswegen in die „Kustodie“. In Paasdorf trieb der Pfarrer den jungen Leuten die sündhafte Liebe mit dem Stecken derart an Ort und Stelle aus, dass „die Engel im Himmel Kyrie eleison sangen“. Die Flurumgänge und Prozessionen stellte mancher Pfarrer ein, weil zuviel Unfug getrieben wurde. In Patzmannsdorf verbot der Geistliche die „Martinigarten“ 1695 dem Halter, weil sie ein „teuflischer Segen“ sei. Die Messgewänder und Kirchenornaten waren schmutzig, die Kirchen im Inneren unsauber, Kinderlehren waren den Pfarrern meist unbekannt, Friedhöfe verwahrlost (manche benützte man als Stierweide, in Groß-Krut hatte der Schulmeister daselbst einen Schweinestall), das Volk war unwissend und roh, dem Trunke ergeben, sehr schlecht schaute es in jeder Beziehung in Groß-Krut aus. Daher sagte auch das Volk: „Im Luthertum haben wir gleichwohl christlich gelebt, nun sind wir ärger als die Heiden.“

In Prinzendorf hatte der Schulmeister 20 ½ Metzen Getreide und 30 fl... In Eibesthal (Schule 1625 genannt, in Ringelsdorf 1616, in Kettlasbrunn 1641) war 1663 der Pfarrer mehr eine „Bestia, denn ein Mensch und Seelsorger“, schlug sich zum Ärgernis der Gemeinde mit dem Schulmeister herum und hielt keine Kinderlehren. In Mistelbach unterrichtete der Schulmeister Karl Winkler die Kinder in der Religion sehr schlecht; die Kirche reichte ihm 80 fl. und die Barnabiten 6 fl. In Hüttendorf – Schulmeister Mos -, in Paasdorf und Hörersdorf gab es keine Klagen. In Schrick erhielt der Schulmeister Friedrich Porsch 30 Metzen Getreide von der Gemeinde und die Mostsammlung ergab 15 Eimer. Dem Hörersdorfer Johann Hader reichte die Gemeinde 40 fl., 24 Metzen Getreide, 6 Eimer Wein (Sammlung) und 8 – 10 fl. Schulgeld, die Stola betrug 20 fl. In Gaubitsch verweigerte der Pfarrer dem Schulmeister die „stipulierten“ 24 Gulden.

Der Falkensteiner Dechant Anton Balli sagte 1685: „Je größer der Ort ist, desto weniger wird die Schuljungend unterrichtet“ und „Je besser die Einkünfte, desto leerer bleiben die Köpfe der Kinder“.

Eine unerfahrene Jugend gab es in Laa, Poysdorf und Umgebung, Fallbach, Staatz, Wildendürnbach, Ottenthal, Dobermannsdorf, Groß-Krut, Alt-Lichtenwarth und Feldsberg. In Unter-Themenau meinte der Pfarrer: „Für was ist es nützlich, Kinderlehre zu halten?“ Die Gemeinde Schrattenberg wusste nichts von den Kinderlehren, in Herrnbaumgarten gab es solche nur in der Fastenzeit. In Seefeld bewahrte der Schulmeister und der Richter auf dem Kirchenchor Getreide auf, auf dem Friedhof war der Stall gebaut.

In Schleinbach gab die Kirche dem Schulmeister Christian Prosich 12 fl., die Herrschaft Urichskirchen 17 fl. und 17 Metzen Getreide, das Schulgeld belief sich auf 12 fl. und die Weinsammlung ergab 20 Eimer. Gegen den Schulmeister Johann Schmierl in Wolfpassing erhob niemand Klage, obwohl er schon 6 Jahre in der Gemeinde diente. In Kreuzstetten erhielt der Schulmeister Andreas Copisius von der Herrschaft 15 fl., 15 Metzen Korn und 8 Klafter Holz, von der Gemeinde auch 15 Metzen Korn und von der Kirche 6 fl. In Russbach, wo Rudolf Mayer in der Schule wirkte, betrug dessen Einkommen 300 fl. In Hörmannsdorf klagte kein Mensch über den Schulmeister Johann Egger. In Bockfließ reichte die Kirche dem Schulmeister Blasius Amon 15 fl., die Gemeinde 25 fl., 30 Metzen Getreide und 30 Eimer Sammelmost.

In Rabenburg, Hohenau, Ringelsdorf, Palterndorf, Neusiedl, Dobermannsdorf, Hausbrunn, Alt-Lichtenwarth und Bernhardsthal gab die Wilfersdorfer Herrschaft dem Schulmeister in jeder Gemeinde 1 Schock Weizen und 1 Schock Korn „in Geströh“, in Walterskirchen musste jeder Bauer auf dem Felde eine Getreidegarbe für das Wetterläuten liegen lassen, die sich dann der Schulmeister selbst einführte.

Während der Pfarrer gewöhnlich den Genuss von einer größeren Wirtschaft bezog, die 40 – 80 Joch im Ausmaß hatte, vermissen wir eine derartige Bestiftung der Schule – ein Zeichen, dass unsere Gemeinden dem Schulwesen keine besondere Beachtung schenkten; in Nordmähren besaß der Schulmeister das sogenannte „Schulerb“, das häufig gleich neben dem „Pfarrer“ lag; außerdem hatte er dort, wo „es etwas zu zechen gab“, einen Freitrunk; in manchen Ortschaften hieß man die Schuläcker „den Schulviehbich“ – es waren dies meistens Felder letzter Güte, die den sauren Schweiß und die schwere Arbeit der Schulmeister mit einem geringen Ertrag lohnten.

Über „Winkelschulen“ fand ich in den Herrschaftsakten der Wilfersdorfer Herrschaft keine Erwähnung; sie dürften bei uns nicht bestanden haben.

Da es keine Altersversorgung gab, diente der Schulmeister bis zu seinem Tode oder es musste ihn der Nachfolger in seinen letzten Tagen erhalten.

Bis 1731 bestand an vielen Orten der Brauch, dass der Schullehrer an einem Tag bei der Gemeinde erschien und um die Bestätigung der Schuldienste bat; dabei wurden ihm Ausstellungen in seiner Tätigkeit gemacht, Fehler vorgehalten und Rügen erteilt. In Poysdorf erschienen alle Gemeindeangestellten am Jakobitag – 25. Juli – vor dem Marktrate und ersuchten da um den Fortbestand des Dienstverhältnisses, wobei ihr Verhalten im abgelaufenen Jahre scharf kritisiert wurde. Gefördert wurde das Ansehen der Schule und des Lehrers auf solche Weise gewiss nicht, sodass man diese Sitte bald abschaffte.

\* nicht unerwähnt soll bleiben, dass 1287 der Falkensteiner Pfarrer Meister Ulrich Rektor der Wiener Bürgerschule war, der auch Arzt, Maler und Dichter war und von dem das Kloster in Zwettl eine Pergamenthandschrift besitzt. Von ihm heißt es in einem Vagantenlied: „… man sucht den Ulrich, wie der Hirsch den Wasserquell … ein Lichtglanz, wie ihn die Sonne gibt den Gestirnen … von Charakter ein Seneca, vom Geiste ein Plato …“ Er starb auf einer Reise nach Avignon)

Veröffentlicht in: Niederösterreichisches Lehrerblatt, 15. 11. 1936, S. 40f

Bestiftete Bauernhäuser in Poysdorf und ihre Familien

Die Zeit zwischen 1800 — 1840 war in wirtschaftlicher Hinsicht für unsere Heimat eine recht traurige, weil man den Einfluß der napoleonischen Kriege selbst in den kleinsten Gemeinden spürte. Die hohen Steuern und Abgaben waren oft kaum zu erschwingen, so daß die Wilfersdorfer Herrschaft zu Zwangsversteigerungen schreiten mußte, um die Steuern hereinzubringen; doch da zeigte es sich, daß die Kaufkraft des Volkes infolge des Geldmangels geschwunden war, da niemand ein Angebot bei den Versteigerungen machen konnte. Die Bauern und Handwerker waren ganz verarmt. Dazu kamen bei uns die Militäreinquartierungen, die Militärlieferungen, der Soldatendienst — dies alles war dem Bauer verhaßt und zehrte an seinem Besitz, der ohnedies durch Elementarereignisse starke Einbuße erlitt. Nur der Geldverleiher war der Mann, der in diesen Tagen Geschäfte machte, der sein Vermögen verdoppelte und reichen Gewinn einstrich. Die Besitzer von Wirtschaftshäusern verschwanden, alte Familiennamen starben aus, neue kamen und versuchten, festen Fuß in unserer Gemeinde zu fassen, doch nur wenigen gelang ihre Absicht; mancher verließ nach einigen Jahren bettelarm den Markt. Den starken Wechsel kann man bei den Kleinhäusern am besten beobachten, die vielfach an Schulden bauten und dann nicht weiter kamen; auch der Großbesitz ging leicht in fremde Hände, weil die Arbeitskosten zu hoch waren. Am besten hielt sich der Mittelbesitz, der die Krisenzeit überdauerte und der sein Gut der Familie bewahrte.

Damals durfte der Bauer noch nicht über seine Wirtschaft frei verfügen; die Herrschaft verhinderte es, daß er seine Felder zerstückelte, sein Anwesen teilte, da ja die meisten Bauernhäuser „bestiftet“ waren. Es gab Ganz-, Halb- und Viertellehner. Die Herrschaft wachte genau über diese Einteilung, die ja für die Leistung der Robot maßgebend war; die Ganz- und teilweise auch die Halblehner hatten die Pferderobot zu übernehmen, die Viertellehner

(Textlücke)

Teilung. Kam ein Bauer seinen Verpflichtungen nicht nach, so konnte er nicht seinen Grund verkaufen und sich mit dem Erlös helfen, er mußte oft sein ganzes Anwesen verkaufen.

Die Bestiftung der Bauernhäuser war bei uns keine übermäßig große, weil ja auch das Gemeindegebiet nur einen mäßigen Umfang aufweist — rund 12 Quadratkilometer.

Die Ganzlehner besaßen 36 Joch, die Halblehner 18 und die Viertellehner 9 Joch.

Wir richten unsere Aufmerksamkeit auf die Familiennamen (Vgl. des Verfassers Aufsatz »Einwanderer in dem wiederaufgefundenen Bruchstück des ältesten Kirchbuches der Pfarre Poysdorf, N. Oe.«, in »Der Wegweiser«, 1. Jahr, Seite 83 f.), die noch heute im Besitze ihres alten Erbgutes sind und die auf eine längere Ahnenreihe zurückblicken können; es sind leider nicht viele, weil bei uns ein starker Wechsel zu verzeichnen ist. Der Kinderreichtum war bei uns niemals sehr groß; sagt doch Blumenbach in seiner ,,Neuesten Landeskunde von Österreich unter der Enns“, daß die Zahl der Geburten klein ist und daß der Weinhauer an Generationskraft den Slawen an der March weit nachsteht (um 1830). Die Durchzugsstraße Wien - Brünn wirkte sich auch nicht günstig aus für die Erhaltung des Familienbesitzes, da die Bauernsöhne lieber in die Großstadt abwanderten oder in die Fremde zogen.

Der Besitz, der nach der alten Viertelteilung geordnet ist, zeigt da eine große Verschiedenheit. Die heutige Brunn- und Laaerstraße haben die meisten Besitzer, die Alleegasse bleibt weit zurück. Die Familiennamen, die heute noch mit dem Hause verknüpft sind, bezeichne ich mit einem Sternchen.

Die erste Zahl ist die neue Hausnummer, die zweite die alte.

1. Viertel, Brunngasse:

355/6 Schiel Josef — Viertellehner,

353/7 Weisböck Josef \* — Halblehner,

351/8 Berndl Johann — Halblehner,

349/9 Lang Josef \* — Halblehner,

347/10 Rieder Johann \* — Halblehner,

345/11 Gmeinböck Josef — Viertellehner,

? /12 Ebinger Josef — Halblehner,

343/13 Schlemmer Leopold — Halblehner,

341/14 Rieglhofer Laurenz \* — Halblehner,

339/15 Oppenauer Paul — Viertellehner,

337/16 Haimer Johann — Halblehner,

335/17 Schlemmer Josef — Halblehner,

329/20 Schinhan Josef — Halblehner,

327/21 Fröschl Matthias \* — Viertellehner,

325/22 Ofner Karl — Viertellehner,

323/23 Rieder Leopold \* — Halblehner,

321/24 Lewitsch Johann – Halblehner,

319/25 Wolfram Franz — Halblehner,

317/26 Haimer Leopold \* jüng. — Halblehner

315/27 Schodl Matthias \* — Halblehner,

313/28 Hauser Leopold \* — Halblehner,

309/30 Haimer Josef \* — Halblehner,

307/34 Haimer Josef — Viertellehner,

305/32 Fritsch Franz —- Viertellehner,

303/33 Strobl Paul —·Viertellehner,

301/34 Wellisch Josef — Viertellehner,

299/35 Haimer Matthias — Viertellehner,

297/36 Hammerler Johann — Viertellehner,

295/37 Haimer Leopold \* ält. — Halblehner,

293/38 Rupp Josef — Halblehner,

291/39 Schuckert Josef \* — Halblehner,

298/40 Gmeinböck Josef — Halblehner,

2. Viertel, Alleegasse:

275/47 Wilfing Laurenz — Halblehner,

271/40 Pauly Andreas — Halblehner,

189/57 Reiländer Johann — Halblehner,

187/58 Haimer Leopold jüng. — Halblehner,

185/59 Scherzer Leopold — Halblehner,

183/60 Höger Matthias — Viertellehner,

161/69 Lewitsch Franz — Halblehner,

236/97 Schlemmer Andreas \* — Halblehner,

264/109 Pühler Anton — Viertellehner,

3.Viertel, Körnergasse:

136/213 Schinhan Anton — Halblehner,

138/214 Schuckert Josef — Halblehner,

140/215 Sinnreich Johann — Halblehner (Postamt),

142/216 Lengauer Josef — Halblehner,

146/218 Leinhofer Thaddäus — Halblehner,

148/219 Schodl Georg — Halblehner,

150/220 Rieder Anton jüngere — Halblehner,

152/221 Rieder·Josef — Halblehner,

154/222 Reiländer Josef — Halblehner,

156/223 Asperger Matthias — Ganzlehner,

158/224 Bock Magdalena — Viertellehner,

—/224 Rieder Michael — Viertellehner,

162/225 Kletzer Witwe — Viertellehner,

164/226 Fiby Augustin \* — Viertellehner,

166/227 Leywolf Ignaz ält. — Halblehner,

168/228 Kasparek Franz — Halblehner,

170/229 Taubenschuß Johann \* — Halblehner,

172/230 Spieß Michael \* — Halblehner,

91/255 Schindler Josef — Viertellehner,

89/256 Brunner Franz — Viertellehner,

83/259 Schreiber Johann —- Halblehner.

4. Viertel, Laaerstraße:

52/185 Bergauer Georg — Halblehner,

60/189 Lewitsch Leopold — Halblehner,

62/190 Schuckert Dominik — Halblehner,

64/191 Winter Leopold -— Halblehner,

66/192 Wimmer Matthias — Ganzlehner,

68/193 Schuckert Franz — Ganzlehner,

70/194 Schodl Josef — Ganzlehner,

72/195 Axter Leopold \* — Halblehner,

74/196 Schodl Katharina \* — Ganzlehner,

76/197 Ebenauer Sebastian — Halblehner,

……………….

Veröffentlicht in: Der Wegweiser, 1936, S. 99 - 102

Bienenwachs in der Vergangenheit

Bienenwachs war immer ein gesuchter und geschätzter Handelsartikel, der im wirtschaftlichen und religiösen Leben unserer Ahnen eine wichtige Rolle spielte. Die Frage nach Bienenwachs wirkte stets fördernd auf die Imker, die den Bedarf gar nicht decken konnten; viel Wachs musste daher aus den Nachbarländern eingeführt werden. Bei uns entwickelte sich das blühende Gewerbe der Wachszieher oder „Waxler“, die in den größeren Gemeinden ihre Werkstätte hatten. Die Meister waren zunftmäßig organisiert und hatten 1725 ihre Hauptlade in Wien.

Sie verarbeiteten das Wachs in natura oder bleichten es an einem sonnigen Platz, der aber außerhalb der Gemeinde liegen musste; es war die sogenannte Wachsbleiche, auf der das schneeweiße Wachs hergestellt wurde. Das ordinäre Wachs, das stark verunreinigt war, fand auch Verwendung; aus diesen Abfällen machte der Meister Opfergaben für die Wallfahrtsorte und zwar alle Teile des menschlichen Körpers, alle Haustiere, auch Weintrauben, Getreideähren und Häuser; man konnte sie nicht schön nennen, aber sie genügten den Wallfahrern, die sie kauften und opferten. Hatte jemand einen kranken Fuß, so suchte er sich diese Wachsfigur und legte sie auf den Opferaltar. Wer eine gute Weinernte wünschte, kaufte eine Traube. Die Figuren blieben aber Eigentum der Kirche, die sie für Opferzwecke bereitstellte.

Diese Wachsfiguren hielten sich bei dem Wallfahrtsorte Maria-Bründl, unweit von Poysdorf, bis 1943, wo sie dann in Wachskerzen umgegossen wurden. Damit verschwand ein Stück uralten Brauchtums, das bis in die Heidenzeit zurückreicht.

Im Mittelalter benötigten die Kanzleien viel Wachs zum Siegeln der Urkunden; sie ersetzten häufig die Unterschrift. Solches Wachs wurde aber für diesen Zweck zuerst gefärbt, und zwar rot, schwarz, grün, weiß und blau. Die kaiserliche Kanzlei, dann die Fürsten und Städte nahmen nur rotes, der deutsche Ritterorden schwarzes, die Mistelbacher Hauerzunft grünes, einzelne Klöster weißes Wachs. Diese Wachssiegel übernahmen auch die Bauern, die neben ihre Unterschrift ihr Petschaft drückten. Diese alten Bauernwappen sind ein kulturhistorisches Denkmal und werden heute von den Fachleuten gesucht.

Die Kirche und die Gläubigen brauchten früher viele Arten von Kerzen, die von den Meistern aus Bienenwachs hergestellt wurden. Eine brennende Kerze galt immer als Sinnbild des ewigen Lebens und als ein Abwehrmittel gegen alle bösen Geister und Dämonen der Finsternis. Viele Arten von Wachskerzen mussten da gegossen werden: Tauf-, Kommunion-, Firmungs-, Sterbe-, Wetter- und Osterkerzen. Zur Pestzeit opferten unsere Ahnen Riesenkerzen, die mit Bildern und Sprüchen verziert waren. 1676 widmete die Marktgemeinde Poysdorf nach Alt-Ruppersdorf eine Kerze von 42 Pfund = 23 ½ kg, die der Wachszieher Matthias Schindler goss und der Maler Daniel Ullrich bemalte; sie kostete 17 fl. 48 kr., wobei der Malerlohn von 6 Gulden inbegriffen ist; ein Metzen Korn kostete damals 1 fl., Weizen 1 fl. 15 kr., Hafer 24 kr., eine Kuh 7 bis 8 fl.

Wieviele Kerzen opferten die Wallfahrer an den Gnadenorten! Hier brannten oft Tag und Nacht die zahlreichen Opferkerzen, die den Altar in ein Lichtermeer tauchten; auch der Gottesdienst beanspruchte an den Fest- und Feiertagen eine gewaltige Lichtmenge; dabei wurden nur reine Wachskerzen verwendet, die man „ad maiorem dei gloriam“ – zum größeren Ruhme Gottes – verlangte; das brachte die Barockzeit, die mit dem Lichterglanze nicht sparte. Die Andächtigen hatten in den Bänken (besonders im Winter) ihre eigene Beleuchtung, und zwar die Männer Kerzen und die Frauen Wachsstöcke.

Die Figuren der Weihnachtskrippen in den Kirchen waren oft aus Wachs geformt oder gegossen, ebenso Heiligengestalten, die in ein Glaskästchen gestellt wurden und in Bauernhäusern von Rabensburg um 1760 als Schmuck beliebt waren. Nachbildungen von Reliquien machte man aus Wachs und zierte damit die Altäre der Kirchen, sogar für Rosen und Blumen nahm man gefärbtes Wachs.

Bei Begräbnissen fehlten nie die Windlichter, bei Vornehmen mussten es Wachsfackeln sein. Der Adel gebrauchte in seinen Schlössern und Palästen nur Wachskerzen zur Beleuchtung. Im Bauernhause sah man dagegen den alten Kienspan oder eine Öllampe („Funse“), die den Wohnraum notdürftig erhellte.

Weil die Nachfrage nach Wachs sehr groß war, verlangten manche Grundherren von den Untertanen auch Wachs als Abgabe, so z. B. das Stift Klosterneuburg, das 1512 in der Gemeinde Wilhelmsdorf von den Weingärten in der Ried „Hundsberg“ je ein Pfund Wachs als Zehent zu Michaeli forderte; ebenso mussten die Bauern von den zehn Joch die der Pfarrer in Poysdorf von dem erwähnten Stift als Lehen hatte, ein Pfund Wachs liefern (nach G. Winter „Weistümer“). Gerne sahen es die Geistlichen, wenn die Leute als fromme Stiftung („pia legata“) Wachs der Kirche vermachten oder einen Geldbetrag dafür spendeten; so vermachte 1784 ein Hohenauer für Wachskerzen der Kirche 10 fl. = der Wert von zehn Bienenstöcken, ein Hauskirchner widmete für den Josefsaltar in St. Ulrich 30 Pfund Wachskerzen und ein Lichtenwarther gab 1819 ein Pfund Wachs zum Gotteshaus (nach den Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Rabensburg).

Das Wachs konnte im Inlande durch die Imker gar nicht aufgebracht werden, während das eingeführte zu teuer war; deshalb schaute man sich um einen Ersatz für Kerzen um und fand ihn in den verschiedenen Fetten, wie Talg und Inslert. Dazu kam, dass sich im Zeitalter der Aufklärung die Verhältnisse grundlegend änderten. Die Wallfahrten wurden verboten, viel Klöster aufgehoben und der Gottesdienst einfacher gestaltet; eine nüchterne Lebensauffassung machte sich überall bemerkbar, die wesentlich anders über religiöse Dinge urteilte. Das bekamen die Wachszieher und mit ihnen die Imker zu spüren. Die Nachfrage nach Wachs ließ nach, weil die Meister einen geringen Absatz hatten. Das „Waxler“-Gewerbe hatte den Höhepunkt überschritten, die goldenen Zeiten waren vorbei und kamen nicht mehr wieder; diese Tatsache wirkte sich auch in der Bienenzucht aus, die ja an diesem Handwerk sehr interessiert war.

Die Kriege mit Napoleon verursachten in der Volkswirtschaft unermesslichen Schaden und führten zu einer allgemeinen Verarmung; da Geld fehlte, ebenso die Kaufkraft der breiten Masse. So klagte der Poysdorfer Wachszieher Ferdinand Schrapfeneder in seinem Tagebuch bitter über die schlechten Zeiten um 1820; es fehlten der frische Geschäftsgang, der Absatz der fertigen Waren und das kauflustige Volk. Leider kam es noch schlechter, als die Industrie mit der Technik und Chemie sich vereinigte, um alle Naturprodukte künstlich zu erzeugen, die noch dazu sehr billig waren. Die Petroleumlampe und das elektrische Licht versetzten dem Wachszieher den Todesstoß; er war zum Absterben verurteilt. Die vielseitige Verwendung des Bienenwachses im Handwerksbetriebe gehörte der Geschichte an; deshalb hob auch die Kirche das Fest Maria Lichtmeß auf, an dem die Kerzen und Wachsstöcke geweiht wurden. Damit wurde ein Stück Kulturgeschichte und uraltes Brauchtum aus der Ahnenzeit vernichtet. Wir leben im Zeitalter der Technik, der sich jeder beugen muss, sonst läuft er Gefahr, unter die Räder zu kommen.

Veröffentlicht in: Der Bienenvater, 1950, S. 241 - 243

Bildstöcke und Wegkreuze

Wer durch die Felder unserer Heimat wandert, bemerkt an den Wegkreuzungen und neben den Straßen, manchmal auch auf Anhöhen gemauerte Bildstöcke und Kreuze, die den religiösen Geist unseres Volkes verraten. Wo ein Unfall sich ereignete, da stellt der Bauer noch heute mit Vorliebe ein schlichtes Kreuz auf. Der Wanderer, der da vorübergeht, gedenkt des Unglücklichen mit einem kurzen Gebete. Doch sind es noch andere Begebenheiten, die den Anlass gaben, solche Zeichen der frommen Gesinnung aufzustellen und zu erhalten. Kriege und feindliche Einfälle, die unsere Heimat so oft bedrohten, Krankheiten und Seuchen, die von unseren Ahnen so gefürchtet waren, Hochwasser und Hagelwetter, die dem Bauer so schweren Schaden zufügten, Freud und Leid boten häufig Gelegenheit, ein Kreuz auf dem Felde zu errichten. Das Andenken an die Ereignisse, die sich an die Bildstöcke knüpften, blieb im Volke unvergessen, da die mündliche Überlieferung die Tatsachen nicht vergessen ließ. Der Großvater erzählte die Geschichte den Enkelkindern, oft sogar mehrmals, so dass sie ein festes geistiges Eigentum blieben. Wenn man die meisten Bildstöcke auf Anhöhen oder Wegkreuzungen findet, so hat dies seine Ursache in dem uralten Glauben, dass an solchen Stellen die bösen Geister mit Vorliebe ihr Unwesen treiben.

Die gemauerten Bildstöcke sind die ältesten; sie haben fast alle einen viereckigen Grundriss und erreichen eine Höhe von 4 – 5 m. In der tabernakelförmigen Öffnung hängt ein Bild, das auf einer dünnen Blechplatte oft recht steif und nüchtern gemalt ist. Den Bildstock krönt ein schmiedeeisernes Kreuz, manchmal ist es ein Doppelkreuz, bisweilen erscheint unter dem Kreuz ein Halbmond – auf der Erdbergerhöhe kann man dies beobachten; es soll dies ein Türkenkreuz sein. Ein „Weißes Kreuz“ fehlt in unserer Gegend.

Der größte und schönste Bildstock ist das Braunauer Kreuz auf dem Weißenberg, das 10 m hoch ist und auf den vier Seiten kleine Nischen enthält. Sie sind leer, doch wollte man sicher die Pestpatronen darin aufstellen. Dieses Kreuz enthält kein Bild, wohl aber eine Inschrift: „Da anno 1679 die Pest in ganz Niederösterreich grassiert, Markt Poysdorf aber durch die Fürbitte der hl. Jungfrau Maria in Braunau davon befreit blieb, so ist aus Dankbarkeit diese Säule erbaut worden.“

Die Kreuze, die der Bauer in den letzten Jahrzehnten aufstellte, sind meist aus Holz oder Eisen. Sie sind alle fast nach einem Stil gemacht; die Holzkreuze werden rot gestrichen und das Bild des Gekreuzigten, das auf Blech gemalt ist, hat im Laufe der Jahre seine Farben verloren und ist nicht mehr zu erkennen. Auf dem Sockel liest man die Worte: „Zur Ehre Gottes“.

Den Fremden, die Österreich bereisten, fielen immer die zahlreichen Bildstöcke auf. Der Dichter Gottsched meinte deswegen: „Eine Reise durch Österreich ist wie eine Fahrt ins Mittelalter. Da kann man in den Festen und Wallfahrten und in den mit Blumen geschmückten Marterln an Straßen und Wegen den Götzendienst, den Aberglauben und die Unvernunft des Volkes sehen.“

Im Zeitalter der Aufklärung wollte man all diese Kreuze und Bildstöcke niederreißen, doch unterblieb die Durchführung dieses Befehles. In den Jahren 1870 – 1880 verschwanden in unserer Gemeinde folgende Bildstöcke: Der beim neuen Friedhof – er wurde in ein Haus eingemauert, der bei der Mädchenschule und der beim Kindergarten. Diese beiden riss man einfach nieder. Die noch bestehenden sind folgende:

1. In den Neidharten neben der Bundesstraße. Hier wurde eine Frau während eines Gewitters vom Blitz erschlagen. Der Mörtel ist von dem Mauerwerk abgefallen und die Säule sowie das Bild ist recht schadhaft.
2. Das Baumhakelkreuz. Die Inschrift ist verblasst und ganz unleserlich. Es war ursprünglich ein Türkenkreuz zur Erinnerung an den Krieg im Jahre 1683. Der Feldweg daneben führt in die Ried „Wartberg“, von wo man auf die Lichtsignale des Hutsaulberges aufpasste, die das Herannahen der Türken verkündeten. Die letzten Wörter der Inschrift konnte ich noch vor Jahren entziffern: „ … zu Ehren der allerheiligsten … 1736.“ Vor einigen Jahrzehnten ereignete sich an dieser Stelle ein schwerer Unfall. Ein Stier stieß einen Bauernburschen aus Steinabrunn nieder, als er sich im Grase ausruhte. Der Unglückliche hieß Baumhakel und daher erklärt sich der Name. Die Familie hat viele Jahre diese Säule in Stand gehalten.
3. An der Abzweigung des Poysbrunner Weges von der Bundesstraße. Darüber weiß niemand zu berichten.
4. Das Braunauerkreuz.
5. Der Bildstock beim alten Soldatenfriedhof neben dem Preußendenkmal.
6. Das Knollsche Wetterkreuz bei den Kellern.
7. Das Zellerkreuz an der Grenze gegen Wetzelsdorf.

An der Baumgartnerstraße:

1. Das Schlemmerkreuz, das vor dem Kriege zusammenstürzte und nach dem Zusammenbruch von dem Zimmermeister Anton Schwach erneuert wurde zum Andenken an die glückliche Heimkehr aus dem Weltkriege. Der Sockel, der einen halben Meter hoch ist, trägt eine unleserliche Inschrift, nur die Jahreszahl 1804 kann man mit Mühe lesen. Das rot angestrichene Holzkreuz, das ganz im Stile der alpenländischen Marterln gehalten ist, enthält die Namen Anton und Cäcilia Schwach.
2. Abseits von der Straße steht auf dem Steiglerberg ein Bildstock aus dem Jahre 1668. In der Öffnung hängt ein Bild „Maria und Johannes unter dem Kreuze“. An der Spitze bemerkt man ein schmiedeeisernes Doppelkreuz. Die Jahreszahl kann man bei Sonnenschein auf der Seite lesen, die der Stadt zugekehrt ist.
3. Das Frankkreuz. Hier verunglückte der Altbürgermeister Rudolf Frank aus Herrnbaum- garten am 25. Feber 1914.
4. In der Nähe des ehemaligen Schüttkastens steht auf einer 2 m hohen Säule das Bild der hl. Dreifaltigkeit. Hier wurde eine Frau von einem herabstürzenden Aste des mächtigen Nussbaumes erschlagen, der einmal hier sich befand.

Bei der Schwayermühle in Maxendorf.

1. Das Hirtlkreuz mit kleinen Nischen an den Seiten. Die mündliche Überlieferung erzählt von einem Friedhof, der hier vor Zeiten bestand und wo die Bewohner von Maxendorf ihre Toten begruben. Das Schwayerkreuz bei der Mühle lässt immer der Friedhofausschuss herrichten, die Gemeinde Poysdorf bezahlt die Kosten. Es war ein Urlauberkreuz für die Wallfahrer, die nach Maria Schoßberg gingen.

In der Höbertsgrub: In der vierkantigen Steinsäule, die 2 m hoch ist, steckt ein eisernes Kreuz. Das Medaillon des Sockels ist verschwunden. Nach der Meinung der Leute soll an dieser Stelle die Kirche der Ortschaft Höbertsgrub gestanden sein.

In der Sommertalleiten ist ein Bildstock mit einem achteckigen Grundriss. In der schmalen Öffnung hängt ein schlichtes Kreuz. Das Hutscharlkreuz – ein einfaches, rot gestrichenes Holzkreuz das im Volksmunde auch Husarenkreuz heißt, stammt aus dem Jahre 1845; errichtet hat es der damalige Besitzer des Feldes Josef Hammerler. Wenige Schritte von diesem entfernt befindet sich das stark beschädigte Heuschreckenkreuz aus dem Jahre 1690. Die Inschrift ist unleserlich.

Bei den Fürstenföhren ließ Leopold Heger von Wilhelmsdorf Nr. 45 ein eisernes Kreuz auf einem Steinsockel aufstellen; das alte Holzkreuz war schon ganz morsch geworden. Am 23. August 1885 war es feierlich eingeweiht worden. Wiederholt hat es der Sturm, der auf dieser Anhöhe seine ganze Kraft entfalten kann, umgeworfen.

Am Ende der Brunngasse steht im Schatten zweier Linden, die J. Loley im Jahre 1911 setzte, der ehrwürdige Schutzengel, ein Denkmal aus der Pestzeit. Er wurde 1769 von Johann Heinrich und Anna Maria Mayer errichtet. 1860, 1887 und 1925 wurde er ausgebessert und angestrichen. Auf dem Sockel, der 3 m hoch ist, steht die Gestalt eines Schutzengels, der mit der Hand nach Wilhelmsdorf zeigt. Auf der Vorderseite fallen uns die großen Backerzeugnisse jener Tage auf: Brezel, Kipfel, Semmel, Striezel und Wecken. Einige Schritte von hier ließ die Frau Magdalena Schuckert auf dem Kirchenwege hinter den Häusern 1930 ein Kreuz aufstellen mit folgender Inschrift:

„Wo gehst du hin Wanderer,

stehe und schaue mich an!

 Betracht mein Blut und Schweiß,

 hernach verrichte deine Reis!“

Zwischen Poysdorf und Wilhelmsdorf steht neben der Straße das „Schneiderkreuz“; Es ist dies ein Sühnekreuz. Ein Schneidergeselle, der wegen seiner Gestalt von den Burschen geneckt und gehänselt wurde, erschoss einen Gegner, den er ein Stück Weges verfolgt hatte. Früher befand sich das Kreuz im Felde und wurde 1883 an die jetzige Stelle gesetzt. Damals weihte es der Dechant von Großkrut. Die Kosten bezahlte der Schneidermeister Matthias Muck.

Ein Feldkreuz bemerkt man auf dem Poysbrunner Weg im Seegrund, einen gemauerten Bildstock am Ende der Laaerstraße, wo der Feldweg nach Mistelbach abzweigt, und einen von gleicher Gestalt bei der Schwayer-Mühle Nr° 1.

In Wilhelmsdorf:

1. Beim alten Pestfriedhof hinter den Kellern. Die Inschrift lautet:

 „Stehe still allhier

 und erwecke stets bei dir,

 wer sind diese wohl gewesen,

 die allhier im Staub verwesen.

 Tu ihnen zum Andenken

 ein Vaterunser schenken,

 gebe noch die Worte hinzu,

 Herr, gib ihnen die ewige Ruh!“

Hier unter dieser Säule ruhen die Gebeine unserer Vorahnen, die vor mehreren Jahrhunderten in dem hier bestandenen Friedhof beerdigt worden sind. Ruhe ihrer Asche! Zur Erinnerung hat die Gemeinde Wilhelmsdorf diese Säule errichtet.

1. Die fünf Linden, die außerhalb der Kellern stehen. Im Schatten dieser alten Bäume befindet sich ein Holzkreuz mit dem Bilde des Gekreuzigten; auch hier wurden die Pesttoten der Gemeinde Wilhelmsdorf bestattet.
2. Das Haimerkreuz neben dem Runsenbach ist eine Stiftung der Eheleute Christian und Elisabeth Haimer aus dem Jahre 1858; Erneuert wurde es 1894.
3. Das Langerkreuz. Hier verunglückte Othmar Langer beim Holzfällen am 17. Jänner 1901.
4. Beim Wald legen noch einige Steine und Überreste eines eisernen Kreuzes, das hier stand und im Laufe der Zeit zusammenstürzte.
5. Am westlichen Ortsausgang sieht man neben dem Treibhaus einen gemauerten Bildstock. Einfache Feldkreuze stehen noch neben dem Hadersdorfer Feldweg und auf der Höhe des Dahofes. Wer sie errichten ließ, ist unbekannt.

Nach einer Handschrift von Franz Thiel, veröffentlicht in: Deutsche Heimat, 1936

Bismarck in Poysdorf

Am 3. Juli 1866 war die Schlacht bei Königgrätz-Radova, die siegreichen Preußen zogen in Eilmärschen gegen Wien und erreichten am 17. Juli zu Mittag um 1 Uhr Poysdorf, das in den folgenden Tagen schwer unter den Einquartierungen litt. Das preußische Hauptquartier befand sich am 18. Juli im Nikolsburger Schloss, wo Bismarck bei den Friedensbedingungen einen schweren Stand hatte, denn der König und seine Generäle stellten harte Forderungen, während Bismarck Österreich nicht kränken wollte und eine versöhnliche Sprache führte. Die Verhandlungen nahmen oft einen dramatischen Verlauf, besonders am 24. und 25. Juli. Bismarck, der für kurze Zeit nach einem hitzigen Wortgefecht in sein Zimmer ging, gab jede Hoffnung auf eine Verständigung mit den Ratgebern des König auf und wollte sich durch das offene Fenster in die Tiefe stürzen. Es war der Kronprinz, der ihm kurz mitteilte, dass der König mit seinen maßvollen Friedensbedingungen einverstanden sei. Am 26. Juli konnte der Waffenstillstand geschlossen werden, der aber erst vom 2. August gelten sollte.

Am 28. Juli bemerkten die Poysdorfer bei den einquartierten Soldaten ein sonderbares Benehmen, denn die nähten und flickten an ihren Uniformen, bürsteten und wuschen, wachselten das Leder und putzen die Knöpfe sowie die Pickelhauben. Auf die Frage warum das alles geschehe, sagte einer kurz: „Morgen kommt unser guter König.“

In der Früh des 29. Juli versammelten sich die Soldaten auf dem „Häferlmarkt“ (heute Josefsplatz), sie waren guter Laune, lachten, machten Witze und unterhielten sich. Viele Neugierige blieben im Hintergrunde stehen und warteten was da geschehen sollte. In der Alleegasse hielten 2 Soldaten 4 feurige Rappen zum Auswechseln bereit.

Auf einmal rollte ein großer Galawagen, in dem 4 Pferde eingespannt waren, um das Pfarreck und hielten vor dem Kaffeehaus. Der König, den die Soldaten in strammer Haltung begrüßten: „Guten Morgen, Eure Majestät!“, stieg aus, trat unter die Soldaten und sagte: „Guten Morgen meine Kinder! Wie geht es Euch? Bekommt jeder seine Gebühren und seine Löhnung? Hat jemand einen Wunsch, eine Klage oder Beschwerde?“ Die Soldaten fragten, ob nicht bald Frieden geschlossen würde, da versicherte der Monarch, dass es zu keinem Kampf mehr kommen dürfte und alle in einigen Wochen wieder daheim sein werden.

Bismarck, der blass und recht angegriffen ausschaute, trat vor das Haus (heute Josefsplatz 14), dehnte und streckte sich, betrachtete die Häuser und fragte um die Einwohnerzahl und um die Beschäftigung. Ein Poysdorfer hatte im Rathaus vorher alle Vorbereitungen zu einem Attentat auf Bismarck getroffen, doch verhinderte es seine Frau mit Hilfe zweier Männer, die ihm sofort die Waffe abnahmen und ihn in dem Nebenzimmer einsperrten. Der Anschlag wurde verschwiegen, solange die Preußen bei uns waren. Hätten sie etwas erfahren, dann wäre es dem Bürger wohl schlecht ergangen.

Unterdessen waren die Pferde gewechselt, die Herren stiegen ein, die Soldaten grüßten in militärischer Haltung und riefen: „Gute Reise, Eure Majestät!“ Der [… hier dürfte etwas fehlen! …] der am Hofzeremoniell festhielt wie am Glaubensbekenntnis und bei dem der Mensch erst beim Baron begann.

Der König fuhr nach Ladendorf und dann ins Marchfeld, wo eine große Truppenparade stattfand, die der Schlusspunkt des Bruderkrieges war. Auf der Rückreise nach Nikolsburg erfolgte der Pferdewechsel beim heutigen Kindergarten, da wurde aber jedes Aufsehen vermieden. Am 23. August wurde in Prag der Friede geschlossen und die Preußen verließen rasch unsere Heimat.

In Nikolsburg bemerkte Bismarck einmal an einer Straßenecke einen Auflauf, weil mehrere Soldaten einen Bürger verhaften wollten, der über das preußische Militär geschimpft hatte. Bismarck fragte den Nikolsburger, ob dies richtig sei. Der aber erklärte laut schreiend: „Nicht übers Militär habe ich geschimpft, sondern über Bismarck, dem wir den Krieg verdanken.“ Ruhig und ohne Aufregung meinte dieser: „Loslassen, andere schimpfen auch über Bismarck und werden nicht eingesperrt!“ Dann ging er seines Weges. Als der Bürger von den Soldaten erfuhr, wer ihm die Freiheit geschenkt hatte, schüttelte er den Kopf und entfernte sich, während die Umstehenden laut auflachten.

Im Sommer 1913 fuhr ich von Berlin nach Hamburg. Der Schnellzug raste durch die Märkische Heide, die wenig Abwechslung dem Reisenden bot. Auf einmal waren wir in Sachsenwald, da erschien der Schaffner und meldete mit lauter Stimme: „Gleich kommt das Mausoleum Bismarck!“ Alles drängte sich zum Fenster, der Zug fuhr etwas langsamer, mäusestill war es im Waggon, nur eine Stimme sagte laut: „Da ruht er“. Als ich in Hamburg das Bismarck-Denkmal sah, ein Meisterwerk des Znaimer H. Lederer, da wurde mir erst die Größe und Bedeutung dieses Mannes bewusst, der Blick des Kanzlers – das Denkmal ist 30 Meter hoch – schaut auf den Hafen mit seinem Riesenverkehr, den ich lange in stiller Ergriffenheit bewunderte. Da fielen mir die Worte dieses Staatsmannes ein, die er einmal im Berliner Reichstag gesagt hatte: „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es selber können.“

Quelle:

Altbürgermeister Schwayer (gest. 1930) der als junger Bursche die Ankunft Bismarcks erlebte, erzählte mir die Begebenheit.

Friedrich Thimme „Bismarck – gesammelte Werke“, 6. Band

Veröffentlicht in: „Mistelbacher-Laaer Zeitung“, Jg. 1958, Nr. 48, 28. 11. 1958, S. 8

Bullendorf

|  |  |
| --- | --- |
| 1316 | Gebhard von Rükersdorf verkaufte dem Marquart von Mistelbach ein Lehen zu Bullendorf mit allem Zubehör zu Holz, zu Feld und zu Dorf. |
| 1322 | Wilfing der Häusler verkauft dem Kraften von Sauberg seines rechten Eigens 2 Pfund den, gelegen zu Bullendorf auf gestiftetem Gut. |
| 1355 | Konrad von Wilfersdorf verkauft dem Reinprecht von Dozer von Bullendorf, Richter zu Mistelbach, 45 den, Geldes auf Ueberland zu Ebersdorf. |
| 1341 | Die Brüder Marquart und Egenbrecht zu Mistelbach vertauschen und geben für Bernhard zu Maissau die halbe Maut zu Bullendorf, so Österreichisches Lehen ist. |
| 1366 | verkauft Hans von Haslau dem Heinrich von Maissau 6 ½ Pfund 30 den, gelegen zu Pultendorf auf behaustem Gut und Ueberland und Zehent auf 19 Lehen daselbst, Getreide-und Weinzehent gross und klein, zu Feld und zu Dorf. |
| 1369 | Bernhard von Maissau verkauft dem Heinrich von Maissau, dem Obristschenk und Landmarschall in Oesterreich 12 Pfund Geldes zu Wilfersdorf und Bullendorf auf einer Mühle zu Bullendorf und Ebersdorf - freies Eigen - 3 Pfund auf der Maut zu Bullendorf, den ganzen Zehent, gross und klein auf 17 einhalb Lehen - item die "Neurieth“ /oder „Neuweid“/ daselbst - ein passauisches Lehen. |
| 1383 | Wolfgang der Strein und Hans sein Bruder verkaufen Herrn Hansen von Lichtenstein, dem Hofmeister Herzog Albrechts, etliche Pfenniggült zu Wilfersdorf a. d. Z. und auf der Mühle daselbst zu Bullendorf, Ebersdorf und Eibesthal. |
| 1405 | Herzog Wilhelm verleiht den Brüdern Ulrich und Otto von Maissau alle österreichischen Lehen, die sie vom Haus Oesterreich erhalten hatten. |
| 1411 | Paul von Bullendorf verschafft 4 ½ Schock den auf einem Feldlehen zu Bullendorf zu einer ewigen Messe in der Wilfersdorfer Pfarrkirche. |
| 1411 | Niklas Hasen verschafft seine Wiese unterhalb Bullendorf gegen einen Jahrestag der Wilfersdorfer Pfarrkirche. |
| 1430 | trat Otto von Maissau am 30. März die Herrschaft Staatz an den Landesfürsten ab. |
| 1435 | Revers der Priorin vom Tullner Kloster um die 10 Pfund den., gelegen zu Bullendorf, die Wernhart von Maissau und seine Frau Agnes ihrer Muhme, der Schwester im Kloster, Graf Thomas von Pösingstochter, gegeben zur Besserung ihrer Pfründe und ihres Gewandes auf ihr Leben lang. |
| 1438 | Zur landesfürstlichen Herrschaft in Staatz zahlten Vogteigelder: Bullendorf: 5 Schilling 15 Pfennig, Ebersdorf 22 Pfennig, Maustrenk 16 und Frättingsdorf 14 Pfennig zu Amtmannsrecht dem Richter zu Maustrenk 12 Pfennig, dem zu Ebersdorf 2 Pfennig, dem zu Bullendorf 33 Pfennig. Vogthafer lieferten : Maustrenk 22, Bullendorf 32 und Ebersdorf 22 Metzen; davon bekam zu Amtmannsrecht der Maustrenker Richter 8, der von Ebersdorf 2 und der von Bullendorf 8 Metzen. Führten ihn die Fuhrleute, so bekamen sie nebst dem Lohn noch das Essen und Trinken und für die Pferde Hafer. |
| 1476 | verkauft Georg von Arberg dem Christoph von Lichtenstein den Hof zu Bullendorf mit den dazugehörigen Aeckern 24 Joch, 3 Halblehen und 80 den., eine Mühle dient 5 Pfund den., 6 Hofstätt, 10 Tagewerk Wiesen, eine Au, ein Weingarten, Getreidezehent auf 7 ganzen Lehen, Weinzehent auf 4 Viertel - alles österreichisches Lehen. |
| 1492 | verkauft Matthäus, Abt von Göttweig, dem Christoph von Lichtenstein 2 Pfund 7 Schilling den. auf behausten Gütern zu Bullendorf und Pasdorf. |
| 1494 | Lehensbrief Königs Maximilian auf Herrn Christoph vom Lichtenstein über die Güter zu Herrnbaumgarten, Hagenberg, Getreidezehent zu Altlichtenwarth, das Dorf Katzelsdorf, Schrattenberg, die Feste Heiligenberg‚ Bullendorf und alle Güter, die nach Mistelbach gehörig sind samt aller Vogten. |
| 1514 | Die Wilfersdorfer Herrschaft hatte in Bullendorf: 6 Ganz-, 19 Halblehen, 13 Hofstätten, 1 Ganzes, 5 Halbe und 1 Viertel Geldlehen, 1 Mühle in Bullendorf, 1 Mühle in Ebersdorf, die „Sackmühle“ – früher befand sich in Bullendorf ein Amt und ein Gut, „in das man diente“; hier war auch ein Teich, die Flur "am Kogel“ wird erwähnt. 27 einhalb Tagwerk Wiesen, Weingärten „an der Erdburg“ und "den Höllenthal“. Familiennamen: Amstettner, Apfeltaler, Hartl, Katmayer, Kantzler, Kettner, Lebzelter, Lichtberger, Mackch, Matthes, Mullner, Pair, Pfluglin, Pfliegl, Weber, Weidner. |
| 1523 | Ferdinand verleiht den Herrn Erasmus, Hartmann, Georg, Leonhard: Hohenau, Schrattenberg, die Feste Heiligenberg, den Hof zu Bullendorf, Mistelbach, Wilfersdorf, Bernhardstal. |
| 1525 | Ferdinand verleiht den Hartmann, Georg, Leonhard und Hans von Liechtenstein die Feste Herrnbaumgarten, Hagenberg, Rabensburg, den Zehent der Pfarre Altlichtenwarth, das Dorf Ketzelsdorf mit dem Gericht, das den Tod nicht berührt, den Hof zu Bullendorf mit etlichen Holden, vom Georg Arenberg herrühren, an. |
| 1530 | Aus der „Einlage“ der Wilfersdorfer Herrschaft: Pfenniggült von den behausten Gütern, Lehen, Hofstätten und den drei Mühlen: 35 Taler 34 ½ den. Zins von den Ueberländern, Urbaräckern, Wiesen und Weingärten: 6 Taler, 5 Schilling 28 ½ den. Maut: So an den beiden Mistelbacher Jahrmärkten eingenommen wird: 2 Taler Weinzehent: einhalb Dreiling, Getreidezehent: 3 einhalb Mut Weizen, 2 Mut Korn, 3 einhalb Mut Hafer. |
| 1533 | wurde das Bantaidingbuch aufgerichtet; darnach musste jeder Bauer zum Schloss Wilfersdorf 4 Halbtage ackern (u. zw. Su, einen zur Hafer- und 3 zur Weizensaat). Wer sich weigerte, dem schlug der Gerichtsdiener ein Eisen an und so musste er ackern. |
| 1537 | Die Wifersdorfer Herrschaft legte jährlich der Gemeinde 30 Eimer Bannwein vor (a 30 Kr.) Sie nahm auch das Zapfmass - eine Tranksteuer- ein. An Wiesen zählte man 25 Tagwerk Hof- und 3 Tagwerk Müllerwiesen. 2 Teiche waren mit 150 Schock Brut besetzt, die Wilfersdorfer Herrschaft besass 7 Viertel Weingärten und 40 Joch Aecker; Weinzehent bekam sie von 126 Vierteln, Getreidezehent von 1437 einhalb Gewanten; Zinsgetreide lieferte die Gemeinde: 1 Metzen „Treit" und einen Metzen Hafer, an Kleinzehent gab sie Gänse, an Kucheldienst 48 Hühner und an Osterrechnung 1 Pfund Eier. |
| 1550 | Die Herrschaft hatte 6 Ganze, 2 Dreiviertel 618 Halblehner, 10 Hofstätten und 26 Ausholden, ferner die Sackmühle, die Angermühle war Öde; die Maut trug 22 fl, der „Obere Teich" bei Erdberg fasste 60 Schock, der „Untere“ 40 Schock. |
| 1574 | Wolf von Liechtenstein erhält von Maximilian das Dorf Ebersdorf zu Lehen , dass vom Grafen Ulrich von Hardegg erkauft wurde; es war ein österreichisches Lehen. |
| 1578 | Wolf von Liechtenstein erhält vom Kaiser Rudolf Il, Ebersdorf a.d.Z. als Lehen (Lehensbrief vom Jahr 1584). |
| 1590 | verleiht Kaiser Rudolf II, dem Herrn Erasmus von Liechtenstein das Dorf Ebersdorf a.d.Z. so ihm sein Vetter Wolf von Liechtenstein verkauft hat. |
| 1593 | verleiht Rudolf II, dem Hans Septimus von Liechtenstein Ebersdorf a.d.Z. |
| 1595 | betrug der Hündische Zehent von Bullendorf: 25 Metzen Halbgetreide und 25 Metzen Korn und 1 Mut Hafer. |
| 1600 | Der Hündische Zehent wurde gereicht von 5 Halblehen, 5 Viertellehen, 8 Viertel Weingärten und er erstreckte sich auf Getreide, Wein, Hafer, Brein, Kraut, Gerste, Hanf, Linsen, Gänse (von einem Lehen eine Gans) und Hühnern. 8 gehörten nach Wilfersdorf, 1 nach Poysdorf und eine nach Wien zum Huebhaus. |
| 1610 | löste die Wilfersdorfer Herrschaft den hündischen Zehent mit 60 fl ab. An den Dorfrichter und den Geschworenen der Gemeinde gab die fürstliche Herrschaft folgende Instruktionen: Der Richter erhielt 8 Metzen Getreide, die Geschworenen 6. Und von jeder Extraordinarirobot waren sie befreit; sie hatten darauf zu schauen, dass die herrschaftlichen Felder rechtzeitig geackert wurden, beim ersten Mal recht tief; die Schober mussten die Leute bei der Ernte gleich machen, die Garben nicht sehr schütteln beim Einführen, damit die Körner nicht herausfallen; der Drusch sollte rasch beendet werden, damit sich der Anbau nicht recht verzögere. Körner dürfen nicht im Stroh bleiben. Der Samen ist gut zu reinigen, Korn und Weizen sind nicht zu vermischen. Rechtzeitig ist der kleine Zehent abzufordern und ins Wilfersdorfer Schloss zu führen. Zu Georgi haben die Untertanen auf den Wiesen „Scherber-Haufen“ zu zerstreuen; die Heu und Grummetfuhren sind genau aufzuschreiben. Der Schaffler und der Meier sollen kein Stroh und kein Futter verschwinden lassen, in die Weingärten sollen sie keine schädlichen Dünger schaffen lassen, nur bei gutem Wetter ist er zu hauen. Beim Lesen und beim Weinzehent machen sie genaue Aufzeichnungen. Nichts dürfen sie veruntreuen oder vernachlässigen. Nach der Lese sind die Stecken herauszunehmen und auf Häufel zu legen. Getreide, das in Erdgruben kommt, muss gut trocken sein, es soll in die Sonne gelegt werden, die Gruben sind mit Stroh zu verkleiden und bei schönem Wetter ist es hinein zu schütten. Die Getreideausgabe verrechnet man zu Georgi und Michaeli. Niemand darf sein Vieh auf einen Herrschaftsgrund treiben, auch hat kein Untertan heimlich mit einem andern ein Grundstück zu vertauschen. |
| 1615 | Löste die Herrschaft den hünschen Zehent mit 80 fl. ab. |
| 1617 | hatte die Herrschaft in Bullendorf 9 Ganz-, 18 Halb-, 2 Viertellehen und 10 Hofstätten. |
| 1618 | Das Heer des Grafen Thurn erschien am 23 Oktober bei Wilfersdorf, am 24. Oktober 1619 war es bei Ebersdorf, am 27. 0ktober schon bei Ringelsdorf. Freund und Feind hausten unmenschlich in den Gemeinden, sie glichen wilden Bestien. In Bullendorf nahm man dem Matz Zeberer 8 Rosse, 4 Kühe, 2 Muth Hafer, 10 Metzen Getreide, 15 Hühner und 5 Schweine; dem Kaspar Kögler 7 Rosse, 2 Wagen, 2 einhalb Eimer Wein, 1 Bienenstock, 5 Mastschweine, 36 Hühner, 35 Gänse, Getreide, Mehl, Brein, Leinwand, Hausgeschirr; dem Sandinger brannte Haus und Stadel ab, 13 Bienenstöcke verdarben ihm, 2 Seiten Speck stahlen sie ihm, 600 fl. in Münzen, einen Silbergürtel, 40 Stück Zinngeschirr, das Bettgewand. Viele Häuser brannten ab. Heu, Getreide, Grummet und Wein führten sie hinweg, ließen in den Häusern nichts, so dass viele Leute aus Gram und Kummer starben. Ein Bauer entleibte sich. Der ganze Schaden betrug 18.733 fl. Dazu kam eine Geldentwertung, die Leute litten Hunger und Not, bei den Bäckern standen die Armen angestellt. Der Wucher blühte, so dass viele Häuser verödeten; die Bestifteten mussten Getreide und Wein liefern und Geld bezahlen. |
| 1632 | zählte Bullendorf 37 fürstliche Häuser, davon zahlte jedes 4 fl. 5 Schilling 10 den.; mehr 8 fl. 20 den., 1 einhalb Getreide, das machte für die Gemeinde: 172 fl, 40 kr,, mehr 299 fl. 5 Kr., 1 Muth 2 Metzen. |
| 1633 | gab jeden Haus 5 fl. , 1 Metzen Korn, 1-einhalb Metzen Hafer, 15 Achtering Wein. | |
| 1634 | reichte jedes Haus 2 fl 15 Kr., 1-sieben Achtel Metzen Korn, 2-einhalb Metzen Hafer, 25 Achter Jungwein. Die öden Häuser konnten nicht bestiftet werden, weil sich niemand dafür meldete. |
| 1636 | betrug nach dem “Anschlag" der hündische Zehent in Geld 705 fl 37 kr, 2 den. |
| 1640 | heisst die Flur „Tegel“ noch „Käsleiten"; jedes Haus gab 7 fl. Und sieben Achtel Korn, doch konnten viele nicht bezahlen, die Rückstände häuften sich. |
| 1641 | reichte jedes Haus 5 fl. 12 kr. an Untertanengebühr (davon der Hausbesitzer 2 Drittel und die Dienstboten 1 Drittel). Bullendorf hatte 7 Ganz-, 1 Dreiviertel-, 20 Halblehner und 6 Hofstätten. Roboter: 19 Ross-, 24 Handroboter; je 30 Männer und Frauen, 26 Knaben und 30 Mädchen. |
| 1642 | hatte die Gemeinde 22 Ross- und 23 Handroboter; von 1642 bis 1645 waren recht schlechte Jahre. |
| 1643 | kontribuierte „Pellndorf“ mit 28 Häusern nach Mistelbach zur Verpflegung des Ehrenbergischen Regimentsstabes: 28 fl. und 7 Metzen Korn, 14 Metzen Hafer und 166 Mass Wein. |
| 1645 | Im Schwedenkrieg zeigten die Bullendorfer mehr Mut als die Kettlasbrunner, weil sie mit Gabeln und Kolben das Wilfersdorfer Schloss verteidigten. Die Reichen flohen nach Wien, die Armen zeigten grosse Verständnislosigkeit, waren unfolgsam, rebellisch gegen die Beamten und wollten nicht roboten, so dass der Amtmann sich nicht getraute, sie zu bestrafen. Der Hunger und die Not trieben viele in die Fremde. Im Schloss lagerten die Bullendorfer, viele starben an der Pest; die Soldaten droschen ihnen das Getreide auf den Feldern aus. Die Bauern besassen meist Ochsen und keine Pferde, die Felder bebauten sie nur teilweise, so dass die Herrschaft ihnen Getreide und Hafer borgen musste. Wald- und Wilddiebstähle, Einbrüche und Brandlegungen waren etwas Alltägliches. Die Bäcker backten kleine Brote (wie 1620). Den Schweden zahlten die Gemeinden hohe Kontributationen nach Olmütz und Mähr, Neustadt. |
| 1647 | den hündischen Zehent hatte Frau von Kirchberg in Bestand. Aus den Teichen fischte die Herrschaft 125 Pfund Hechte und Karpfen aus, die um 45 fl. 30 kr. verkauft wurden. |
| 1648 | erntete die Gemeinde 145 Eimer Wein, vor Jahren nur 86 Eimer. |
| 1649 | schuldete der Ort der Herrschaft in Wifersdorf 97 Metzen Korn, 150 Metzen Hafer und 15 Metzen Heiden. |
| 1551 | die Ordinari-Landsteuer, die am 3. August fällig war, betrug für Bullendorf 93 fl. Am 10. Juli pachtete den hündischen Zehent ein Hans Ofner. Die Teiche hatten 3 Schock 15 Stück Hechte und andere Fische, die um 121 fl. 15 kr. verkauft wurden. |
| 1653 | Zehent der Gemeinde: Weizen 67 Schock 40 Garben, Korn 36 Schock |
|  | Der hündische Zehent betrug 4 dreiviertel Eimer Wein, 7 Häufeln 5 Garben Weizen, 4 Häufeln 12 Garben Korn, 10 Häufeln 6 Garben Hafer. |
| 1654 | wollten Ferdinand Kulmer und die Frau Sophie Modserin den hündischen Zehent pachten; die Herrschaft zählte 23 öde Häuser. Furcht vor Pest! |
| 1655 | erhielt ein Dienstbote 10 Gulden (1 Dirne), ein Knecht 18 fl. und ein Kindsmensch 1 Gewand im Jahr. |
| 1656 | zählte man 27 öde Häuser; strenge Verordnung gegen Sonntagsentheiligung, gegen Fluchen und Schelten, Frass und Völlerei. |
| 1659 | schätzten Richter und Geschworene den hündischen Zehent auf 14 fl. 9 kr. 2 den. 3 fl. für die Arbeit abgerechnet, sind es nur 11 fl. 9kr. 2 den. (und 1660 gar nur 10 fl. 52 kr.) In die Teiche setzte der Fürst 42 Schock Karpfenbrut und Steinmitz, die sehr gesucht waren; beim Ausfischen waren die Rabensburger Pfleger anwesend. |
| 1660 | Weinzehent: 56 Eimer 5 Mass 2 Seidel |
| 1661 | Weinzehent: 97 Eimer 30 Mass. Der obere und der untere Teich hatten 90 Schock Karpfenbrut. Am 8. April 1661 brannten um 12 Uhr mittags 11 Häuser und das Gemeindeschankhaus ab; ein taubstummes Kind hatte den Brand gelegt.Bauernnamen: Schockher, Diedermayer, Seheiner, Gottschimel, Hupp, Falz, Peer, Schaffel. |
| 1662 | 2 Müller, 2 Maurer und 2 Zimmerleute schätzten die Angermühle ab: die Mühle 450 fl, 8 ½ Tagwerk Wiesen = 90 fl, 54 ¼ Joch Äcker = 162 fl, 1 Viertel Weingarten = 10 fl. Die Mühle hatte 1 ½ Joch angebaut. Im Inventar befanden sich ein paar Pistolen und ein Mörser, Holzteller und zimmerne Rammen. Die Mühle war ein Hofstatt. |
| 1663 | waren die Bewohner sehr beunruhigt, weil sie einen Türkeneinfall befürchteten. |
| 1664 | stahlen die Leute oft Fische. Da die Teiche von Bullendorf und Erdberg viel Wasser hatten mussten die fürstlichen Musketiere öfters nachschauen, da die boshaften Leute den Damm und den Abfluss gerne beschädigten. Bei Bauer Göltinger brach Feuer aus, das 8 Häuser einäscherte; die Schuld hatte ein Weib, so dass man auf die Fremde genau aufpasste. Die Abbrändler hatten 3 Freijahre und waren von Landesanlagen und Kriegskontributationen befreit. Der Fürst schenkte ihnen manchmal Bauholz. |
| 1665 | galt der Mistelbacher Metzen als Einheitsmass. |
| 1666 | war ein gutes Weinjahr. |
| 1667 | Landsteuer der fürstlichen Untertanen: 46 fl 30 kr, (4 Abbrandler) Furcht vor der Pest! |
| 1668 | stahlen 7 blutarme Leute, die viel Kinder hatten, von der herrschaftlichen Tenne 16 Säcke Getreide. Ein Wächter hatte sie gar nicht bemerkt; denn die Bullendorfer stahlen sehr gerne. Die Diebereien gingen über etliche Jahre zurück. Man sperrte sie im Dienerhaus ein; nur 3 Untertanen die versoffene Soldaten gewesen waren, entliefen von Haus und Hof, als der Scharfrichter sie abholen und foltern wollte. 17 Hauer waren daran beteiligt, doch ließ sie die Herrschaft frei und sie mussten fleissig auf den Feldern des Fürsten arbeiten. Der Amtmann schaute fleissig nach, damit sie keinen Schaden anrichteten. Die 3 Ausreisser kamen im Sommer reumütig zurück und verlangten ihre Strafe. Nach der Ernte mussten sie den Schaden ersetzen und die gestohlene Getreidemenge zurückgeben. |
| 1669 | Am 14.Mai bekannten der Abt Maurus vom Stifte Altenburg, der Abt Amsel von Maria Zell, Franz Maximilian Graf von Mollard, Freiherr von Reinegg und Drosendorf, Christoph Hans Graf von Althan, Christoph Maximilian von Mäming, dass sie das Gütl Kirchberg an der Wild und für den Zehent in Bullendorf Johann Peter von Mallendin als Käufer gemeldet haben. Es handelt sich um den Meierhof, Stadel, Stall und Leitgebswohnung zu Kirchberg, um Teich, Überlandienst, Gärten und den Bullendorfer Zehent; es war der sogenannte „Seranalische Zehent“, der mit 1 Pfund 6 Schilling 20 den. bemessen war. Am 3. April fischte die Herrschaft die Teiche aus und bekam 1einhalb Schock Karpfen - 12einhalb Zentner a 7 fl - 87 fl 30 kr und kleine Fische um 27 fl 50 kr,; vor 2 Jahren hatte die Herrschaft 309 Schock 10 Stück Karpfenbrut aus Südmähren bezogen; Fischteiche gab es in Bullendorf 2, im Schlossgraben, in Altlichtenwarth, in Bernhardsthal, Hohenau, Rabensburg und Ringelsdorf, die dem Fürsten gehörten. |
| 1670 | Da die 2 Teiche wenig Wasser hatten, fischte man sie aus (Ergebnis 20 Zentner 32 Pfund 1 Zentner zu 6 fl, also 75 fl 32 einhalb kr, die kleinen Fische führte man nach Altlichtenwarth. Die Herrschaft benötigte 812 Pfund Deputatfische. |
| 1672 | durchriss am 11. August ein Hochwasser die Dämme der Teiche, die sehr nachlässig gemacht waren, ein Verlust an Fischen war nicht zu beklagen. In diesem Jahr rechnete man mit einem Türkeneinfall, so dass die Bewohner ihr Hab und Gut versteckten und vermauerten. |
| 1677 | machte ein Hochwasser beim Teiche grossen Schaden, riss teilweise den Ablass weg, so dass die Bewohner ihre Häuser fluchtartig verliessen; ein warmer Wind hatte die Schneemassen geschmolzen. Am 5. April fischte man die Teiche und den Wilfersdorfer Schlossgraben aus und bekam 65 Zentner Karpfen a 5 fl 30 kr, 4 Pfund Hechte (1 Zentner kostete 9 fl ) und kleine Fische, so dass die Herrschaft an Geld 401 fl 6 kr einnahm. Die Fische gingen zum grössten Teil nach Wien. |
| 1679 | Die Vogtholden wollten den Vogthafer, der schon seit 1533 erwähnt wurde und aus der Zeit des Truchsess stammte, nicht dem Staatzer Grafen Bräuner reichen, denn es waren fast lauter arme Leute, die teilweise erst nach dem Kriege die verödeten Häuser bestiftet hatten. Die Bullendorfer reichten 67 Metzen. Grosse Angst hatten die Bewohner vor der Pest, die in Mistelbach und Ober-Sulz so stark wütete. |
| 1680 | Die Bauern wollten nicht roboten, nicht einführen, nicht ackern, mähen und im Weingarten arbeiten, sie zeigten sich widerspenstig. Die Untertanen des Althan von Zistersdorf, die des Oberleisser Pfarrers, die der Mistelbacher Barnabiten und der Staatzer Herrschaft trieben im Dezember die fürstlichen Schafe von den hartgefrorenen Feldern wo sie nach altem Recht weideten; diese Äcker waren dem Fürsten Liechtenstein auch dienst-und zehentbar. Die erbosten Bauern trieben die Schafe in das Gemeindeschankhaus, von wo sie die fürstlichen Beamten mit Gewalt holten, nachdem die Bauern den Kastner und die Musketiere mit spöttischem Lächeln abgefertigt hatten. Die 4 Rädelsführer sperrte der Amtsmann ein und alle sollten 100 Reichstaler Strafe zahlen. Dagegen beklagten sich die Bauern über die hartherzigen Beamten in Wilfersdorf, da sie mit Robot zu stark bedrückt wurden; denn 4 Halbtage ackern sie, 2 Tage schneiden sie Hafer und Getreide, 3 Tage gingen sie lesen; auch die Inleute mussten roboten und die Jugend wurde gezwungen, in die fürstlichen Weingärten mitzugehen. Am Kirtag setzte ihnen die Herrschaft den Bannwein vor. |
| 1681 | Auf einen Zentner gingen 60-70 Karpfen, er kostete 6 fl; zur Fastenzeit fischte man die Teiche aus, da kamen von Wien die Fischhändler Georg Pitterhof und Jakob Beck. Die rebellischen Bauern, welche die Schafe weggetrieben hatten, waren 9-10 Wochen eingesperrt, dann erhielten sie die Freiheit, da sie arme Leute waren; der Amtmann meinte dazu, die Regierung mache die Bauern zu Herren. |
| 1682 | Von Dürnholz kam böhmische Fischbrut in die Teiche. Die auswendigen Bauern verweigerten der fürstlichen Herrschaft die Robot. (4/2 Tage und Inleute 2 Tage ) |
| 1683 | Türkenjahr: Truppendurchzüge nach Angern-Ungarn; die Leute hatten grosse Angst; das Schloss Wilfersdorf war der Zufluchtsort, da es gut bewaffnet war. Auf den Kirchtürmen, auf den Bergen standen Wachtposten, Kreidefeuer und Wartstangen mit grossen Buschen, die bei Feindesgefahr abgeworfen wurden, gab es bei Bullendorf, Rannersdorf und Wilfersdorf. Die kaiserliche Armee, die bei Angern stand, raubte die Orte aus, auch Bullendorf; da eilten die Bauern herbei und töteten einen Polaken. Wohl hatten sie das Getreide versteckt, die Weinkeller vermauert. Die Bauern verweigerten jede Robot und flüchteten beim geringsten Lärm in die Verstecke. Dankgottesdienst und Seelenmesse für die Toten in der Pfarrkirche Wilfersdorf. Truppendurchzüge, Einquartierungen, Proviantverteilung, Vorspannleistungen, Teuerung; wenig Getreide, sehr guter Wein. Im November lag noch Hafer draussen, am 23.11. war die Weinlese beendet. Die Bauern drohten mit Abwanderung. Unkosten für die durchziehenden Soldaten: 881 fl. Sehr guter Wein. |
| 1684 | Sehr kalter Winter, Teuerung; die Armen hatten kein Brot; Militäreinquartierungen, Furcht vor der Pest; das Fleisch wurde teuer, die Maurer und Zimmerleute gingen nach Wien arbeiten. Der Getreideverkauf an Landfremde wurde verboten. Nutzen der Fischteiche: 212 fl 16 kr Nutzen des Schlossgraben: 57 fl 52 kr, da wollten die Karpfen nicht gedeihen. |
| 1685 | Steuererhöhung; Proviantlieferung nach Zistersdorf; Florianitag gegen Feuerbrände eingeführt. Am ersten Mai glaubte man die Türken kämen. Die Herrschaft lieh den Untertanen Getreide, da sie Not litten, Kirtage sollten abgesagt werden. Aus den Teichen wollten man Wiesen machen. In den Feldern fand man einen Nikolsburger Juden, dem der Kopf fehlte. |
| 1686 | kamen im August ungeheuere Heuschreckenschwärme, die an manchen Orten bedeutenden Schaden anrichteten. Reiner Nutzen des hündischen Zehent betrug 8 fl 45 kr, der ganze Ertrag 40 fl. An Landsteuer reichte man von diesem Zehent 3 fl 5 Schilling 10 den. |
| 1687 | tobte am 24. August ein heftiges Gewitter, das Häuser und Brücken wegriss, Haferhäufeln von den Feldern wegtrug, Äcker verschlemmte und die Weingärten ruinierte, so dass die Bewohner kleinmütig und verzagt waren. Die Herrschaft erwog, ob es nicht vorteilhaft wäre, den Bewohnern die Robot teilweise nachzulassen; sie gewährte ihnen Bauholz aus den Wäldern. Der Ertrag des hündischen Zehent betrug 49 fl, der reine Nutzen 11 fl. |
| 1688 | war ein sehr schlechtes Jahr, so dass der Andreas Meindl, der den hündischen Zehent besass, ihn verkaufen wollte; er musste in diesem Jahre 55 kr 2 den zusetzen. Dem Meindl hatte der Zehent gegen 600 fl gekostet, den er von dem Herrn Mallenstein gekauft hatte. Er wollte dem Fürst Liechtenstein um 359 fl verkaufen. 1689 betrug der Nutzen dieses Zehents 14 fl 12 kr. Am 27 Jänner 1690 kaufte ihn der Fürst Liechtenstein. |
| 1690 | Aus der „Einlage der Wilfersdorfer Herrschaft“ reichte Bullendorf von den behausten Untertanen und den 3 Mühlen an Pfenniggült und Zins 35 Taler 1 Schilling 4 den, 1 Heller; von Überland, Wiese, Weingärten, Feldlehen und Urbaräckern 6 Taler 5 Schillinge 28,5 den; Mautgeld an Mistelbacher Märkten 2 Taler; Weinzehent im Durchschnitt einhalb Dreiling jährlich. Getreide-Zehent: 3 Mut Weizen, 2 Mut Korn, 3 einhalb Mut HaferBesitz der Herrschaft Bullendorf: 9 Ganzlehen, 18 Halblehen, 2 Viertellehen und 10 Hofstätt. |
| 1691 | vernichtete ein Unwetter am 16. Juli die Feldfrüchte, warf Gartenzäune um und zertrümmerte Fensterscheiben. |
| 1692 | klagten die Bullendorfer über die fürstlichen Schafe, die auf den Feldern einen bedeutenden Schaden anrichteten; die Bauern lamentierten manchmal sehr. In Jungmais durften die Schaffler die Tiere erst nach 6 Jahren treiben, wenn die Sträucher recht gross waren. Mit der fürstlichen Entscheidung waren die Bauern nicht zufrieden, so dass sie nach Wien gingen zur Regierung; der Amtmann von Staatz und Asparn an der Zaya besichtigten den Schaden auf den 470 Quanten und fanden in nicht so gross, wie ihn die Ortsrichter der umliegenden Gemeinden in ihren „Attestationen" berichteten. Die nichtfürstlichen Untertanen Bullendorfs waren unruhige Köpfe, die immer den Wilfersdorfer Amtsmännern Scherereien machten. Sie hatten sonst von einer Quanten 15 Mandel geerntet, diesmal nur 5. Im Dezember klagten sie wieder über den Austrieb der fürstlichen Schafe auf die Saatfelder; doch hatten sie keinen Erfolg. |
| 1693 | war ein gutes Weinjahr, aber wenig Getreide. |
| 1695 | wuchs ein schlechter Wein; die Leute klagten über die teuren Bäcker und Seifensieder. |
| 1696 | war ein gutes Weinjahr. Die Regierung plante, eine Vermögenssteuer einzuführen, die Keller und Schüttkasten genauer zu visitieren. Man erkannte langsam unsere verluderte Wirtschaft, die soviel Schaden anrichtete. |
| 1698 | verursachte am 10. April ein Wasserschaden ein bedeutendes Unglück an Wiesen und Feldern ( verschlemmt ). |
| 1699 | 1 Pfund Butter kostete 10 kr, 1 Kalb 3 fl, 1 Fuchs 20 kr, 1 Reh 30 kr ein Hase 6 kr. |
| 1700 | Die Herrschaft wollte die Teiche, die öde lagen, herrichten. Die Gemeinde hatte 9 Ganz-, 18 Halb-, 2 Viertellehen und 10 Hofstätt. |
|  | Fürstliche Robot(Leistungen): 7 mit Ross wöchentlich 2 Tage21 mit Ross wöchentlich 1 Tag1 zu Fuss wöchentlich 2 Tage6 zu Fuss wöchentlich 1 Tag28 Handroboter wöchentlich 3 TageDie Klage über schlechte Mass, Gewichte und Metzen sowie Ellen war damals gerechtfertigt. |
| 1701 | war der Wein spottbillig, 1 Eimer kostet 1 fl 30 kr bis 2 fl; die Weinlese begann immer erst Mitte Oktober. |
| 1702 | kostete der Metzen Korn 1 fl 15 kr, Weizen 1 fl 27 kr. |
| 1703 | ging am 28. Juli ein Schauerwetter über Bullendorf nieder.Angst vor den Kuruzzen; Erdställe und Verstecke hergerichtet, das Schloss in Wilfersdorf mit Waffen und Kriegsmunition ausgerüstet. Angst vor Spionen und Brandlegern.Die Kaiserlichen waren in ihren Forderungen überspannt, raubten und stahlen, so dass die Bewohner verzagt wurden und kleinmütig. |
| 1709 | Die Waisenkinder dienten nach der Schule der Herrschaft 3 Jahre für einen Lohn und ein Jahreskleid. Die Ortsrichter schauten genau auf die Waisengelder. Die Herrschaft überprüfte die Rechnungen. |
| 1711 | Den Hof zu Bullendorf besass in alter Zeit ein Georg von Torberg. |
| 1712 | Viele Pferde gingen an der „Rossumfall“ ein, auch das Hornvieh litt sehr stark.2 Untertanen gehörten mit der Grund- und Vogteiobrigkeit dem Kloster Herzogenburg, mit der Dorfobrigkeit aber nach Wilfersdorf.Diese 2 Halblehen entrichteten Landsteuer mit erkaufter Drittelsteuer je 5 fl 15 kr.In der Kuruzzenzeit waren die Halblehen geplündert und ausgeraubt worden, so dass sie ganz verschuldeten.Die Mühle zwischen Bullendorf und Ebersdorf war früher ein Bauernlehen der Erdberger Herrschaft, als Mühle gehörte sie zum Mistelbacher Spital, hatte 2 Gänge, viel Ackerland (einhalb Tagwerk Wiesen, 1 einhalb Qanten Weizenfeld; verpachtet wurde sie immer auf 2 Jahre); von 1 Metzen Mahlgetreide forderte man 2 kr; jede Falschheit war ihm bei Leibstrafe verboten; Vierteljährig zahlte er 70 fl (im Jahr also 280 fl/) im vorhinein gegen Quittung ins fürstliche Rentamt. Jeden Schaden musste er rechtzeitig angeben beim Mistelbacher Spitalmeister. Was durch seine Schuld schadhaft wurde oder zerbrach, ersetzen. Die Mühle war in trostlosem Zustande. |
| 1714 | Die Spitalmühle hatte kein Geld. Sie glich einer Ruine. Sie war ganz öde, vernachlässigt, kein Bauer erschien mit einem Körndl, die Felder waren durch etliche Jahre nicht gedüngt worden und nur ausgebeutet, so dass nichts mehr wuchs. Den Pacht ermässigte die Herrschaft auf 260 fl, doch auch da konnte sich der Müller nicht helfen. Nun sollte der Fürst Liechtenstein mit einem Betrag aushelfen, damit das Gebäude hergerichtet werden könnte. |
| 1715 | Die Herrschaft fand, dass es besser sei, die Mühle zu verkaufen, da die Ausgaben grösser waren als die Einnahmen. Das Gebäude war baufällig, der Pächter konnte die Äcker nicht selbst bebauen, er musste sie verpachten, so dass sie nur öde gemacht wurden. Die Mühle wäre um 4300 fl zu verkaufen; das gäbe für das Spital 258 fl Zinsen, die den Armen zugute kämen. An Landsteuer reichte sie 37 fl 17 kr; sie besass 68 Quanten Äcker 9 einhalb Tagwerk Wiesen. Den Nutzen rechneten die einen mit 100 fl, die anderen mit 30 fl. |
| 1716 | Um die Mühle herzurichten, brauchte man die 550 fl; jedoch sind die Maurerarbeiten schwer durchzuführen, bei dem lang andauernden Regenwetter. Die Verkehrsverhältnisse auf den Strassen waren unsicher: Überfälle gab es oft, daher lag auf der „Hohenleiten" eine Wache (Kaserne). Bienenzucht trieben die Bauern wenig; Honig und Wachs kamen aus der Slowakei. |
| 1720 | Einkommen der Herrschaft Bullendorf geschätzt auf 216 fl 55 kr 1einhalb den. Das Wirtshaus gehörte der Gemeinde. |
| 1722 | hatten die Untertanen grosse Steuerrückstände, kein Geld, die Wirtschaft lag darnieder, Schlamperei verursachte einen ungeheueren Schaden in den Gemeinden, wo es viele öde Häuser gab. Reformen waren dringend notwendig. Die Herrschaft nahm von den Bauern Wein statt des Steuergeldes.Vizedombische Untertanen: Leopold Bränd gehörte zur Wolkersdorfer Pfarre, das Robotgeld zahlte er ins Vizedomamt4 Untertanen gehören ins Mistelbacher Kolleg2 Untertanen gehören nach Oberleis3 gehören dem Althan von Zistersdorf1 gehört zur Poysdorfer Pfarrkirche1 gehört zur Stronsdorfer PfarrkircheDie Steuern und Gaben reichen sie ins Vizedomamt. |
| 1723 | Abgedankte Soldaten beunruhigen die Wege, Strassen und Gemeinden. Pläne wurden entworfen, doch kostete alles viel Geld und das fehlte. |
| 1724 | Die schlechten Strassen und Brücken sind auszubessern, damit die Fuhrleute nicht die Felder und Wiesen schädigen. Pläne wurden entworfen, doch kostete alles viel Geld und das fehlte in Oesterreich infolge der ungerechten Steuerverteilung.  |
| 1725 | Die Rabenmühle leistete ihren Dienst an den Fürsten Althen in Zistersdorf; die Fischbehälter hatten hier Wiener Fischhändler gepachtet. Überall führte man genaue Masse, Waagen, Gewichte, Metzen, Ellen und Kandln in Gasthäusern, Geschäften und Mühlen ein, die in Zistersdorf „zimentiert“ wurden. |
| 1726 | Der Fürst Johann Adam bewilligte den armen Untertanen Jakob Grolock jährlich 4 Metzen Korn zum Lebensunterhalt. Die Herrschaft hatte für die Amen zu sorgen, gab ihnen Getreide, bezahlte auch die Baderkosten, wenn sie erkrankten. Die Bauern wurden zum Ausbessern der Strassen verwendet. Die Wanderer perlustrierte man genau, die Bettler und fahrendes Gesindel zog man zu den Arbeiten heran. |
| 1727 | verkaufte die Herrschaft die „Angermühle“ um 3509 fl 48 kr. Die Teiche wurden umgeackert, Gerste und Brein angebaut. Die Leute assen zum Frühstück damals gern Kraut, Hirse und Buchweizen. 20. Juni kam grosses Unwetter, das in den Fluren arg wütete. |
| 1729 | ein Gewitter reiches Jahr, viel Schaden – 25. Mai, 22. Juli, 7. August (da trug es die Mandeln von den Feldern weg, riss Brücken, Häuser und Stadel ein). |
| 1730 | Am 29. August tobte ein Unwetter, führte die Haferwellen von den Feldern weg, verschlemmte die Äcker, Weingärten und Wiesen; bittere Not und Elend folgten; der schöne Brein im ehemaligen Teich wurde vernichtet, ebenso die Grummeternte.In Bullendorf werden die Kloster-Säusenstein-Untertanen erwähnt.Bau der Poststrasse Wien-Nikolsburg-Brünn. Das Postamt war in Gaweinstal und Ketzelsdorf (hier bis 1709, dann in Poysdorf). |
| 1732 | Die Ausholden der Gemeinde (die nichtfürstlichen Untertanen) reichten nach Wilfersdorf einen Vogthafer. |
| 1742 | Furcht vor den Preussen, die am 22. Februar in Nikolsburg waren; rasch vergruben alle Leute ihre Schätze, Getreide, vermauerten die Keller, richteten die Erdställe her; wer konnte, flüchtete nach Wien. Die Preussen requirierten, legten einzelnen Gemeinden Geldsteuern auf, zogen sich dann aber vor den Österreichern zurück, doch befürchtete man lange Zeit einen preussischen Einfall, da man die Schlagkraft dieser Armee aus den Zeitungen kannte. |
| 1743 | beklagte sich die Gemeinde, dass bei einem Hochwasser ihre Wiesen von dem Mühlgraben schweren Schaden litten; sie wurden ganz veschlemmt, so dass man das Gras nicht verwenden konnte. Die Felberbäume seien weg zu hacken, der Graben zu erweitern. Doch geschah nichts, so dass sich die Bullendorfer an den Mühlgraben vergriffen, der auf fürstlichen Grunde lag; ja sie drohten dem Burggrafen und Amtmann bei der Kommision in den Graben (Wasser) zu werfen; der vizedomische Richter war der grösste Schreier; es handelte sich um den Graben der Angermühle. Die Herrschaft schickte 7 Grenadiere mit einem Korporal in das Gemeindewirtshaus, wo sie fleissig assen und tranken. Doch auf wessen Kosten sollte dies geschehen? Den Betrag von 11 fl 12 kr - soviel machte das Essen aus - rechnete der Wirt vom Pachte ab. Der arme Müller, der sich vor den Bullendorfern fürchtete, bat in Wilfersdorf um Unterstützung. Erst 1745 kam Ordnung in den Wassergraben. |
| 1749 | die Gänsewiese die ein halbes Tagwerk gross war, diente der Pfarre Staatz. Die Rabenmühle gab den Dienst dem Zistersdorfer Althen, die Steuern in das Vizedomamt, das auch die landläufige Robot von ihr abforderte; bei der Theresianischen Steuerfasson sollte die Wilfersdorfer Herrschaft das Veränderungs- und Steuerbefundgeld sowie Robot fatieren. Die Mühle zahlte an Dienst 2 fl 30 kr für einen 2/4 Acker, der ein Krautgrund war, 10 fl und für die Mühle mit 4 Gängen 200 fl.Damals raffte sich die Regierung zu einer gerechten Steuerverteilung auf, die auf dem Bodenertrag beruhte. Es war das erste Morgenrot einer besseren Zeit für unser armes bedrücktes Volk, das unter der schlechten Misswirtschaft der letzten Jahrzehnte schwer gelitten hatte. |
| 1752 | Das Brückenholz für die Strasse gab die Herrschaft her; am 1. Juni 1749 war der erste Postwagen von Brünn nach Wien gefahren, der in Poysdorf Nachtstation machte.Die Kirchenholden Bullendorf: (zur Pfarre Stronsdorf, Mistelbach, Wolkersdorf, Poysdorf und Oberleis) gaben zusammen an Dienst 14 fl 30 kr, Robotgeld 8 fl. Summe: 22 fl 30 kr. Die 2 Stronsdorfer Untertanen wurden dem Kloster Säufenstein um 175 fl samt Robotgeld und Steuern überlassen. |
| 1753 | verkaufte der Fürst Liechtenstein dem Abt und Konvent zu Säufenstein 3 fl Urbarsteuer und 4 fl Robotgeld, welche die beiden zur Pfarre Stronsdorf gehörigen Grundholden Johann Olt und Joh. Wagner vormals zum Vizedomamt, hernach zur ständigen Grundstuben und endlich als er kaufte, zur Wilfersdorfer Herrschaft abzuführen hatten. Ferner erkaufte der Fürst Liechtenstein die vizedomischen Untertanen mit der Rabenmühle in Wilfersdorf um 562 fl 30 kr. Sie zahlten an Urbarsteuern 14 fl 30 kr und Robotgeld 8 fl. |
| 1755 | Erste Rekrutierung des Landvolkes nach dem Los; grosse Bestürzung als die paar Burschen aus dem Herrschaftsgebiet einrücken mussten; der Sammelpunkt war Korneuburg (manchmals auch Mistelbach). |
| 1758 | Grosse Truppendurchzüge auf der Brünnerstrasse, Einquartierungen, Vorspannleistungen durch die Bauern, Heu- und Getreidelieferungen. Die Bauern bekamen bei Einquartierungen den sogenannten Schlafkreuzer. |
| 1764 | 1 Metzen bei der Aussaat gab 1 Schock 9 Garben (1 Schock lieferte 33/8 Metzen und 3 Mass).1 Metzen Korn lieferte 44 einhalb Garben (1 Schock sieben 1/8 Metzen 17/8 Massl).1 Metzen Gerste gab 47 Garben (1 Schock - 3 3/8 Metzen)1 Metzen Hafer gab 21 Garben Ernte ( 1 Schock: 1/8 Metzen 17/8 Massl)1 Metzen Heiden gab 3 Schock 20 1/4 Garben ( 1 Schock: 3 Metzen 5/8 Massl).Linsen und Erbsen wuchsen sehr schlecht.14 Bauern roboten wöchentlich 2 Tage46 Hofstätter roboten wöchentlich 2 Tage6 Halbhofstätter roboten wöchentlich 1 TagDie Inleutstübler zusammen im Jahr 452 TageUntertänige Seelen hatte Bullendorf 538Befreit von jeder Arbeit waren: der Dorfrichter, die Viertelleute, Hofwirte und die Spitalväter.14 Untertanen leisteten Rossrobot52 Untertanen leisteten Fussrobot die ausserdem 11 fl zahlten. Die Fahrt nach Wien oder Korneuburg galt als dreitägige Robot, der Bauer bekam 4/8 Metzen Hafer, 6 kr Stall- und Lichtgeld.Die Inleutstübler halfen auf im Wiesen und in den Weingärten mit.Blutzehent gab Bullendorf: 28 Gänse a 9 kr 4 fl 12 krOsterrechnung 240 Eier a 1 fl 30 krWeihnachtshühner: 37 a 8 kr 4 fl 56 kr.Die Mauteinnahmen waren seit 1755 geringer geworden, da man den Tarif erniedrigte.Auf der Rabenmühle gab es noch 4 Fischbehälter, die um 80 fl verpachtet waren.Vogteihafer gab die Gemeinde 101 2/8 Metzen und 1 MasslLegte die Herrschaft dem Orte 35 Eimer vor, die im Sommer ausgeschenkt wurden, doch war ein Mass stets teurer als sonst.Häuserzahl: 83Äcker: 815 3/16 Joch; Wiesen 139 5/16 TagwerkWeingärten:134 Viertel und ein Achtel.Wald = #Die Kapelle ist „Maria Loretto“ geweiht.Fremde Untertanen: 3 Halblehner nach Zistersdorf1 Halblehner zur Herrschaft Staatz9 Halblehner zur Herrschaft Mailberg1 Halblehner zum Kloster Herzogenburg5 Hofstätten zur Pfarre Staatz2 Halblehner zur Pfarre Oberleis3 Halb- und 1 Viertellehner zu den Barnabiten von Mistelbach1 Halblehner und 1 Hofstätter zum Stift Heiligenkreuz2 Hofstätter zum Kloster Säufenstein1 Halblehner zur Prinzendorfer Kirche1 Halblehner zur Poysdorfer HerrschaftSumme: 24 Halb-, 1 Viertellehner und 8 Hofstätten: 33Die Diebstähle beim Zehent wurden abgestellt. |
| 1764 | wurde der Streit zwischen der Herrschaft und dem Müller Johann Ebner wegen des Mühlgrabens geschlichtet, der seit 1743 lief. Der Müller schlug eigenmächtig das Wasser am Spitzanger ab, was eine Überschwemmung zur Folge hatte. Die Kommision, zu der auch die Grundherrschaft beigezogen wurde, erschien und bestimmte, dass der Mühlbach geräumt, 2 Klafter weit gemacht und die Ufer um 10 Zoll erhöht werden müssten. Da die Arbeit 14 Tage dauern sollte, verlangte der Müller, der unterdessen die Müllerei nicht betreiben konnte, einen Nachlass von seinem Pachtzinse. Die Baukosten verrechnete man auf 698 fl 57 kr 3 den . Bei der Kommision war auch ein Vertreter von der Hauptlade des Müllerhandwerks in Mistelbach anwesend. Jeder Mühlbach sollte nach den alten Bestimmungen jährlich einmal geräumt werden, es war verboten, Hanf , Flachs‚ Holz oder ähnliche Dinge hinein zu werfen und Stöcke in den Graben zu schlagen. Damals herrschten schlechte Zeiten, da der lange Krieg nur Not, Elend und Armut gebracht hatte; die Bauern waren verschuldet, niemand wollte gern arbeiten, die Burschen zogen lieber zum Militär oder nach Wien. Handel und Verkehr ruhten und die Strassen waren leer, die Gasthäuser und die Handwerker machten keine Geschäfte, sie nahmen nichts ein. Die Neuerungen auf dem Gebiet der Landwirtschaft gefielen den Bauern nicht, die jungen verstanden sie nicht: Brachen und Weideland umackern zu Feldern, Klee und Erdäpfeln anbauen (Jungblut in Prinzendorf), Weidebetrieb auflassen, Stallfütterung einführen, bessere Pferde einstellen, Bienen und Seidenraupenzucht betreiben - darin musste die Wilfersdorfer Herrschaft mit gutem Beispiel voran gehen, der Bauer folgte erst nach Jahren diesem Beispiel nach. Wichtig für diese Gegend war der Achtel Fond, zu dem der Bauer ein Achtel seines Samengetreides beisteuerte‚ damit er im Missjahr genug Samen hatte; verwaltet hat den Fond die Wilfersdorfer Herrschaft. |
| 1766 | erfroren viele Weinstöcke - ein Missjahr. |
| 1769 | wuchs sehr viel und guter Wein. |
| 1770-71 | nasse Jahre: Das Getreide verfaulte; es fehlte an Brot, die Leute assen Beeren, Schwämme, Kräuter; daher viele Krankheiten, Sterbefälle, in manchen Orten Hungersnot; die Müller hatten keine Einnahmen, da sie lange Zeit ohne Beschäftigung waren. |
| 1771 | bekamen die Häuser die ersten Ziffern. Es gab Bauern, die rissen sie herab, weil man glaubte, es stecke etwas mit den Steuern dahinter. |
| 1772 | fuhr Kaiser Josef II. am 21. 0ktober hier durch, er kam von Hollitsch bei Göding, wo er auf Jagd weilte (Reisen des Kaiserhofes dorthin waren sehr häufig). |
| 1772 | wuchs viel Wein. |
| 1773 | Die zur landesfürstlichen Pfarre Wolkersdorf gehörigen Untertanen von Bullendorf und Eibesthal reichten nach 10-jährlichem Durchschnitt an Veränderungspfundgeld jährlich 13 fl an Grundzehentdienst 2 fl 33 kr 2 den. An Abfahrtsgeld und Mortuarium 15 fl 27 kr. |
| 1774 | klagte die Gemeinde, dass durch erhöhten Aufsatz bei dem Überfall der Ebnermühle von Bullendorf der Ort mit den Feldern in ständiger Gefahr sei, man hatte ihn um 10-13 Zoll abgehackt, damit der Regen nicht auf Wiesen und Feldern trat, denn in einem solchen Falle überschwemmten die Fluten das Dorf, unterwuschen die Mauern der Häuser, die Dämme stürzten ein und häufig genug waren Menschenleben gefährdet. Die Mühle hatte aber bei dem niedrigen Aufsatz nicht genug Wasser für die 2 Mahlgänge; in den Jahren 1747 und 1748 war noch ein Mühlgang für diese Mühle errichtet worden; den fertig zustellen war der Müller nicht befugt, weil der Gemeinde dadurch ein grösserer Schaden erwachsen konnte. |
| 1775 | war das beste Weinjahr. |
| 1777 | gedieh Wein, auch 1778 |
| 1779 | Leopold Brandl in Bullendorf hatte 1763 das Gut von seinem Vater um 350 fl gekauft; er zahlte der Wolkersdorfer Pfarre im Jahr an Dienst: 22 kr 2 den. Hauskaufbrief: 19 fl 39 kr Pfundgeld: 17 fl 31 kr Gewährgeld 1 fl 3o kr.Ab- und Zuschreibegeld: 24 kr Auszug: 15 krDiesen Untertan kaufte noch im selben Jahr die Wilfersdorfer Herrschaft, nebst dem noch die anderen Wolkersdorfer Untertanen. |
| 1780 | Die Schule muss die Gemeinde in gutem Bauzustand erhalten.In den nächsten Jahren baute man die Mühlen neuzeitig um, da die verbesserte Wirtschaftsweise grössere Ernteerträge verzeichnete. |
| 1788 | im kommenden Jahre meinte der Amtmann den ersten Versuch mit Kleeanbau machen zu können. Den ersten Türkenweizen bauten die Böhmisch Kruter um 1735 an.Die Felder wurden dreimal geackert. Mit dem Schilfrohr heizte die Herrschaft ihren Ziegelofen in Wilfersdorf. Die Zaya führte wenig Wasser.Die Bautätigkeit war in den letzten Jahren sehr gross. Die Bauern bauten auf die Keller ein Stübchen; sonst erreichten die Armen nur „Patzenhäusel" und deckten das Dach mit Stroh oder Schilf.Die Viehzucht war mittelmässig; alle Feldfrüchte finden rasch einen Käufer, nur nicht der Wein, den man 5 Jahre liegen lässt und als Alten verkauft, da er so einen guten Preis erzielt. Holz führen mährische Fuhrleute herbei.Öde und unbebaute Gründe gab es nicht mehr. |
| 1791 | hatte Bullendorf 127 Häuser (fürstliche waren 8 Ganz-, 1 Dreiviertel-, 25 Halb- und 5 Viertellehner, 4 Hofstättler und 58 Patzenhäusler)zur Staatzer Herrschaft : 2 Halblehnerzur Staatzer Pfarre: 3 Halblehner, 5 Hofstättenzur Zistersdorfer Herrschaft: 3 Halblehnerzur Poysbrunner Herschaft: 1 Dreiviertellehnerzur Stronsdorfer Herrschaft: 2 Hofstättenzur Herzogenburger Herrschaft: 2 Halblehnerzur Pfarre Niederleis: 1 Dreiviertellehnerzum Mistelbacher Kolleg: 3 Ganz-, 1 Halb- und 1 Viertellehenzur Pfarre Oberleis: 2 Halblehner, 1 HofstättlerDer Ort ist nach Wilfersdorf eingepfarrt; die Schule erbaute der Vizedechant Franz Romayer, der auch den Schullehrer stiftete; doch reichte ihm die Herrschaft in Wilfersdorf 4 Klafter Holz zum Beheizen der Schule aus den Regensburger Waldungen sowie grosse Hausalmosen:7 Metzen Korn, 4 Eimer 22 einhalb Mass Wein, 7 fl 12 kr Fleischgeld, 2 Metzen Kuchelspeis. Körner und Wein gehen nach Wien; letzterer ist von mittlerer Güte; Weizen und Gerste gedeihen nicht gut, Kuchelspeis wenig, die Erbsen werden „wippling", die Linsen bleiben klein, der Türkenweizen ist mittelgross.Die Bewohner sind nicht wohlhabend, neigen zu Prozessen, sind etwas grob und stutzig.Zehentgeflügel, Ostereier und Bannwein wurden von der Herrschaft mit Geld abgelöst, die anderen Abgaben bestehen noch. Die Armen unterstützt die Herrschaft mit Naturalien und Geld.Die Roboter bekommen Fleisch und Brot von der Herrschaft. Der Ortsrichter erhält 2 fl 30 kr für Robotergötzlichkeiten, ist vom Körner- und Weinzehent befreit und empfängt statt Korn 5 fl 30 kr. Die 2 Viertelleute sind frei von Robot und die Herrschaft gibt ihnen noch 3 fl. Robot: Die auswärtigen Untertanen leisteten die Vogtrobot. Die 2 Pferde besitzen, ackern, und zwar jeder 4 halbe Breiten und zahlen laufend ins Rentamt. Die keine Pferde besitzen, schneiden durch 2 Tage Körner. Die Anger- oder Spitalmühle führt je 3 Fuhren schweren und geringen Zehent nach Wilfersdorf in die Scheune. Das Haus. Nr 83, das 8 fl zinst und 84, das 5 fl 3o kr" zinst, wurde erst erkauft und roboten wie die fremden Untertanen. Das Haus 49, das nach Poysdorf gehört, zahlt alle Jahre zu Kathrein 5 fl 30 kr Steuer.Die fürstlichen Untertanen führen Heu, Grummet, Getreide, die Fechsung, den Zehent, die Maische u. dgl. nach Wilfersdorf; die Handroboter besorgen die Heu-, Grummet- und Getreideernte, brechen den Türkenweisen aus, helfen bei der Weinlese, tragen den Wein- und Geflügelzehent zusammen und erscheinen bei der Kreisjagd.Die Richter, die das Robotgeld einsammeln, die 2 Viertelleute und die Inleutrichter sind robotfrei.Der Robot soll bei tunlicher Witterung erfolgen.Bullendorf hat 127 Häuser, 127 Untertanen, 583 Seelen und Pferde. |
| 1803 | Die Wifersdorfer Herrschaft war mustergültig und wirkte wohltuend und befruchtend auf die Bauern, die viel von ihr lernen konnten, aber bei ihrem Altvatergeiste am Hergebrachten fest hielten. Die Herrschaft hatte Schweizervieh, Edelschafe; Holzpreise gehen in die Höhe, das Wildpret nimmt ab, es werden mehr Linsen gebaut, die Wiesen werden entwässert durch Gräben, der ehemalige Bullendorfer Teich liefert sehr gutes Gras, statt der Zäune pflanzt die Herrschaft Sträucher, auf den Strassen, Wegen und Dämmen setzt man Pappeln, Linden, Kastanien zum Schutz der Schafe.Die Grenzen sind ausgemessen und mit Steinen bezeichnet. Kartoffel- und Burgunderanbau macht Fortschritte.Von 1803-1806 waren schlechte wirtschaftliche Jahre.  |
| 1805 | Truppendurchmärsche und Einquartierungen von Freund und Feind. |
| 1809 | Zündeten die Franzosen Bullendorf an; masslose Frechheit jener was Essen und Trinken anlangte, die bekamen nie genug, waren ausgelassen, tanzten Walzer, den das Bauernvolk verachtete. |
| 1811 | Geldkrach! Mancher legte sich als Wohlhabender nieder und stand als Bettler auf.  |
| 1813-16 | Sehr schlechte Jahre; Missernte, Hunger, kein Geld, Elend, starke Verschuldung der Bauern; die Kleinhäusler, die keinen Verdienst fanden, mussten oft ihr Hab und Gut verkaufen; der Wucher blühte.  |
| 1817 | Die Schule hat 2 Zimmer, ein grosses gut eingerichtetes Schulzimmer, Küche, Speis, einen Kuhstall für eine Kuh, alles mit Stroh gedeckt und aus rohem Material erbaut. Die Schule stiftete 1791 der Dechant Rofmayer; Patron ist der Wilfersdorfer Pfarrer und die fürstliche Herrschaft; die Gemeinde erklärt sich 1791 bereit, alle Schäden und Baulichkeiten ohne Beihilfe des Patrones zu tragen, auch bei einem Unglück.Besoldung: 3000 fl Stiftungskapital von dem Dechant Rofmayer geben 90 fl. Das grosse Hausalmosen: Geld fl. 12 kr3 Metzen Weizen 15 fl7 Metzen Korn 17 fl 30 kr4 9/16 Eimer Wein (Heuriger) 27 fl 32 kr 2 denWetterleutgebühren: 1 Metzen Korn 2 fl 30 kr1 7/8 Metzen Hafer 3 fl 16 kr 3 den2/4 heurigen Wein 3 fl4 Klafter Brennholz aus den Rabensburger Waldungen, welche die Gemeinde führen muss – 40 fl.Von der Gemeinde noch:20 Metzen Korn 50 fl6 Eimer Sammelmost 36 flvon den 67 schulbesuchenden Kindern das Schulgeld a 9 kr = 10 fl 3 kr,von 50 Häusslern a 18 kr = 15 flSumme 316 fl 54 kr 1 den. |
| 1821 | Verregnete es den Sommer, das Getreide verfaulte, wieder schlechte Zeiten für das Volk. |
| 1826 | Noch im Mai gab es Schnee. |
| 1829 | Ein nasses, kaltes Jahr, im Mai konnte erst der Anbau beendet werden. |
| 1832 | Bestes Erdäpfeljahr |
| 1833 | Fielen die Getreidepreise, dafür bauten alle viel Erdäpfel |
| 1834 | Sehr trockenes Jahr, wenig Schnee, ausgezeichneter Wein, der beste seit Jahrzehnten.Nach Schweikhardts Topographie hatte Bullendorf 130 Häuser, 151 Familien, 325 männliche, 349 weibliche Personen, 165 Schulkinder, 22 Pferde, 100 Kühe und 200 Schafe. Die Rekruten rückten zum I.R. 4 ein. Hausgründe, die Äcker weisen einen mittleren Ertrag auf; Getreide- und Weinanbau sind ihr Haupterwerb, doch leiden die Wiesen stark durch Überschwemmungen der Zaya . Die Viehzucht ist schlecht, da die Bauern wenig Futter für das Vieh haben; der Klee will hier nicht recht gedeihen; die Stallfütterung hat den Weidebetrieb verdrängt. Das Bethaus errichtete die Gemeinde, doch hat ein zugereister Ungar zum Bau viel beigetragen. Messen werden keine gelesen, ein vom hl. Anton von Padua ist vorhanden, im Turm hängt eine Glocke. Das Trinkwasser ist schlecht. Die Jagd lieferte Hasen in geringer Zahl. |
| 1840 | Verfaulte infolge der Regenzeit auf den Feldern das Getreide. |
| 1845 | Zeigte sich eine Kartoffelkrankheit, die erst 1850 erlosch, als die Bauern die Samen wechselten. 1845 war ein nasses Jahr. |
| 1848 | Robot, Zehent und herrschaftliche Blumensuche aufgehoben. |
| 1855 | Choleragefahr! Heisser Sommer. |
| 1859 | Sehr guter Wein, neue Währung 1 fl ist 100 kr., vorher hatte 1 fl 60 kr, daher waren 72 kr - 1 fl 12 kr. |
| 1863 | Grosse Hitze, Zaya ausgetrocknet, Mühlen standen still |
| 1864 | Missjahr, kühl und regnerisch. Weintrauben mussten mit Rübenstössel gestossen werden. |
| 1866 | Kriegsjahr |
| 1868 | Bestes Weinjahr. |

Handschrift von Franz Thiel

Burg Rabenstein

Die Burg Rabenstein, im Mittelalter eine stolze Feste mitten in den dunkelgrünen Wäldern Nordmährens, hatte einst der Herr Wocho erbaut und sie zu einem Juwel gemacht; denn hier sah man kostbare Teppiche, ungeheure Zechtafeln mit unförmigen Füßen, Trinkhörner, die mit Silber beschlagen waren, feine Kristallbecher und Prunkwaffen. Reichtum und Stolz wohnten in den Räumen der Burg. Der Herr aber war einsilbig und verschlossen, hatte einen syrischen Leibarzt bei sich, einen jüdischen Scheidekünstler aus Italien und den treuen Diener Rolf aus der Normandie. Seine Frau, die Tochter des Burgherrn von Goldenstein, war gestorben. Der Ritter sowie seine bildschöne Tochter Hilgund waren große Wohltäter der Armen im Bergland; manchmal erzählte der Vater von seinen Kämpfen im Morgenland, von Przemysl Ottokar, von den Preußen, von Norwegen und von den Meeresfahrten. Da verliebte sich eines Tages Hugo, der Sohn des reichen und angesehenen Burgherrn Zdenko von Ralsko in Schönberg, in die schöne Hilgund. Bei der prunkvollen Verlobungsfeier nannte plötzlich Woche seinen richtigen Namen Heinrich von Gleisberg-Thüringen. Nun wußte Zdenko, daß Wocho der verfemte Brudermörder war; sofort verließ er das Fest, weil er als Verwandter des Ermordeten zur Blutrache verpflichtet war. Zwischen Rabenstein und Schönberg entbrannte eine Fehde, an der sich die Söhne Zdenkos nicht beteiligen wollten; schwer litten die Dorfbewohner der Umgebung, die ausgeraubt und geplündert wurden. Da erschien in einem fürchterlichen Schneesturm ein Ritter vor dem Burgtor in Rabenstein und verlangte ein Nachtquartier. Es war ein Tempelherr und Freund des Burgkaplans Bonifaz, der ihn im Morgenland aus der Gefangenschaft einst befreit und dann in einem Spital gepflegt hatte. Bonifaz, der ihn sofort erkannte, bestieg gleich sein Pferd, ritt nach Schönberg, wo er dem Zdenko die Freudenbotschaft meldete: der angeblich ermordete Bruder lebt. Zdenko, seine Söhne sowie der Kaplan eilten in das Lager Wochos. Die Gegner umarmten sich und weinten Tränen der Freude. In der Burg Rabenstein fand die Versöhnung bei einem Festmahl statt.Bei Jena im Thüringer Wald lag unweit von dem Dorfe Kunitz die Burg Gleisberg, die den Namen von der Tochter Karls des Großen, Glipa, ableitete. Zur Zeit des Landgrafen Hermann von Thüringen besaß die Burg der reiche Walter von Gleisberg, dem seine Brüder Heinrich und Volkmar folgten. Beide verliebten sich in die bildschöne Hildegard von Stein im Fürstentum Altenburg. Ihr Vater Gerhard verlangte aber, daß Heinrich zuerst eine Fahrt in das Heilige Land unternehmen müsse, bevor er die Tochter als seine Frau heimführen könnte. Volkmar wollte für seinen Bruder die Fahrt machen, doch Heinrich lehnte es ab und ging in die Ferne; er geriet im Morgenland in Gefangenschaft, arbeitete als Knecht neun Jahre in Ägypten. Da gelang ihm die Flucht; er kam ans Meer und wollte auf einem Schiff in die Heimat zurückkehren; da fiel er in die Hände katalaunischerSeeräuber, die ihn gegen ein hohes Lösegeld freigeben wollten, das ein syrischer Arzt von dem Bruder Volkmar abholen und nach Palamos bringen sollte. Normannen aber kaperten das Schiff, erschlugen die Seeräuber und brachten Heinrich und seinen Freund Rolf nach Lessoe in Norwegen, wo ihr neuer Herr Thorleiff beide als Gäste behandelte.Auf einer Bärenjagd rettete Heinrich dem König das Leben, der ihn mit in die Residenz nahm. Hier erfuhr er von einem Zauberer, daß sein Bruder Volkmar Hildegard geheiratet hatte. Ein Rabe brachtesogar zum Beweise der Wahrheit den Verlobungsring, ein Geschenk Heinrichs. Wohl hatte sich Volkmar lange gewehrt, aber Hildegard griff zu einer List. Ein Fremdling erschien als Pilger aus dem Morgenland, der den Tod Heinrichs meldete. Nun heirateten beide, doch starben ihre zwei Kinder sehr bald.Als der syrische Arzt erschien und das Lösegeld für Heinrich forderte, ließ ihn Hildegard als Irrsinnigen im Verlies zu Gleisberg einsperren, denn er sei ein Schwindler und Betrüger. Unterdessen kehrte Heinrich in seine Heimat zurück und bemächtigte sich der väterlichen Burg. Er war über den Verrat seines Bruders und über die Untreue Hildegards so erbost, daß er mit seinen Getreuen die Burg Stein belagerte und mit brennenden Pechkränzen in Brand steckte. Hildegard und Volkmar konnten sich in einem unterirdischen Gang mit allen Schätzen in Sicherheit bringen; sie begaben sich nach Gandersheim, wo die Äbtissin, eine gute Freundin Hildegards, lebte.Heinrich, der vergeblich in der Asche die Gebeine Volkmars und Hildegards suchte, erkrankte schwer, doch pflegten ihn der syrische Arzt und sein treuer Rolf.Wie er gesund war, verkaufte er Gleisberg, begab sich zu Ottokar, den er nach Preußen begleitete. Der Olmützer Bischof Bruno bewog ihn, nach Nordmähren zu kommen. Das tat er auch und erbaute sich eine Burg, die er nach dem Raben Rabenstein nannte. Er änderte auch seinen Namen und hieß nun Wocho. Später heiratete er Elsbeth von Goldenstein. Öfters schickte er den treuen Rolf in die Fremde, damit er sich nach seinem Bruder erkundige. Zdenkos erste Gemahlin war die Schwester Hildegardens. Als diese plötzlich schwer erkrankte, beichtete sie vor dem Tode dem Volkmar alles, was sie gegen seinen Bruder getan hatte.Volkmar, der auch den Bruder suchte, begab sich in das Morgenland und wurde Tempelherr; sein Großmeister schickte ihn später nach Mähren, damit er Vermögensansprüche auf den Templerbesitz hier geltend mache. Da kam er noch zurecht, um als Friedensvermittler zwischen Wocho und Zdenko aufzutreten. Alle feierten auf der Burg Rabenstein ein frohes Wiedersehen; dann folgte die Hochzeit Hugos mit Hilgund. Hugo gehörte auch zu den Stiftern des Schönberger Dominikaner-Klosters, in dem Bonifaz seinen Lebensabend verbrachte.Es waren für Nordmähren damals glückliche Zeiten. In den Bergen fand man Gold, Silber und Erze. Bauern und Knappen hatten lohnende Arbeit und Geld, überall sah man in den Dörfern Wohlstand und Frieden. An den Bergsegen jener glücklichen Zeit erinnern die Namen „Templermantel“ = ein Stollen und Haugsschacht - eigentlich Hugoschacht.Die Burg Rabenstein, die im 14. Jahrhundert ein gefürchtetes Raubritternest war, eroberte 1356 der Markgraf Johann und zerstörte sie. Auf dem Weg von Janowitz nach Rabenstein sah man einen kanzelförmigen Felsblock, von dem ein Pastor an die ausgetriebenen Glaubensbrüder eine Abschiedspredigt hielt: 1620. Das Dominium Rabenstein ging dann auf Janowitz über.Wer das Altvatergebirge in der Ferienzeit durchwanderte, wird sich wohl an die Burgruine Rabenstein erinnern, die mitten in den dunklen Wäldern lag und ein beliebtes Ziel der vielen Ausﬂügler und Naturfreunde war, die Erholung in dem Bergland von Nordmähren suchten.

Quellen:

Hormayler „Taschenbuch für vaterländische Geschichte“, 1829

G. Wony „Die Markgrafschaft Mähren"

„Brünner Wochenblatt", 1826.

Veröffentlicht in: Heimatjahrbuch „Ostsudetenland“, 1960, Band 7

Chronik von Wetzelsdorf

**1295**

26. Jänner verkaufte Wulfing von Rannberg einen Mansen (Hof) und 4 kleine Grundstücke zu Wetzleinsdorf dem Stifte Heiligenkreuz.

**1307**

kaufte Stephan I. von Maissau Güter in Weczlinsdorf und Asparn.

**1334**

erwarb Stephan von Maissau mehrere Gülten zu Wetzleinsdorf (Blätter d. Ver. f. Landeskunde 1880/81).

**1391**

kauften am 20. Februar die Brüder Johann I., Georg und Hartneid von Liechtenstein die Hälfte von Feldsberg und unter anderem verschied. Gülten und Einkünfte von Wetzelsdorf, Walterskirchen, Großkrut, Erdberg, Heumad, Aloch, Schrattenberg, Potendorf und Reinthal.

**1397**

Ein Teil von Großkrut hatte Lehen, die daselbst zu einer Messe gehörten (: mit 3 Pfund 60 den :) ausgetränkt; dafür gaben die Liechtenstein andere Gült, die in Wetzelsdorf und Walterskirchen lagen.

**1414**

Nach dem Nikolsburger Urbar besaßen die Liechtenstein in Wetzelsdorf:

Besitzer Lehen Georgi= Michaelidienst

Johann Achsel Ganz- je 3 Schilling 7 1/2 den

Mert Ottin Ganz - je 3 Schilling 7 ½ den

Langenpawtel Halb - je 48 ½ den

Chrewczer von einer Gwanten Acker zu Georgi 5 den

Pawrenfeint Halb - je 48 ½ den

Auf dem „Grundbüchel“ sind 3 öde Hofstätt.

6 Gwanten Äcker, die mit 4 den dienen, sind öde,

5 Gwanten Äcker, die mit 3 den dienen, sind öde

Weisat reicht die Gemeinde zu Weihnachten 6 Schilling den; das Gericht mit Stock und Galgen gehört den Liechtenstein.

**1427**

stiftete Reinprecht von Wallsee in der Pfarrkirche von Asparn a. d. Z. ein tägliches Amt und widmete dazu die Zehente von Föllim, Olgersdorf, Zwentendorf, Ameis und Wetzelsdorf.

**1467**

verkauften die Gebrüder Hans und Heinrich der Herting dem Hans von Liechtenstein den Zehent von Wetzelsdorf auf 18 Halblehen /: ein passauisches Lehen:/, item 4 ½ Pfund Geldes zu Kätzelsdorf auf behaustem Gut und Holz daselbst und ½ Pfund Geldes zu Mistelbach auf behaustem Gut /: Liechtenstein Lehen:/

**1488**

bestätigt Kaiser Maximilian dem Christoph von Liechtenstein die Vogtei über Gr. Krut, Poysdorf, Wetzelsdorf, Hadersdorf und Wilhelmsdorf.

**1537**

Mistelbach, Poysdorf, Krut, Ketzelsdorf und Wetzelsdorf zahlten den Liechtenstein ein Robotgeld. Bergrecht gab Wetzelsdorf ½ Eimer Wein. Weinzehent nahmen die Liechtenstein von 30 Vierteln, Getreidezehent von 646 Gwanten; kleinen Zehent lieferte die Gemeinde Hühner und Gänse.

Gehülz hatten die Liechtenstein: 2 Gwanten Ferchenholz und 30 Gwanten „Der Grundbüchel“.

**1550**

Die Wilfersdorfer Herrschaft besaß im Orte:

1 Ganz-, 10 Halblehner, 1 Hofstatt, 1 Schenk-, 1 Halterhaus, 60 Ausholden (=fremde Untertanen) Robotgeld zahlte die Gemeinde 37 fl 30 kr, Getreidezehent auf 646 ½ Gwanten.

Nach der Meinung des Fünfkirchner könnte hier eine Schafflerei errichtet werden; der Austausch der fremden Untertanen wurde in Erwägung gezogen.

**1570**

bewilligte Hartmann von Liechtenstein dem Grafen Bernhard Leo Gall zu Loosdorf die Wildbahn im Gebiete „Neunzehnbrunn – Moosang“. (die Ortschaft Einzehnbrunn lag aber nicht hier, sondern in der Pfarre Alt Lichtenwarth).

**1573**

Aus der „Teilung des Marktes Mistelbach“: Die Liechtenstein hatten in Wetzelsdorf:

Das Landgericht, Pfennigdienst = 1 fl 48 kr 3 den, Urbaräckerdienst von 13 Gwanten = 3 kr, Weisheitsgeld von einem Ganzlehen = 5 den, Getreidezehent: 24 ½ Metzen beiderlei Getreides. Ganzen Weinzehent auf 22 Viertel. Kleiner Zehent: 6 Hühner, 2 Gänse, 2 Käs. Steuer, Bierfürlegen (= Abnahme des herrschaftlichen Bieres) völlige Robot.

**1595**

verkaufte Hans Bernhard von Fünfkirchen die Güter Poysdorf, Herrnbaumgarten, Ketzelsdorf, Walterskirchen, Wetzelsdorf, Wilhelmsdorf, Reinthal und Bernhardsthal den Herren von Liechtenstein.

Hans Bernhard von Fünfkirchen hatte gewaltätigerweise das Holz abgehackt, das dem Stifte Altenburg gehörte.

**1596**

Kaufabrede zwischen Hans Bernhard von Fünfkirchen und Karl von Liechtenstein um die Güter zu Poysdorf, Herrnbaumgarten, Krut, Walterskirchen, Reinthal, Bernhardsthal, Katzelsdorf und Wetzelsdorf (hier handelte es sich um ein Gehölz bei 30 Gwanten, ein Fleck „Haid“, = etliche Gwanten groß, den Getreidezehent von 5 Mut schwerem Getreide und 5 Mut Hafer – ein landesfürstliches Lehen – Weinzehent von 10 Eimern, Haus- und Urbardienst, Robotgeld von 9 Halblehen).

In diesem Jahr wurde ein Glockenhaus erwähnt, ein Halterhaus. 13 Gwanten Urbaräcker im „Grindtpühel“. 30 Viertel Weinzehent vom Fünfkirchner erkauft im „Sechterberg“, Getreidezehent auf 646 ½ Gwanten Acker.

**1604**

gab es einen Prozeß wegen des Waldes mit dem Stifte Altenburg, in Eibesthal gehörte das Gehülz dem Fünfkirchner.

**1617**

besaß die Wilfersdorfer Herrschaft hier: 1 Ganz-, 10 Halblehen, 1 Hofstatt.

**1618-24**

Der „Sechterberg“ war eine Heide, die man später in Ackerland verwandelte; wer auf diesem „Neubruch“ Getreide anbaute, genoß 5 Freijahre und gab keinen Zehent in dieser Zeit.

Die mährischen, kaiserlichen und ungarischen Kriegsvölker hausten in unmenschlicher Weise in unserer Gegend; sie raubten und plünderten, nahmen den Leuten Getreide, Wein, Pferde, Kühe und Hausgeräte weg; anderseits mußten sie Lebensmittel in die umliegenden Städte und Märkte liefern; die Soldaten zerschlugen Fenster und Türen, zündeten die Häuser an, erbrachen Truhen und Kisten; die Bauern vergruben ihr Geld.

Not, Elend, Armut, Krankheiten folgten dann; das Geld verlor den Wert – „die lange Münze“ hatte 1/6tel des alten Wertes -, die Bäcker buken kleine Brote, die Leute stellten sich vor den Bäckerladen auf und warteten, es gab Krawalle; die Bauern hielten sich Ochsen, die ihnen die Soldaten nicht stahlen; die preßten den Bauern auf dem Felde die Trauben, droschen das Getreide gleich aus; es fehlte an Arbeitern, ein Hauer verlangte 12 fl täglich ohne Essen, 6 fl mit Essen.

**1625**

verlangte der Abt von Altenburg die 15 Joch Wald an der Frauenleiten oder Frauenweingärten gelegen, wieder zurück, da alle geraubten geistlichen Güter wieder an ihre früheren Herren zurückgegeben wurden. Vor 200 Jahren hatten andächtige Stifter diesen Wald dem Altenburger Gotteshaus geschenkt.

**1632**

Die 12 fürstlichen Häuser der Gemeinde lieferten jedes einzeln 4 fl 5 Schilling 10 den, mehr 8 fl 20 den und 1 ½ Metzen Getreide; das machte aus: 56 fl, mehr 97 fl und 18 Metzen Getreide.

**1663**

gab jedes Haus 5 fl, 1 Metzen Getreide, 1 ½ Metzen Hafer und 15 Achtering Wein.

**1634**

reichte jedes Haus 2 fl 15 kr, 1 7/8 Metzen Getreide, 2 ¾ Metzen Hafer und 25 Achtering Wein.

**1635**

wurde der Wald besichtigt, doch fand man keine Grenzsteine im Walde, den der Fünfkirchner gekauft hatte entdeckte man wohl einen Stein, von dem man nicht wußte, ob es ein Grenzstein war. Der Wald war ganz ruiniert.

Georg Hirtl, ein Mann von 60 Jahren und in Wetzelsdorf wohnhaft erklärte, daß das Stift Altenburg nie einen Wald in Wetzelsdorf besessen hatte; dasselbe sagte auch Stephan Makch aus.

Die Pfarrholden verweigerten jede Robot. Nach einer Mitteilung des Prälaten von Altenburg an den Fürst Liechtenstein wurden im strittigen Wald 7 Marchsteine gesetzt.

**1638**

herrschte eine große Dürre, die Getreideernte und das Viehfutter war vernichtet, Vieh mußte verkauft werden. Wein war sehr gut geraten.

**1639** große Maikäferplage.

**1640** fraßen die Mäuse die Weinstöcke kahl.

**1641**

leistete Wetzelsdorf an Robot: 10 Roß- und 5 Handroboten gab es; je 10 fürstliche Männer und Weiber hatten 11 Knaben und 12 Mädchen.

**1642-45**

waren schlechte Jahre und ergaben eine geringe Ernte.

**1644**

wird ein Leutgeb im Dorfe erwähnt, starke Orkane.

Schwedenzeit: Schon 1642 fürchtete man, daß die Schweden kommen, verkaufte Getreide, Wein und Vieh, vergrub Geld und Wertsachen, machte Erdställe und Getreidegruben, für die Ortsarmen stellte man in der Kirche Opferstöcke auf, Müller und Bäcker wurden wegen Preistreiberei bestraft, Militäreinquartierungen, Raufereien zwischen Bauern und Soldaten, Roßdiebstähle, Verschuldung der Bewohner, Steuerrückstände (für Wetzelsdorf 1638 schon 165 fl 36 kr):

1645 kamen im April die Schweden. Die reichen Bewohner waren nach Wien geflohen, die anderen versteckten sich, doch kamen sie bald zum Vorschein. Die Bewohner lieferten Geld, Wein, Getreide an den Feind, der die Orte zweimal plünderte. Die Untertanen zahlten nach Wien die kaiserlichen Steuern, nach Olmütz die schwedische Kontribution, so daß sie ganz verarmten; die versteckten Gelder kamen nun zum Vorschein. Widerspenstig und trotzig waren sie, verweigerten den Gehorsam und die Robot, hielten Ochsen statt Pferde und blieben bei den Feldarbeiten schön beisammen, um jeden Angriff gleich abzuwehren.

**1645**

wütete die Pest und raffte viele Bewohner weg.

**1646**

wird der Schafflerhof erwähnt, es war ein ¾ Lehen und gehörte nach Wilfersdorf.

**1647**

brannten am 14 März fünf fürstliche Häuser ab.

**1648/49**

schuldeten die fürstlichen Untertanen nach Wilfersdorf: 33 Metzen Korn, 45 Metzen Hafer und 7 Metzen Heiden. Öde Häuser hatte Wetzelsdorf 2, ruinierte 6 (betrifft nur die fürstlichen Untertanen) 4 gedachten die schuldige Steuer zu bezahlen, die ausständige Landsteuer betrug 19 fl 38 kr. Noch bis 1650 fürchtete man einen schwedischen Einfall von Olmütz her.

**1651**

betrug die schuldige Landsteuer, die am 3.8. fällig war, für die fürstlichen Untertanen 18 fl 36 kr 3 den.

**1653**

an Zehent nahm die Wilfersdorfer Herrschaft: Halbgetreide 33 Schock 28 Garben. Brenner machten die Orte unsicher, darum mußte jeder Bauer ¼ Schaff voll Wasser auf den Dachboden stellen.

Beichtzettel mußte jeder zu Ostern abgeben, Sonntagsheiligung, Predigt anhören war eine strenge Vorschrift; Müller hatten schlechte Maßl, Bäcker buken kleine Brote, es war kein Handel und Verkehr, das Geld fehlte, die Leute fürchteten sich vor der Pest, die in einzelnen Orten wütete, (Entstehung der Bründlkirche) 1 Metzen Weizen kostete 45 kr, Korn 33 kr, Hafer 25 kr, 15 Eier 3 kr, 10 Eimer Wein 17 fl.

Die Schafflerei zählte 507 Schafe, die 375 Pfund Wolle gaben, welche die Juden von Nikolsburg kauften; waschen und scheren mußten sie die Handroboter.

**1656**

Die Poysdorfer Hebamme war sehr nachlässig, so daß viele Wöchnerinnen starben. Kopf- und Kaminsteuer wurde eingeführt; Tabakrauchen der Jugend, Unsittlichkeiten, Aberglauben (bei einer Sonnenfinsternis ging niemand ins Freie und trank kein Wasser).

**1657**

kam die strenge Aufforderung von Wilfersdorf, fleißiger in die Kirche zu gehen, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen, nicht fluchen, Gott lästern, saufen und fressen. Ein Roßknecht hatte im Jahr 8 fl, eine Dirn 7 fl, die Waisenkinder dienten der Herrschaft als Knechte und Mägde die Waisenjahre ab. Bier kam von Hohenau, ¼ Holz kostete 3 fl (1642), Postamt war in Ketzelsdorf (Nikolsburg und Gaweinstal waren die nächsten).

**1659**

hatte die Schafflerei 1.037 Schafe; die Wolle kauften die Nikolsburger Juden, die auch mit ihren Waren die Märkte besuchen konnten, aber nicht hausieren sollten. Im strengen Winter dieses Jahres erkrankten viele Schafe.

**1660**

Weinzehent = 31 Eimer 10 Maß, am 13. 12. quartierte sich Militär ein.

**1661**

Weinzehent: 93 Eimer 15 Maß 1 Seidel. Im Mai hatte Thoman Hirtl den Ruprecht Agster erschlagen und war entflohen, doch erwischte ihn die Herrschaft und sperrte ihn ein. Die Familie Agster hatte ein ödes Haus hergerichtet und durch Fleiß und Arbeit sich in die Höhe gearbeitet.

**1662**

Der Frost am Himmelfahrtstage vernichtete die Weinlese. Durch die Militäreinquartierungen hatte die Gemeinde schwer zu leiden, so daß sie sich in Wilfersdorf beklagte, weil die Soldaten stahlen und raubten; die Herrschaft schickte nach Wetzelsdorf 6 Musketen, 30 Kugeln und 2 Pfund Pulver; damit sich die Leute wehren könnten. Der Winter war sehr kalt und brachte viel Schnee, so daß die Orte ganz eingeschneit waren und jeder Verkehr ruhte.

**1663**

Der Türkeneinfall, den man befürchtete, versetzte die Gemeinde in Furcht und Schrecken, so daß man den Wein, das Getreide und Geld versteckte; beim geringsten Lärm entwichen die Bauern und verbargen sich in den Waldungen, die Arbeiten auf dem Felde verzögerten sich, die Orte an der March lagen in Schutt und Asche, Gerüchtemacher wußten haarsträubende Greueltaten von den Türken zu berichten. Der Fürst Liechtenstein ließ durch den Ortsrichter die Hüter absetzen, welche Hadersdorf für das Weingebirge bestellt hatte; am Georgitage hatte der Wetzelsdorfer Richter die Grenzsteine in den Weingärten besichtigt; nun verjagten die Wetzelsdorfer die fremden Weinhüter mit Gewalt und baten den Fürsten um Hilfe und Beistand in diesem Falle, er übte ja auch das Jagdrecht aus. Weinzehent reichte Wetzelsdorf nach Wilfersdorf 5 Eimer. Von den Türken sah Wetzelsdorf nichts, der „Türkenrummel“ machte bei uns keinen Schaden. Nur die Bauern wurden trotzig und widerspenstig, die Straßen waren unsicher, Räubereien und Überfälle ereigneten sich, man nahm den Bauern Pferde weg, plünderte die Fußgänger, die Post hatte große Verspätung, Soldaten tranken den Gastwirten den Wein aus und zahlten nichts.

**1664**

Einquartierung von Soldaten, die Bauern beschwerten sich, doch trat keine Milderung ein. 13 Eimer Maische gaben 10 Eimer lauteren Most.

**1665**

Schneereicher Winter, noch am 3. März waren die Straßen so verweht, daß man nicht von einem Ort zum anderen gelangte. Wetzelsdorf lieh sich von der Herrschaft 18 Metzen Saatgetreide aus. Gutes Weinjahr, Zehent 62 ¼ Eimer. Die Armen und Kranken unterstützte die Herrschaft mit Korn.

**1667**

Landsteuer der fürstlichen Untertanen = 14 fl 56 kr 3 den. An Weidegeld zahlte die Gemeinde jährlich nach Wilfersdorf 6 fl; die Weide war beim Walde, damit die Tiere im Sommer einen schattigen Platz hatten, die Wälder litten arg; der Weg auf dem das Vieh getrieben wurde, hieß Triftweg; im Dorfe wurde dieser durch ein Falltor abgesperrt.

**1668**

Wegen des Streites zwischen dem Fürsten Liechtenstein und dem Grafen Bräuner wegen des Weingebirges „Die alte Hölzlein“ wurden genau Grenzsteine gesetzt; zur Beschau kamen deswegen die Geschworenen von Wilhelmsdorf und die Dorfrichter von Ketzelsdorf und Erdberg. Die Dorfobrigkeit übte der Fürst aus; doch nahmen noch Weinzehent der Graf Trautsohn von Falkenstein und der von Walterskirchen; die Asparner Herrschaft hatte stets nach altem Recht durch den Richter und durch die Gemeinde Hadersdorf die Hüter in der „Alten Hölzlein“ bestellt; diese war schon vor 40 – 50 Jahren der Asparner Herrschaft dienst- und zehentbar; die Hüter waren 2 Nächte beim Hadersdorfer Richter und eine Nacht beim Asparner Grundrichter; die Wetzelsdorfer hatten das Recht, den Hüter aufzunehmen. Zu Georgi besichtigten die Ratsbürger die Grenzsteine und säuberten sie. Im Juni machte ein Schauerwetter in den Weingärten einen Schaden.

**1669**

eines der besten Weinjahre. Im Oktober befürchtete man einen Türkeneinfall; die Weinlese begann meist um den 10. Oktober; man hielt sich im Wein- und Getreidebau meist nach den alten Bauernregeln, z. B. Regen an Urbani und zu Medard bringen ein schlechtes Weinjahr. Wie das Wetter am Veitstage, so auch die Weinlese.

**1670** war ein sehr nasser Sommer, das Getreide kam naß in die Scheune.

**1671**

hatten die fürstlichen Untertanen 2 Waisenmädchen, 2 Roß- und 7 Handroboter. Die Herrschaft nahm sich genau der Waisenkinder an, überprüfte die Rechnungen, damit ihr Erbteil nicht verkürzt werde. Der Ortsrichter hatte sich mit einer Dirne fleischlich versündigt und wurde deshalb eingesperrt, während seine Frau mit 5 Kinder allein bei der Wirtschaft war; ein gleicher Fall hatte sich in Poysdorf zugetragen. Weinzehent: 33 ¼ Eimer.

**1672**

Brandleger suchten die Orte heim, so daß die Bewohner vorsichtig sein mußten, wenn sie Fremde beherbergten. Da man einen Türkeneinfall befürchtete vermauerten und versteckten Leute Geld, Wertsachen und Kleider. Der Florianitag wurde zur Abwendung der Feuersgefahr eingeführt.

**1673**

ging ein Schauerwetter am 5.8. über Wetzelsdorf nieder; den „Tatz“ (Weinsteuer) wollten die Wetzelsdorfer und Ketzelsdorfer nicht bezahlen und verkauften viel Wein unter der Hand. Ende Dezember fürchtete man den Ausbruch einer Pestseuche.

**1674**

1 Metzen Korn kostete 24 kr, Hafer 18 kr, 1 Hase 3 kr, 1 Reh 30 kr, im Herbst stieg das Korn auf 25 kr, ein Fuchs 15 kr, 1 Wildkatze 15 kr; in den nächsten Jahren stiegen die Getreidepreise auf das doppelte.

**1677**

mußten die Wetzelsdorfer bei den Schanzarbeiten in Poysdorf mithelfen, weil die Kirche hier einem Zufluchtsort umgebaut wurde; bis dahin sollten die Wetzelsdorfer nach Falkenstein in die Burg sich flüchten.

Die Armen bekamen zu Georgi von dem Fürsten Liechtenstein ein Almosen von 2 Metzen Korn (auch zu Michaeli, Neujahr und zur Fastenzeit).

**1678**

drangen die Schafe vom Maierhof, als sie auf die Weide getrieben wurden, in die Poysdorfer Weingärten und richteten einen bedeutenden Schaden an; darum umgab man das Weingebirge gern mit einem Zaun oder einem Graben.

**1679**

Pestjahr; sie kam von Polen und Ungarn zu uns; im August regnete es sehr lange, was der Ernte schadete, Tanzunterhaltungen wurden verboten; Andachten und Wallfahrtsgelübde nach Maria Zell, Maria Bründl, Karnabrunn und Nikolsburg; von Wilhelmsdorf, wo die Pest wütete, wurde kein Mensch in einer andern Gemeinde eingelassen; auch 1680 gab es noch Fälle von Pesterkrankungen, so daß die Schulen gesperrt werden.

**1681/82**

marschierte viel Militär an der March, damit die Rebellen nicht im Sommer die Getreideernte vernichten in unseren Gemeinden. Die Schafe machten in den Waldungen großen Schaden; Wölfe und Wildschweine gab es in manchen Jahren bei Eibesthal im Walde.

**1683**

Türkenjahr und sehr guter Wein. Truppendurchzüge nach Angern und Dürnkrut, Vorspannleistung durch die Bauern; Flucht von vielen Wiener Familien auf der Poststraße durch Ketzelsdorf nach Mähren; überall Aufregung, Angst und Furcht, die Arbeiten auf dem Felde gehen nicht weiter, die Roboter sind unfolgsam und halsstarrisch; die Herrschaft wagt es nicht, sie zu strafen, ein Kreudenfeuer in Alt Lichtenwarth und Poysdorf „Wartberg“ sollte die Feinde avisieren, damit sich jeder rasch in Sicherheit bringen könnte; die Leute waren kleinmütig und verzagt, dachten mehr an Flucht als an Verteidigung. Die Türken kamen bis Wolfpassing und Neubau, die Kaiserlichen, die bei Angern standen, requirierten bis ins Zayatal, doch zu uns kam kein Feind und kein Freund, auch nicht die Scharen des Tököly, die um Hohenau so furchtbar hausten. Die Ernte verzögerte sich (bis in den Oktober standen Haferhäufeln), die Weingärten verluderten (Weinlese erst im November). Im Oktober erschienen 800 Kosaken, die zwischen Poysdorf und Wetzelsdorf lagerten und von den Gemeinden verpflegt wurden. Die Durchmärsche der Truppen, die Quartiere, die sie forderten, Heu, Hafer, Stroh und Nahrungsmittel, die sie begehrten, das alles machte die Untertanen mißmutig und sie drohten der Herrschaft mit Abwanderung. Unkosten der durchmarschierenden Völker 458 fl.

**1683/84**

war ein sehr strenger Winter; Getreide, Mehl und Fleisch wurden teurer, so daß die Armen sich in Wilfersdorf beschwerten. Furcht vor der Pest; die Leute ängstigten sich, weil die Regierung von je 50 Häusern einen Krieger verlangte. Da wollten sie lieber das entsprechende Geld = 22 kr geben.

**1684**

war ein nasses und kaltes Weinlesen.

**1685**

Steuern wurden erhöht, Truppendurchmärsche, Heu, Stroh und Hafer nach Zistersdorf geliefert, die Orte wollten keinen Kirtag halten. Am 9. August ging ein Schauerwetter nieder. 3 Häuser brannten am 19. Oktober nieder, von denen jedes 1 fl 30 kr Steuer zahlte.

**1686**

kamen im August große Heuschreckenschwärme, die bei uns keinen großen Schaden anrichteten. Eine Frau wollte wegen Ehezwist ihren Mann (Fleischhacker) erschlagen, doch rettete er sich; die Frau mußte zur Strafe in Wilfersdorf in Band und Eisen arbeiten.

**1688**

ein großer Sturmwind beschädigte am 17. Juli die Dächer, Stadeln, Weingärten und Getreidefelder. 1 Pfund Rindfleisch kostete 4 ½ kr, Schaffleisch 5 kr, Schweinefleisch 6 kr, Schmalz 11 kr Speck 12 kr, Butter 7 ½ kr, 1 Ente 12 kr, 1 Gans 24 kr, 6 Eier 3 kr, 1 Kapaun 30 kr, 1 Brat- oder Leberwurst 3 kr, 1 Pfund Kerzen 10 kr, 1 Gesindebrot 1 kr, 1 Edelleutbrot 4 kr; von den fürstlichen Untertanen starb in diesem Jahr ein Kind und eines wurde geboren.

**1689**

1 Metzen Korn 45 kr, Hafer 36 kr.

**1690**

Die Wilddiebe machten der Herrschaft in der Poysdorfer Gegend viel Sorgen. Der Schaffler durfte die Tiere in keinen Jungwald treiben, der 10 Jahre alt war.

**1691**

hatten die Schafe die Plattern, da ein sehr kalter Winter den Austrieb der Tiere verhinderte, so daß sie im Stalle bleiben mußten.

**1692**

erfroren in dem strengen Winter viele Obstbäume und Weinstöcke.

**1693**

Die Wetzelsdorfer waren schlechte Kirchenbesucher; sie gingen lieber in die Klosterkirche der Kapuziner und nicht in die Pfarrkirche, auch blieben sie nur eine halbe Messe dort (Klage des Pfarrers in Poysdorf).

**1696**

war ein gutes Weinjahr.

**1699**

kostete 1 Pfund Butter 10 kr, 1 Kalb 3 fl, 1 Fuchs 20 kr, 1, 1 Reh 30 kr, 1 Hase 6 kr.

**1700**

Wetzelsdorf hatte fürstliche Untertanen: 1 Ganz-, 10 Halblehner und 1 Hofstatt. Roßroboter gab es nicht, dagegen 8 Fußroboter, die wöchentlich 2 Tage roboteten, und 9 Handroboter mit 3 Tagen in der Woche.

**1702**

war eine reiche Weinernte; im Vorjahr war er spottbillig, 1 Eimer kostete 1 fl 30 kr bis 2 fl. Die Weinpreise waren niedrig, die Lebensmittel aber teuer; nun tranken die Wetzelsdorfer den Wein selbst, gingen wenig in ein Gasthaus, so daß die Tatzeinnahmen zurückgingen; auch verkauften sie den Wein in kleineren Mengen und übten so einen Betrug aus; Ketzelsdorf und Wetzelsdorf zahlten zusammen 200 fl, so daß die Poysdorfer Tatzeinnahmer verlangten, entweder ist ihre Pachtsumme zu erniedrigen oder die beiden Gemeinden sind von Poysdorf abzutrennen.

**1703**

Die Kuruzzenzeit brachte große Aufregung in die Dörfer, da Spione und Brandleger überall auftauchten, unsinnige Gerüchte die Leute verwirrten und ihnen noch mehr Furcht einflößten; große Verteidiger waren die Untertanen nicht, ja der Amtmann wetterte in einem Schreiben über die Feigheit, daß alle gleich in ihre Erdställe und Verstecke kriechen; der Zufluchtsort der Wetzelsdorfer war Poysdorf mit der Festungskirche; an der March und bei Zistersdorf litten die Orte schwer durch die Einfälle.

**1708**

Der „Stufelberg“, der ganz öde war, wurde vom Schafmeister und von der Gemeinde als Weide benutzt. Da verlangten mehrere auswendigen Untertanen (burgkaplanische Grobmann, die Bräunerischen Schuller und Heindl, die Hohenfelder Kipferling, Mai, Pfarrhofer, Stadler und Knoll) diese Gründe, die angeblich vor langer Zeit zu ihren Häusern gehört hätten, ohne daß sie einen Beweis erbringen konnten; sie ackerten den Berg einfach um und setzten Weingärten aus. Daraufhin wurden 3 Bauern in Band und Eisen geschlagen und eingesperrt, die Weingarten aber ausgerissen.

**1709**

Nach alter Gewohnheit dienten die Waisenkinder nach ihrer Schulzeit 3 Jahre auf einem herrschaftlichen Hof gegen einen geringen Lohn und ein Gewand. Knaben nahm die Herrschaft gerne in die Kanzlei und in den Garten, falls sie gute Schulerfolge aufwiesen. In dem Jahre wehten starke Stürme; der Winter war sehr kalt, so daß Menschen und Tiere erfroren, ebenso die Weinstöcke.

**1711**

An Weidegeld zahlte die Gemeinde 6 fl nach Wilfersdorf in das Rentamt. Streit zwischen dem Kloster Zwettl und der fürstlichen Herrschaft; denn in der Gstetten wurde ein Keller auf Zwettler Grund gesperrt; der Dienst der 26 Gstetten Keller wurde dem Kloster Zwettl und nach Wilfersdorf entrichtet, bei Veränderungen mußten zweierlei „Gewöhren“ gelesen werden; sie gehörten aber dem Kloster zu, dem Wilfersdorfer Rentamt gebührte das Landemium; der Dienst betrug 3 – 4 kr von jedem Keller. Nun wurde die Ausmarchung gründlich hier in der Gstetten durchgeführt.

**1712**

wollte man eine Kapelle erbauen; der Fürst Maximilian überließ der Gemeinde den Bauplan sowie 16 Stamm Holz zum Selbstkostenpreis und 17.000 Ziegel á 6 fl 30 kr das Tausend. Der Bau hatte sich wohl verzögert, da in den nächsten Jahren die Pest wütete.

**1714**

Die Bauern ackerten die Hofbreiten, bebauten sie, führten den Zehent zusammen und machten der Herrschaft die weiten Fuhren. Auf dem Hofe veruntreuten die Drescher 19 Metzen Getreide.

**1715**

Der Fürst Liechtenstein wollte auf einem Grunde, welcher der Walterskirchner Herrschaft gehörte, einen Schafflerhof erbauen, die dafür einen gleich großen Fleck im Tauschwege bekam; es handelte sich um 2 Gwanten Acker und eine Wiese. Von 1715 – 31 dauerte der Prozeß wegen der 26 neu erbauten Keller, der Grund war durch etliche Jahre öde, 1701 war durch den Rentschreiber ein Ziegelofen errichtet worden; die öden Äcker stießen an den Bach, gingen dann weiter bis zu den „Neubergen“; das sollte früher eine Baumgstetten gewesen sein; die Leute gruben hier Lehm; im Sommer trieb die Gemeinde und die Herrschaft ihr Vieh hier auf die Blumensuche. Die Felder vom Bächlein an aufwärts nahm man mit Gewalt der Wilfersdorfer Herrschaft weg; dies bezeugten im Mai 1717 sechs Zeugen.

**1716**

verlangten die Wetzelsdorfer und Mistelbacher, von der Robot befreit zu werden; doch mußte die fürstliche Herrschaft das Ansuchen abweisen, weil sie die Robot dringend brauchte. Im Frühjahr blieb es lange Zeit kalt, so daß sich der Anbau verzögerte. Bei einem starken Sturmwind wurde das Dach des Schafflerhofes schwer beschädigt; wie es hergerichtet wurde, stürzte ein Roboter und brach ihm das Achselbein ab; der Chirurg von Poysdorf stellte ihn wieder her – Kosten von 8 fl 30 kr zahlte die Herrschaft. Eine Bäuerin hatte es mit einem Nikolsburger Juden gehalten, der abends in ihr Haus kam, sie wurde bestraft. Im Juni verhagelte ein Schauerwetter die Getreide- und Weinernte. Die Wege und Straßen machten abgedankte Soldaten und Wegelagerer unsicher, da gab es Streifungen, bei Wolkersdorf wurde eine Kaserne errichtet zur Sicherheit der Straße.

**1717**

starb ein Jäger und Heger, so kam von Wilfersdorf ein Grenadier, der die Aufsicht über die Waldungen unterdessen führte. Das Kloster Zwettl führte Zeugen an, daß der strittige Grund mit den 26 neu erbauten Kellern ihm gehörte. Nach dem geschlossenen Vergleich nahmen die Kellerbesitzer die Gewöhr vom Kloster Zwettl, zahlten zu Michaeli jährlich von einem Keller 3 kr und bei Veränderungen vom Pfundgeld auch 3 kr; weil aber die Keller die fürstliche Freiheit berührten, so entrichteten sie auch nach Wilfersdorf einen Dienst.

Am 10. August 1717 entflohen nach einer Rauferei die Missetäter, da ließ der Ortsrichter einen unschuldigen jesuitischen Untertan verhaften und 12 Stunden saß er im Gerichtsstock vor seinem Haus.

**1718-20**

Waren sehr trockene Jahre, die Hitze sehr groß, wenig Getreide, daher Teuerung, die Mehl- und Grießhändler freuten sich, sie gebrauchten falsche Maße und Gewichte; damals versiegten die Brunnen.

**1720**

gab es beim Wetzelsdorfer Kirtag eine Rauferei, dabei ergriff man wieder einen jesuitischen „Pupill“ und setzte ihn 24 Stunden lang in den Gerichtsstock.

**1722**

sprach man von einem Neubau des Schafflerhofes. Vizedombische Untertanen: Grohmann, Weber, Gyger, Wiesinger, Wilfing, Edelmann, Gaunersdorfer, Bentsch, Schwarz; jährlich gaben sie 2 fl 42 kr Robotgeld und 45 kr Dienst; die beiden letzten reichten den Dienst nach Großkrut der Pfarre. Die Untertanen hatten große Steuerrückstände, kein Geld, die Häuser schauten recht verwahrlost aus; die Herrschaft nahm statt des Steuergeldes auch Wein.

**1724**

Die Wälder pflegte die Herrschaft nach Georgi zu sperren, damit sie niemand betrat. Die Wetzelsdorfer bekamen in den fürstlichen Waldungen 7 Viertel Holz a 48 Klafter lang und 6 Klafter breit, es eignete sich als Brennholz und zum Zaunmachen; ein Viertel kostete 6 fl, die nach Wilfersdorf gezahlt wurden. Am 5. Dez. machte ein großer Sturmwind einen bedeutenden Schaden in der Gemeinde an den Häusern und Wäldern.

**1725**

wurde die Markleiten, die den Barnabiten in Mistelbach dienstbar war, beschaut, umgangen und Grenzsteine gesetzt. Es wurde angeordnet, daß nur zimentierte Maße, Gewichte, Randeln, Metzen und Waagen im Handel verwendet werden dürfen; die bekam man in Zistersdorf.

**1726**

Zum Herrichten der Straßen mußten die Zugroboter mithelfen; die neue Brünnerstraße sollte von Gaweinstal über Mistelbach, Drausender, Wetzelsdorf, Poysdorf gehen; dann entschloß man sich zu der Linie über Wilfersdorf – Poysdorf. Zu dem Bau, der sich bis 1731 hinzog, erschienen Krainer als Arbeiter, weil unsere nicht tauglich waren.

**1726**

Am 9.1. hatte die Gemeinde den Fürsten um eine Unterstützung zum Kapellenbau ersucht; sie bekam 500 Ziegel und 6 Stamm winddürre Föhren ohne Entgelt.

**1727** **und 1728**

waren gewitterreiche Jahre, so am 20. 6. 1727, am 30. 7. 1727, am 2. 7. 1728, 25. 5. 1729, 22. 7. 1729, 7. 8. 1729, 29. 8. 1729. Das letztere war besonders arg; es führte die Erde von den Feldern, bedeckte die Wiesen mit Schlamm, trug die Haferwellen fort, unterwusch die Häuser, die Schafflerwohnung stand ½ Klafter unter Wasser. Zwischen Schafflerhof und den Gärten strömten die Wassermassen 3 Klafter hoch, nahmen dem Schaffler Käse, Mehl, Brot, Fleisch und Getreidefrucht, das Geflügel ertrank in den Fluten, nur mit großer Mühe konnten die Schafe in Sicherheit gebracht werden. Das Getreide in den Scheunen war ganz feucht. Nirgends sah man eine Brücke, die Pferde wateten bis zu den Knien im Schlamm der Wege. Das Grummet war vernichtet. So ein Wetter war seit Menschengedenken nicht zu verzeichnen. Es fehlte an Brotgetreide, der Fürst Liechtenstein mußte da aushelfen, auch mit Ziegeln und Bauholz; im Herbste blieben viele Felder unbebaut liegen, da kein Same vorhanden war. Von einer Gwanten Acker rechnete man 14 Metzen schweres Getreide a 1 fl 30 kr. Im Winter fiel so viel Schnee, daß viele Dächer eingedrückt wurden.

**1731**

wurde der Vergleich zwischen dem Fürsten Liechtenstein und dem Kloster Zwettl unterzeichnet wegen der 26 neuerbauten Keller. Auch in diesem Jahr gab es viel Regen und Überschwemmungen.

**1735**

ersuchte die Gemeinde, neben der neuen Straße ein Wirtshaus erbauen zu dürfen, doch wurde sie von der Wilfersdorfer Herrschaft abgewiesen (12.2.).

**1739**

war ein strenger Winter, so daß viele Weinstöcke erfroren.

**1740**

Pestgefahr, da sie in Ungarn stark wütete. Die Waldtiere machten den Bauern auf den Feldern einen bedeutenden Schaden; denn von einer Waldpflege war damals keine Rede, da man im Walde nur den Ort der Jagd erblickte. Errichtete der Bauer spitzige Zäune, so wurden sie weggerissen; sie durften nur 3 ½ Fuß hoch sein. Bauer und Jäger waren keine Freunde; die Leute sammelten Schwämme, Beeren, wilden Honig und Klaubholz. Gegen die Wilddiebe verfuhr man mit großer Strenge.

**1741**

wütete am 12.1. ein Orkan, der die Häuser und Bäume beschädigte. Am 3.7. trug der Zwettler Abt dem Fürsten Liechtenstein die 4 behausten Untertanen zum Kaufe an (samt Grundbuch und Drittelsteuer); sie reichten jährlich 1 fl 34 kr 2 den Hausdienst, 4 fl 18 kr Überlanddienst, 2 fl Drittelsteuer, 11 fl Robotgeld, 12 fl Grundbuchs- und Veränderungsgebühren; dies alles entsprach einem Kapital von 984 fl 30 kr; auch die Untertanen von Palterndorf und Hüttendorf wollte der Abt verkaufen.

**1742**

Vor den Preußen, die im Feber in Südmähren erschienen, versteckten und vermauerten die Leute Hab und Gut; sie streiften bis ins Marchfeld, hoben Kriegssteuern ein und verlangten Naturalleistungen, doch zogen sie sich bald zurück. Von jetzt an führte man bei der Herrschaft eine geordnete Waldwirtschaft ein, Auslagen und Einnahmen sowie das gemachte Holz, schrieb man genau auf, beim Amtstag erschien auch immer ein Forstbeamter; die Gemeinden, die das Holz nicht ordentlich fällten, wurden angezeigt. Das Klafterholz besorgten die armen Leute; in jede Klafter wurde das fürstliche Zeichen eingebrannt. Die Register im Waldgrafen und Burgamt mußten übereinstimmen. Wenn Bauern Holz führten, waren sie bequem und liederlich, da sie teilweise das Holz stehen ließen, teilweise auf dem Wege wegwarfen, oft stahlen sie es und führten es dann heimlich nach Hause; so wurde die Herrschaft geschädigt und verlor ihre Einkünfte; darum mußte ein Schaffler oder Drabe immer hinter den Bauern sein. Die Holzfuhren besorge man zur Zeit, wenn die Bauern frei sind, nicht aber während der Ernte; viel Holz benötigte man als Deputat und für den Ziegelofen. Während des Krieges ereigneten sich viele Diebstähle im Meierhof, weil die Aufsicht fehlte.

**1743**

Den Holzacker „Einzehnbrunn“ hatte man früher auf 200 fl, dann auf 300 fl und endlich auf 400 fl geschätzt; die Gebühren zahlte die Herrschaft nach Ernstbrunn den Sinzendorf.

**1744**

war ein schlechtes Jahr.

**1747**

mußte der Fürst Liechtenstein den Bauern Saatgetreide zum Anbau leihen.

**1748/49**

war ein sehr warmer Winter.

**1751**

ersuchte die Gemeinde den Fürsten um die Erlaubnis, die eigenen Rinder und Schafe in den Wald auf die Weide treiben zu dürfen und den Schafflerhof zu kassieren oder wenigstens die Zahl der Schafe zu vermindern. Die Bauern hatten leider selbst die Holzäcker abgeödet und so die Fläche der Blumensuche verringert, somit die fürstliche Jagdgerechtigkeit stark eingeschränkt. Weil früher die Bauern ihr Vieh in den Wald auf die Weide trieben, zahlten sie ins Rentamt 6 fl. Die neue Waldordnung verbot aber eine solche Weide. Früher gab es im fürstlichen Schafflerhof 750 – 800 Stück Schafe, nun aber nur mehr 600, so daß die Herrschaft das Bittgesuch abwies.

Reichte Wetzelsdorf der Pfarre Poysdorf an Zehent:

32 Eimer mittlerer Güte 20 Eimer schlechter Güte.

**1755**

in Wetzelsdorf gab es folgende Untertanen:

Fürstliche nach Wilfersdorf,

Walterskirchner des Kohari,

Asparner des Bräuner,

Poysbrunner des Trautsohn,

Zwettler vom Kloster,

Säusensteiner vom Kloster,

solche der Großkruter und Stronsdorfer Pfarre,

solche der Burgpfarre und der Jesuiten.

Die 4 Untertanen zu Walterskirchen und

die 3 welche zur passauischen Pfarre Großkrut gehörten, leisteten folgende Abgabe:

Hauszins 3 fl 37 kr 2 den, in Kapital = 72 fl 30 kr,

Überlanddienst von Äckern und Weingärten zu Alt Lichtenwarth = 2 fl 37 kr 1 ½ den, in Kapital 52 fl 27 kr 2 den,

Grundbuchabhandlungserträgnis = 3 fl 12 kr, in Kapital 64 fl,

Gewöhrerträgnis von den Überlandgrundstücken zu Alt Lichtenwarth = 5 fl, in Kapital 100 fl. Summe: 14 fl 26 kr 3 ½ den, in Kapital 288 fl 57 kr 2 den.

In Wetzelsdorf waren es 2 Viertel- und 1 Halblehner (Klötzer, Fuchs, Trittwein), in Walterskirchen waren 4 Viertellehner (Stadler, Karger, Wirtzlberger, Lüß).

Der Dienst der Alt Lichtenwarther Grundholden in der Großkruter Pfarre:

Dienst = 2 fl 37 kr 2 den Äcker 55 ½ Joch, Weingärten 77 Viertel.

Kontributionsabgaben = 103 fl 53 kr 2 den,

die Wetzelsdorfer zahlten 5 fl 30 kr Robotgeld; die Steuern kaufte der Fürst Liechtenstein, 1 Metzen Korn kostete 4 fl 30 kr, Weizen 5 fl.

Undatiert: die 24 Abbrändler erhielten vom Fürsten das Bauholz aus den Liechtenstein Waldungen.

**1755**

14 Kleinäusler beklagten sich über die hohen Abgaben, die man von ihnen verlangte, und zwar von einem Kleinhaus 3 fl, von einem Paar Eheleuten 1 fl, von einem Rind 45 kr, von einem Schaf 15 kr im Jahr. Nach der üblichen Landessitte leisteten die Inleute jährlich der Gemeinde einen Beitrag und reichten der Herrschaft, wenn sie Besitzer der Inleutstübeln waren, noch die Veränderungsgebühren und den Dienst. Die unangesessenen Leute hieß man „rutschende Inleute“, da sie von Ort zu Ort wanderten; sie hatten kein Grundstück und kein Vieh. Besaß aber ein Inmann Grund und Boden, so zahlten sie von einem Viertel Weingarten 36 kr, von einer Joch Acker 18 kr, von einer Kuh 30 kr, von einem Schaf 7 kr, von einem Paar Eheleuten 30 kr. Hier wurden oft die Inleute geprügelt, an den Haaren gerissen, in den Stock gesperrt, ununterbrochen tobte der Kampf zwischen Gemeinde und Inleutstüblern, die sogar drohten, die Gemeinde zu verlassen und die Häuser leer stehen zu lassen.

20. Juni 1755: Im „Gewährfeld“ war eine einmahtige Wiese von 32 Tagwerk, wo die Schafe nach eingebrachter Heuernte weideten, wenn auf den Feldern daneben schweres Getreide angebaut war. Nun führten die Bewohner auch das Grummet heim und verletzten so die Rechte der Herrschaft, damit sie den Schafflerhof wegbrächten. Der war ihnen verhaßt. Einige Bauern (Grobmann, Fuhrmann, Bartl, Trittenwein, Heger, Piringer und Muck) pfändeten den Schafhirt und nahmen ihm die Kleider weg; die Schafe vertrieben sie und bedrohten ihn mit dem Erschlagen, wenn er wieder kommen sollte. Am 25 Juni trieb er trotzdem die Schafe wieder auf die Weide, wo sie von den Bauern gepfändet wurden; der Halter aber jagte einen großen Teil mit seinem Hund in das Dorf zurück. Nun brachte die Herrschaft gegen die Bauern die Gewaltsklage ein. Da behaupteten die Bauern, die Wiesen dürften erst nach Laurentius betreten werden; doch die Herrschaft wies nach, daß die Schafe immer nach der Heuernte auf die Weide dorthin getrieben wurden und dies sei ihr uraltes Recht.

Während des 7jährigen Krieges marschierten viele Truppen auf der Poststraße gegen Brünn; da gab es Einquartierung, Vorspannleistung, Lieferung von Heu, Stroh und Hafer.

Wichtige Neuerungen: seit 1 Juni 1749 fuhr der Postwagen täglich von Wien nach Brünn und machte in Poysdorf Nachtstation, 1754 waren die Steuern nach dem Bodenertrag festgesetzt – „Theresianische Fassion“, 1755 war die erste Rekrutierung nach dem Los; Sammelstelle der Rekruten war meist Korneuburg.

**1757**

Drei Wetzelsdorf dienten der Poysdorfer Pfarre (Wilfing, Kletzer, Fuchs), doch gaben sie das Robotgeld nach Poysbrunn; fünf dienten der Stronsdorfer Pfarre (Edlmann, Hechtfaß, Bartl, Peysser, Ziger), und gaben ihr auch das Robotgeld, 3 dienten der Kruter Pfarrkirche (Trillingstein, Kletzer, Fuchs), zwei der Wiener Burgkapelle (Grohmann, Stüber). Alle 13 zahlten an Robotgeld 22 fl, an Urbarsteuer 12 fl.

**1758**

wurden einige Keller auf dem öden Fleck nahe beim Schafflerhof gegraben; neben diesen stand ein Stadel, davor war eine Brücke. Wegen dieses öden Fleckes und der Keller kam es zu 2 Prozessen zwischen der Wilfersdorfer Herrschaft und der Pfarre Zistersdorf, da jeder diesen Fleck für sich beanspruchte.

**1759**

erkaufte der Fürst Liechtenstein die 2 Grundholden Georg Weber und Matthias Grobmann vom Säusensteiner Kloster mit der Urbarsteuer und der Robot.

**1764**

Je länger der Krieg gedauert hatte, desto schlechter wurden die Zeiten: Teuerung, hohe Steuern, kein Geld unter den Leuten, Verzagtheit, Verdrossenheit, Unmut gegen die Rekrutierungen, Gasthäuser waren leer, kein Handel und Verkehr auf der Poststraße, kein Weinverkauf, Wohnungsnot, niemand baute; die Beamten klagten über die Unfolgsamkeit der starrköpfischen Bauern.

Die Herrschaft Wilfersdorf reichte den Robotbauern Brot, Fleisch und, wenn sie weite Fuhren machten, Hafer und ein Licht – sowie ein Stallgeld. Für die Brücken auf den Straßen gab sie ihr Holz zu Ausbesserungen. Die Armen unterstützte sie mit Geld, Naturalien, bezahlte häufig den Bader und die Leichenkosten.

Robot: 24 Hofstätter roboteten wöchentlich 2 Tage, 4 Halbhofstätter 1 Tag;

Untertänige fürstliche Seelen gab es 222; im ganzen zählte man hier 28 Fußroboter, die noch neben ihrer Arbeit 28 fl zahlten nach Wilfersdorf.

Blutzehent gab Wetzelsdorf 28 Hühner a 3 kr, machte in Geld aus 1 fl 24 kr; im Ziegelofen wurde aus Mangel an Brennholz nicht gearbeitet; viel Brennholz kam aus den Rabensburger Waldungen.

Der Schafmeister zahlte von jedem Stück 36 kr Bestand; ein Zentner Wolle kostete 16 fl, auf je 100 Schafe hatte der Meister 3 Joch herrschaftliche Äcker, 10 Fahrtln Heu, sowie Korn, Stroh, Hafer, Weizen, Gerste nach Notdurft und 10–16 Klafter Holz.

Von dem einen Viertel Weingarten gab der Besitzer der Herrschaft Wilfersdorf 10 ½ Maß Weinmost an Bergrecht.

Zünfte: die Binder hatten ihre Zunft in Poysdorf, die Maurer und Schuster auch; die Schneider in Wilfersdorf, die Schmiede und Weber in Mistelbach.

Weidegeld zahlte die Gemeinde noch immer 6 fl. Bannwein legte die Wilfersdorfer Herrschaft der Gemeinde 10 Eimer vor, der im Schenkhaus ausgeschenkt wurde, und zwar das Maß um 1 kr teurer als der gewöhnliche.

Einen fürstlichen Revierjäger gab es hier nicht, wohl aber in Poysdorf und einen Heger in Eibesthal. Die Waldungen waren noch nicht ausgemessen, das Maisen verrichten Ortsbewohner gegen Bezahlung.

Wetzelsdorf hatte 35 fürstliche Häuser, 221 ⅞ Joch Äcker, keine Wiesen, 196 Viertel und 1 ¼ Achtel Weingärten, 145 ¾ Joch Wald.

Die Kapelle ist Maria Opferung geweiht.

Fremde Untertanen: 28 des Grafen Kohari,

16 des Grafen Bräuner, 4 des Fürsten Trautsohn

5 des Klosters Säusenstein, 4 des Klosters Zwettl,

10 des Wiener Jesuitenkollegiums.

**1766** waren viele Weingarten erfroren.

Die Wetzelsdorfer Schafe benutzten auch die Poysdorfer Blumensuche; den in „Unteren Lüß“ gab es 7 ½ Tagwerk Wiesen, die nur einmal im Jahr gemäht werden durften; lagen aber die Felder ringsum brach, so wurden sie nicht gemäht. Da trieb der Schafmeister die Schafe darauf.

In diesem Jahre erbaute die Herrschaft hier ein Jägerhaus, weil die Leute viel Holz im Walde stahlen.

**1767**

Nach einer anderen Urkunde waren in Wetzelsdorf fremde Untertanen:

Des Grafen Kohari: 9 Halb-, 20 Viertellehner und 1 Patzenhäusel

Des Grafen Bräuner: 12 Halb-, 9 Viertellehner

Des Fürsten Trautsohn: 3 Halblehner

des Klosters Säusenstein: 3 Halb-, 2 Viertellehner

des Klosters Zwettl: 2 Halb-, 2 Viertellehner

der Wr. Jesuiten: 6 Halb-,, 2 Viertellehner und 2 Patzenhäusel

Summe: 35 Halb-, 35 Viertellehner und 3 Patzenhäusel.

**1768** kostete 1 Metzen Korn 1 fl 12 kr, Hafer 42 kr, Heiden 1 fl

**1769**

Beklagten sich die Poysdorfer unter dem Marktrichter Bergauer über die herrschaftlichen Schafe, die auf den Lußwiesen weideten. Nach einer Regierungsentscheidung mußte die Herrschaft den Bauern Zeit lassen, Heu und Grummet von den Wiesen wegzuführen, dann erst konnte das Schafvieh die Weide benützen. In diesem Jahr wuchs viel Wein.

**1770/71**

Regenjahre, Mißernte, wenig Getreide, stellenweise Hungersnot, viele Sterbefälle, Mühlen standen lange Zeit still, weil niemand etwas zum Mahlen hatte. Die Armen aßen Beeren, Schwämme, Wurzeln.

Seit 1771 besteht die Hausnummerierung.

**1772** war ein gutes Weinjahr; Holzdiebstähle im Wald häuften sich.

**1775** war eines der besten Weinjahre.

**1777 und 1778** gute Weinjahre.

Auf der Poststraße hob sich der Verkehr; viele Fuhrleute bevölkerten die Straßen; auch Kaiser Josef II. fuhr fast alle Jahre hier gegen Brünn und Feldsberg; er nannte sich immer „Graf von Falkenstein“.

**1780** wuchs ein Sauerampfer.

**1781**

Wein im Überfluß, doch erfroren 1782 viele Weinstöcke; da erntete man von einem Viertelweingarten oft nur 2 – 3 Butten voll Trauben.

**1783**

Kaufte der Fürst die 10 Kameraluntertanen, sowie ein Häusel mit allem Zehent und Grundbuch; dieses war ein Ausnahmshaus; die 10 Untertanen gehörten früher den Jesuiten und reichten an Hauszins 2 fl 55 kr 2 den, an Überlanddienst 3 fl 14 kr 2 den. Den Zehent von der Marchleiten, den sie früher zu 1/3 den Jesuiten und zu 2/3 der Walterskirchner Herrschaft gereicht hatten, pachtete der Wetzelsdorfer Grundrichter. Grundbuchs- und Abhandldungserträgnis 37 fl 55 kr 2 1/3 den, Robotgeld = 54 fl (oder in Natura), Steuer = 7 fl 25 kr, die erkaufte 2/3 Steuer = 2 fl 34 kr 2 den, die Kontributionale, die in die n. ö. Landschaft alle Jahre abgeführt wurde = 9 fl 53 kr.

**1784**

Gründung einer Lokalkaplanei (die 1. Kapelle hatte ein Andreas Endl 1708 gestiftet).

**1786**

ein Mißjahr, da es vom 2. Juli bis Michaeli regnete, so daß das Getreide verdarb.

**1788**

Wenn die Schule gebaut würde, müßte die Wilfersdorfer Herrschaft als Grundobrigkeit mit dem Material „concearieren“.

Die Dächer der Häuser sind Schilfrohr oder Stroh gedeckt.

Die Viehzucht ist mittelmäßig; die Feldfrüchte finden einen schnellen Absatz; große Getreidemärkte waren in Mistelbach. Die mährischen Fuhrleute bringen viel Bretter, Latten und Schindeln mit hieher, Bauholz holten die Bauern vom Spitz oder vom Tuttendörfl.

**1791**

Der Fürst Liechtenstein hat in Wetzelsdorf eine Schäferei, ein Jägerhaus, 18 Halb-, 6 Viertel-, 2 Achtellehner, 1 Hofstatt und 32 Patzenhäuser.

Die Herrschaft Walterskirchen hat 10 Halb-, 18 Viertellehner, 6 Patzenhäuser.

Die Asparner Herrschaft 12 Halb-, 10 Viertellehner, 5 Patzenhäuser.

Die Poysbrunner Herrschaft 3 Halblehner und 1 Patzenhaus.

Die Zistersdorfer Pfarre 2 Halb-, 2 Viertellehner ,

Die Stronsdorfer Pfarre 3 Halb-, 2 Viertellehner und 3 Patzenhäuser;

Die kameralischen Untertanen wurden 1785 erkauft (Landhaus Nr. 11) die Lokalkaplanei ist kameralisch.

Die Feldfrüchte wie Körner und Wein gehen meist nach Wien; der Wetzelsdorfer Wein gehört zu den besseren des Landes. Korn und Hafer gedeihen gut, Gerste und Weizen weniger, Erbsen und Linsen minder, der Türkenweizen (seit 1740 in unserer Gegend) wächst in den umgerissenen Wiesen und ausgehackten Weingärten gut. Durch den Vorspann bei den fremden Kaufleuten verdienen sich schönes Geld, ihr Vermögen besteht aus Wein und Acker; sie neigen zu Prozessen, sind ziemlich grob und etwas stützig. Die Schafzucht geht stark zurück, weil die Sommerweide fehlt. 1 Zentner Wolle kostet schon 58 fl.

1 Metzen Weizen (Anbau) gibt 1 Schock 26 Garben Ernte,

1 „ Korn 47 „

1 „ Gerste 58 „

1 „ Hafer 25 „

Den Wein läßt man hier 5 – 6 Jahre liegen und verkauft ihn als „Alten“, so daß die Untertanen ganz schöne Preise erzielen. Den Bannwein hat die Gemeinde mit Geld abgelöst. Die Holzschläge läßt man 25 – 30 Jahre stehen um die Waldungen zu schonen; eine Klafter kostet 4 fl; hier gibt es einen Revierjäger. Die Schafe und Lämmer zeichnet man mit Pech. Der Schafmeister hat 3 Knechte und 1 Mittreiber. Die Waldgrenzen bezeichnet man mit Gräben.

Der Ortsrichter erhält 2 fl 30 kr für Robotergötzlichkeiten und ist frei vom Körner- und Weinzehent; außerdem bekommt er noch 3 fl und 6 Metzen Korn.

Robot mit der Hand leisten 9 Untertanen zu 2 Tagen wöchentlich und 2 Untertanen je 1 Tag in der Woche, an Robotgeld zahlt die Gemeinde 174 fl. Die Roboter bekommen als Ergötzlichkeit nur Brot und Fleisch. Die 15 erkauften Untertanen zahlen ein Robotgeld, die Inleute und Kleinhäusler sind robotfrei, ebenso der Dorfrichter.

Der fürstliche Hof hat 31 Joch 352 Quadratklafter, die Schäferei 400 Stück, die mit Heu, Stroh, Grummet und Hafer gefüttert werden (auf 100 Stück Lämmer rechnet man in der Tragzeit durch 6 Wochen 2 4/8 Metzen Hafer; auch bekommen sie Salz; der Schafmeister braucht im Jahr 15 Pfund Kerzen; über des Schafflers Wohnung ist ein Schüttkasten für 300 Metzen Getreide, in Poysdorf für 1800 Metzen.

Der Ort zählt 141 Häuser, 137 Untertanen, 720 Seelen und 29 Pferde.

Großen Eindruck machten auf unsere Bauern die französische Revolution und die Hinrichtung des Königs; überall zeigte sich die Angst vor dem Jakobinertum, man errichtete bewaffnete Volksmilizen, die aber rasch wieder verschwanden.

**1792**

erkaufte der Fürst Liechtenstein von der Patzmannsdorfer Kirche das Grundbüchel über 27 Joch Äcker, 2 ½ Tagwerk Wiesen und 6 Viertel Weingärten um 120 fl.

**1794**

War ein sehr baldes Frühjahr, denn anfangs Mai blühte das Getreide, am 8. Mai waren die Kirschen reif, am 8. September begann die Weinlese.

**1799**

Der sehr kalte Winter zwang die Leute, alles verfügbare Holz zu verbrennen (alte Möbel, Zäune, Bretter), nun sparte man mit dem Holz, setzte lebende Zäune aus Sträuchern, pflanzte auf die Straßenränder Pappeln, Kastanien und Linden.

Die fürstlichen Meierhöfe waren in den nächsten Jahren Musterhöfe, von denen die Bauern lernen konnten, doch taten sie es nicht gern; denn die Herrschaft baute Klee an, verbesserte die Wiesen mit anderen Gräsern, entwässerte die Sümpfe, führte spanische Schafe ein, die eine bessere Wolle gaben, holte Schweizervieh herbei, ließ ihre Mühlen mit neuen Wasserwerken einrichten, schenkte der Obstbaumzucht größere Bedeutung, zum 1. Male werden die Fortschritte im Kartoffelbau hervorgehoben, Grenzen ausgemessen, Steine gesetzt, man suchte überall nach Kohle, pflanzte ausländische Reben – doch die Bauern warteten noch einige Jahre, bis sie sich der Neuzeit anpaßten; es geschah erst um 1820 und 1830.

**1803 bis 1806**

waren schlechte Jahre, kühle und regnerische Sommer, 1805 marschierten Österreicher, Russen und Franzosen gegen Austerlitz auf der Poststraße (Einquartierung, Diebstähle der Soldaten, Vorspannleistungen), ebenso war es beim Rückmarsch der Truppen.

**1809**

Franzosenzeit vom 8. Juli bis 20. November blieben sie da, waren herrisch und grob gegen die Leute, plünderten und stahlen, brachten den Walzertanz mit, Naturallieferungen an den Feind, der nicht genug essen und trinken konnte.

1 Metzen Korn kostete 6 fl, Weizen 7 fl, Hafer 6 fl, 1 Eimer Most 8 – 9 fl.

**1810**

gutes Weinjahr; Geldinflation, die Preise gingen in die Höhe, da 1 Eimer Most 24 – 26 fl kostete.

**1811**

Kostete 1 Metzen Weizen 30 fl, Gerste 15 fl, Hafer 10 fl, die Preise stiegen dann noch auf 60 – 30 – 20 fl. Der Krach machte viele Leute zu armen Leuten; 1812 sanken die Preise: Korn 1 Metzen 1 fl 30 kr, Weizen 3 fl 30 kr, Hafer 1 fl, der Wein war sauer, aber sehr viel; 1 Eimer kostete 1 fl 25 kr, doch stieg er in den folgenden Jahren auf 27 fl, da die nächsten Jahre sehr schlecht waren.

**1814**

fuhren am 24. Und 25. September der Preußenkönig und der russische Kaiser nach Wien zum Kongreß; am 28. September tobte ein Unwetter. Bis 1817 waren schlechte Weinjahre, so daß die Leute lieber Bier und Branntwein tranken. Infolge der Teuerung hatten die Beamten, Pfarrer und Lehrer nicht geringe Sorgen (Geldentwertung!).

**1817**

Das Patronat der Kirche ist landesfürstlich, die Gemeinde leistete nur die Hand- und Zugrobot. Ganz dasselbe gilt für die Schule.

**1818**

Kostete 1 Metzen Weizen 10 fl 8 kr, Korn 5 fl 5 kr, Gerste 3 fl 41 kr, Kuchelspeis 8 fl, 1 Pfund Salz 9 kr, seit 1813 waren Weizen, Korn und Kuchelspeis um das dreifache gestiegen, Gerste um das fünffache (Bierbrauereien entstanden).

Nach 1820 verkehrte auf der neu ausgebauten Kaiserstraße auch eine Eilpost, die von Wien nach Brünn einen Tag fuhr und in Poysdorf Mittagstation – 1 Stunde – machte. Von Jahr zu Jahr stieg der Verkehr, es war die goldene Zeit des Fuhrmannes und der Gasthäuser an dieser Straße; scharf ging man gegen das „herumvagierende Gesindel“ vor, „perlustrierte“ die Reisenden, machte Streifjagden durch die Felder und Waldungen; Kaiser und Erzherzoge fuhren häufig nach Seelowitz und Brünn mit vielen Wagen; im Winter mußten die Gemeinden Schnee schaufeln; streng verboten war das öffentliche Tabakrauchen.

**1821**

Verregnete es den ganzen Sommer – es war der kälteste seit Menschengedenken.

**1822** der Ortsbach heißt „Grünbach“ und ist 1 ½ Stunden lang.

**1826** Gab es noch im Mai Schnee und Kälte.

**1827** ein warmes und gutes Jahr.

**1830**

ein kalter und schneereicher Winter, am 26. Mai entwurzelte ein Sturmwind viele Bäume, deckte Häuser ab, riß Stallungen zusammen.

**1832**

wütete überall die Cholera, die sich schon im Vorjahr gezeigt hatte; in der Gemeinde starben 80 Personen (Wallfahrten nach Maria Bründl).

**1835**

Nach Schweikharts „Topographie“: Wetzelsdorf hatte 167 Häuser, 191 Familien, 400 männliche und 401 weibliche Personen, 115 Schulkinder, 235 Kühe, 230 Schweine, 180 Schafe und 25 Pferde. Die Leute sind gutmütig und wohlhabend, bauen Korn und Hafer an, haben schon die Stallfütterung; einige Häuser weisen ein Ziegeldach auf, die meisten haben Strohdächer.

Die Kirche ist im italienischen Renaissancestiel gebaut, rechts und links neben dem Eingang stehen Pappelbäume, auch bei der Dreifaltigkeitssäule sind 4 (damals ein Mandelbaum aus der Napoleonzeit). Auf einem Seitenaltar sieht man das Bild des Hl. Peregrinus. Die Kirche gehört zum Dekanat Staatz.

Landgericht und Ortsobrigkeit ist die Wilfersdorfer Herrschaft.

Vor dem Hause des Ortsrichters stand immer der Gerichtsstock, an dem die Missetäter angebunden wurden. Die Hinrichtungen waren in Mistelbach.

**1834** gehörte zu den besten Weinjahren des Jahrhunderts; seit 1833 fielen die Körnerpreise, dafür baute man sehr viele Kartoffeln.

**1836**

In „Einzehnbrunn“ und im „Bärenwinkel“ standen Eichen und Kiefern, in „Moosang“ gab es Eichen. In „Einzehnbrunn“ waren 9 Joch Stangenholz und 4 Gwanten Holzacker. Nach alter Sitte wurden die Niederwälder in Losen verkauft; die schönen Eichenstämme aber lizitando für Binder- und Bauholz. Die Hochwälder ließ die Herrschaft meist 80 Jahre stehen. Der Waldboden bestand meist aus Lehm. Der Heger hat die Aufsicht über den Wald, der 416 Joch, 732 8/10 Quadratklafter mißt. Jetzt schaute man auf die Waldwirtschaft, pflegte ihn wegen des Holznutzens, nicht wegen der Jagd. Seit Kaiser Josef II. war es verboten, Wildschweine im offenen Walde zu halten, hier in den Eibesthaler Wäldern waren Wildschweine gar nicht selten gewesen.

**1838**

empfing der Fürst Alois von und zu Liechtenstein Nutz und Gewähr von 4 Gwanten Holzäcker in „Einzehnbrunn“ durch die Grundbuchherrschaft Hagenberg-Ernstbrunn.

**1840** brachte der Sommer durch seine Nässe ein Mißjahr.

**1842** war es sehr heiß und trocken, so daß die Bäche versiegten.

**1843**

Das Jägerhaus Nr. 30 hat 3 Wohnzimmer, Küche, Kammer, Kuhstall und Hauskeller; der Revierjäger und der Weidjunge bewohnten es. Im Hofe war der Meisterknecht. Da die Feldwirtschaft hier unbedeutend ist, könnte der Besitz verpachtet werden; Der Schafknecht bliebe nur im Sommer hier, im Winter wäre er in Erdberg. Das Jägerhaus schätzte man auf 500 fl, da es die Herrschaft verkaufen wollte.

**1845**

Zeigte sich eine Kartoffelkrankheit, die erst 1850 behoben wurde, als man den Samen wechselte.

**1846/47**

waren Mißjahre, in manchen Gegenden brach eine Hungersnot aus.

**1848**

Robot und Zehent aufgehoben, ebenso das Recht der Herrschaft auf Blumensuche; der Staat übernahm die Einhebung der Steuern, das Gerichtswesen; in Poysdorf war die Bezirkshauptmannschaft. Die Bauern verkauften schnell alle Feldfrüchte, weil man die Wiener fürchtete, die herauskommen könnten

**1854**

War es in der Ernte so kalt, daß sich die Leute warm anziehen mußten; das Getreide wurde teuer. 1 Eimer Wein kostete 6 – 8 fl.

**1855**

wütete hier die Cholera und raffte viele Bewohner weg.

**1856**

Sehr trockener Sommer, daher sehr guter Wein. Die Landflucht setzte um diese Zeit ein, die Jugend zog nach Wien, Mangel an Dienstboten.

**1858**

Neue Währung (1 fl hatte bisher 60 kr, nun aber 100 kr) Wein war im Überfluß.

**1860**

Besichtigte der Brünner Forstinspektor die Waldungen und verlangte; aushacken des schlechten Unterholzes, Verwendung besserer Samen, Ausbesserung der Waldwege, Bau von Brücken, Anlage von Pflanzenschulen, Aussetzen von Stieleichen, Kiefern, Lärchen, Abbau des Forstpersonales.

**1862**

war ein sehr milder Winter.

**1863**

Sehr heißer Sommer, die Bäche trockneten schon aus, die Mühlen standen still, Mehlmangel, im August färbten sich die Wälder ganz herbstlich, sehr schlechte Kartoffelernte.

**1866**

Maifrost, Miß- und Kriegsjahr, Cholera; Geschichte von dem Freischärler, den die Preußen gefangen nach Brünn führten.

**1868**

Trockener Sommer, sehr guter Wein. Abnahme des Straßenverkehres infolge der Bahnen.

**1871** gesegnetes und reiches Jahr.

**1872** sehr milder Winter

**1876** hatte Wetzelsdorf 24 Einspänner und 2 Zweispänner.

**1878** sehr gutes Weinjahr (Faßnot).

Die von Franz Thiel zusammengestellte Chronik wurde durch Richard Hitter transkribiert.

Chroniken erzählen

1848

Am 13., 14. und 15. März fing in Wien die Revolution an, wo Se. Majestät der Kaiser Ferdinand dem Volke eine Constitution bewilligte. In den folgenden Monaten artete die mißverstandene Freiheit des hiesigen Landvolkes in Frechheit aus. Es verweigerte allen Gehorsam, so auch Robot und Zehent, obwohl gemäß allerhand Verordnung diese Lasten erst mit Ende des Jahres 1848 aufgehoben werden sollten. Der Wildfrevel ging so weit, daß die Bauern Kreisjagden anstellten, und mit geladenen Gewehren in ihre Arbeit gingen. Jeder Gutgesinnte, der nur einiges Mißfallen hierüber äußerte, hatte eine kränkende Katzen-Musik zu gewärtigen. Bei dieser Katzen-Musik wurden Kindertrompeten, gällende Pfeifen, Pfannen u. dgl. gebraucht; einige sangen, andere lachten, andere weinten, andere stritten, andere miauten, andere bellten dazu, - kurz es wurde das Aeußerste angewendet, den Höllenlärm unausstehlich zu machen. Der derzeitige Marktrichter Ferdinand Feilhuber erhielt eine solche Katzen-Musik, und um weiteren Kränkungen auszuweichen, mußte er augenblicklich resignieren.

Es wurde eine National-Garde errichtet, welche ungefähr bei 200 Mann zählte. Der derzeitige Doctor Franz Pechlaner war Commandant, der derzeitige Probst Don Hyronimus Schmidt Feldpater und der Wundarzt Ludwig Schmidt Feldarzt. Es wurde auf eine Fahne gesammelt, und die Mädchen aus dem Markt stickten selbe, welche auch vom hw. Feldpater im Beisein der Fahnenmutter Juditha Arthaber, der sämtlichen Mistelbacher-Garde, der Garde von Asparn, Paasdorf und Wilfersdorf, dann zahlreichen Volkes feierlich eingeweiht wurde.

Im Oktober kamen vom Kaiser-Regiment Nr. 35 ungefähr 500 Mann nach Mistelbach. Es war verraten, daß Mistelbach zu einem Landsturm 300 Sensen verfestigt wurden. Die Sensen wurden mit Gewalt genommen, und weggeführt, und der Sattlermeister Michl, dem ein einziges Wort mißdeutet wurde, wäre bald vom Militär aufgehenkt worden. Es erging der Befehl, das Landvolk habe bis 20. Dezember alle Waffen abzugeben.

1849

Über die im Oktober 1848 abgenommenen Sensen wurde im Mai d. J. bei der Amtsverwaltung Wilfersdorf die Untersuchung eingeleitet.

1850

Am 9. Juni kam der neue Landesgerichtsrat Pellech nachmittags 5 Uhr hier an und wurde vor dem hiesigen Amtsgerichte feierlich empfangen. Am 1. Juli wurde das neu errichtete Bezirks-Collegial-Gericht eröffnet, und begann seine neue Amtstätigkeit mit einem feierlichen Hochamte. Sämtliche P. T. H. H. Beamten waren in größter Galauniform zugegen, so wie auch der gesamte Marktvorstand. Nach dem geendigten Hochamte begaben wir uns samt und sonders in den großen Saal des hiesigen Rathauses, allwo der H. Landes-Gerichtsrat Pellech über die neue Art des Gerichtsverfahrens und über die Amtstätigkeit selbst, an seine H. H. Beamten und an die versammelte Menge, eine sehr ernste, ergreifende und geistreiche Rede hielt. Hierauf beeidete dieser H. Oberbeamte noch einige Herren Unterbeamten und die Gerichtsvollzieher. Sodann trat der Herr Staatsanwalt Josef Laaber auf, und erklärte in einer sehr anmutsvollen Rede, den Ursprung, Zweck und die Tätigkeit der Staatsanwaltschaft, ihre Stellung zum Bezirksgerichte und zum Magistrate, sodann empfahl er sich in die collegialische Liebe und Mitwirkung und schloß mit einer Apostrophe an Volk. Hierauf beeidete auch der H. Staatsanwalt jene Beamten seines Departements, die den Diensteid noch nicht geleistet hatten. Und so schloß die Feierlichkeit angeordnet vom hohen Ministerio des Inneren. Am 2 Juli begann die nach der neuen Gemeindeordnung eingeleitete Wahl der Ausschüsse, mit dem 3 Wahlkörper der aus 426 Mitgliedern bestehend, sich sehr schlecht an der Wahl beteiligte, denn es erschienen nur einige der 40 Wahlmänner.

Am 3. Juli fand im 2. und 1. Wahlkörper die Wahl vor (statt), war stark vertreten und wählte lauter Bürger zu Ausschüssen. Hierauf wurde zum Bürgermeister fast einstimmig erwählt H. Franz Hafner Lebzelter und Wachszieher allhier, und zu Gemeinderäten die Herren Brandstätter Bäckermeister, Biberich Drechslermeister und Hummel Chyrurg.

1867

Am 14. Juli wurde aus den neugewählten 18 Ausschüssen die Gemeinde-Vorstehung gewählt. Als Gemeindevorstand wurde gewählt: Herr Josef Straßer, als Gemeinderäte: die Herren Franz Czinglar, Josef Edhofer, Martin Schodl; - zum Kämmerer H. Franz Koblischek.

1868

Am 26. Oktober wurde bei Mistelbach mit dem Eisenbahnbau und zwar mit den Erdarbeiten begonnen.

Am 4. November wurde mit der Auszahlung der von der k.k. Staatseisenbahngesellschaft zum Bahnbau angekauften Grundfläche begonnen.

1870

Am 14. August um ½ 9 Uhr lief die erste Locomotive von Brünn kommend hier ein.

Am 9. November traf die technisch-polizeiliche Commission zu Begehung der neuen Bahnstrecke um 1 Uhr nachmittags ein und setzte die Reise um 2 Uhr bis Laa weiter fort.

Am 20. November kam der Eröffnungszug mit geladenen hohen Gästen an und kehrte abends um 7 Uhr wieder zurück.

Am 24. November wurde die Bahn dem allgemeinen Verkehr übergeben.

1871

Am 16. Februar wurden die Armeninstitute Mistelbach, Lanzendorf und Ebendorf (von der Pfarre, anm. d. Verf.) in die Verwaltung der Gemeinden übergeben.

1872

Die seit urdenklichen Zeiten auf der Brücke beim Rösselwirtshause befindliche Statue des hl. Johann von Nepomuk wurde angeblich wegen Passagehemmung abgebrochen und auf dem dem Collegio gehörigen Platze bei der Mistel aufgestellt und renoviert. Die Kosten der Transaktion beliefen sich auf circa 17 fl. ö. W., die der Restaurierung, welche der hiesige Vergolder Hr. Stribany vornahm, auf 30 fl. ö. W., also im Ganzen auf 47 fl. ö. W., welcher Betrag durch eine vom Bürgermeister Straßer eingeleitet Sammlung aufgebracht wurde.

1873

Am 21. Juli um 10 Uhr vormittags fand die feierliche Schlußsteinlegung in der hiesigen neuerbauten Bürgerschule statt.

Da die dreijährige Funktionsdauer für die Gemeindevertretungen zu Ende war, so wurde am 26. Juni die Neuwahl des hiesigen Gemeindeausschusses unter beispielloser geringer Beteiligung von Seite der Wähler aller drei Wahlkörper vorgenommen. Nach Ablauf der gesetzlichen Reklamationsfrist wählte der neue Ausschuß am 6. Juli Hrn. Josef Straßer abermals zum Bürgermeister und die Herren Josef Edhofer, Koblischek, Schodl und Notar Ripp zu Gemeinderäten.

Veröffentlicht in: Mistelbacher Bote, 67. Jahrgang, Nr. 25, 19. 6 1954, S. 3

Das Alte stürzt

Ein alter Rennaissancebau war das Haus Nr. 18 in der Brunngasse, das dem Wirtschaftsbesitzer Alois Oppenauer gehört. Es stammt aus der Zeit um 1600 und dürfte von den venetianischen Meister erbaut worden sein, dem die Froschmühle, das Eisenhuthaus und das Ketzelsdorfer Gemeindewirtshaus zugeschrieben werden müsse; sie alle zeigen den Rennaissancestil, der damals langsam in unsere Heimat eindrang. Das Haustor des Bauernhauses erinnert an das der Froschmühle; beide haben die gleiche Höhe und Breite sowie den schönen Keilstein. Da es ein bestiftetes Halblehen war, gehört es zu jenen Häusern, deren Besitzer eine gehobene Stellung in der Gemeinde einnahmen („Dorfaristokraten“). Aus ihren Reihe („Nachbarschaft“) nahm der Grundherr den Richter und die Geschworenen. Dies war die Gemeindevertretung.

Im Mittelalter diente es dem Klarakloster in Wien, das bei uns einen ausgedehnten Besitz hatte, besonders in Falkenstein. 1582 ging dieser Besitz am 7. Oktober in die Hände des Wiener Jesuitenkollegiums über und 1781 kauften die Liechtenstein die 77 jesuitischen Untertanen, die bis 1848 nach Wilfersdorf gehörten. Von 1759 war mit diesem Bauernhaus ein verkäufliches Fleischhauergewerbe vereinigt; die Meister hießen: 1759 Tobias Merwert, 1784 Andre Ruep, 1805 Josef Ruep und 1847 Anton Horak. Jeder Meister reichte jährlich 1 fl der Poysdorfer Pfarrkirche. Ein Gasthaus war es nie, wie es allgemein heißt. Nun wird dieser alte Bau modernisiert und die Formen des Renaissancestils verschwinden. – „Das alte stürzt, es ändern sich die Zeiten.“

Quelle: die Grundbücher, die aus dem Bezirksgericht 1947 nach Wien kamen.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 11. 9. 1954

Das alte Winterhaus in Poysdorf

Poysdorf ist in seiner Anlage ein Angerdorf. Nach 1333 wurde dieser Anger langsam verbaut, als der Handelsverkehr von Wien nach Brünn ging; damals erschienen in Mönitz Kaufleute von Olmütz, Bittau und Neustadt (G. Wotny: „Die Markgrafschaft Mähren“). 1434 wurde die erste Wiener Donaubrücke hergestellt, die für unseren Verkehr wichtig war.

Zu den ältesten Häusern auf dem Dorfanger gehört unser Winterhaus, das vermutlich einem Fleischhauer gehörte, der nach altem Brauch auf der heutigen Reichsbrücke vor dem Rathaus öffentlich die Schlachttiere zerlegte. Vor Jahren entdeckte der Hausbesitzer Winter im Garten viele Tierknochen, die auf den Fleischhauerbetrieb hinweisen.

1558 gelangte das Haus – es war ein Viertellehen – an das Hochstift Passau und reichte jährlich in das Amt Königstetten bei Tulln den Dienst von 5 Schilling 2 den. Der Besitzer war somit passauischer Untertan. 30 Jahre später brachten italienische Meister den Renaissancestil in unsere Heimat, der anfangs auf starken Widerstand stieß, bald aber großen Anklang fand. Die Bautätigkeit setzte um 1605 ein, als die Ungarn unter Bockay Poysdorf und Umgebung brandschatzten; es war eine Vergeltung für die Austreibung der Protestanten und Habaner. Im Jahre 1619 zahlten die mährischen Truppen unter Thurn und die Ungarn unter Bethlen Gabor die Greueltaten der Kaiserlichen in den Südländern mit gleicher Münze in unserem Grenzlande zurück.

Bei den Neubauten, zu denen unser Winterhaus gehörte, kam der Renaissancestil zur Geltung: Arkadenhof, Freitreppe, bemalte Straßenwand, holzgeschnitzte Durchzüge und kassetierte Zimmerdecken. Solche Häuser zählte Poysdorf viele. Die Barockzeit vernichtete alles, was an Renaissance und Reformation erinnerte; die bemalten Wände wurden übertüncht, man nannte diese Arbeit „barockisieren“. Auch die Pfarrkirche traf dieses Schicksal nach 1686. Nur die kassetierte Decke blieb erhalten. Die Besitzer des Winterhauses um 1660 Familie Schneider, 1670 Bindermeister Martin Bößler, 1704 Grundrichter und Sattlermeister Johann Bößler, 1743 Josef Bößler, 1770 Johann Paul Wöber, 1782 Familie Fiby – am 11. Dezember 1811 kaufte der Fürst Liechtenstein die passauischen Untertanen in Poysdorf und Alt-Lichtenwarth um 14.010 fl, die Besitzer des Hauses waren bis 1848 fürstliche Untertanen, die zur Herrschaft Wilfersdorf gehörten -, 1815 Familie Janner, 1861 Franz Brunner, 1863 Elisabeth Wilfing und seit 1893 Leopold und Barbara Winter (1923 Ferdinand, 1956 Rosalia und 1958 Leopold Winter).

Unter den Besitzern Bößler gab es zwei Adelige: 1773 starb am 15. Mai der russische Legationssekretär Philipp Bößler von Eichenfeld und ruht im Barbarafriedhof. Sein Wohnhaus Nr. 325 alt, 209 neu, umgab ein Lustgarten. Anton Bößler von Eichenfeld, k. Rat und Offizial der geheimen Kabinettskanzlei in Wien, stiftete 3000 fl für 2 Betten im Feldsberger Spital auf ewige Zeiten für Poysdorfer Insassen. Josef Bößler richtete sich einen Lustgarten neben der Schießstätte ein (heute im Besitz der Frau M. Schwayer).

Die zwei Lustgärten waren nach englischem Vorbild angelegt: Blumenbeete, Sträucher, Bäume und ein Lusthaus, in dem die Familie die Freizeit verbrachte. Den Anstoß zu der Naturliebe gab der Franzose Rousseau mit seinem Ruf: „Zurück zur Natur“. Die Familie Bößler war ihrer Zeit gegenüber aufgeschlossen und lebte im Geiste Schillers, der 30 Jahre später schrieb:

„Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,

der in der Stille der ländlichen Flur,

fern von des Lebens verworrenen Kreisen

kindlich liegt an der Brust der Natur.“

Braut von Messina, IV./7.

Leopold Winter war in Bullendorf 1842 geboren, diente bei k. u. k. Inf.-Reg. Nr. 4 6 Jahre, 1 Monat, 12 Tage und hatte anfangs das Schank- und Wirtshaus Nr. 217 in Poysdorf, Schubertstraße, gepachtet.

Der Grabstein des Philipp Bößler mit seiner lateinischen Inschrift, die ich vor 12 Jahren in der Wiener Zeitschrift „Adler“ veröffentlichte, wurde zerschlagen. Unsere Zeit zeigt wenig Verständnis für die Vergangenheit, sie zerschneidet noch die paar Fäden, die uns mit der Vergangenheit verbinden (vergl. Die Kirchenrenovierung). Bei uns könnte man, wenn die großen Kultur-Verluste der letzten 50 Jahre betrachtet werden, mit Recht sagen:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast zerstöre und vernichte es.“

Quellen: Die Grundbücher der Passauer und Wilfersdorfer Herrschaft.

Veröffentlicht in: Mistelbach-Laaer Zeitung, Jg. 1959, Nr. 38, 18. 9. 1959, S. 7

Das Angerdorf im Weinland

Unter den Siedlungsformen unserer Heimat nimmt das Angerdorf eine besondere Stellung ein, weil es das ausgesprochene Kolonistendorf im Ostraum ist, das aus dem Wehrcharakter des Grenzlandes hervorging und das sich in der Zeit nach 1000 sowie nach der Errichtung der Neumark allgemein durchsetzte. Es ist eine planmäßige Dorfanlage unter der Leitung eines Mannes, der als Lokator die Arbeit des Aufbaues in die Hand nahm und durchführte. Sein Name lebt im Ortsnamen der Siedlungen weiter, z. B. Poysdorf, Ketzelsdorf, Wetzelsdorf usw. Die Feindgefahr im Norden und Osten zwang die Siedler zu Sicherheitsvorkehrungen, damit der Ausbau der Landnahme nicht gestört wurde. Das Angerdorf entsprach dem Wehrgedanken der Mark, die eben ganz anders ausgebaut werden musst als das Hinterland, daher finden wir auch bei uns die vielen Burgen, Turm- und Meierhöfe, die Wehrkirchen, die Wart- und Wachberge.

Das Angerdorf lag in der Regel in einem Tal an einem fließenden Gewässer; es breitet sich in einem oder in den Hügelfalten aus, wobei auf den Ackerboden und auf Wald sowie Wasser Rücksicht genommen wurde. Die Siedlungen waren gut getarnt und entzogen sich so dem Auge des Gegners. Die schöne Naturverbundenheit mit dem Landschaftsbilde erregt noch heute unsere Bewunderung, die Höhen die wasserarmen Sand und Schotterflächen mieden die Ahnen bei der Besiedlung.

Die Achse des Angerdorfes bildet ein Bach, doch bauten die Siedler ihre Häuser geschlossen etwas vom Ufer entfernt, sodass ein freier Platz, der Anger, entstand, der aber der Gemeinde gehörte; bei einem Hochwasser war er das Überschwemmungsgebiet. Die Häuserfront hieß Zeile. In Ketzelsdorf und Gaiselberg finden wir eine winterische und eine sommerische Zeil, in Großkrut eine lange und eine hintere Zeile, in Obersulz, Erdberg und Herrnbaumgarten eine Herrenzeile. Jede Lücke in der Häuserfront wurde vermieten. Mauern oder starke Zäune sicherten die Rückseite des Dorfes, während die offenen Flanken durch Wall, Graben und Schanzpfähle im Kriegsfalle rasch gesichert wurden. In den Graben konnte der Ortsbach geleitet werden.

Drei Wege verbanden die beiden Zeilen. Die Feldwege mündeten am Dorfende in die Siedlung. War ein Weg notwendig, der von der Dorfmitte ins Feld führte, so wurde Falltor „Ffolter“ genannt, errichtet. In Poysdorf durchschnitt eine Verkehrsstraße die Siedlung, sodass hier später vier Vierteln entstanden. Vor den Häusern gaben die kleinen Vorgärten in schönes Ortsbild, das die Gemeinde Ketzelsdorf und Wetzelsdorf bewahrt haben. Zur Sicherung schlossen sich oft zwei Orte zu einer Doppelsiedlung zusammen: Poysdorf – Wilhelmsdorf, Wilfersdorf-Hobersdorf, Großkrut-Althöflein, Drasenhofen-Steinebrunn.

Die Führung der Waffenfähigen Männer, die das Dorf verteidigen mussten, hatte der Dorfmeister, der das Aufgebot auf dem Anger sammelte. In Walterskirchen fand ich in den Matriken noch 1721 einen Dorfmeister namens Matthias Hartl. Die Kinder, Frauen und alten Leute fanden im Form oder Meierhof eine Zufluchtsstätte – Poysdorf besaß 2, Ketzelsdorf 1.

In friedlichen Zeiten war der Dorfanger der Auslauf für Hühner, Gänse und Enten, der Spielplatz für die Jugend und der Versammlungsort fürs Dorfgericht. Die Frauen rösteten hier den Flachs und Hanf, nur durften sie den Bach nicht schwellen. Im Sommer badeten sich die Kinder, Kühe und Pferde tränkte hier der Hirte, wenn er mit den Tieren am Abend heimkehrte, Zigeuner und fahrendes Volk lagerten hier und mancher Handwerksbursche, der sich auf der Wanderschaft befand, suchte da eine Schlafstelle „bei der grünen Bettfrau“ für eine Sommernacht. Bei Hochwasser glich der Anger einem See, der beim Rückgang viel Schlamm zurückließ.

Die Bewohner des Angerdorfes genossen, da sie im Grenzlande wohnten, gewisse Vorrechte. Der streng eingeteilte Besitz regelte die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Gemeinde, in der es Ganz-, Halb-, Viertellehner und Hofstättler gab. Die bestifteten Hausbesitzer bildeten die Dorfaristokratie, die auch die verschiedenen Ämter bekleidete. Die Fronarbeiten = Robot, waren mäßig und der Zehent wurde von den Mandeln auf dem Felde genommen, nicht vom gedroschenen Getreide.

Der Dorfrichter leitete die Verwaltung der Gemeinde; das Dorfgericht schaute auf Zucht und Ordnung und hatte in den Geschworenen treue und erfahrene Helfer. Das Dorfgericht, das über Frevel und Polizeivergehen urteilte, war ein Bußengericht, das Geldstrafen von 12 und 72 denen verhängte, später auch 6 Schilling und sogar 5 Pfund. Dieses Dorfgericht, dessen Bestimmungen auch aufgeschrieben wurden (Weistümer), verraten schwäbischen und fränkischen Einfluss, ja sogar langobardischen. Den Amtsbereich des Dorfgerichtes nannte man Burgfrieden oder Freiheit, den der Landrichter nicht betreten durfte. Der Turmhof, die Kirche, der Hof und der Friedhof waren häufig mit dem Asylrecht ausgestattet.

In den Weinbau treibenden Gemeinden treffen wir das Bergrecht (ius montanum), das ein besonderes Gericht in Angelegenheiten des Weinbaues war und seine Heimat in Bayer sowie am Rhein hatte. An der Spitze stand der Bergmeister, der das Berggericht als Stellvertreter des Grundherrn leitete und die Arbeiten im Weingebirge beaufsichtigte. Der Appelationshof für diese Berggerichte war Falkenstein, das in strittigen Fragen genaue Rechtsbelehrungen gab. Die Weinbauern und Hauer, die eine Genossenschaft bildeten, nannten sich Berggenossen.

Das Burgrecht (ius civile), das aus den Städten kam, bot den Bewohnern des Landes große Vorteile, weil es Grund und Boden gegen einen mäßigen Zins den Bauern gab. Sie trugen bei uns niemals das harte Los der Leibeigenschaft wie die Bewohner in den Sudetenländern.

Am Angerdorf, wo die Bewohner in Freud und Leid zusammenhalten mussten, entwickelten sich die enge Nachbarschaft und der Gemeinschaftsgeist, die die drohende Feindesgefahr im Norden und Osten alle zur Einigkeit zwang. Überall spürte man die ordnende Organisation, die den Menschen zum Gemeinsinn erzog: Dreifelderwirtschaft, Flurzwang, Bestiftungszwang, Wehrdienst in Not und Gefahr, strenge Mithilfe und Beistandspflicht; denn eine Grenzmark verlangte einen besonderen Ausbau, bei dem es nicht ohne Zwang ging. So wurde das Angerdorf ein Muster und Vorbild für die Nachbardörfer, die es wohl nachahmten, aber nicht so ausbauen konnten wie die Deutschen. Diese Tatsache konnten wir im ersten Weltkrieg feststellen, wenn wir durch die Dörfer der Polen, Ungarn und Rumänien marschierten.

Nach dem Jahr 1100 verschwindet die Anlage des Angerdorfes im Weinlande; es folgten um 1190 die Gründung der Städte Laa, Zistersdorf und 1260 Marchegg. Mit den Niedergang des Rittertums verblasst der Wehrgedanke des Bauern. Ihren Stolz und Hochmut verspottet der Dichter Neidhart von Reuenthal. Die schwere Wirtschaftskrise und die Kriege mit den Tschechen und Ungarn 1458 und 1485 vernichteten 26 % der Dörfer im Grenzgebiet. Der Renaissancezeit gehören die Uhrtürme auf dem Dorfanger in Ketzelsdorf, Wetzelsdorf und Erdberg an. In Poysdorf wurde der Anger verbaut, sodass ein Doppelstraßendorf entstand; als es 1582 ein Markt wurde, errichteten die Bewohner 5 Tore, einen Schanzgraben und ein Rondell im südöstlichen Teil. Die Bautätigkeit nach 1680 – „Neustift“ in Obersulz - 1770, 1848 und nach 1900 veränderten das Ortsbild, sodass man heute das alte Angerdorf nicht mehr erkennt.

Diese Siedlungsform beeinflusste im Laufe der Zeit dir Dorfkultur; denn im Angerdorf ist die Straße die Seele des Dorfes, da jeder Hausbewohner ihr Leben und Treiben sehen will. Sie war, nachdem der Anger verbaut wurde, der Spielplatz für die Kinder, die Promenade der Jugend und der Liebespaare, dem Heimgarten der Alten an einem Sonntag nachmittags; hier war der Nährboden für den Dorfklatsch und für die Ortsneuigkeiten; hier fand der größte Unsinn Gehör und Glauben; hier konnte sich jeder aussprechen und seine Anschauung dem anderen mitteilen. Dadurch litten die Gemeinschaft und oft die alte Nachbarhilfe. Im Angerdorf gab es keine „heimlich Liebe, von der niemand was weiß“. Hier wurde alles an die große Glocke gehängt und ging mit Windeseile durch das Dorf.

Quellen: E. Klebel „Zur Rechts- und Verfassungsgesch. d. alt. NOe“ im „Jhrb. für Landeskunde“ 1939

Veröffentlicht in: Mistelbacher Bote, 15. + 22. 2. 1958, jeweils S. 2

Das Armenhaus in Poysdorf

Die Armenpflege war in früherer Zeit Sache der Kirche. Um die alten Leute und die Erwerbslosen kümmerte man sich aber wenig; sie wurden Bettler und fielen der Allgemeinheit zu Last. Da fassten im Jahre 1657 einige gutherzige Männer in Poysdorf den Entschluss und gründeten ein Spital für Herrschaftsuntertanen, welche des Alters, der Armut oder anderer Gebrechlichkeit halber ihre Wirtschaft nicht mehr versehen konnten. Das Spital war kein Krankenhaus, sondern entsprach dem Wasen nach mehr einem Armenhaus.

Franz Preindler, passauischer Untertan, und seine Ehefrau Wittib Anna spendeten Ziegel und Kalk im Werte von 200 fl. und noch 100 fl. in barem Gelde. Der Seifensieder Huber Christian – er war Trautsohnscher Untertan – gab 100 fl. und Valentin Bachers Ehewirtin Ursula schenkte in ihrem Testamente 75 fl. Da die fürstliche Grundherrschaft die Durchführung bewilligte, begann der Bau an der Straße nach Nikolsburg. Der Maurermeister Hueber führte das Gebäude auf, das eine große Stube, eine Küche und 6 kleine Zellen hatte. Das Haus das ebenerdig war, stieß an den Friedhof an.

Im Zeitalter der Aufklärung wurde dem Armenwesen mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Der Gedanke, den Armen, den Kranken und Notleidenden zu helfen, fasste damals im Volke tiefe Wurzeln. Der große Volkskaiser Josef II. gab selbst ein gutes Beispiel und viele folgten diesem hohen Menschenfreunde. Im Jahre 1777 vermachte am 9. April der Offizial der Geheimen Kabinettskanzlei Anton Poeßler von Eichenfeld dem Kloster der Barmherzigen Brüder in Feldsberg den Betrag von 3000 fl., damit für Poysdorfer Insassen 2 Betten in dem Spital auf immerwährende Zeiten unterhalten werden. 1780 stiftete die ehrenwürdige Jungfrau Freyerin 733 fl., 42 ½ Kreuzer für die armen Personen des Marktes Poysdorf, die sich im Barbaraspital befinden. Im Jahre 1857 schenkte die Frau Elisabeth Wilfing 100 fl., damit von Zinsen ein Bett erhalten werde für arme Reisende, die in Poysdorf plötzlich erkranken. 1858 gab die ledige Bauerstochter Rosalia Huber der Gemeinde den Schüttkasten in der Gstetten im Werte von 600 fl., damit das Armenhaus hergerichtet werde. 1860 wurde es unter dem Pfarrer Gratzer ausgebessert und der Prälat Josef Piller, der von 1822 bis 1843 in Poysdorf Pfarrer war, baute noch ein Stockwerk mit 11 Wohnzimmern darauf. Er ließ auch die Inschrift über dem Eingang anbringen.

„Brich dem Hungrigen dein Brot, Arme und Herbergslose führe in dein Haus!“

Dem Knabenseminar in Wien überließ er 50.000 fl. Dafür sollten 2 Knaben von Poysdorf, ein Müllersohn von der Engelherrnmühle und Lehrerskind, einen Freiplatz bekommen. Das Vorschlagsrecht hat der jeweilige Pfarrer des Marktes. Sollte einmal das Seminar aufgelassen werden, so fällt das Geld dem Armenhause in Poysdorf zu. Außerdem vermachte er 3000 fl. für 6 Poysdorfer und 1 Wilhelmsdorfer Arme und 300 fl. für die Bründlkirche.

Eine hochherzige Stiftung hinterließ 1862 der Matthias Hammerler, der Färbermeister war und 1881 gestorben ist. Er war ein Deutscher, der nach dem Dichterworte „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ lebte und handelte. Er stiftete 3000 fl. Silberrente für 8 Poysdorfer und 2 Wilhelmsdorfer Arme, 6000 fl. Silberrente für 6 bis 8 arme Waisenkinder, 200 fl. Rente für 2 brave, sittlich unbescholtene Dienstboten, die 12 Jahre oder noch länger hier im Dienste waren (die Militärjahre können auch eingerechnet werden), 5000 fl. Silberrente für 2 Studenten, 1200 fl. Silberrente für Blinde, 1000 fl. Silberrente für hausarme Kranke, damit sie sich in der Woche ¼ kg Fleisch kaufen können, 1000 fl. für die Herrichtung der Pestsäule und der anderen Statuen, 1000 fl. für die „Ecce homo Kirche“ in Jerusalem, für das Waisenhaus und Pilgerheim daselbst, 100 fl. Rente für Wohltätigkeitsvereine und 200 fl. für den Ankauf guter Bücher. Er war ein großer Wohltäter, der neben dem Prälaten Josef Piller ein warmfühlendes Herz und eine hilfreiche Hand für die Armen der Gemeinde bekundete.

Prälat Piller war am 3. Jänner des Jahres 1793 geboren, studierte in Nikolsburg und Wien, wo er ausgeweiht wurde. Als Hilfsgeistlicher wirkte er in Erdberg bei Wien, 1835 wurde er Pfarrer in Poysdorf und ließ die Bründlkirche herrichten, 1837 ernannte ihn der Bischof zum Dechant und 1843 zum Domscholastiker. Am 30. September 1866 starb er in Wien und liegt neben der Pfarrkirche in Poysdorf begraben.

Matthäus und Barbara Rieglhofer (🕆 1883) schenkten 730 fl. für die Armen des Marktes. Die Zinsen sollten am 16. Februar und 13. September jeden Jahres verteilt werden. Es waren dies die Sterbetage der beiden Wohltäter.

Im Jahre 1829 hatte die Frau Anna Lorenz 186 fl. 50 ¾ Kreuzer dem Armeninstitut übergeben, damit die Zinsen alle Jahre am 27. März einem würdigen Armen geschenkt werden, der von dem jeweiligen Pfarrer bestimmt wird. Der Arme musste an dem erwähnten Tage der hl. Messe beiwohnen.

Die Dienstbotenprämien aus der Stiftung des M. Hammerler wurden alle 4 Jahre verteilt. Das Geld wurde nicht ausbezahlt, sondern in der Sparkasse angelegt und ein Jahr nach der Hochzeit konnte es behoben werden. Die nicht heirateten, erhielten es später als eine Art Altersunterstützung.

Im Jahre 1913 bestimmte Lorenz Schwayer 2020 Kronen, 32 Heller für arme arische Familien.

Das Banntaiding [in Mistelbach]

Die Grundherren hielten jedes Jahr in den Gemeinden das Banntaiding ab, das die Rechte und Pflichten der Untertanen enthielt; dazu mußte jeder erscheinen und nicht früher weggehen, bevor nicht der Vorsitzende das Banntaiding schloß. Der Spruchmann, auch Sprecher oder Redner genannt, las die einzelnen Bestimmungen laut vor, während der Steurer sie erklärte, wenn es ein Untertan forderte. Diese Dorfrechte (Weistümer geheißen) wurden zuerst mündlich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, aber um 1400 im „Bannbüchel” oder in einem Urbar niedergeschrieben.

Das Mistelbacher Urbar von 1414 berichtet, daß Mistelbach mit dem besten Recht jenseits der Donau ausgestattet wurde, das drei „sproch” umfaßte; in der ersten erkannte die Herrschaft die Strafen, in der anderen Maut und Zoll und in der dritten die Rechte der Bürger.

Strafe: 5 Pfund den zahlte jeder für einen Wurf, für einen Schuß aus der Armbrust, für einen Maulschlag, für einen Schuß mit einem Messer, einem Schwert oder Spieß und wer mit bewaffneter Hand in des Nachbars Haus läuft sowie, wer in das Fenster oder in das Tor stößt, 6 Schilling 2 den, der einen Hausbewohner aus seinem Haus fordert. Stritten 2 Frauen mit Worten, so trugen sie den Bagstein, der am Pranger hing. Verboten waren Spieß, Haken, Armbrust, lange Messer, spitze Schwerter in breiten Scheiden. Wer den „lusmer”-Lauscher vor der Haustür oder vor dem Fenster niederschlug, war frei. Die Feuerstätten und Wassergräben waren zu beschauen.

Von der Maut gehörte der dritte Pfennig zum Ausbessern „der bösen Wege”. Jeder Bürger konnte sich vom Mautner, der 3 Metzen für den Weizen und 2 für den Hafer hatte, einen auf 3 Tage ausborgen. Der Mautner sowie der Pfarrer hatten ihre Metzen und die Weingefäße beim Banntaiding vorzuzeigen, ob sie das richtige Maß enthielten; tauchten aber deswegen Zweifel auf, so schickte man sie nach Klosterneuburg, wo sie überprüft wurden.

Wer am Markte finniges Fleisch verkaufte, trug auf dem Kopf ein Strohkränzchen. Jeder Bürger hatte das Recht, von der Weinlese bis Martini Wein einzuführen; von Martini bis Georgi war es verboten. Die Bäcker buken nur dreimal in der Woche. Zwei Bürger beschauten das Brot, die Schuhe und das Leder. Was schlecht war, brachten sie zum Gericht, wo es verbrannt wurde.

Die Pfarrgemeinde hatte ihr eigenes Banntaiding, das 1486 folgende Bestimmungen enthielt: Der Pfarrer hält sich 4 Priester, u. zw. 2 Prediger, 1 Kaplan und einen Frühmesner, der am frühen Morgen den Gottesdienst besorgt und 6 den bekommt sowie das Essen beim Tisch des Pfarrers. Für die Schule reicht der Pfarrer täglich zwei Essen und Brot für 3 Personen. Der Nachmeister oder Verweser der Schule sitzt beim Tisch des Pfarrers. Wenn der Schulmeister die Mette singt, reicht ihm der Zechmeister 3 Kerzen so groß wie ein Fingerglied am kleinen Finger und eine Vaterspanne lang mehr ein Glied dazu.

Der Mesner, der in der Sakristei wohnen soll, bekommt den 6. Teil der Opfer von Brot, Wein und Fleisch. Ueber seiner Schlafstelle hängt ein Glöcklein, das er im Falle eines Einbruches in die Kirche läutet, damit die Bewohner in der Nähe ihm zu Hilfe eilen. Der Zechmeister reicht dem Mesner 12 Metzen Getreide - Weizen und Korn je zur Hälfte, dazu 80 den auf einen Rock; schläft er in der Sakristei, so empfängt er alle 3 Jahre einen Polster, 2 Leilacher sowie eine Kerze. Von jeder Sammlung gebühren ihm 2 den, zu den hohen Tagen 4. Der Pfarrer gibt ihm 80 den, dafür hilft er ihm beim Heuwenden und -schöbern. Der 3. den bei Sammlungen gehört den Armen.

Auf dem Frauenaltar soll beim Singeramt sowie bei der Vesper und an den 12 Botentagen eine Kerze brennen, auf dem Stephansaltar auch an den hohen Tagen. Der Zechmeister hat bei jeder Sammlung zwei den und noch eine 2 Tagwerk große Wiese. Dem Amtmann, den sich der Pfarrer halten mußte, reicht er jährlich ein Hofgewand. Verkauft der Pfarrer ein Holz, so muß er es durch 14 Tage seinen Holden anfailen.

Der Pfarrer verfügt über einen ganzen und einen halben Metzen, den er nur dem Mautner leihen darf, sonst keinem Menschen, doch hat er ihn rechtzeitig zurückzugeben. Nachgeprüft wird der Metzen an dem des Marktes. Der Pfarrer hält selbst das Banntaiding ab und gibt den Holden Essen und Trinken gegen Bezahlung. Für die Ungehorsamen besitzt er einen Stock und Eisen, für die Uebeltäter einen Galgen. Der Pfarrhof ist eine Freiung und muß von Sonnenaufgang bis -untergang offen bleiben. Läuft ein Uebeltäter in das Haus eines Pfarrholden, so darf es der Richter nicht betreten; er begibt sich zum Pfarrer und holt den Amtmann, der den Verbrecher herausgibt. Was innerhalb des Dachtropfens geschieht, wandelt der Pfarrer, außerhalb des Dachtropfens aber der Herr.

Soll ein gefangener Dieb dem Richter übergeben werden, so muß dies ihm zuerst gemeldet werden. Den Dieb bindet man mit einem Zwirn zur vereinbarten Stunde an einen Stecken und ruft dreimal laut den Richter. Kommt dieser nicht, kann der Dieb entlaufen.

Mistelbach besitzt 3 Schankhäuser, 2 Wein- und ein Bierhaus. Diese drei können auch leutgeben, wenn der herrschaftliche Bannwein geschenkt wird. Auf dem öden Fleck vor dem Pfarthof steht die Badstube - ein Pfarrgrund. Auf dem öden Fleck bei der Kirche soll die Schule stehen. Ein Ganzlehen dient dem Pfarrer zu Michaeli 12 fl, ein Halblehen 6 fl. Kann aber ein Untertan nicht an diesem Tag zahlen, so tut er es zu Martini oder Lichtmeß. Falls ein Bauer kein Samengetreide hat, leiht es ihm der Pfarrer.

Die Pfarrgemeinde vertrug sich nicht mit der herrschaftlichen, sodaß es oft Streitigkeiten und Prozesse gab. Von 1591 galt die Polizeiordnung, die wie die Feuerordnung jährlich verlesen und „expliziert” wurde.

1622 hielt am 22. Februar der Wilfersdorfer Pfleger das Banntaiding ab, zu dem die fürstlichen Untertanen erschienen. Die Polizeiordnung verlas der Spruchmann, und der Rat sowie der Marktrichter wurden der Gemeinde vorgestellt; dann folgten die Beschwerden, „gravamina”.

Der Dechant hatte den Kondukt gesteigert, die Fleischhauer waren mit ihren Waren zu teuer. Der frühere Dechant hatte den Gemeindebrunnen gesperrt, nun sollte er eröffnet werden. Die Grenzbegehung fand zu Georgi statt. Bau- und Brennholz holten sich die Untertanen aus den fürstlichen Waldungen bei Wilfersdorf. Feuerleitern und -haken sind anzuschaffen, Wege und Stege auszubessern. Da sich niemand über den alten Rat und Marktrichter beschwerte, so wurden die 12 Ratsherren wieder auf ein Jahr bestimmt.

Nachtaiding am 8. März 1622: Der Pfarrer verlangte, daß, wenn der Rat „elegiert” und bestellt wurde, alle am Gottesdienst teilnehmen. Die Messe an Sonn- und Feiertagen ist fleißig zu besuchen, die gebotenen Fasttage zu halten, an denen die Fleischbänke gesperrt bleiben. Erklingt das Morgen- und Türkengeläute, knien alle nieder oder stehen wenigstens still; die Mannspersonen entblößen das Haupt und bitten Gott, daß er den Erbfeind abwende. Die Leute, die an Sonn- und Feiertagen im Gasthaus sitzen, sind in die Kirche zu schaffen. Die Gemeinde klagte über den schädlichen Fürkauf, über die schlechten Maße, Gewichte und Ellen der Geschäftsleute, über den Gemeindewirt, der den Wein fälschte, und über das falsche Geld, das die Hauer beim Weinverkauf erhalten. Die Gemeindemetzen wurden nachgeprüft und geeicht. Den vorgeschriebenen Eid legten dann ab: die 4 Viertel- und 4 Beschaumeister, 4 Bergleute, 2 Brotbeschauer, 2 Angießer und 2 Feuerbeschauer. Aus dem Mistelbacher Walde holten sich Brenn- und Bauholz: die Bullendorfer, Loidesthaler, Windisch-Baumgartner, Kettlasbrunner, Obersulzer, Poysdorfer und Kruter.

1634 wurde den Mistelbachern beim Banntaiding eingeschärft, daß sie nach dem Patent von den Feldern und Häusern genau Nutz und Gewähr nehmen, daß jeder Grundverkauf zuvor 6 Wochen und 3 Tage angeschlagen werde, ehe er „ausgefailt” wird. 1643 konnte Mistelbach an Brennholz 145 Viertel und 1 Achtel abgeben. In der Kriegszeit bedeutete die Feuersgefahr die schwerste Sorge des Marktes, der 1644 bestimmte: Jeden Monat ist eine genaue Feuerbeschau vorzunehmen und die vorhandenen Mängel sogleich abzustellen. Der fürstliche Ziegelofen verkaufte 1000 Ziegel um 10 Schilling und den Metzen Kalk um 4 kr. Stroh, Heu und Holz müssen 4 Klafter von der Feuerstelle entfernt sein. Hanf und Haar (Flachs) sind nicht im Backofen zu dörren; wer es trotzdem tut, zahlt 1 fl Strafe. Wer in den Stallungen mit einem offenen Licht geht, reicht 1 % fl als Strafe. Jeder Hauswirt muß auf dem Dachboden ein Geschirr voll Wasser haben, ebenso auch Leitern zum Besteigen des Daches. Der Rat verwahre die Feuerleitern und -haken an einem bestimmten Platz.

Bevor die Schweden 1645 nach Mistelbach kamen, wurde noch rasch das Banntaiding abgehalten. Zum Marktrichter und in den Rat sollen nur qualifizierte Personen vorgeschlagen werden. Zum Rat gehörten: der Marktrichter, 4 Viertel- und 4 Beschaumeister, 12 Ratsgeschworene, 2 Brotwäger, 2 Angießer und die Bergleute.

Gravamina des Jahres 1650: Die Pfarrholden besaßen früher 2 Schankhäuser, 1 Salzkammer, eine Gemeindeschmiede und eine eigene Fleischbank. In ihrem sogenannten Gemeindehaus durften sie nur Bier schenken, aber keinen Wein. Nun hatten sie 2 Weinschenken, von denen im Bannbuch von 1563 und 1596 nichts steht. Wurde dieses korrigiert? Leider hielten die Mistelbächer die Bestimmungen des Bannbuches nie strenge ein. Die Gemeinde ließ andere nie in das Bannbuch einsehen und vermied es stets, es confirmieren zu lassen.

Die Pfarrholden unterdrückten die fürstlichen Untertanen, bauten vor 4 - 5 Jahren eine Weingrube und schenkten den Gemeinde sowie den angekauften Wein aus; weil hier stets viel Leute sind, zanken, streiten, fluchen sie und lästern Gott. Den fürstlichen Untertanen soll der Besuch dieser Weingrube verboten werden. Von einer Schmiede und einer Salzkammer steht nichts im Bannbuch und im Vergleich; in ihrem Schankhaus wurde nie Salz verkauft; ihre Schmiede nimmt aber der fürstlichen das Brot vom Maul weg.

Die Fleischhauer haben die Ochsen und das Vieh nicht daheim, sondern in der Schlagbrucken zu schlagen. Der dechantische Fleischhauer verkauft sogar Kalbfleisch und treibt seine Ochsen sowie die Schafe auf die Aecker der Herrschaft und auf fürstliche Gründe; er will nun sein Fleisch auch in der Gemeinde-Fleischbank aushacken.

Der dechantische Bäcker genießt gleichfalls Begünstigungen, weil er sein Brot neben den fürstlichen Läden im Rathaus verkauft. Bei Kriegsgefahr leiden die dechantischen Untertanen nur ein Fünftel mit. Für den Gemeindeschreiber, der auch für sie arbeitet, leisten sie keinen Beitrag. Reisen 2 fürstliche und 2 dechantische Untertanen in Gemeindesachen, so wollen sie nur ein Fünftel bezahlen. Sie bauen viele Häuser, haben zahlreiche Zimmer und daher viele Inleute, die keine Robot leisten, während die fürstlichen Untertanen leere Zimmer haben. Wenn sie schon ein Fünftel mitleiden, so sollen sie auch ein Fünftel besitzen und nur ein Faß Wein verkaufen, wenn die Fürstlichen 4 Faß veräußern; sie behalten das Geld im Säckel, die Fürstlichen geben es aus und werden mit der Zeit so arm, daß sie nicht ihr Rathaus ausbessern können und in ihrer Kasse keine 10 fl vorhanden sind.

1660 beschwerte sich der Wilfersdorfer Amtmann über die Mistelbacher, die nie rechtzeitig zur Robot kommen und dazu untaugliche Leute schicken. Dagegen behaupteten die Untertanen, daß sie immer die Robot genau verrichteten; denn der Fürst bekäme stets seine Feldfrüchte zur rechten Zeit unter Dach und Fach, sogar in Kriegsgefahr; nichts sei auf dem Felde verdorben; das Heu führten sie immer bei schönem Wetter von den Wiesen heim. Wohl gäbe es im Markte Leute, die mit 1 oder 2 Roß ihr Geld verdienten, aber keine Robot leisteten. Die Bürger forderten von der Herrschaft die Hälfte des Holzes, um ihre Brücken, Wege und Stege auszubessern, da es Bullendorf, Wilfersdorf und Lanzendorf auch bekämen.

Die Dechantischen wollten 1663 Wein im Markte kaufen, erhielten aber nur sechs Eimer. Man rechnete mit Einquartierungen und Durchmärschen der Kaiserlichen. Als die Dechantischen in die umliegenden Orte führen, um Wein zu kaufen, verlangte der Amtmann von jedem Faß 10 fl ung.; darüber waren die Dechantischen so ungehalten, daß sie in Wien die Klage einreichten. Der Seifensieder von der Pfarrgemeinde mußte in Wilfersdorf 50 Taler Strafe zahlen; ihr Vieh wurde eingesperrt; in ihrer Weingrube durften sie kein Bier schänken, ebenso nicht mehr Handwerker aufnehmen, als sie seit alter Zeit berechtigt waren.

1666 klagten die Mistelbacher über die große Robot und über die extraordinari Fuhren; wöchentlich leistete jeder 2 Tage Roßrobot, dazu kamen noch 108 Handroboter; die Weingärten wurden 4-mal gehauen, die Wiesen mähten sie und besorgten das Heumachen. Sie forderten ihren Wald zurück, den ihnen der Fürst Gundacker (1606) weggenommen hatte. Früher besaßen sie ein Bannbüchlein, aus dem sie ihre Rechte und Gerechtigkeiten „docieren” und behaupten konnten. Auf Anstiften der Obrigkeit nahm es ihnen der fürstliche Beamte Andre Magenkorn weg. Es gab noch alte Männer, die einen körperlichen Eid schwören konnten, daß ihnen 1597 das Bannbüchlein weggenommen wurde.

Die Gemeinde ist verpflichtet, jährlich 100 Eimer Bannwein zu Pfingsten auszuschenken; doch war er so schlecht, daß man ihn wegschütten oder Essig daraus machen wollte; es mußten ihn die Armen trinken. Als Osterehrung reichte Mistelbach stets ein paar Zentner Schmalz, etliche 100 Stück Eier und 4 Kälber, was zusammen auf 40 fl geschätzt wurde. Diese Ehrung gaben sie in Geld oder in natura. Der Ordinaribote, zu dem sie verpflichtet waren, kostete ihnen jährlich 30 fl, doch bringt er nie ein Patent oder Dekret. Die Steuern sind zu hoch und die Leute können nicht mehr geben.

Von 132 Häusern sind kaum 80 oder 90 aufrechte vorhanden; die Pfarrholden reichen von einem Haus nur einen Taler. Einmal zählte man 184 aufrechte Häuser, die 1597 noch 570 fl zahlten. Die Mistelbacher Maut wurde früher um 150 fl jährlich verpachtet. Nun müssen sie von den An-und Verkauf-Notdurften die Maut bezahlen, dazu noch Brücken, Wege und Stege herrichten. Die Schafflerei, die der Fürst auf der alten Viehweide verbaute, entzieht den Bauern die Weide, sodaß sie ihr Vieh in den Wald treiben und den Pfarrholden außerdem jährlich 15 fl Weidegeld entrichten. Mistelbach hatte 4 Jahrmärkte im Jahr und 2 Wochenmärkte wöchentlich. Großen Schaden erlitten sie durch Feuer, Krieg, Einquartierung und Truppendurchzüge.

Gravamina vom 15. März 1667: Die Marktgemeinde klagte wegen der hohen Robot, des Waldes, des Bannweines, der Osterehrung, der Ordinariboten, der jährlichen Steuer, der Maut und der Weide.

Die Mistelbacher roboteten von nun an wöchentlich 2 Tage mit Roß und Hand. Jedes Mehr wurde ihnen gutgeschrieben. Reisen und Fuhren von 5 Meilen Weges galten im Sommer als ein Robottag (im Winter 3 Meilen). Zur Handrobot sind nur taugliche Personen zu stellen. Die 100 Eimer Bannwein konnten in Geld abgelöst werden, aber er durfte nicht einen zu hohen Wert haben und eine angemessene Güte besitzen. Wegen der Osterehrung sollte ein Vergleich auf einen gewissen Wert geschlossen werden. Für die Botengänge zahlten die Bürger 30 fl; würden sie aber noch außerdem verwendet, so werden sie eigens bezahlt. Der Fürst besaß das Recht, die Maut zu verpachten oder nach dem Vektigal einzufordern; was die Bürger von Notdurft zu Hause brauchten, war mautfrei. Die 15 fl Weidegeld mußten für den Genuß der Weide entrichtet werden. Machten die Hunde des Schafflers einen Schaden, so wird er den Bauern ersetzt.

Die Untertanen müssen dem Fürsten Respekt erweisen, sonst werden sie zu Arbeiten in Band und Eisen im Wiener Stadtgraben verurteilt.

Es war die Zeit des Absolutismus, die man überall spürte. Doch klagten die Mistelbacher immer und führten Beschwerden beim Banntaiding. Verbissen und zähe kämpften sie und gingen in dem Waldprozeß bis zum Kaiser.

1677 klagten sie am 29. November, daß im Walde das Holz für Zaunlatten in einer Zeit abgehackt wird, wo die Bäume im höchsten Saft stehen. Es waren 18 Fuhren Zaunstecken und 21 Fuhren Eichen; die Stämme zerschlugen das Unterholz und verwüsteten den Wald.

Gravamina von 1685: Die Brotwäger schauten nicht darauf, daß sich die Bäcker genau nach der Wiener Ordnung halten; die Aufsicht über Fleisch und Heringe sollte genauer gehandhabt werden. Die Handelsleute haben mehr die Bürger des Marktes zu berücksichtigen, dann erst die Fremden. Der Bach, die Gassen und Plätze sind sauber zu halten, Unrat und Mist ist wegzuschaffen. Der Bader verlangt von dem Aderlassen 3 Groschen, in den umliegenden Orten aber 6 den, ging er über Feld, sogar 9 den; den Mistelbachern war dies zu teuer. Den Bauern ist strenge zu verbieten, ihr Vieh allein zu halten (auf der Weide).

Gravamina 1696: Die Gemeinderechnung muß auf Verlangen des Marktes immer halbjährlich gelegt werden. Für Brücken und Stege liefert die Herrschaft das Holz, damit es nicht vorkommt, daß der Geistliche beim Versehgang durch den Bach waten muß. Den Inleuteanschlag sammeln künftighin nur die Inleute ein, nicht aber der Gerichtsdiener. Die Bäcker müssen das Brot nach der Wiener Ordnung backen. Es ist abzustellen, daß die alten Wege und Stiegen verbaut und verzäunt werden. Bei den Leutgeben findet man zu kleine Maße. Daß Weingärten und Baumstätten vom Vieh abgeweidet werden, ist zu verbieten. Noch immer sind die Straßengräben unrein; auf Gassen und Wegen liegen große Misthaufen. Jeder Fürkauf und die Einfuhr fremder Weine ist strenge zu verbieten.

Gravamina 1698: Die Gemeinderatsitzung ist rechtzeitig zu halten. Nur jene erhalten im Gemeindewirtshaus ein Seidel Wein, welche einen Zettel vom Marktrichter mit seiner Unterschrift vorweisen. Das Schenkhaus wirft keinen Nutzen ab. Die Viertelleute, Hofwirte und Feuerbeschauer verzehrten sehr viel, wie dies an keinem Orte vorkommt; daher ist alles künftighin aufzuschreiben, was verzehrt wird. Die Nachtwächter sind nachlässige Leute, die ihren Dienst nicht genau nehmen; denn sie unterlassen meist das Frühläuten, im Sommer um 2, im Winter um 4 Uhr durch eine Viertelstunde.

Die Polizeiordnung ist genauer zu beachten. Im Wirtshaus wird das Gesindel gar zu frech; auch die Brotwäger müssen ihre Pflichten genauer nehmen. Die Inleute haben auch Robot zu leisten. Jeder muß seinen Abschied haben, damit die Leute nicht von einem fremden Ort einfach weglaufen, wie sie es wollen, oder gar weggejagt werden. Weil die Inleute den Wald arg verwüsten, ist eine bessere Aufsichtsinspektion notwendig; das Holz wird immer zu Martini abgegeben. Die Inleute auf dem Pfarrgrunde reichen einen größeren Anschlag. Die Inleutzettel mache man nach der Proportion. Waren dürfen nicht in den Häusern abgewogen werden. Dazu ist das Waaghaus. Weil die Wege schlecht sind, möge man sie reparieren. Die n.ö. Landesregierung bestrafte etliche Hauer wegen Ueberschätzung des Tagwerkes. Die Gemeinde sieht den Hauern zu lange durch die Finger, da sie den Tatz nicht abführen. Händler, Handwerker und Kasstecher fischen den Bürgersleuten die Waren vor dem Maul weg; dafür müssen sie dem Fürkäufer den doppelten Preis zahlen. Sollte es sich noch einmal ereignen, so werden die Waren weggenommen und in das Spital geführt.

1714 - Gravamina wegen verschiedener Mißbräuche: Bei der Maut werden die Gebühren nicht nach der Tafel berechnet, sondern nach dem freien Belieben, sodaß die Armen geschädigt werden. Die 40 Stamm Holz, welche die Herrschaft zur Ausbesserung der Brücken hergibt, behalten sich einige für ihre Zwecke. Die Landesanlagen werden zum großen Nachteil der Armen repartiert. Die Kosten der Steinbrücke beim Kollegium sind nicht richtig spezifiziert, sondern um 39 fl 51 kr überschritten. Widerrechtlich nimmt die Gemeinde auf dem Markte den Aufschlag von den Schweinen zu 3 kr und 1 ½ kr; ebenso fordert der Aufschlageinnehmer den Aufschlag vom Getreide, das als Baugut in den Markt geführt wird und von dem nichts gezahlt werden darf. Der Marktrichter, der ein Ganzlehenhaus hat, reicht keinen Zehent, ja er führt von sieben Gwanten den Zehent in seine Scheune. Es wäre notwendig, die Freiheiten und Privilegien Mistelbachs einmal genau durchzusehen.

Gravamina von 1714. Verwandte dürfen nicht im Rate sitzen; aus jedem Viertel sind 3 taugliche Männer in den Rat aufzunehmen; andere forderten 7 aus dem Marktviertel, je zwei aus dem Wieden, mittleren und oberen Viertel. Die Fleischhauer halten sich nach der Wiener Ordnung und beschweren niemanden mit der Waage. Die Kuppelhaltung muß abgestellt werden. Die Preise für Kerzen und Seife seien gleich denen in der Nachbarschaft. Die Fleischhauer klagen, daß die Seifensieder das Inslet zu lange liegen lassen. Wege und Stege sind gründlich herzustellen, damit man sich nicht fremder Wege bedienen muß. Greißler geben leider das Mehl an die Inleute nach ihrem Gefallen. Den Inleuten ist „die mittel Bacherei” einzustellen; doch können sie große Brote backen; darüber schwebt ein Prozeß.

Der Verkauf von Butter, Käse und Schmalz, der gerade in Schwung ist, muß abgestellt werden. Die Pfarrholden verteurn die Waren. Zur Robot in den Weingärten sind nur die zu nehmen, welche „nicht ihr bahres Geld” bezahlten, da sie von der Robot befreit sind. Die Holzflecke beim Gemeindemarkt sollen in statu quo bleiben und keine Gärten daraus gemacht werden, weil die Bürger Platz für ihr Holz brauchen. Die Lanzendorfer Bauern verstellen am Wochenmarkt mit ihren Wagen die Wege, sodaß der Halter nicht austreiben kann. Zu einem Marktrichter ist nur der Besitzer von einem ganzen Haus zu nehmen. Die Steinbrücke beim Kollegium kostete 39 fl 51 kr. Die Gemeinde- und Kellerrechnung ist nach einem halben Jahr beim Wilfersdorfer Hauptmann vorzulegen.

Die Gemeinde-Ausgaben sind zu beschränken, vor allem „die Banquetten” abzustellen; dazu verwendete man auch Musikanten.

Nun wurden die Banntaidinge von 1744 in jedem zweiten Jahr abgehalten. 1745 gab der Markt nach dem Banntaiding für das Traktament 4 fl aus - der Wert von 8 Metzen Hafer. Beim Banntaiding des Jahres 1752 herrschte große Verwirrung, weil seit 1667 die Gemeinde stets drei Subjekta für die Stelle eines Marktrichters vorgeschlagen hatte. Nun sollte auf einmal die Ohrenwahl (= durch Zuruf) durchgeführt werden. Dagegen erhoben 15 Bürger Einspruch und machten einen großen Lärm, sodaß der Amtmann sie mit Band und Eisen bedrohte.

Das Banntaiding wurde jetzt wenig beachtet; es erschien nur eine geringe Zahl von Bürgern; da sollte jeder, der fehlte, 45 kr Strafe zahlen. Doch gab die Herrschaft ihnen nur einen Verweis. Die Renitenten sollten zur Arbeit im Wilfersdorfer Schloßgraben verurteilt werden; der Amtmann sperrte sie aber nur einige Tage ein. Der Bürger Johann Michael Kölbl wurdeMarktrichter. Mit der Zeit gewöhnten sich die Leute an die Ohrenwahl, und es kehrten Frieden sowie Ruhe im Markte ein; nur der Marktrichter blieb ein großer Unruhestifter. Jetzt bildeten sich zwei Parteien in Mistelbach, von denen jede aus ihrer Mitte den Marktrichter stellen wollte.

1761. Die Klagen richteten sich besonders gegen die schlechte Gemeindeverwaltung; die Rechnungen fehlen, die Ausgaben sind nicht belegt, es fehlten eine strenge Aufsicht und ein Wirtschaftseifer, in den Waisengeldern herrscht eine Schlamperei, beim Weinzehent fehlen viele Eimer Most usw. Früher nahm die Herrschaft nach alter Sitte den Zehent bei der Zehenthütte, wo er nach dem Visier genau geschätzt wurde. Als der Amtmann 1759 die Keller visitierte, entdeckte er verschiedene Unregelmäßigkeiten; so fehlten der Herrschaft 162 Eimer Zehentwein, den Barnabiten aber 110 2/4 Eimer. Das war die Folge der strengen Kellerbeschau. Die Herrschaft hätte zur Strafe die doppelte Menge verlangen können; sie war aber nachsichtig und forderte nur 38 1/8 Eimer. Eine neue Zeit kündigte sich an, die man auch in Wilfersdorf richtig erkannte. Schon 1756 war am 18. Februar nach dem Banntaiding und nach der Gerichtsrenovation dem neuen Zeitgeist entsprochen worden; die Herrschaft verzichtete auf die Ratsbürger und auf den beeideten Marktschreiber, der nur Unfrieden stiftete. 13 Bürger protestierten, und der Marktschreiber Josef Hochländer zeigte den Marktrichter Johann Michael Kölbl in Wilfersdorf und in Korneuburg beim Kreisamt an.

Nun erschien der Amtmann, gegen den der Marktschreiber energisch auftrat, weil ihn viele Bürger und Bauern unterstützten; er mischte sich in alle Dinge, hatte sogar wegen der Ohrenwahl und der Kellerbeschau die Anzeige gemacht. Da wollte der Amtmann Ruhe und Frieden stiften; alle Leute, die dem „Komplott” angehörten, sollten einzeln vortreten und ihm ihre Wünsche sowie Beschwerden vorbringen. Alle lärmten und riefen, sie wollen alle gemeinsam eintreten, um ihre Wünsche vorzutragen. Der Marktschreiber, der in die Ratsstube eindrang, erhob gegen das Einzelverhör Einspruch. Der Amtmann gab ihm einen Verweis, sodaß er sich in seine Wohnung begab. Nun trat als erster Thomas Kneitl vor, zögerte, machte einen Schritt vor, dann wieder zurück und versuchte, in die Ratsstube einzutreten. Der Bürger Leopold Blaschke hielt ihn aber zurück. Daraufhin sollten zwei Grenadiere den Kneitl einsperren. Die Leute aber machten so einen Lärm, daß der Amtmann nicht Herr des Aufruhres werden konnte. Er stellte die Amtshandlung ein und ging still und ruhig weg, während die Menge Beifall klatschte. Der Markt hatte jeden schuldigen Gehorsam verweigert. Die Herrschaft drohte, den Marktschreiber zu entlassen; von nun an sollte er sich jeder Einmischung enthalten.

Am 7. Dezember 1761 forderten die Bürger, daß der Marktrichter Kölbl dem Anton Müller Platz machen müsse, weil der erste sein Amt übel verwaltet hatte; er legte keine Rechnung, bei den Servicegeldern stimmte es nicht, ebenso beim Bau des Kirchturmes, in der Waisenkasse, bei den Heu- und Haferlieferungen. Bei dem „Komplott” waren meist ärmere Leute, die nichts hatten und die nur zu den Tagsatzungen vorgeladen sein wollten, um fest zu essen und zu trinken. Die Herrschaft drohte, mit Hilfe der Grenadiere die Ohrenwahl durchzuführen. Dagegen wehrten sich die unzufriedenen Bürger, „Malkontenten” genannt, und machten bei der Regierung eine Anzeige.

1762 erschien am 9. Februar ein Regierungserlaß, der besagt, daß alle zwei Jahre ein Banntaiding abzuhalten sei; dazu erscheinen die ganze Herrschaft und die fürstlichen Beamten. Die Gemeinde wählt dabei mit Stimmzetteln drei Subjecta, von denen die Herrschaft einen zum Marktrichter bestimmt. Die Kellerbeschau unterbleibt; die Hauer sollten aber nicht heimlich den Most heimführen, da er beschaut werden muß. Die Rechnungen des Marktrichters Kölbl sind innerhalb von 2 Monaten bei 20 Dukaten Pönfall vorzulegen. Die Herrschaft befürchtete, daß jetzt die „Malkontennten” ans Ruder kämen. Bei den Wahlen gab es Neckereien und spöttische Bemerkungen, sobald ein Bürger nicht die vorgeschlagenen Männer wählte. Der Marktschreiber, der nur die Bürger gegen die Herrschaft und gegen den Marktschreiber aufhetzte, möchte viel schreiben, um eine hohe Bezahlung einzustecken.

Mängel in den Rechnungen des Marktrichters Kölbl: 1756 - 1724 fl 15 kr, 1757 - 58 fl 12 kr, 1759 - 1352 fl 23 kr, 1760 - 1192 fl 59 kr; dabei sind nicht eingerechnet die Verluste der Waisen‑, Straf- und Servicengelder, die Devenische Gemeindeforderung und die Ziegelrechnung beim Kirchturm.

Die große Urbarialreform, die nach 1740 einsetzte und das bäuerliche Mittelalter begrub, veränderte das Verhältnis zwischen Herrschaft und Untertan. Dabei verlor auch das Banntaiding seine Bedeutung, weil Staat und Herrschaft sich mehr um die Wirtschaft kümmerten. Dies geschah aus fiskalischen Gründen, um höhere Steuern einzunehmen. Die Untertanen, die das Korneuburger Kreisamt schützte, brachten die Gravamina hier ein und nicht bei der Herrschaft. Daher gab der Amtmann bei den Banntaidingen, wenn solche noch abgehalten wurden, wirtschaftliche Ratschläge. Die Herrschaft leisteten jetzt eine Pionierarbeit und gingen mit gutem Beispiel voran; denn sie waren für die Neuerungen aufgeschlossener als die Bauern, welche zähe am Althergebrachten festhielten.

Banntaidinge besaßen folgende Gemeinden: 1414 - Reinthal, Rabensburg, Hausbrunn, Schönstraß und Rotenlehm.

16. Jahrhundert - Hörersdorf, Wilhelmsdorf, Pyrawarth, Wilfersdorf, Neudorf, Falkenstein, Alt-Ruppersdorf, Ottenthal, Poysbrunn, Eibesthal, Ebersdorf, Hagenberg, Grafensulz, Thomaßl, Röhrabrunn, Hanfthal und Patzmannsdorf. Staatz 1657 und Poysdorf 1660. Das Liechtensteinische Hausarchiv besitzt noch Banntaidinge der Herrschaften Wilfersdorf, Rabensburg und Feldsberg, die zu bearbeiten aber der Zweite Weltkrieg verhinderte.

Quellen:

B. Bretholz „Das Nikolsburger Urbar” 1414

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Veröffentlicht in: Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart, Band 1: 1954 bis 1969. S.50 ff.

Das Bauernhaus unserer Heimat

Unser Bauernhaus ist das Endergebnis einer mehr als zweitausendjährigen Entwicklung. Der Mensch der grauen Vorzeit kannte kein Haus, er lebte im Walde unter dem dichten Laubdach oder in einer Höhle, die er in den Bergen fand. Von dem Laubdach lernte er das Zelt, das er sich aus den Fellen der erlegten Tiere zusammenstellte. Er konnte es zu jeder Zeit abbrechen, wenn er neue Weideplätze suchte. Der seßhafte Ackerbauer der Bronzezeit begnügte sich nicht mehr mit einem Zelte, sondern grub sich auf Bergen seine Wohnstätte. Die Ebene war dazu untauglich, weil hier sofort das Grundwasser erschien. Solche Gruben hatten ein oder zwei Räume und besaßen eine Tiefe von 1 - 1 ½ Meter. Die runden Formen waren vorherrschend und in der Umgebung von Poysdorf finden sich zahlreiche Gruben. Die eine war der Herd, die andere der Wohnraum und Schlafstätte. An eine Einrichtung war nicht zu denken. Das einzige Gerät war die Erdbank, die um die Feuerstelle an der Wand herumlief. Die Quaden und Markomannen bauten sich schon Holzhäuser aus Baumstämmen, sogenannte Blockhäuser, und deckten sie mit Stroh oder Schilfrohr ein. Der Dachgiebel war mit Pferdeköpfen geschmückt zum Schutze gegen böse Geister. Das Haus selbst hatte zwei Räume, Türen und Fenster, die mit Brettern geschlossen wurden, an den Wänden standen Bänke und Bettstellen. Stühle und Tische waren damals noch unbekannte Dinge. Das Herdfeuer brannte in der Mitte des Raumes und der Rauch zog durch eine Oeffnung - Windauge genannt - ins Freie. Der Germane liebte den Einzelhof, nicht die geschlossene Siedlung. Neben dem Wohnhaus sah man die Stallungen, Scheunen und Keller, die auch aus Holz gebaut waren und von gewaltigen Bäumen beschützt wurden. Um die ganze Anlage zog sich eine Planke aus Brettern oder Pfosten. Tazitus erwähnt auch Gruben für die Feldfrüchte und fahrbare Wohnungen, wie sie jetzt noch die Zigeuner haben. Von ihnen stammt vielleicht der Ausdruck „fahrende Habe“. Neben den Blockhäusern kannten unsere Ahnen auch Hütten, deren Wände aus Weidenruten geflochten und mit Lehm überstrichen waren. Davon rührt unser Wort Wand her, das von winden = flechten abgeleitet wird. Noch vor einigen Jahrzehnten baute man aus solchen Rutengeflechten Scheunen und eine fand ich z. B. in Wetzelsdorf bei Poysdorf. Die Markussäule in Rom zeigt runde, viereckige Wohnhäuser ohne Fenster mit einem Dach oder einer Kuppel. Sie waren aus Holz gebaut und von den Römern zur Zeit des Markomannenkrieges (167 - 180 n.Chr.) in unserer Gegend gesehen worden. Den Gebrauch von Mörtel und von Stein zu Bauzwecken kannten schon die Kelten, wie die Ausgrabungen auf dem Oberleiser Berg bewiesen haben. Die Worte Mauer, Kalk, Ziegel, Pfahl, Fenster, Tisch usw. stammen aus der römischen Sprache und beweisen, daß unsere Ahnen sie von den Römern übernahmen. Attila hatte an seinem Hofe Goten, die damals als tüchtige Baumeister in Holzbauten galten. Sie hatten Holzhäuser mit einem Raum, dessen Fußboden aus Lehm bestand. Die vornehmen Goten besaßen auch schon Badehäuser, in welchen Wasser auf glühende Steine geschüttet wurde, so daß sich Dampf entwickelte. Da er in diesem Raum auseinderstob, entstand das Wort Stube. Das Bad gehörte zu den wichtigsten Obliegenheiten des täglichen Lebens und die vernünftige Körperpflege war ein besonderes Kennzeichen der Lebensweise unserer Ahnen. Später vergaß man die Dampfbäder und heute dürfte die Bezeichnung Römerbad oder russisches Dampfbad in vielen die Vorstellung erwecken, als ob auch in dieser Hinsicht die Fremden unser Lehrmeister gewesen wären.

An den Holzbauten hielt man fest bis ungefähr um das Jahr 1600. Selbst Kirchen und Burgen waren anfangs aus Holz, später baute man sie aus Stein und Ziegeln. Die Bauweise war eine liederliche und Einstürze waren im frühen Mittelalter gar keine Seltenheit. Durch die Wiederbesiedelung der Ostmark nach der Schlacht am Lechfelde (955) kamen fränkische Bauern in unsere Gegend, die ihre Bauweise zur Anwendung brachten. Es ist dies das fränkische Bauernhaus, das verschiedene Formen aufweist: den Streck-, den Haken- und Dreiseithof. Kriege, Brände und Überschwemmungen beeinflußten die Entwicklung des Bauernhauses sehr stark. Der regsame Franke liebte ein vielgegliedertes Haus, der schwerfällige Bajuware dagegen das niedrige Einzelgehöft. Der freie Bauer hatte seinen Stolz in dem großen geräumigen Wohnhaus, das gleich einem Schloß dastand. Der Hörige baute sich eine Hütte aus Holz oder Lehmziegeln. Neben dem Bauernhaus entwickelte sich seit dem 12. Jahrhundert das Bürgerhaus. Die innere Einrichtung eines Wohngebäudes war sehr einfach. Zeichneten sich doch die Burgen der Ritter durch eine große Leere im Inneren aus. Erst um das Jahr 1500 wurde es in dieser Hinsicht anders. Ahmte der Städter das Ausland nach, so folgte der Bauer dem Stadtbürger. Dabei verlor er aber nie den Zusammenhang mit der wahren Volkskunst, im Gegenteil fand sie in den stillen Hütten des unfreien Bauers, den die schweren Lasten der Zinsherrschaft drückten, ein bescheidenes Plätzchen, wo sie sich ausleben. Der Bauer erlag nicht dem fremden Einfluß, er hielt fest an dem ererbten Gute seiner Ahnen. Seit den Tagen der Aufklärung hat sich auch im Bauernhaus viel geändert. Die Holzbauten verschwanden mit der Einführung der Feuerversicherung, die Strohdächer kamen ab, die Innenräume sind groß, hell und luftig, die Stallungen, Scheunen und Keller paßten sich der Neuzeit an. Die bunten Farben der Außenseite unserer Häuser verraten slawischen Einfluß. Unsere Baumeister, die in unserem Gebiete früher arbeiteten, stammten aus Italien, aus Vorarlberg, dem Schwabenlande, aus Böhmen, Mähren und Schlesien; eine starke Wanderbewegung verraten noch heute die geringen schriftlichen Ueberreste der Maurerzunft in Mistelbach und Poysdorf. Diese Fremden brachten viel Neues mit und verwerteten alles bei den Neubauten.

Die Liebe zur Natur wohnt noch immer in unserem Landvolke. Darum schmückt der Hausbesitzer seine Fenster mit Blumen, legt vor dem Hause einen kleinen Blumengarten an, in dem Rosenstöcke und Fliederbäume blühen. Unter der grünen Weinhecke steht eine hölzerne Bank, auf der an Sonntagnachmittagen die Leute ein Plauderstündchen halten. Die Holzzäune mußten vielfach buntfarbigen Gittern aus Eisen weichen. In der Kriegs- und Nachkriegszeit ist Haus, Hof und Garten nach städtischem Vorbild eingerichtet worden, leider nicht zum Vorteile des Dorfbildes. Das Gemütliche, Behäbige machte oft einem aufdringlichen Protzentum Platz.

Unter den Räumen des Hauses wollen wir die Küche und die Stube - das Zimmer - eingehender besprechen. In der Küche stand früher der offene Herd, der mit der Einführung der Kohlenfeuerung um 1840 langsam verschwand. Die schwarzen Küchen mit den dunklen Wänden, dem kleinen Fenster und dem Feuerbock gehören wohl der Vergangenheit an. Der Feuerbock oder Dreifuß hielt das Holz über dem Boden, so daß von allen Seiten Luft herbeiströmte und die Flammen in die Höhe schlugen. Er war aus Eisen, manchmal mit Hörnern geschmückt und hatte auf der Oberseite Löcher für den Bratspieß, so daß man in ihm den Vorläufer der Herdplatte sehen kann. Die offenen Herde gaben wenig Hitze und wir verstehen es heute ganz gut, daß sich die Ritter in Pelze einhüllten, um gegen die Kälte geschützt zu sein. Da man keine Zündhölzer kannte, so scharrte die Hausfrau nach dem Abkochen die Glut in einer Grube zusammen, die sich in der Regel in der Mitte des Herdes befand. Die Ofenbank, die auch heute noch jede Küche ziert, ist wohl das älteste Möbelstück und sie dient so wie ehedem als Schlaf- und Liegestätte. Die Kacheln haben ihre Heimat im Morgenlande. Ein Kachelofen stand in der Regel in der Stube, wenn er auch sehr selten geheizt wurde. Manche dieser Oefen waren ungeheuer groß und hatten oft 200 bis 300 Kacheln. Bildliche Darstellungen aus dem Leben des Heilandes oder der Geschichte schmückten oft die Vorderseite des Ofens. Der Herd und die Ofenbank sind und waren die Stätte des gemütlichen Frohsinns und des geselligen Familienlebens, wenn im Winter die Mutter oder Großmutter in der Dämmerstunde Märchen und Geschichten den Kindern erzählte, während im Ofen die knorrigen Holzscheiter prasselten und eine behagliche Wärme die geräumige Stube erfüllte. Bei unseren Ahnen war der Herd die heilige Stätte des Hauses und jeder Fremde, der bei ihm stand oder ihn mit der Hand berührte, genoß das Gastrecht im vollen Umfange. Der Tisch ist kein bodenständiges Einrichtungsstück, denn das Wort kommt von dem lateinischen discus und bedeutet Scheibe. Auf den Ritterburgen trugen Knappen die Tischplatte mit den fertigen Speisen herein. Daher stammt der Ausdruck „den Tisch aufheben“.

Erst um 1500 erhielt der Tisch seinen Ehrenplatz in der Stube des Bauern, und zwar gewöhnlich in einer Ecke, wo er von Holzbänken umgeben war. Nur der Hausvater hatte einen Stuhl. Es gab genug Häuser, in denen kein Sessel zu finden war. Anfangs bediente sich seiner nur der Landesfürst und der Gaugraf, wenn er Recht sprach. Seit 1250 bürgerte sich der Stuhl in den Bürgerhäusern ein. Die erste Form war der Klappstuhl, den man noch in entlegenen Bauerngehöften findet. Die Bank diente als Schlafstätte für das Gesinde. Darum nannte man ein uneheliches Kind, das der Bauer mit einer Magd hatte, Bankert. Das Bett war mit Stroh, Laub oder Heu gefüllt und Tierfelle dienten als Decken. Im Herbste wurde das Stroh gewechselt. Zur Zeit Karls d. Gr. werden schon die Federbetten erwähnt. Die großen Kinder schliefen in einer Bettlade, die als Tisch oder Bank benützt werden konnte. Der Säugling ruhte in der Schaukelwiege, die sowie die Bretter des Bettes reich verziert waren mit abergläubischen Zeichen und religiösen Bildern. Der Lebensbaum, die Aepfel, die Quelle der Gesundheit, uraltes Erbgut der Volkskunst, kehren in verschiedenen Formen wieder.

Die Riesenbetten, die den Namen Himmelbett führen und in denen fast eine ganze Familie ruhen konnte, vermißt man bei unseren Bauern. Der Vater schlief gewöhnlich mit den Söhnen, die Mutter mit den Töchtern, der Knecht im Roßstall und die Mägde im Kuhstall. Statt der Kasten benutzte man früher buntbemalte Truhen und baute in die Wand Nischen, in denen Wäsche, Kleider und das Geschirr aufbewahrt wurden. Ein Vorhang aus Leinwand verdeckte diese Geräte, Teller und Schüsseln, die mit buntfarbigen Blumen reich verziert waren, schmückten die eine Wand und waren der Stolz der Hausfrau, die nur an den hohen Festtagen diesen Schmuck brauchte, wenn Gäste und Verwandte einen Besuch machten. In Südmähren und in der Slowakei wurden diese Tonwarenerzeugnisse hergestellt und Händler trugen sie in alle Welt. Die Zimmergeräte waren fest und dauerhaft gearbeitet und wurden häufig von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Die Malerei und die Verzierungen waren echte Volkskunst, die man leider heute sehr selten antrifft. Dem Bauer war diese Einrichtung ein treues Vermächtnis, das er in Ehren hielt. Die Stube wurde vom Herdfeuer oder einem Kienspan beleuchtet. Der Kienspan steckte in einer Oeffnung neben der Tür, am Fußboden stand ein Schaff voll Wasser, damit die herabfallenden Funken keinen Brand erregten. Sehr notwendig war die Beleuchtung im alten Bauernhause nicht, da der Bauer im Winter sehr bald zur Ruhe ging und oft bei Morgengrauen aufstand. Neben dem Kienspan war noch die Oellampe in Gebrauch, das war eine Art von Nachtlicht, das mit Lein- oder Mohnöl gefüllt war. In der Biedermeierzeit gossen die Frauen Talgkerzen, die man aber meist nur in den besseren Häusern fand. Seit 1860 hielt die Petroleumlampe überall ihren siegreichen Einzug und in den letzten Jahren dringt das elektrische Licht in die entlegenen Gehöfte und Häuser. Gemütlich waren die großen Räume mit ihren starken Mauern, den kleinen Fenstern und der dunklen Bretterdecke. Wie gerne drückten wir uns auf der Ofenbank zusammen und lauschten dem Sturmwind, der an den Fenstern rüttelte oder durch den Kamin herunterfuhr, daß die Flammen durch das Ofentürl herausschlugen.

Ein weiter Weg ist es, der uns vom Kienspan bis zum elektrischen Lichte führt. Die Form der Lampe ist von der Steinzeit bis auf den heutigen Tag ungefähr dieselbe geblieben. Die Fenster waren früher aus Brettern, Holzläden oder aus einem Strohgeflecht. In der Mitte war in der Regel eine kreisrunde Oeffnung. Auch Tierfelle, Pergamentpapier oder Leinwand standen im Gebrauch. Glasfenster waren im Mittelalter eine Seltenheit. Erst um 1400 wird die Verwendung des Glases in den Städten allgemein. Die ersten Fenster waren zum Schieben eingerichtet und das Wort Fensterscheibe erinnert uns noch daran.

Teller, Löffel und Gabeln kannte man im Mittelalter nicht. Die Suppe aß man mit Holzlöffeln aus einer gemeinsamen Schüssel. Der Gebrauch von Gabel und Messer galt als sündhafte Verweichlichung. Selbst die Ritter griffen noch mit der Hand in die Schüssel. Ein Messer trug jeder bei sich, das er nach dem Gebrauche an den Hosen oder Stiefeln abwischte. Erst um 1800 kamen Gabel, Messer und Löffel in Verwendung, die in eine sogenannte Rem gesteckt wurden. Ueber der Eingangstür hängt der Haussegen, daneben ein Weihwasserkessel mit einem Rosenkranz. Unter den Bildern bemerken wir den Brautschleier der Mutter mit einem Myrtenzweig, der um ein Marienbild sich schlingt, - alte, selige Erinnerung an des Lebens Mai der sorgenden und nie rastenden Mutter, die doch die Seele des ganzen Hauses ist. Hinter einem Bilde steckt ein geweihter Palmzweig, der das Haus vor Blitzgefahr schützen soll. Laut schlägt die alte Uhr, deren Zifferblatt ganz verblaßt ist, während die Standuhr auf dem Wäschekasten den wohlverdienten Ruhestand genießt und schon viele Jahre still steht. Die Wände waren früher weiß gestrichen, jetzt sind sie meist bemalt. Der Fußboden, der ehedem aus Lehm bestand oder mit Ziegeln bedeckt war, ist heute fast in allen Häusern aus Brettern. Die alten Holzdecken mit den gewaltigen Pfosten gaben dem Wohnraume ein dunkles Aussehen. Eine schön geschnitzte Decke fand ich im Sitzungssaal des Gemeindegasthauses von Falkenstein; in verschiedenen alten Bauernhäusern gibt es einfache Holzdecken mit verzierten Trambalken (der älteste aus dem Jahre 1632 in Poysdorf). Bemalte Häuser waren früher gar nicht so selten; auch in Poysdorf erscheinen bei Umbauten unter dem Mörtel verschiedene buntfarbige Malereien aus der Zeit um 1700.

Die hölzernen Fensterladen stammen aus dem Süden und gehören der Renaissance an, während die starken Eisengitter in der Zeit nach den Türkenkriegen hergestellt wurden, um vor Einbruch und Diebstahl sicher zu sein. Die schönen Torbögen mit den hölzernen Torflügeln, auf denen wir alte Sinnbilder und Zeichen entdecken, sowie die „Trett'n“ sind Ueberreste der Renaissance. Tür und Tor sowie die Hausschwelle waren unseren Ahnen heilig, weil hier die Hausgeister und Ahnen wohnten, die man nicht beleidigen durfte; den Sarg eines bösen Menschen trugen unsere Ahnen nie über eine Türschwelle, sondern zogen ihn durch eine Oeffnung neben der Tür (vergl. die Sage von Klaudiobene in Steinabrunn!). Das Hufeisen an dem Türpfosten und die drei Kreuze am Türbalken mit den Buchstaben K+M+B sollen vom Hause jedes Unheil abwehren. Ein kleines Guckloch neben dem Eingang gewährt einen freien Ausblick auf die Straße, auf die Vorübergehenden und auf alles, was da vorgeht. Die alten Schilfrohr- und Strohdächer sowie die Holzschindeln mußten dem Ziegel- und Eternitdach weichen.

Die Neuerungen der letzten Jahrzehnte drangen auch in die Bauernhäuser, die sich mehr dem städtischen Bürgerhaus anschließen und diese zum Vorbild nehmen; da wurde oft der natürliche Zusammenhang mit der umgebenden Natur zerrissen und Bauten aufgeführt, die nicht in das Ortsbild passen und die ganze Häuserreihe verunzieren. Was gut und nützlich ist, muß eingeführt werden, weil es unsere Zeit erfordert (Wasserleitung, Bad, lichte, luftige und trockene Räume, große Stallungen usw.), doch müssen wir stets der Eigenart unseres Gebietes, der Vergangenheit und der Geschichte gerecht werden, wenn wir Neubauten aufführen. Aufgabe der Fachkreise und der Schule ist es, das schöne alte Bauernhaus der Neuzeit und der Heimat anzupassen; denn hier gilt der Satz:

„Deutsche Arbeit zier’ dein Haus,

schmück' es nie mit Fremdwerk aus!

Was in deinen Räumen ist,

zeigt, daß du ein Deutscher bist.“

Quellen:

Mille „Das Werden des deutschen Dorfes“

Ranck „Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses“

Meringer „Vom deutschen Haus und seinem Hausrat”.

Veröffentlicht in: Kreisverwaltung des NS Lehrerbundes Mistelbach

Das Bauhandwerk

Das frühe Mittelalter kannte bei uns nur den Zimmermann als Bauhandwerker, der das Dach des Wohnhauses machte, während die anderen Arbeiten der Bauer mit Hilfe der Nachbarn verrichtete. Die Mauern waren meist ein Lehmstampfbau, zu dem man heißen Kalk, Gerstenspreu und manchmal auch sauren Wein nahm. Oft stellten die Leute zuerst die Wände des Hauses aus einem Flechtwerk von Reisig und Ruten her, das sie mit einer dicken Lehmschicht innen und außen bedeckten. Die Burgen und Kirchen erbauten die Bewohner aus Holz. Der Bischof Altmann aus Passau (1065 - 1083) verlangte wohl Kirchen aus Stein; bei uns begnügte man sich mit einem gemauerten Altarraum und wählte für den Raum, in dem die Gläubigen saßen, den Holzbau.

Die Kreuzzüge und der Handelsverkehr mit Italien brachte eine Änderung im Bauwesen unserer Heimat, weil der Steinbau bevorzugt wurde. Italienische Meister waren die Lehrmeister für unser Bauhandwerk, das auch zunftmäßig aufgebaut wurde. Es gab ja in dem Grenzland immer Arbeit, weil die feindlichen Einfälle nur zu oft die Siedlungen zerstörten. Der Stadtplan von Laa verrät italienischen Einfluß (Rechteckform wie ein Lager der Legionäre). Nach den Kämpfen mit den Ungarn 1250/1252 herrschte eine rege Bautätigkeit, da Ottokar die Städte Laa und Marchegg befestigte und hier 1269 auch die Kirche baute. Nicht übersehen dürfen wir den Einfluß der Ritterorden, die aus dem Morgenlande eine reiche Erfahrung im Bauwesen mitbrachten. In Wien bestand eine Bauhütte, die ihren Einfluß auch auf dem Lande ausübte und das Bauhandwerk regelte. Wie jedes Handwerk gliederte es sich in Lehrlinge, Gesellen und Meister, dessen Stellvertreter der Palier war (auch Polier = Obergeselle genannt). Bei der Aufnahme der Lehrlinge sowie beim Freisprechen derselben, gab es merkwürdige Bräuche, die wir später bei den Freimaurern wieder finden. Neben dem Maurer erlangten der Steinmetz und der Maler größere Bedeutung, weil sie für den Schmuck der Kirchen und Burgen sorgten. Im romanischen Stil sind bei uns erbaut: die Kirchen in Laa, Berhardsthal, Grafensulz, Michelstetten, der Mistelbacher Karner und die wuchtigen Wehrtürme bei unseren Gotteshäusern und Gemeinden. 1304 erstürmten die Ungarn in Joslowitz die hölzerne Kirchenburg (Dudik „Mährens allgemeine Geschichte“).

Nach 1400 setzte bei uns die Gotik ein (Kirchen in Alt Lichtenwarth, Großkrut, Walterskirchen, Paasdorf, Gnadendorf und Fallbach). Das Baumaterial war der Kalkstein neben dem Sandstein. Die Steinbrüche in Nexing, Staatz, Ernstbrunn, Hauskirchen, Neusiedl a. d. Zaya, Garschönthal, Falkenstein und Poysdorf lieferten die Steine. 1433 wird die Wiener Zeche der Zimmermeister genannt. Nach den Zerstörungen durch die Hussiten, durch Georg von Podjebrad und Matthias Corvinus gab es viel zu bauen. Die Namen von Meistern sind leider nicht überliefert. Für die Gotik hatten unsere Ahnen eine besondere Vorliebe, da man noch heute bescheidene Ueberreste in den Häusern (z. B. in Poysdorf) findet. Das schöne gotische Bauernhaus in Wilhelmsdorf Nr. 37 mußte 1946 einem Neubau weichen. Die Renaissance stieß bei unseren Meistern, die am Althergebrachten festhielten, auf starken Widerstand. Welsche Meister erschienen; auch aus Tirol und Vorarlberg wanderten Meister und Lehrlinge ein, die aus wirtschaftlicher Not und wegen ihrer religiösen Einstellung das Thayagebiet und das Weinland zu einer zweiten Heimat wählten; unsere Leute verachteten die Fremden, die „Welschen“, die Zugereisten und verspotteten sie, sodaß mancher wieder in die Heimat gerne zurückging, so der Geselle Michael Beer, welcher in Poysdorf lernte und in Vorarlberg sowie in Süddeutschland mehrere Kirchen erbaute. Die Stiftskirche in Kempten zeigt verwandte Züge zur Poysdorfer Pfarrkirche (nach einer Mitteilung der Dr. Martha Roedinger in Frankfurt a. M.). Der Baumeister Beer starb 1666.

Zum ersten Mal wird die Poysdorfer Viertellade der Maurer und Steinmetz, die zur Wiener Bauhütte gehörte, 1598 erwähnt; da gab Karl von Liechtenstein dieser Zeche 23 Artikelsbriefe, die 1636 „konfirmiert“ wurden. Die Renaissance erweiterte das Bauhandwerk durch Glaser, Tischler, Schlosser (1647 in Poysdorf erwähnt), Maler und Stukkateure, die meist aus Vorarlberg kamen. Da gab es Streitigkeiten zwischen Wagner, Tischler und Zimmerleute sowie zwischen Schmied und Schlosser, sodaß die Obrigkeit in Wilfersdorf die Arbeiten der einzelnen Berufe genau abgrenzte, um den Frieden im Baugewerbe wieder herzustellen. Nach 1625 hörte der Zuzug von Arbeitern aus der Umgebung des Bodensees auf, dafür kamen Maurer aus Hainburg. Die Gemeinden und Einheimischen vertrugen sich nicht, beschimpften sich gegenseitig und setzten einander die Arbeiter herunter, fluchten und flegelten sich in ordinärer Weise an; da drohte die Herrschaft mit Leibes- und Geldstrafen (bis 50 Reichstaler), auch wollte sie die Rädelsführer nicht befördern, falls sich die Verhältnisse nicht bessern sollten. Besonders arg war das Verhalten der Welschen gegen unsere Meister, da sie überall den Vorrang beanspruchten und durch ihren Stolz sich auszeichneten; beide beförderten nicht die Lehrlinge und Gesellen des anderen; darum trennten sich die Nationen und der Kaiser Ferdinand II. gab ihnen eine eigene Ordnung. Zur Wiener Haupthütte gehörten die 4 Viertelhütten und Laden in Klosterneuburg, St. Pölten, Krems und Laa (20. September 1627); die Poysdorfer Lade stand unter dem Schutze der Fürsten von Liechtenstein.

Die Wilfersdorfer Herrschaft errichtete am 7. Mai 1629 eine Zimmerleutzeche in Mistelbach. Die Fahne mußte in der Pfarrkirche aufbewahrt werden. Alle nahmen am Fronleichnamsumgang teil; wer es nicht tat und dabei fehlte, reichte als Strafe für den Gottesdienst 3 Pfund Wachs. Alle Quatember kamen Meister und Gesellen in der Wohnung des Zechmeisters zusammen, doch wohnten sie zuvor einem Gottesdienst in der Kirche bei und spendeten ein Opfer. Wer vor der offenen Lade schimpfte oder Scheltworte ausgoß, zahlte zur Buße 15 kr. Bei einem Begräbnis gingen alle pflichtgemäß mit. Die Strafen mußte nach einem Vierteljahr eingezahlt werden. Wer es unterließ, gab der Kirche 1 Pfund Wachs; weigerte er sich dann noch, so hatte er das Handwerk niederzulegen. Erlegte er die Strafe, so konnte er es wieder aufnehmen. Wer einen Störer nicht anzeigte, reicht zur Strafe 1 Pfund Wachs. Kein Meister durfte dem anderen die Arbeit ausbitten, sonst büßte er es mit 4 Pfund Wachs. Machte ein Meister dem anderen die Gesellen abwendig, so hatte er 2 Pfund Wachs zu geben. Streitigkeiten zwischen Meister und Gesellen schlichtete das Handwerk selbst. Erschien ein Meister oder Geselle nicht vor dem Zechmeister, so betrug die Strafe beim ersten Mal 1 Pfund Wachs, beim 2. Mal zwei Pfund Wachs und beim 3. Mal mußte er das Gewerbe niederlegen.

Am Fronleichnamstage machte man Reitung. Einem Gesellen war es strenge verboten, bei einem unehrlichen Meister zu arbeiten; ebenso durfte der Meister keinen unehrlichen Gesellen aufnehmen. Bevor ein Geselle wanderte, hatte er sich beim Meister zu bedanken und Urlaub zu nehmen. Wollte ein Geselle Meister werden, so zeigte er bei offener Lade seinen Geburts- und Lehrbrief vor, gab in die Lade 5 fl und 3 Pfund Wachs, machte das Meisterstück und hatte sich innerhalb eines halben Jahres zu verheiraten und häuslich niederzulassen. Ein Störer wurde, wenn er Meister war, mit 30 Pfund Wachs gestraft, ein Geselle aber mit 50.

Wollten die Gesellen nicht um den von der Obrigkeit festgesetzten Lohn arbeiten, so reichten sie zur Strafe 50 Pfund Wachs; zeigten sie sich gar noch trotzig, so hatten sie eine Zeitlang das Handwerk niederzulegen.

1637 berichteten die Poysdorfer Maurer, daß sich in Mistelbach auf einem Pfarrgrund 2 Störer niedergelassen hatten und hier arbeiteten, ohne daß sie einer Zeche angehörten; sie waren Schützlinge des Pfarrers Pörsius. Die Anzeige ging nach Wilfersdorf und nach Wien zur Haupthütte. Die Poydsorfer Maurerinnung bekam am 30. Juli 1644 ein neues Patent, von dem wir nichts wissen; hier arbeitete der Meister Michael Huber. Für den Aufbau der zerstörten Heimat fehlten nach 1648 die Arbeitskräfte, so daß der Fürst Leichtenstein Habaner von Gr. Schützen berief, um die Herrschaftsgebäude aufzubauen; sie waren 25 Jahre vorher aus unserem Gebiete vertrieben worden und mußten sofort, wie die Arbeit fertig war, heimkehren. Die Obrigkeit klagte um 1656, daß die Handwerker übermäßig fluchten, sich gegenseitig in recht ordinärer Weise beschimpften, die Arbeit des anderen verkleinerten und heruntersetzten. Jeder wollte es besser wissen und stellte dem anderen viele Fehler aus. Zur Strafe sollte jeder Schelter keine Arbeit erhalten oder 50 Reichstaler zahlen, auch die Leibesstrafe war vorgesehen. Die Wiener Regierung gab der Poydorfer Maurerzunft am 26. Jänner 1656 ein neues Patent. Als die Wilfersdorfer Herrschaft 1660 dringend Maurer und Arbeitskräfte brauchte, holte sie diese von Ostra im Fradischer Kreis. In Poysdorf arbeiteten 1669 die 2 Maurermeister Ulrich Donau und Leonhard Stutz sowie die Zimmermeister Hans Mittermayer, Hans Schallemayer und Simon Mayer. Die Lohnfrage regelte die Obrigkeit 1672, um alle Streitigkeiten zu vermeiden; danach bekam 1 Palier auf des Meisters Groschen täglich 20 kr, ein Maurer- oder Zimmergeselle 18 kr, ein Malterrührer 13 kr, ein Ziegeldeckergeselle 33 kr und ein Tagwerker 12 kr; auf dem Lande bekam aber jeder um 2 kr weniger. Die Arbeitszeit dauerte ihm Sommer von 4 Uhr früh bis 7 Uhr abends mit 3 Feierstunden, im Winter dagegen, solange es licht war, mit einer Feierstunde; im Frühling und Herbst waren nur 2 Feierstunden. Jeder Meister mußte einen Lehrbrief besitzen; forderte einer mehr Lohn, so hatte er den Lehrbrief abzugeben; außerdem wurde er als unehrlich und untüchtig erklärt und ins Landgericht eingeliefert. Um die vielen Brände abzuwenden, beschloß 1676 die Poysdorfer Zunft, alle Jahre zu Floriani einen Umgang mit dem Sanktissimum durch die Gemeinde abzuhalten und kaufte für diesen Zweck einen Himmel. Die Maurer und Zimmerleute waren wegen ihrer langsamen Arbeit oft die Zielscheibe des Witzes beim Volke; so hieß es z. B.:

„O, Herr bewahr die Christenheit vor Maurern und vor Zimmerleut!“

Ein vielseitiger Bauherr und Kunstmäzen war in dieser Zeit das Fürstenhaus der Liechtenstein in unserer Heimat. Schon der Fürst Maximilian (1578 - 1643) hielt sich in Rabensburg einen Hofmaler. Der Fürst Karl Eusebius (1611 - 1684), der viele Werke über die Baukunst studierte, verfaßte ein Buch über die Architektur. Er liebte bei den Bauwerken die korinthischen und Toskanasäulen, helle Zimmer, Stukkaturdecken, Galerien, Harmonie und Symmetrie im Schloßbau. In jedem Hof durfte nie ein Springbrunnen fehlen.

Die Seele des Parkes, in dem der Besucher Grotten verschiedene Wasserspielen, Brücken, Bäche, Gräben, ein Ballhaus, einen kleinen Fichtenwald, kleine Teiche, Inseln, Wiesen und schattige Alleen sah, war ein Wasserwerk mit Brunnen und Wasserfällen. Der Fürst, der Feldsberg wegen der guten Luft liebte, wollte das Schloß auf dem Raistenberg erbauen. Als Maurer- und Baumeister wirkten in Feldsberg: Anton Carlon (1629), Jakob Tencala, der Brünner Andreas Erna (1641) und Hans Erna, der 1643 die Kirche in St. Ulrich baute. Steinmetzmeister: Klemens Garovo, Giacomo Orsolino, Giovanni Binaldi (1639), Peter Materna (1643), Francesco Carati (1645), Jakob Anton Matentz, Domenico Morelli (1654) und Georg Oeder von Nikolsburg (1677). Stukkateure: Bernhard Biankh, Johann Tencala und Johann Peter Brein. Maler: Johann Gidoni (1638), Prosper Franz de Mus von Goldenstein (1667), Andreas Diestler (1680) und Ferdinand Schwiebling von Mistelbach. Tapetenmaler: Johann Bernhard von Wehlern 1675. Hoftischler: Augustin Kinzel. Bildhauer: Matthias Gunst von Wien (1680). Wasserkünstler: Wolf Grueber von Nikolsburg (1634), Michael Trübel von Troppau und Alfonso Grotti. Stückgießer: Leonhard Löw von Wien. Gärtner: Comino Manini von Italien brachte für die Schloßgärten Pflanzen und Sträucher aus Genua und Fruchtbäume vom Gardasee. Die Glasmaler kamen fallweise von Wien. Die Steine führten die Bauern aus unseren Steinbrüchen, außerdem von Eggenburg und Lilienfeld herbei; erwähnt wird noch ein Hrubischer Stein. Diese Bautätigkeit der Fürsten, die ja in vielen Gemeinden die Markt- und Grundherren bei uns waren, blieb sicher nicht ohne Einfluß auf die Zunft, sodaß auch die Fremden die Lehrmeister und Beraten für manchen Kirchenbau waren, z. B. für Poysdorf (1686), Falkenstein, Herrnbaumgarten.

Nach der Niederlage der Türken vor Wien (1683) wanderten viele Maurer von hier in die Donaustadt, wo sie mehr verdienten, während sie bei uns fehlten. In Mistelbach finden wir 1697 den Glasermeister Lorenz Friedl und 1701 den Maurermeister de Venna, der sich das schöne Barockschlößchen erbaute, in dem das Heimatmuseum untergebracht ist. Er hatte einen Gesellen, der an keiner Fronleichnamsprozession teilnahm, keinen Lehrbrief besaß und öffentlich erklärte, er müsse sich aus dem Staube machen; darum wäre es gut, ihn rasch zu verhaften, ehe er entwich. Die starren Zunftbestimmungen, die wie ein unfehlbares Dogma betrachtet wurden, verhinderten jeden Aufstieg des Handwerks; dazu kamen die mangelhafte Schulbildung, die Fesseln der Tradition, der übertriebene konservative Geist, die strenge Forderung der Gegenreformation, keinen Altkatholiken eine Arbeit zu geben, und die eingewurzelte Abneigung gegen die Fremden (Zugereisten). Unser Handwerk, das den Zusammenhang mit der Welt verlor, war aber auf den Zuzug tüchtiger Meister aus Italien, aus den Sudetenländern und von Hainburg (für die Wilfersdorfer Herrschaft) angewiesen.

Der Poysdorfer Meister Georg Kreuzschuster beklagte sich 1703 über den Maurermeister Georg, der ihn am Fronleichnamstag auf offener Straße vor allen Meistern geschmäht hatte, ihn einen Buben nannte und sogar schlagen wollte. Von Italien berief der Fürst Liechtenstein den Meister Giulietti, der 1715 eine neue Ziegelform für seine Barockbauten einführte. In Poysdorf hatten sich 1714 die drei Meister Anton Geischler, Matthias Ulrich Böhm und Leopold Winkler beschwert, daß in der Viertellade unter dem Oberzechmeister Matthias Schreidl von Zistersdorf verschiedene Unregelmäßigkeiten und eine große Unordnung herrschten. Die Wiener Haupthütte verwies in der Antwort auf einen Erlaß vom Jahre 1696 hin, nach dem immer ein Ober- und Unterzechmeister gewählt werden mußte. Die Wahl hatte in dem Orte des Zechschreibers stattzufinden; deshalb begaben sich alle Meister dorthin und gaben in der Wohnung des Zechschreibers geheim ihre Stimme ab. Weil sich die Lade in Poysdorf befand, sollte ein Poysdorfer stets ein Zechmeister sein, der jährlich für die Konservierung der Lade 2 kr erhielt. Am Jahresende hatte der Oberzechmeister genau Rechnung zu legen. Die Zuschriften der Wiener Haupthütte mußten immer bei den Zusammenkünften verlesen und in die Lade gelegt werden. Da der Meister Probst nicht vom gesamten Handwerk als Meister aufgenommen war, sondern nur vom Oberzechmeister, so war diese Aufnahme hinfällig. Der Meister Ulrich Böhm wurde sogar in das Landgericht eingeliefert und verhört, doch ließ man ihn wieder frei. Zum Unglück verlor er seinen Ehrenschein, sodaß ihn die Zunft für unehrlich erklärte. Daher bat er den Fürst um eine Abschrift seines Ehrenscheines.

Am Fronleichnamstag erschienen alle Meister in Poysdorf, wohnten dem Gottesdienst bei und beteiligten sich am Umgang. Bei der Zusammenkunft verlas der Oberzechmeister die Freiheit und die Bestimmungen und zum Schluß gab es eine Mahlzeit, die aber nicht mehr als 24 kr kosten sollte. Verboten war es, ein Geld aus der Lade zu nehmen. Wurden die Meister zu einer wichtigen Zusammenkunft berufen, so hatte jeder Anspruch auf 30 kr. Der Zechmeister sei bescheiden. Die Gebühren für das Aufdingen und Freisprechen waren genau zu erlegen. Ein Meistersohn, der bei seinem Vater 2 Jahre gelernt hatte, vollendete seine Lehrzeit - das 3. Jahr bei einem anderen Meister. Solange ein Meister ein Strafgeld nicht erlegt hatte, durfte er keinen Lehrjungen aufdingen. Jedes Pfund Wachs berechnete die Zunft mit 12 kr in Geld. Ein Viertelmeister hatte stets in der Umgebung von Poysdorf zu wohnen. Die Schlüssel zur Lade sollte jeder gut verwahren, damit sie nicht ein Schlosser aufbrechen mußte.

Nach 1715 herrschte eine rege Bautätigkeit; die Roboter, die nur schwache Pferde hatten, führten Steine für den Wilfersdorfer Schloßbau von Neusiedl a. d. Z., Prinzendorf, Maustrenk und Kromau (in Mähren) herbei; für die Fenster- und Türstöcke eignete sich der Garschönthaler Stein; die Fenster faßte man damals in Blei. Holz holten die Fuhrleute aus Plumau bei Proßnitz, Rabensburg und vom Spitz in Wien. Von Eggenburg erschien ein zweiter Steinmetzmeister Andreas Steinböck. Der Ingenieur Antoni entwarf die Baupläne; ein tüchtiger Uhrmacher mußte die Schloßuhr machen, ein Mistelbacher Hafnermeister setze die Oefen, Wassersucher berief der Fürst für eine Wasserleitung, Wasserkünstler von Troppau und Eisgrub richteten Quellen, Springbrunnen und Wasserspiele ein, von Boskowitz entwarf ein Schlossermeister das Muster für einen Gartenzaun, Stukkateure arbeiteten im Schloß; die Ziegelöfen in Wilfersdorf und Umgebung lieferten das Baumaterial und der Hohenauer Kalkofen den Kalk. In den Gemeinden stellte man die Dreifaltigkeitssäule auf und einige Jahre später die Johann von Nepomuk-Statuen, sodaß die Steinmetzmeister genug Verdienst hatten.

1726 ereignete sich am Fronleichnamstag in Poysdorf beim Umgang eine schimpfliche, lose und spöttische Aufführung durch einige Maurergesellen, die eine schändliche Verwirrung bei allen erregte, sodaß gleich die Anzeige bei der Obrigkeit und bei der Wiener Bauhütte erstattet wurde; diese nahm die beschämende Tatsache mit dem beigelegten „attestato“ ganz mißfällig auf; sie gereicht dem ganzen Handwerk nicht zur Ehre und war zu solch heiligen Zeiten höchst sträflich; deshalb mußten die Werkgenossen durch den Ausschuß sowie der Palier Johann Michael Ledl nach Wien gehen und sich bei der Haupthütte anmelden, wo alles untersucht und administriert wurde.

Das Patent vom 11. Mai 1715 und das vom 19. April 1732 brachten neue Bestimmungen. Bei Zusammenkünften des Handwerks mußte immer ein verordneter Kommissar anwesend sein. Das übermäßige Essen- und Trinken war künftig abzustellen.

Null und nichtig waren alle Bestimmungen, die nicht der Landesfürst bestätigt hatte. Geburts- und Lehrbriefe mußten nur in der Lade verwahrt werden. Wollte ein Geselle seinen Posten verlassen, so hatte er es 8 Tage vorher dem Meister mitzuteilen; dabei sollte aber der Meister achten, ob der Geselle nicht wegen eines begangenen Verbrechens seine Entlassung forderte. Schimpfte ein Geselle und wagte er es sogar, an dem Handwerk zu „rechen“, so wurde er sofort verhaftet, dann mit Gefängnis, Zuchthaus oder Festung bestraft. Entfloh er ins Ausland, so war seine Erbschaft im Geburtsort und sei Vermögen „aufzuhalten“. Er war als „infam“ - unehrlich erklärt und sein Name am Galgen angeschlagen. Streitigkeiten zwischen Handwerkern und Meistern waren von nun an „summarie abzustellen“. Die alten Gebräuche und die Handwerksordnung an den verschiedenen Orten spielten jetzt bei den Lehrburschen und Gesellen keine Rolle; es durfte da kein Unterschied gemacht werden und Gesellen aus anderen Ländern (Zugereiste) waren auch zu befördern. Alle Kinder konnten von jetzt an ein Handwerk lernen, nur nicht die der Schinder und Abdecker (ausgenommen mit Vorbehalt der Legitimation der Kinder). Wurde ein Geselle bei Gericht angezeigt, so galt er bis zur rechtskräftigen Entscheidung nicht als unehrlich und niemand durfte sich weigern, neben ihm zu arbeiten. Gesellen, die sich zusammenrotteten und die Arbeit verweigerten, wurden mit Zuchthaus, mit Galeeren (Ruderbank auf einem Schiff) oder mit dem Leben bestraft. Streng verboten war es, solche Burschen aufzunehmen und zu unterstützen, weil diese Helfer die gleiche Strafe traf; es konnte sogar, wenn es notwendig war, militärische Hilfe angefordert werden.

Nur der Landesfürst hatte das Recht, Zünfte sowie Laden einzurichten und Gesetze vorzuschreiben. Man unterschied Haupt- und Neben- oder Viertelladen, die aber gleich waren. Die Korrespondenz zwischen den Handwerken wurde ganz „ceffiert“ und ging nur durch die Ortsobrigkeit. Gesellen hatten nie das Bruderschaftssiegel zu führen. Das Handwerkssiegel bewahrte die Ortsobrigkeit. Beim Aufdingen, Lossprechen und bei den Meister-Rechtskosten war jedes große Uebermaß untersagt. Der Unterschied zwischen geschenktem und ungeschenktem Handwerk unterblieb künftighin. Jeder wandernde Geselle hatte in der Herberge Anspruch auf 4 - 5 Groschen oder 15 - 20 kr rheinisch. Wanderten die Gesellen nur umher, ohne eine Arbeit anzunehmen, so war jedes Geschenk für sie verboten. In der Herberge konnte sich der Geselle 33 Tage aufhalten und sich um Arbeit umschauen, aber nicht betteln oder fechten gehen. Die Strafgelder kamen in die Lade, die 2 Schlösser hatte. Beim Freisprechen gab es noch immer lächerliche und unehrbare Gebräuche (Hobeln, Schleifen, Predigen, Taufen usw). Oft mußte er dabei ungewöhnliche Kleider tragen. Die läppischen Grüße und Handwerksreden, der blaue Montag und das Tragen der Degen waren untersagt. Das Dienen eines Gesellen außerhalb seines Handwerkes durfte ihm nicht zum Nachteil angerechnet werden. Auch durften die jungen Meister nicht auf Kosten der alten zu stark mit Arbeit und Lasten beschwert werden. Die Meister, Gesellen und Frauen sollten die Lehrjungen nicht mehr übermäßig schlagen und zu knechtlichen Arbeiten anhalten. Entlief aber ein Junge mutwillig, so brauchte ihn der Meister nicht mehr aufzunehmen und er mußte von neuem anfangen. Der Mißbrauch, daß die Gesellen mittels eines unter sich haltenden Gerichtes die Meister vorladen ihnen Vorschriften machen, sie strafen und schelten, war von nun an aufgehoben, ebenso der Eid, dass die Meister die Zunftgeheimnisse zu verschweigen hatte. Auch der Unterscheid bei den legitimierten Kindern war beseitigt; dagegen waren die Kinder von Unehrlichen vom Handwerk ausgeschlossen. Es brauchte jetzt kein Meister ein unnützes und kostbares Meisterstück machen. Die vom Hof Befreiten und die Kammerarbeiter waren von jedem Meisterstück befreit.

Abgeschafft waren die alten Bestimmungen: Das Gerben von Hundshäuten machte die Meister unehrlich, ebenso alle, die einen Hund oder eine Katze erschlugen. Personen, die mit einem Abdecker gingen, sprachen oder ihn auf seinem letzten Weg zum Friedhof begleiteten, verloren die Standesehre, auch die einen Gehängten abschnitten, die bei einer Viehseuche die toten Tiere aus dem Stall schafften, die Bader, welche einen Gemarterten ausheilten und Tuchmacher, die eine Raufwolle verarbeiteten. Angehende Meister mußten eine Zeitlang in dem Orte wohnen, wo sie das Handwerk ausüben wollten. Die Vorteile der Meistersöhne, Meistertöchter und –witwen (auch beim Wandern und beim Meisterstück) hörten auf; ebenfalls die beschränkte Zahl der Meister in einer Gemeinde und die Vorschriften des Maßes, wie der Meister die Gesellen speisen und traktieren mußte. Die Tage für die Meisterschaft bestimmte die Obrigkeit. Die Landesregierung setzte die Zahl der Meister in einer Gemeinde fest, ebenso die der Gesellen und Lehrjungen sowie das Lehrgeld. Heiratete ein Geselle eine arme Witwe oder die Tochter eines armen Meisters, so konnte ihm das Meisterstück nachgesehen werden. Eine wesentliche Vorbedingung für das Handwerk waren Sittsamkeit, Ruhe und Gehorsam zwischen Meister und Geselle. Wollten aber die Handwerker in ihrem Mutwillen, Bosheit und Hartnäckigkeit verharren, so drohte ihnen die Auflösung der Zeche.

Diese Handwerksordnung mußte „affigiert“ werden, damit sie alle lesen konnten; auch war es vorgeschrieben, sie bei Zusammenkünften vorzulesen. Eine neue Zeit meldete sich an u. zw. der Merkantilismus; der Staat war sich seiner Aufgabe bewußt und griff mit fester Hand in das Wirtschaftsleben des Volkes.

Um 1740 wirkten zwei hervorragende Meister in unserer Heimat: Donato Allio, der Erbauer des Stiftes Klosterneuburg und der Bründlkirche bei Poysdorf, sowie Martinelli, der den Plan für die Wilfersdorfer Kirche entwarf, die sehr der Bladensdorfer Pfarrkiche in Nordmähen ähnelt. Johann Pimmer machte auf Wunsch des Fürsten das Oratorium in Wilfersdorf, das Epitaph = Grabschrift bei der Gruft, die Bildhauerarbeiten aus schön glänzendem Marmor sowie die Vergoldung; dafür erhielt er 450 fl. Das Holz zum Ziegelbrennen mußte auf den Befehl Martinellis ganz trocken sein. Der Kettlasbrunner Jäger, der nichts hergeben wollte, erklärte, die Wälder hätten in den letzten Jahren arg gelitten; deshalb verzögerte sich der Bau. 1733 verlangte der Baumeister 36 Stamm Bauholz sowie 60 Stamm zum Brennen, aus dem Eibesthaler Revier aber 60 Eichen, 3386 Föhren und 132 Stamm für den Ziegelofen; die Steine holten die Bauern aus Neusiedl a. d. Z. Bei der Transferierung des Rabensburger Hochgerichtes hatten die dasigen Handwerker am 13. Sept. 1737 eine Beschwerde dem Fürsten überreicht, weil man zur Ausbesserung des Galgens Meister, Gesellen und Lehrburschen durch Losziehung bestimmte, sodaß alle unwillig darüber waren. Die Regierung ließ sich Zeit und entschied erst 1743 diesen Fall; es hatte sich etwas Aehnliches im Waldviertel zu Rapotenstein beim Hochgericht zugetragen zwischen der Zimmermeisterzunft in Zwettl und der Maurerzunft in Groß Gerungs. Die Ausbesserung mußte unter allen Umständen durchgeführt werden; auch sollten sich die Handwerker nicht mit Unwissenheit entschuldigen.

Nach 1750 bürgerte sich die Bezeichnung Baumeister bei uns ein. Am 30. Dezember 1755 suchte der Wiener Maurerpalier Scharinger in Wilfersdorf an, in Mistelbach eine Werkstätte zu eröffnen und das Handwerk auszuüben, obgleich es hier genug Meister gab; dazu kam eine Witwe nach dem verstorbenen Dröscher, die einen Gesellen heiraten dürfte. Da es keine freie Stelle gab, sollte er warten oder eine Witwe heiraten. Im Kriegsjahr 1757 beklagten sich die Meister, daß die Gesellen und Lehrburschen zum Militär genommen wurden; daraufhin verbot dies die Regierung mit Ausnahme jener, die sich nicht handwerksmäßig benahmen oder sich strafmäßig aufführten. Fürstliche Zimmermeister gab es in Wilfersdorf, Rabensburg und Feldsberg; dieser bezog jährlich 90 fl, 20 Maß Schmalz, 40 Pfund Käse, 5 Kufen Salz, 6 Metzen Weizen, 15 Metzen Korn, 4 Metzen Kuchelspeis und 15 Eimer Wein. In Poysdorf wohnte der Glasermeister Wallner in einem fürstlichen Haus, in dem schon 1697 der Glaser Lorenz Friedl sein Handwerk ausgeübt hatte. Weil es jetzt in jesuitische Hände kommen sollte, müsse es die Herrschaft verhindern (1758). Die Wachsstrafen gehörten der Kirche, die aber keine Geldbußen vom Handwerk annehmen durfte. In Feldsberg arbeitete ein Bildhauer, der aber wenig Aufträge in der Zeit der Aufklärung bekam. Die gedruckten Handwerkskundschaften, die im Gewerbe großen Unfug anrichteten und nur zur Auswanderung und Fahnenflucht verleiteten, durften keine Buchhändler und Buchdrucker verkaufen, sondern nur die geschworenen ältesten Meister an wirklich wandernde Handwerksburschen (bei Strafe der Emigration). Diese Kundschaften mußten die Unterschrift des Zunftältesten, das Stadt- oder Marktsiegel sowie Tag, Monat und Jahr ausweisen; darüber hatte die Zunft ein Protokoll zu führen. Ungültig waren die alten Kundschaften, denen Datum und Siegel fehlten.

Am 19. Jänner 1781 verbot der Kaiser Josef II. das Tragen der großen und kostbaren Zunftfahnen beim Fronleichnamsumgang und erlaubte nur die kleinen, wie die Poysdorfer Maurer noch vor 1914 hatten; am 16. Mai desselben Jahres untersagte er das Tragen einer besonderen Kleidung, die stark der Schützentracht ähnelte, und die großen Hüte mit den hohen Federn. Damit verschwand ein Stück Romantik aus dem Zunftleben unserer Heimat. Dafür schaute die Regierung auf Ordnung und genaue Rechnungen, gab eine Bauordnung für die Gemeinden heraus und verlangte überall Baukommissionen, die dem alten Schlendrian ein Ende bereiteten. Von 1785 mußte bei Verleihung eines Handwerkes oder Gewerbes immer die zuständige Lade verständigt werden.

In Mistelbach arbeitete der tüchtige Zimmermeister Anton Daun, der viele Mühlen des Zayatales zeitgemäß umbaute. Das Kreisamt in Korneuburg forderte von der Viertellade alle Rechnungen der letzten sechs Jahre, um sie genau zu überprüfen. Die Meister verlangten von jedem Gesellen, der bei ihnen arbeitete, mit Recht den Meistergroschen. Das Kreisamt begehrte Auskunft von der Poysdorfer Zunft über 3 fl, die jährlich an die Wiener Haupthütte gezahlt wurden, und wieso beim Aufdingen und Freisprechen eines Lehrjungen eine Abgabe von 15 kr an die Gesellen gefordert wurde. Große Zehrungskosten fand das Kreisamt bei allen Zünften, u. zw. bei den Bindern, Fleischhauern, Hafnern, Kürschnern, Wundärzten, Lederern, Müllern, Riemern, Seifensiedern, Seilern, Hufschmieden, Schuhmachern, Tischlern, Wagnern, Zimmerleuten, Schlossern, Büchsen- und Uhrmachern in Mistelbach, bei den Maurern in Poysdorf und Schneidern in Wilfersdorf. Nach einem kaiserlichen Befehl vom Jahre 1789 war eine Bestätigung der Zunftordnung nicht mehr notwendig; doch hatten übereifrige Hofagenten beträchtliche Geldsummen als Vorschuß von einzelnen Handwerksinnungen eingefordert, ohne sie genau zu verrechnen; deswegen sollten sich die Zunftkommissäre darüber äußern und binnen 8 Tagen die Antwort einsenden.

Die Poysdorfer Lade spendete 1799 als Zeichen ihrer Vaterlandsliebe 100 fl für den Krieg gegen Frankreich. Viele Arbeitskräfte, die bei uns weder Verdienst noch Brot fanden, wanderten nach Ungarn aus, wo sie gerne aufgenommen wurden; es waren dies vor allem Feldsberger und Ottenthaler, die das Weinland verließen. Radizierte Zimmermeister hatte Poysdorfer 1804 keinen, ebenso war es beim Bauhandwerk; es waren nur persönliche und verkäufliche; die zwei Schlosser waren radizierte. Ein wunder Punkt war die mangelhafte Schuldbildung der Jugend, die auch der Kreishauptmann feststellte und die für den Aufbau des Berufes und Standes so notwendig war. Die Sonntagsschule, die 1816 eingeführt war, wurde leider wie die Christenlehre von der genußsüchtigen Jugend geschwänzt, so daß die Behörde eingriff; wer beide nicht besuchte, wurde nicht freigesprochen, mochte er als Lehrjunge brav und fleißig gewesen sein. Tat es aber die Zunft trotzdem, so zahlte sie 50 Reichstaler Strafe. Eltern, die ihre Söhne nicht dazu verhielten, gaben in den Dörfern 2 fl, in den Städten und Märkten 4 fl in den Armenstand. Arme sperrte die Obrigkeit einen Tag ein.

Nach den Napoleonischen Kriegen herrschten bei uns Not, Elend und Arbeitslosigkeit im Handwerk, weil sich alle einschränken mußten und das Geld fehlte. Gesellen wurden entlassen, Lehrburschen nicht aufgenommen und der Staat gab keine Unterstützung. Da war es der menschenfreundliche Fürst Johann von Liechtenstein (+ 1836), der auf seinen Gütern – besonders in Feldsberg – viele Bauten aufführen ließ und so den Arbeitern Brot und Verdienst verschaffte. Damals wirkte als Baumeister der geniale Josef Hardtmuth von Asparn a. d. Z. (+ 1850), ein Vertreter des Klassizismus. Der Poysdorfer Meister Andreas Hamer, der einen Ziegelofen besaß, hatte 1817 zehn Gesellen, die Brüder Andreas, Leopold und Anton Gebhart 20, davon 11 Poysdorfer. Die Weinorte und die Gemeinden an der verkehrsreichen Brünnerstraße standen sich wirtschaftlich nicht schlecht und verfügten über Geld für Bauzwecke. Gute Maurer kamen aus dem Falkensteiner Bergland (Schweinbarth, Stützenhofen, Ottenthal und auch von Neudorf b. Staatz).

Die Revolution im Jahre 1848 nahm die Maurerzunft nicht zur Kenntnis, da sie 1852 um die Bestätigung ihrer Ordnung ansuchte; sie erfuhr, daß eine neue Zeit angebrochen war, welche die Zünfte als museale Einrichtung abwies. Die Behörde arbeitete an einer Gewerbeordnung, die in kurzer Zeit erscheinen sollte. Die Alten schüttelten verwundert den Kopf, die Jugend hoffte aber auf bessere Zeiten und fand sich leichter in die neuen Verhältnisse. Damals umfaßte die Poysdorfer Maurerzunft 33 Ortschaften im Weinviertel mit 21 Maurermeistern, 2 Ziegeldeckern, 185 Gesellen und 44 Lehrjungen. Die Freisprechung erfolgte immer am Montag nach dem Fronleichnamstag. Die neue Gewerbeordnung wurde von den Meistern nicht freundlich aufgenommen; denn die alten Zunftbestimmungen hielt man allgemein für besser. Aus dieser Uebergangszeit sind keine schriftlichen Aufzeichnungen vorhanden.

Der bedeutendste Kunstmäzen dieser Zeit war der Fürst Johann II von Liechtenstein (1840 - 1929), ein Fachmann auf dem Gebiet der Baukunst, der in dem Architekten Karl Weinbrenner, einem Schüler des Wiener Dombaumeister Friedrich von Schmidl, einen Mann fand, der seine Pläne in die Tat umsetzte; denn er baute die Kirchen in Unter Themenau, Katzelsdorf, Dobermannsdorf und Bullendorf, die Spitalskirche in Mistelbach und die Schule in Nieder Absdorf. 1910 ging Weinbrenner nach Prag, wo er als Professor an der deutschen Technik wirkte.

Die Rationalisierung und der technische Fortschritt wiesen dem Bauhandwerk auch bei uns neue Wege und wirkten revolutionierend auf dieses Gewerbe, sodaß man heute an die Gesellen und Meister ganz andere Ansprüche stellt als vor hundert Jahren; gute Fachschulen und Zeitschriften sorgen für eine gründliche Vorbildung, ohne die heute ein Meister nicht auskommt. Der Architekt besitzt sogar akademische Bildung, die für die Großbauten notwendig ist. Die soziale und materielle Stellung der Lehrburschen und Gesellen ist jetzt eine ganz andere als früher. Der Humanitätsgedanke gab ihnen eine menschenwürdige Stellung und schützt sie vor Ausbeutung und Not. Die alten Zunftgebräuche und die Kleidung der Maurer sind vergessen, leben aber in den Orden der Freimaurer weiter.

Alte Maurermeister-Familien, die dem Handwerk durch 150 Jahre die Treue bewahrt haben, sind die Mattner in Poysdorf und die Schreibvogel in Großkrut.

Quellen:

W. Buchowiecki „Die gotischen Kirchen Oesterreichs“.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Bücher und Schriften der Poysdorfer Maurerzunft

Viktor Fleischer „Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein als Bauherr und Kunstsammler“„Sippe“ 1937 und „Adler“ 1939 behandeln von mir die Familien der Handwerker und Maurer, soweit ich sie in Urkunden fand.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, Nr. 1 - Jänner 1957 S. 1 - 2, Nr. 2 – Februar 1957 S. 5 + 6, Nr. 3 – März 1957 S. 9 + 10, Nr. 4 – April 1957 S. 13 + 14

Das Benefizium der hl. Dreifaltigkeit

Am Ausgang des Mittelalters nahm die Verehrung der hl. Dreifaltigkeit bei uns einen größeren Umfang an. Es ist möglich, dass auch das Auftreten der Pest viel dazu beigetragen hat, weil ja die menschlichen Kräfte nicht ausreichten, um diese Seuche, die ganze Gemeinden entvölkerte, mit Erfolg zu bekämpfen. Altäre wurden ihr geweiht, Bruderschaften (das sind religiöse Vereine) gegründet und fromme Stiftungen (sogenannte Benefizien) errichtet. Eine solche bestand auch in Poysdorf; der Stiftsbrief dieses Benefiziums lautet : „Ich Georg Weispekh und ich Hans Heundl, beede gesessene zu Poystorff, bekennen für unß und anstatt der ganzen Bruderschaft der Heiligen Dreyfaltigkheit Zech daselbst Zu Poystorff, das wir Zu Lob und Ehr der obgemeltten H. Dreifaltigkait , Gott dem Allmechtig, der Jungfraue Maria, allen Gottes Heilig, vnser vnd vnser Vorfahren und Nachkommen, auch allen gläubigen Seelen. Zu Trost vnd Hülff mit willen vnd Wissen des Ehrwürdigen vnd Hochgelertten Herrn Johannes Kaltenmöller, der Heilig Schrifft Bäbstlicher Rechten vnd Siben Hreyen Künsten Doctor vnd der Zeit Official Passauer Bistumbs im Landt vnder der Ennß gestifft vnd gewidmet, haben Stifft vnd Witmen auch in Krafft dises Brieffs drey ewige Meß in der Pfarrkirchen St. Johannes Gots Teuffers zu Poystorff wochentlich auf der Obgemeltten H. Dreyfaltigkeit Altar Zu Lesen, ingleicher Mainung des nun fürbaß ain Jeder Kapelan oder bemeltter Messr die bestimbten Drey ewigen Messen in der obgemeltten St. Johannes Pfarkirchen auf den Bemeltten altar Wochentlich, die Erste Meß am Montag, die andere am Mitwochen vnd die dritte am Freytag lesen und halten soll der bestimbten H. Dreyfaltigkheit Gott dem allmechtigen, der Lobsamen Jungfrau Maria, allen Heilig vnd Zu Hülff vnd Trost vnser vnd vnser Vorfahren vnd Nachkhomen, auch allen glaubigen Seelen, daezu wir dan geeignet, gewidmet vnd geben haben vnd eignen, widmen vnd geben auch die hernach geschriebenen Wißmadt, aker, Weingarten vnd Gütter; von Ersten ein Wissen genannt die Kor Wisen Zu Falkenstein mitsambt einer gewant aker dabey gelegen, dienen auf das Schloß daselbsten zu Falkenstein zu St. Michaelis Tag 24 Denar . Item ein Wiesen Zu negst dem Spittal Holz vnsd dient in das Spittal zu Falkenstein Zu St. Michaelis tag 10 Denar. Item ein Wisen auch Zunegst dem Spittal Holtz vnd dient dem ergemeltten Spittal Zu Volkenstein Zu St. Michaelis Tag 16 D. Item ein Wisen auch gelegen in Neustall dient gen St. Klaren nach Wien Zu St. Georgen Tag 1 Schilling 10 D. Item ein Wisen gelegen Zu Walterskirchen dienet Zu dem Schloß daselbst Zu Georgi Tag 4 D. Item ein Wießen in der Henkrin dienet Zu St. Johannes gen Poystorff Zu St. Georgen Tag 8 D. Item ein Wißen bey der Troßmull dienet dem Pfarrer zu Walterskirchen vnd Zu St. Georgen Tag 28 D. Item ein Wießen gelegen Zu Haydesstorff dient dem Abt Zum heiligen Kreutz Zu St. Michaelis Tag 45 D. Item ein aker Lehen Zu Herrn Paumgartten, das frey eigen ist vnd ist von Niemandt Zu Lehen. Item ein aker gelegen bey dem Kreuz Zu Hern Paumgartten vnd dient dem gen H. Paumgartten Zu St. Georgen Tag 36 D. Item ein Weingarten gelegen in der Weiten gaßn Zu Wilhembstorff, das ¾ ist, vnd dient dem Probst gen Klosterneuburg Zu St. Michaelis Tag 6 D. Item ein Weingarten auch gelegen in der Weitegasse, das ¾ ist, vnd dient dem Probst gen Kloster Neuburg Zu St. Michaelis Tag 6 D. Item ein Haus gelegen Zu Poystorff Zunegst gelegen dem Pfarrhoff, das etwa Oßwald Riemel gewesen ist, mit Handen Herrn Ruprecht Mödl Pfleger daselbst Zu Poystorff, Zu St. Georgen Tag dient im Pfarrhoff Zu Poystorff 6 Den vnd St. Michaelis Tag 6 D.

Wir wollen auch das ein Jeder Kaplan dar Zu den Zeiten der Meß vnd die vergenantten Güter dar Zu geordnet vnd gegeben Inhatt, die nießlich vnd wesentlich Inhaben vnd haltten vnd von den obgestümbten Güttern die Dienst wie oben begriffen ist Jährlich außrichten vnd bezahlen , die Güter Nutzen, Nießen vnd brauchen nach all seinen Ehrn vnd Würden soll vnd mag vnd behalten vnß vnd vnßer Nachkommenten Brüder der bestimbten Bruderschaft der H. Dreyfaltigkeit Zech beuor die obgenanten drey ewigen Messen mit ihrig Zugehörigen alß offt Sy ledig wirdt darzu verleihen nach vnßern gefallen. Amen, Er wär Priester oder Schüler der in Hahrsfrist Priester wird vnd haben auch die ehegenanten drey ewigen Meß am Ersten verliehen dem Ersamen Priester Herrn Lorenzen Manhartt von Kererstorff vnsern Kaplan. Also das er dieselben drey Ewigen Messen wochentlich leßen ausrichten vnd die obbestimbten Gütter darzu gehörent Wesentlich vnd Päulich Inne haben, als wie oben berürt ist. Wen aber das ein Kaplan, der obgenante vnser Stifft die ehegemeltten güter nit wesentlich oder Päulich Inne hett oder der bemeltte drey ewige Messen wochentlich wie vorgeschrieben recht nicht außrichtet vnd Vollzüge ohne ehrhafftige Not redliche vrsach oder sich ordentlich vnd Erbarlich hielte, alß darzu gehört oder bestimbte unser Stift und ainiher güter aines oder mehr verkhumet oder in andre weg kheret und schaden betrachtet, wie sich das fueget, So soll Ime dan unser Gnediger H. Zu Zeit Bischoff Zu Passau oder seine Gnaden H. official mit Paan und Christlichem Zwang darzu halten, alles zu volbringen und Zuerstatten, darum er Nachlessig erfunden ist worden, Treulich und Ungeferlich und das solich unßer Stifft und widerumb izt und hinfüran Ewiglich Stelt bleibe und gehalten werde, Geben wir zu ainer wahren verkhundt diesen gegenweridigen Stifftbrief mit des Edlen und Vesten H. Hainrichen Keutawer und des fürsichtig und Weißen Hanßen Mulhaußer beede Zu Wien Bürger aigenen anhangenden insigln besiglet, darumb wir sie beede Fleisiglich gebetten haben doch ihnen und ihren Erben ohne schaden, darum wir unß obgemeltte Georg Weißbekch und Hanß Heundl für uns und anstatt der benantten ganzen Bruderschaft, dem Gewalt wir haben, und für unser Nachkomen verpunden, alles wahr und stet zu halten Inhalts des Brieffs. Geben zu Wien am Sambtag negst nach dem Neuen Jahr, alß man Zelt nach Christi unsers Lieben Herrn geburtt 1494 Jahr.

Vidimus des Benefiy Sanctissimae

Trinitatis Zu Poystorff“.

(Die eigentliche Urkunde ist verloren, nur zwei beglaubigte (vidimus) Abschriften aus der späteren Zeit liegen im Gemeindearchiv)

Das Gültbuch im n.-ö. Landesarchiv erwähnt 1542, 1559, 1635 und 1637 die Pfarrkirche und das Benefizium der hl. Dreifaltigkeit in Poysdorf.

Eine Urkunde aus dem Jahre 1571 zählt die Benefiziat-Grundstücke auf: „In alle Velder hat diese Pfare 35 Joch Ackher. Item 2 khlein wünkhläkhrl ligen in Gwür, stoßen gen Amaßer Zechwisn.

Wismath:

3 Tagwerk in …. Wißen neben der Schweigermühl. 1 khleines Tagwerk in der Rohrwißn neben des Fünfkirchers Hofwißn,

2 Tagwer wißn bey dem Salzweg.

Ein wißflekh sambt dem Krautgarten neben der Schweigermühl.

Item ein wißn oberhalb des dorfs bey welcher auch ein khleines Krautgärtl so den Bach schaidet.

Ein Krautgarten oberhalb des Eigen, neben Andree Gemein.

Weingarten: ¾ in Kirchberg, 2/4 auf dem Pürsting, ¾ im alten saz, aber der weig. ödt, 3/8 in wartberg, 1/8 in Nieden Ris (?), 6/4 weingarten in der weg. Ein weingarten im Schüzn.“

Nach einem „Extrakt“ – ohne Jahreszahl – hatte ein Pfarrer zu Poysdorf die Grundstücke, so zu dem Benefizium der hl. Dreifaltigkeit gehörig sind, „auf dato ein Genuß“. Eine Wiese in Hinkern (die Ried „In Hinkern“ ist heute durch die Häuser der oberen Brunngasse verbaut. Im Jahre 1767 gab es da nur Wiesen) diente zu St. Johannes nach Poysdorf am Georgstag 8 D. Eine Wiese zu Hadersdorf, dient dem Abt zu Heiligenkreuz auf Michaeli 24 D, die hat der Herr Pfarrer. Mehr ein Weingarten, gelegen zu Poysdorf im Plankengrund, dient dem Pfarrer daselbst und ist jetzt ein Acker. Fünf Joch Acker zu Poysdorf, davon 5 Metzen „Weidt“ sind.

Vogtherr (= Beschützer) des Benefiziums war der Markt Poysdorf, der auch jährlich die Steuer von 9 fl 18 Denar entrichtete. Die Wiesen, Grundstücke und Weingarten waren aber mit Wissen der Herrn von Fünfkirchen, die in unserer Gemeinde einen reichen Besitz hatten, der von Einzing und des Georg von Feldsberg verkauft werden; mit dem Gelde baute man die Kirche, die 1552 durch einen Brand schweren Schaden gelitten hatte, sowie den Pfarrhof auf. Das Benefiziatenhaus kaufte 1580 ein Poysdorfer Hauer Wierninger um 80 fl und machte daraus ein Wirtschaftshaus. Die Steuern und Abgaben reichte er in das Vizedomamt. Um diese Zeit gingen auch die Benefizien von Falkenstein und Feldsberg ein. Das erste verfügte über eine eigene Kirche, die aber 1571 als „eingefallen“ bezeichnet wird, das Felsberger zog die Herrschaft ein.

Von 1669 an blieb der Markt die Steuern schuldig, er bezahlt sie nicht. Zehn Jahre verstrichen, da erhielten Richter und Rat die Aufforderung, die schuldigen Steuern in das n. ö. Einnehmeramt zu reichen. Da machte der Rat den n. ö. Verordneten am 20. August 1679 die Mitteilung, daß man von dem Benefizium nichts habe, das Haus besäße jetzt ein Untertan des Grafen Trautsohn von Poysbrunn; von den Grundstücken hätte niemand eine Ahnung, auch könnten die Felder nicht mit Hilfe des Stiftsbriefes erforscht werden; darum sollten die Verordneten den Rat mit jeder weiteren Anforderung verschonen. Am 30. März 1680 erhielt der Rat einen genauen Ausweis seiner Schuld: Landsteuer im Jahr 1669 = 9 fl 18 Denar, bis 1678 tut dies im Kapital 90 Gulden 6 Schilling, dazu die „aufgeraitteten“ 10 % Interessen = 52 fl 2 Schilling 18 Denar, zusammen als 143 fl 18 Denar, diese Summe sei sobald als möglich einzusenden und bar abzuführen, sonst müsse die schon längst anbefohlene militärische Exekution erfolgen.

Weil aber der Rat das Geld nicht hatte, so schrieb er am 23. April 1680, daß von dem Benefizium nichts vorhanden sei; alles wäre im Luthertum veräußert worden; die Gemeinde habe von der Stiftung und dem Haus nicht den geringsten Nutzen und darum sei es recht und billig, daß man den Markt von jeder Landsteuer verschone. Herr Paul Sixtus Trautsohn Graf von Falkenstein hätte das Benefiziatenhaus verkauft und, die ehemaligen Grundstücke der Stiftung zu erfragen, sei wohl jetzt unmöglich außer mit einer nachdrücklichen Assistenz durch die Verordneten; würde man auch die jetzigen Besitzer der Felder finden, so möchter sich nach solangjähriger ruhiger „pohsesion“ niemand ihrer gutwillig begeben.

Der Markt wolle selbst zur Beförderung der Größe und Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit und zum Seelenheil der Stifter dieses Werk wieder aufrichten und in den ersten Stand setzen, ebenso auch die Landschaftssteuer hinfür ordentlich reichen. In Erwägung der wahrhaften Umstände und zumal vor 14 Tagen 150 Häuser durch gottlose Hand in Asche geraten und so eine große Armut verursacht hätten, ersuchen Richter und Rat die als unschuldig anbefohlene Exekution aufzuheben.

Am 24. August 1680 gab der Rat in einem Schreiben an die n. ö. Landstände eine genaue Darstellung des Sachverhaltes, da unterdessen am 18. Mai das Exekutionsdekret auf das Rat- und Schenkhaus in Poysdorf ausgehändigt war. Die Gemeinde könne nicht die Summe von 143 fl 18 Denar bezahlen; die Grundstücke des Benefiziums seien vor 100 Jahren für die abgebrannte Pfarrkirche verwendet worden und jetzt ganz und gar abgekommen. Durch eine Feuersbrunst gerieten die ohnedies verarmten Bewohner in das äußerste Verderben. Dazu war der Ort infolge der „laidigen Suche“ (Pest) gesperrt; jeder Handel mit dem Wein ruhte; es konnte keiner verkauft werden; auch noch im heurigen Jahr war jeder Weinverschließ verboten und der Wein gilt hier als das „ainzige Nahrungsmittl“; die Bewohner leiden Not, können nicht die Landsteuer und Herrschaftsschuldigkeit reichen; nicht der Markt Poysdorf genoß die verkaufte Gült, sondern „wie gehört“ die Pfarrkirche, gleichwohl werden sie die Bruderschaft ehestens wiederum erheben und jährlich 9 fl 18 Denar Steuer hinfüro den löblichen Landschaftsverordneten entrichten, das zur Bruderschaft gestiftete Haus gegen eine billige Ablösung derselben wiederum einräumen, doch sind sie jetzt in der schweren Zeit nicht imstande, die Rückstände zu bezahlen, auch vom Einkommen des Gotteshauses gehe es nicht. Sie ersuchen die Landstände, daß die „angethane Exekution alsobalt relaxiert“ werde und daß sie wenigstens die vorigen Rückstände gnädigst nachsehen.

Dieses Schreiben hatte einen Erfolg, der allerdings bei dem langsamen Amtsschimmel jener Zeit etwas spät kam. Am 6. Oktober 1681 willigten die löblichen Stände ein, daß alle Außenstände von dem Benefizium bis zum Jahre 1679 einschließlich nachgesehen werden, zugleich gaben die Herren Verordneten den Befehl, die Relaxierung der geführten Landschafts-Exekution durch Ratschlag von 23. Jänner 1682 vorzunehmen. Der Relaxierschein trägt das Datum von 27. Jänner 1682. Für dieses Entgegenkommen bedankten sich Richter und Rat zu Poysdorf bei den Herrn Verordneten.

In welcher Art das Benefizium wieder erstand und ob die Stiftung noch einmal in Leben gerufen wurde, darüber können wir heute nichts mitteilen, weil die Aufzeichnungen fehlen. Die jährliche Steuer von 9 fl 18 Denar entrichtete der Markt immer pünktlich und in den Akten der Gemeinde erscheint sie in der Jahren 1704, 1726, 1726 und zuletzt 1748.

Veröffentlicht in: Der Pfarrbote, 1935, Nr. 1, S. 2

 Das Bergrecht von Falkenstein

Unweit der mährischen Grenze liegt der alte Markt Falkenstein, der in der Geschichte des Weinbaues eine große Bedeutung besaß; der Fremde bewundert das liebliche Landschaftsbild, wenn er aus dem Walde heraustritt und die Hügel sieht, deren Abhänge Wein- und Obstgärten bedecken; uralt ist die Pflege der Weinrebe in diesem sonnigen und windgeschützten Talkessel, der im Westen und Norden durch bewaldete Höhen abgeschlossen ist.

Der Weinbau wurde hier sicher schon in der Zeit des Großmährischen Reiches betrieben, da schon unter Swatopluk 892 von Weinschenkungen in Südmähren gesprochen wird; 993 wird der Weinbau bei dem Kloster Raigern erwähnt, 1078 bei Bisenz und 1220 bei Welehrad.

In Falkenstein entwickelten sich besondere rechtliche Bestimmungen und Gesetze, die den Weinbau, die Weinwirtschaft, die Arbeitszeit, die Lohnfrage und den Handel regelten; sie gingen aus dem Volke hervor und wurden mündlich von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt. Wir erkennen da ein Nachwirken des alten germanischen Volksrechtes und den hohen Wert einer rechtlichen und gesetzmäßigen Ordnung, die der Grundpfeiler eines Gemeinschaftslebens vieler Familien ist, denn ohne Recht und Gesetz ist ein Zusammenleben in einem großen Verbande, wie es ja die Dorfgemeinde ist, nicht denkbar. Die sittliche Idee des Rechtes ist und bleibt das starke Rückgrat jeder Gemeinde und des Staates; sie ermöglicht erst das Zusammenleben vieler Berufe und Stände und leitete später zur Markt- und Stadtgemeinde über. Andere Völker besaßen nicht dieses Rechtsgefühl im gemeinschaftlichen Zusammenleben; denn die Tschechen, Polen und Ungarn übernahmen das Deutsche Recht. Das Magdeburger, Nürnberger, Breslauer und Brünner Stadtrecht war für sie Vorbild und Muster.

Bei uns hatte jedes Dorf und jede Stadt besondere rechtliche Bestimmungen; es ist dies ein Zeichen des mittelalterlichen Individualismus, der sich in viele örtlich privatrechtliche Interessen zerteilte. Hatte jedes Dorf sein Bantaiding, so finden wir in den weinbautreibenden Gemeinden wieder das Bergtaiding - kurz, Bergrecht genannt, das sich bei uns im Donautal und besonders im Weinviertel zu hoher Blüte entwickelte, wie wir es sonst nirgends in Mitteleuropa finden.

Falkenstein besaß nicht nur das beste Bergrecht, das sich nur aus einer alten Weinkultur erklären läßt, sondern es war auch das Muster für andere Gemeinden und sogar eine Art „Oberster Gerichtshof in Weinbausachen“; hier holten sich die Weinbauern Aufklärung und Rechtsbelehrung in strittigen Fragen. Das Wort Taiding bedeutet Tageding - ein Ding (Gericht), das an einem bestimmten Tage abgehalten wurde und zu dem alle Männer erscheinen mußten. Bergtaidinge besaßen bei uns die Orte: Erdberg, Gaubitsch, Ernsdorf, Wultendorf, Neudorf, Zlabern, Paasdorf usw.

Falkenstein hatte in weinbaurechtlichen Fragen dieselbe Stellung wie Magdeburg, Breslau und Brünn für das Stadtrecht; diese drei Städte waren der Oberhof für alle Neugründungen, und ihre Entscheidungen wurden immer als bindende und unumstößliche Urteile anerkannt. Das Falkensteiner Bergrecht übernahmen viele deutsche und tschechische Gemeinden in Mähren und Böhmen, so z. B. Seelowitz, Auspitz, Mödritz, Brünn und Prag (1358) - noch heute heißt hier ein Stadtbezirk „Königliche Weinberge“, für Leitmeritz (1360) und Brüx (1374); andere Orte mit Weinbergrechten waren in Südmähren: Landshut, Billowitz und Mikulschitz (1436) sowie Znaim (1486).

Das Beregrecht galt nur für Weinorte und hatte einen erzieherischen Wert, weil es in den Hauern den Gemeinschaftsgedanken entwickelte und sie mit besseren Wirtschaftsmethoden bekannt machte; es weckte das soziale Empfinden, die Hilfe und Unterstützung der Schwachen und Minderbemittelten, schuf eine genaue Rechtsordnung in der ganzen Weinwirtschaft und in der Dorfgemeinde. Die Ichsucht (Egoismus) verhindert jeden Fortschritt, jeden Aufstieg; sie kennt kein Recht und kein Gesetz, kein soziales Empfinden und keine Hilfe für den Nachbarn; erst in der Gemeinschaft mit anderen regen sich diese aufbauenden Kräfte. Daß der Weinbau bei uns so eine bevorzugte Stellung im Wirtschaftsleben einnahm, hat seine Ursache in dem Handelsverkehr Österreichs; denn der Wein war im Mittelalter der wichtigste Ausfuhrartikel für unsere Heimat.

Die Bergrechte, die ihre Blütezeit im Mittelalter hatten, sind so wie die Dorfrechte ein Denkmal des deutschen Volksrechtes, das sich durch eine klare und leicht verständliche Sprache auszeichnete; sie enthalten keine Redewendungen, die verschieden ausgelegt werden konnten; deshalb waren sie bei dem Volke so beliebt, weil jeder die Bestimmungen leicht verstand. Daß sie scharfe Strafen enthielten, darf uns heute nicht wundern, denn die Bewohner mußten an Zucht und Ordnung gewöhnt werden; dabei ist ein Zwang notwendig, da ein alter Spruch sagt: „Wo der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß.“

Zum Berggericht gehörten der Bergmeister - Kremsier vom Olmützer Bischof Bruno Winzermeister genannt (um 1270) - und die Schöffen oder die Geschworenen, die aus der Gemeinde genommen wurden; es sollten ehrbare Männer sein, die im Weinbau eine reiche Erfahrung hatten; im Lebenswandel und als Weinbauern mußten sie der Gemeinde ein Vorbild sein; an ihren Worten durfte niemand nörgeln oder darüber spotten. In Falkenstein waren es vier Geschworene, von denen zwei dem Marktrat angehörten und zwei aus der Gemeinde genommen wurden.

Der Bergmeister berief das Taiding zu Georgi (24. 04.) und zu Laurentius (10. 8.) ein und leitete die Verhandlung; alle Hauer mussten anwesend sein, nur eine schwere Krankheit entschuldigte das Fernbleiben. Nahm der Bergmeister den Richtstab in die Hand, so herrschte sogleich Ruhe; er fragte zuerst, ob das Gericht ordentlich besetzt sei, ob jeder seinen Nachbar bei sich habe, wer fehle, und ließ dann durch einen Geschworenen die Bestimmungen langsam und deutlich vorlesen, öfter machte er eine Pause und fragte die Anwesenden, die entblößten Hauptes zuhörten, ob sie alles verstanden hätten; war einem Hauer etwas unklar, so „zergliederte ein alter erfahrener „Weiser“ den Satz. Zum Schluß konnte jeder eine Anfrage stellen oder eine Klage vorbringen, die sogleich verhandelt wurde. Manchmal erschienen aus den Gemeinden Südmährens Bauer und verlangten eine Rechtsbelehrung, sie benutzten auf ihren Reisen den „Uttenthaler Weg“, der sie über die Grenze führte; es waren immer zwei Männer, die hieher nach Falkenstein zum Oberhof geschickt wurden, nie aber einer.

1362 verbot Kaiser Karl IV. den Gemeinden Mährens jede Anfrage in Falkenstein und bestimmte für sie Auspitz als Oberhof; eigentlich erließ dieses Verbot die Äbtissin des Altbrünner Königsklosters; als Strafe ordnete der Kaiser zehn Mark Goldes an, falls eine Gemeinde sich trotzdem nach Falkenstein wenden sollte. Das alte Bergrecht kannte noch die Todesstrafe bei einem Traubendiebstahl oder bei einem boshaften Abbrechen der Weinstöcke; die alte Fassung des Falkensteiner Taidings können wir aus dem Mödritzer entnehmen.

Gegen Ende des Mittelalters wurde bei uns das Römische Recht eingeführt, das die Lage der Bauern verschlechterte; sie wurden Leibeigene der Grundherren, die ihren Einfluß überall verstärkten und die Bauern beim Berg- und Dorftaiding ausschalteten, die Grundherren gaben jetzt die restlichen Bestimmungen; sie beriefen das Gericht ein, sie leiteten es und nahmen auf die Zusammensetzung der Geschworenen Einfluß; wer ihnen nicht paßte, mußte zurücktreten; damit begann der Verfall des Falkensteiner Bergrechtes, da die Bauern nicht mehr aktiven Anteil nehmen durften; ihr Rechtsgefühl und Rechtsempfinden stumpfte ab und der demokratische Geist der Vorfahren schwand, die absolute Fürstengewalt trat überall in den Vordergrund.

1528 bestätigte am 20. Dezember die Äbtissin des Wiener St. Klaraklosters Anna Welczerin des Falkensteiner Bergrecht und nahm von den Weingärten in dem „Rosenberg“ 84 ½ Eimer Bergrecht sowie drei Pfund 77 Pfennig Dienst bei der Lese; die Strafen sind jetzt etwas milder, was dem Einfluß des Humanismus zugeschrieben wird; es sind meist Geldstrafen zu 12 bis 72 Pfennig, 6 Schilling 2 Pfennig, 1 Pfund (240 Pfennig) und 5 Pfund.

Trotz des Verbotes aus dem Jahre 1362 holten sich doch die Gemeinden Südmährens in Falkenstein Rechtsbelehrungen; es kamen sogar schriftliche Anfragen in tschechischer Sprache, die aber nicht erledigt werden konnten. 1607 erklärten sogar die mährischen Stände, daß in Falkenstein niemals ein Berggericht gewesen sei. Gewiß hatte es sich im Laufe der Zeit stark geändert, allerdings nicht zu seinem Vorteil, denn die Falkesteiner erblickten in den Fremden Menschen zweiter Güte, für die alles gut genug sein musste, sie gaben sich auch keine große Mühe, die Rechtsfragen unparteiisch zu entscheiden, der alte Sinn für Recht und Gesetz war in den bäuerlichen Kreisen geschwunden, hatte doch die Gemeinde Eibesthal einen Schneider unschuldig hinrichten lassen. Dazu kam noch, daß der Falkensteiner Grundherr bei der Auswahl des Bergmeisters und der Schöffen mehr auf die religiöse Einstellung schaute als auf die sachliche und rechtskundige; es war eben die Zeit der Gegenreformation, die alle Andersdenkenden rücksichtslos beiseite stellte. Die Sekte der Wiedertäufer, die hier um 1544 festen Fuß gefaßt hatte, wurde eingesperrt oder verschleppt, so daß sie ihre Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiet gar nicht entfalten konnte, wie dies in Südmähren bis 1620 der Fall war.

1609 verlangten die mährischen Stände vom Kaiser, daß er darauf schauen solle, dass das Falkensteiner Obergericht mit ordentlichen Schöffen besetzt werde, weil der Graf Paul Sixtus Trautsohn unfähige Männer dazu berufe, die ihrer Aufgabe gar nicht gewachsen wären; sie seien nicht unparteiisch und genießen kein Vertrauen; wenn sich da die Verhältnisse ändern sollten, so müßten die Gemeinden Südmährens weggehen. (Vergleiche Anton Rieß, „Geschichte des Marktes Tracht.“)

1666 gab der Kaiser Leopold I. eine Weingartenordnung für das ganze Land, um die vielen verschiedenen Berggerichte gleichzuschalten und sie unter die staatliche Aufsicht zu stellen. Die Grundherren und die Gemeinden waren damit nicht einverstanden, denn sie waren auf ihre Rechte eifersüchtig, an denen niemand rütteln sollte. Waren diese Einrichtungen durch Jahrhunderte gut genug, so würden sie es auch in der Zukunft sein. 1678 amtierte noch in Falkenstein das Berggericht. Den Bergmeister und die Schöffen wählte die Gemeinde aus ihrer Mitte, doch bestätigte sie der Grundherr; die ihm nicht paßten, lehnte er ab. Von 1754 hatte der Bergmeister einen Eid abzulegen, wenn er die Stelle übernahm.

Die Weingartenordnung der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1761 konnte sich auch nicht durchsetzten. Die Grundherren sowie die Gemeinden überboten sich damals in dem starren, konservativen Geist, der mehr Schaden in der Landwirtschaft anrichtete, als ein vorübergehendes Hagelwetter. Sie hatten die Zeit des Merkantilismus verschlafen, die dem Kaufmann, dem Gewerbe und Handwerk einen Aufstieg brachte; wohl muß man den traurigen Schulverhältnissen bei uns auch einen großen Teil der Schuld beimessen, die viel zu der passiven Haltung der breiten Volksmassen beitrug, so daß sie alle Reformversuche ablehnten. Es ist ein Verdienst des Kaisers Josef II., hier mit fester Hand durchgegriffen zu haben, denn er hob 1784 alle Berggerichte auf - auch den Oberhof von Falkenstein, der in den letzten hundert Jahren ein Schattendasein geführt hatte - und gab für alle Weinbauorte ein einheitliches Recht und eine allgemeine Ordnung. Der Kaiser ließ sich von dem Gedanken einer straffen Zentralorganisation leiten, die in den Händen bewährter Fachleute lag; es war die Zeit der Aufklärung, die den Wohlfahrtsstaat schuf, der sich der breiten Volksmassen annahm und ihr Los besserte.

Wollte eine Gemeinde eine Rechtsbelehrung, so mußte sie sich an das Kreisamte wenden, das bei uns in Korneuburg war; wer zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, konnte sich beim Kreisamte beschweren. Alle Gastereien und Trinkgelage auf Gemeindekosten waren untersagt. Damit waren das Falkensteiner Berggericht und der Oberhof aufgelöst, sie gehörten der Geschichte an und waren eine wichtige Einrichtung in der ersten Zeit des Weinbaues unserer Heimat.

Quellen:

B. Dudik: „Mährens allgemeine Geschichte“

Südmährisches Heimatbuch

Heimatbüchlein der Brünner deutschen Sprachinsel

Falkensteiner Gemeinde-Archiv

Veröffentlicht in: Österreichische Weinzeitung, 7. 2 1948, S. 46

Das Binderhandwerk

Bei den Kelten, den Erfindern der Holzfässer, entwickelte sich das Bindergewerbe, das bei uns so alt ist wie der Weinbau; daher finden wir die besten Meister in Weingegenden, während der Getreidebauer sie nicht benötigte. Bei uns brauchte man im Sprachgebrauch stets das Wort Binder, nie aber Böttcher oder Küfer. Im Nikolsburger Urbar des Jahres 1414 finden wir in den Gemeinden unserer Heimat den Familiennamen Binder, der auf das Handwerk zurückgeht; z. B. in Falkenstein und Hausbrunn. Wie die anderen Gewerbetreibenden schlossen sich auch unsere Binder in Zünften zusammen, welche die Grundobrigkeit „confirmierte“ = bestätigte. Diese Ordnungen wurden öfters erweitert oder ergänzt und bekamen in der Zeit der Gegenreformation einen starken kirchlichen Einschlag. In Mistelbach gab es eine Binderordnung 1627.

Der Fürst Grundacker von Liechtenstein (1580 – 1658) verlieh den Meistern in Poysdorf eine Zunftordnung im Jahre 1636; die verordneten Zechmeister und der Ausschuß des fürstlichen Marktes erschienen im Wilfersdorfer Schloß und ersuchten um eine Ordnung, weil sie zur Vermehrung göttlicher Ehre, zur Erhaltung guter Polizei, Manneszucht und Ehrbarkeit unter den Meistern und Gesellen notwendig sei; auch baten sie untertänigst um eine Zechlade, die im Markte aufgerichtet werde. Die Kriegsverhältnisse hatten die Sitten und das Gemeindeleben verwildert.

Zweimal kamen im Jahre die Poysdorfer Meister zusammen, u. z. am Fronleichnamstage und am Sonntag nach Martini. Sie erschienen schon um 8 Uhr früh in der Kirche und nahmen „mit gebührender Andacht“ an dem feierlichen Umgang teil, wer nicht dazu erschien, zahlte als Strafe 30 kr in die Zechlade, kam er aber nach 8 Uhr, so reichte er nur 7 Kreuzer 2 Pfennige als Buße. Jeder, der Meister werden wollte, musste einen katholischen Geburtsbrief vorweisen. Ein Protestant konnte es nicht werden, außer er „mutierte“ und wurde katholisch. Am Fronleichnamstage erlegte jedes Mitglied der Zunft nach alter Sitte 3 kr in die Lade; Streitigkeiten wurden da geschlichtet. Gehörte aber der Fall vors Landgericht, so erstattete der Zechmeister die Anzeige in Wilfersdorf. War das Mitglied durch sein Geschäft oder aus einem anderen Grunde am Erscheinen verhindert, so reichte er zur Kirche ½ Pfund Wachs. Solange ein Meister seine Strafe nicht bezahlt hatte, durfte er sein Handwerk nicht ausüben. Stellte ein Meister einen Antrag zu einer außergewöhnlichen Zusammenkunft, so entrichtete er zuerst 30 kr in die Zunftlade. Alle wählten aus ihrer Mitte 4 ehrbare Meister zu Zech- und Beschaumeistern, die den anderen ein Vorbild waren; sie verstanden ihr Handwerk, waren tüchtige Meister und hatten im Markte einen guten Ruf. 1 Zech- und 2 Beschaumeister mussten in Poysdorf wohnen, der andere war ein Auswärtiger. Die Zechmeister verwalteten das Geld und die Schriften in der Lade und legten genau Rechnung im Beisein des fürstlichen Pflegers.

Meister konnte jeder werden, der einen katholischen Geburts- und Lehrbrief vorzeigte, der bei einem tüchtigen Meister gearbeitet hatte und seine Kunst im Meisterstück bewies, das in zwei 20 Eimer- und vier 15 Eimerfässern bestand. Keines durfte mehr oder weniger enthalten. Die Zech- und Beschaumeister prüften die Arbeit und gaben ihr Urteil ab; dafür zahlte er ihnen eine Mahlzeit „ohne Ueberfluß“, zum Trunke ½ Eimer Wein und 2 fl in die Lade. Nahm er selbst sein Holz und die Reifen, so war es kein Vorteil. Mußte er aber alles von einem anderen Meister sich beschaffen, so zahlte er diesem 3 kr für jedes Faß und noch ein Essen sowie einen Trunk. Nach dem Meisterstück heiratete er sofort, wenn er es nicht zuvor schon getan hatte. Wählte er sich eine Meisterin oder eine Meisterstochter, so machte er das halbe Meisterstück und brauchte die 2 fl nicht zu zahlen; dasselbe galt von einem Meistersohn, der nur 2 Jahre wanderte; die anderen verbrachten 4 Jahre in der Fremde.

Jeder Meister war verpflichtet, ein gehorsamer Untertan gegen die Obrigkeit zu sein, sich den Anordnungen zu fügen sowie Zins, Abgaben und Steuern genau zu entrichten. Kämen aus der Fremde Meister, die den hierortigen das Brot „vor dem Maul abschneiden“, so waren sie nicht zu dulden und mit der Hilfe der Obrigkeit abzuschaffen. Jeder Meister sollte sich mit dem notwendigen Material versehen und vorarbeiten, aber nicht warten bis der Most in den Bottichen stand. Jedem Bürger stand es frei, nach seinem Belieben einzukaufen, wo er wollte. An Wochen- und Jahrmärkten durfte jeder Meister seine Waren feilbieten. Denen, die außerhalb des Landes wohnten, war es strenge untersagt im Herbste in den Häusern sowie in den Herbergen zu arbeiten; weil diese Störarbeiter keine Steuer zahlten, waren sie viel billiger. Verweigerte ein Binder dem Bürger eine dringende Arbeit, so bestimmte die Obrigkeit in Wilfersdorf die Strafe; außerdem vergütete er dem Bürger den Schaden. Verboten war es den Bindern, sich gegenseitig die Gesellen abzureden oder ihnen einen höheren Lohn zuzusprechen. Die Strafe dafür bestimmten die Zech- und Beschaumeister. Bei einem fremden Gesellen, der einwanderte, hatte der Meister das Recht, vor seiner Aufnahme eine Probearbeit zu fordern.

Starb ein Meister, seine Frau, eines seiner Kinder oder ein Geselle, so waren alle verpflichtet, beim Begräbnis teilzunehmen. Die Witwe eines verstorbenen Binders, die keine Nachkommen hatte, betrieb 2 Jahre lang das Geschäft. Waren Kinder vorhanden, so führte sie es bis sie heiratete oder die Kinder erwachsen waren.

Bei der Aufnahme eines Lehrburschen, nahm der Meister strenge Rücksicht auf die eheliche Geburt und auf seine Religion. Nach einer Probezeit von 14 Tagen nahm er ihn auf 3 Jahre auf, zahlte in die Lade 30 kr – auch der Bursche; ging dieser früher weg, so reichte sein Vater 30 kr als Strafe. Der Meister sorgte für den Lehrling, gab ihm eine ausreichende Kost und eine Liegestatt sowie ein Gewand, wenn er freigesprochen wurde (Lehrkleid). In die Lade zahlte er 1 fl und konnte als Geselle öffentlich austreten. Verboten war ihm ein liederliches Leben zu führen, zu schimpfen, zu fluchen, über Nacht auszubleiben, unzüchtige Reden zu führen und im Spiel sowie beim Trinken es recht arg zu treiben. In 2 Wochen hatten die Gesellen einen freien halben Tag. Gegen die Unsitte des blauen Montages erließ die Regierung strenge Verbote – 1571, 1726, 1764, 1771 -, doch hatten sie geringen Erfolg. Die Arbeitszeit dauerte von 5 Uhr morgens bis 7 Uhr abends, doch rechnete man für die Mahlzeiten 3 Stunden ab.

Der Meister sei immer ein Ehrenmann, der das Handwerk hochhalte sowie seine Standesehre, der nie etwas Ungebührliches auf sich lade, da sonst kein Geselle ihm „passiert“ werde. Die Obrigkeit könne ihn strafen. Sein Fassgeschirr sollte stets gut und gerecht sein und den vorgeschriebenen Inhalt besitzen. Die Zunft ordnete 40-, 15-, 10-, 5-, 4-, 3- und 2-Eimerfässer an. Die Beschaumeicher visitierten öfters die Werkstätten und Waren, in die, wenn sie gut gemacht waren, der Meister sein Zeichen einbrannte. Schlechte Erzeugnisse, auch die bei Wochen- und Jahrmärkten, wurden zerschlagen und ins Spital zum Verbrennen geführt. Den Meister zeigte noch die Zunft in Wilfersdorf an. Sie schrieb auch die Preise der Waren vor, die nie überschritten werden durften. Gab der Bürger Holz und Reifen her, so war die Arbeit billiger. Das Binden eines Fasses – gleichgültig, ob es groß oder klein war – kostete 2 kr, doch hatte der Bürger Speise und Trank beizustellen; diesen nannte man den „Aussteuerwein“.

Dem Zechmeister und der Obrigkeit hatte jedes Zunftmitglied zu gehorchen, sonst erfolgte eine Anzeige und die Strafe. Die Jungen durften einem Alten nicht in die Rede fallen. Jeder hatte den anderen mit gebührenden Ehren zu behandeln und ihm behilflich zu sein. Hatte ein junger Meister etwas Neues gelernt, erprobt oder einen guten Rat, so konnte er es zum Wohl der Innung vorbringen.

Diese Ordnung genoß den Schutz des Fürsten von Liechtenstein, dem die Zunft dafür alle Jahre zu Georgi 2 Dukaten in Gold als Schutzpfennig erlegte. Die Obrigkeit hielt sich jede Änderung der Zunftbestimmungen vor.

Die Herberge der Zunft befand sich in Poysdorf im Traubenwirtshaus. 1650 schätzte die Wilfersdorfer Herrschaft ein Binderhandwerk in Mistelbach auf 30 fl, ebenso hoch ein Fleischhauergeschäft und das des Gastgebs auf 10 fl. Im Bereich der Wilfersdorfer Herrschaft zählte man 18 Faßbinder: in Poysdorf 9, in Mistelbach 4, in Wilfersdorf 2 und in Obersulz 3. In den Dörfern gab es keine Meister. Unsere Binder machten wenig Fässer auf Kauf, weil die Bauern keine abkauften. Diese warteten bis die Meister aus Südmähren mit ihren Erzeugnissen kamen, die besser und billiger waren. Unsere Meister hatten deshalb einen berechtigten Zorn auf die Fremden, die ihnen den Verdienst wegnahmen. Am 3. Mai 1666 erhielt die Mistelbacher Zunft, in die Asparn, Poysdorf, Obersulz, Wilfersdorf, Eibesthal, Atzelsdorf, Gaweinsthal, Niedersboigen (Jedenspeigen), Wilhelmsdorf und Falkenstein „inkorpriert“ waren, ihr Privilegium.

Auch hier nahm jeder Meister am Fronleichnamstage beim Umgang teil, bei dem auch die Zunftfahne mitgetragen wurde. Der Meister, der fehlte, reichte zur Strafe 6 Pfund Wachs in die Lade, ein Geselle aber drei. Nur Krankheit und Herrendienst entschuldigten. Jedes Zunftmitglied erlegte an diesem Tage 12 kr und die Raitung wurde auch gleich vorgenommen. Meister, Gesellen und Lehrburschen mussten ihren ehelichen Geburtsbrief besitzen. Gesellen und Lehrburschen dienten nach Vorschrift treu und redlich. Als Meisterstück forderte die Zunft 5 halbe Dreiling, eine in 6 Reifen“Kübig“ ohne Rohr bei 15 oder 16 Eimer groß, eine Badewanne in 2 Reifen „Kübig“ ohne Rohr und eine Taufel in ein volles Faß. Kaufte der Geselle das Holz zum Meisterstück, so stand es ihm frei, dieses zu verkaufen. Gab ein Meister das Holz dazu, so gehörte diesem das Stück, das er auch verkaufen durfte; doch reichte er dem Gesellen für jedes Meisterstück 10 den. Die Zechmeister beschauten die Arbeit und gaben ihr Urteil ab. Die Gesellen auf dem Dorfe zahlten 5 fl rh. In die Lade und brauchten kein Meisterstück zu machen. Bei der Aufnahme entrichtete der Lehrbursche einen Taler in die Lade. Hatte er ausgelernt, so bekam er vom Meister das Lehrkleid oder 5 fl; als Geselle für die Freisprechung und für den Lehrbrief reichte er je einen Gulden.

Fremde Meister besaßen das Verkaufsrecht nur an Jahrmärkten, sonst war jeder Handel im Zunftbereich verboten, ebenso der Fürkauf von Holz und Reifen. Am Sonntag nach dem Dreikönigstag ließen die Meister in der Mistelbacher Pfarrkiche eine Messe lesen. Lud der Zechmeister ein Zunftmitglied vor, so hatte er sofort zu erscheinen, sonst wurde er mit einem Vierteltaler gestraft.

Gebrauchte jemand vor der offenen Lade Schimpfwörter oder benahm er sich ungebührlich, so büßte er es mit 2 Schilling. Wußte ein Meister von dem anderen etwas Ungebührliches, so brachte er es vor der offenen Lade vor. Redete ein Meister dem anderen seinen Gesellen ab, so betrug die Strafe ½ Taler. Ein Mistelbacher Meistersohn wanderte ein Jahr lang, bevor er Meister wurde; ein fremder aber arbeitete zuerst bei einem Meister ein halbes Jahr um einen Wochenlohn von 30 kr. Dieses halbe Jahr sah ihn die Zunft nach, falls er eine Meistertochter oder eine Meisterwitwe heiratete. Nahm sich ein Meistersohn ein lediges Mensch zur Frau, so reichte er 5 fl Einkaufsgeld in die Lade, ein fremder, im gleichen Fall 10 fl. Die Waren von auswärts mussten auf dem Markte beschaut werden. Machte ein Geselle dem Meister den Gehilfen abwendig, so büßte er es mit dem zweifachen Wochenlohn. Wanderte ein Geselle innerhalb einer Woche weg, so bekam er keinen Lohn für diese Woche, dazu wurde er noch bestraft. Gab aber ein Meister ihm während der Woche Urlaub, so zahlte er ihm den ganzen Wochenlohn. Ein Geselle, der in der Herberge wohnte, durfte nicht über acht Uhr abends ausbleiben. Ein Lehrjunge hatte dem Gesellen zu gehorchen und dieser dem Meister.

Einem kranken Gesellen, der nach Mistelbach kam, gewährte die Gesellenlade 1 Schilling, den er wieder zurückgab, wenn er gesund war; starb er aber, so behielt sich die Lade die Kleider. Wanderte der Altgeselle von Mistelbach weg, so übergab er die Schlüssel im Beisein des Zechmeisters dem Nachfolger; die Lade hatte 2 Schlüssel. Die Artikelsbriefe durften nie außerhalb Mistelbach verwahrt werden.

Die fremden Binder bereiteten unseren oft bittere Sorgen; so klagten die Poysdorfer am 27. Mai 1677, dass die mährischen Meister Fässer einführten und in den Nachbargemeinden Niederlagen errichteten. Die Wilfersdorfer Herrschaft fand aber, dass die Poysdorfer Binder nicht genügend Fässer herstellten, so dass die Bauern auf fremde Waren angewiesen waren; der Markt und die Obrigkeit billigten das Vorgehen der mährischen Meister. Der Poysdorfer Zunftmeister hieß Peter Heinl. Die Mistelbacher Binder wollten 1678 keine fremden hereinlassen, die nur die Waren verteuerten; da traten aber die Bürger gegen die eigenen Meister auf und nahmen die fremden in Schutz, weil sie doch die Maut bezahlten und Wein einkauften. Die Mistelbacher Zunft wollte nicht zulassen, dass die Poysdorfer Lehrjungen aufnehmen; doch diese erklärten, sie hätten eine eigene Zunft, bei der sich ein Falkensteiner Meister schon 1640 angemeldet hatte. Weil die Störer unseren Meistern einen schweren Schaden zufügten, so baten sie die Herrschaft um Hilfe und Unterstützung.

Diese erklärte am 4. September 1697 der Poysdorfer Zunft, dass sie nur eine fürstliche Freiheit und keine kaiserliche besäße, so dass es gut wäre, wenn sie sich in eine andere Zunft einverleiben ließe, denn in Poysdorf arbeiteten nur 7 Binder (3 fürstliche und 4 auswärtige). Diese Zahl genügte und sollte nicht erhöht werden. Zur Lesezeit brachten die mährischen Binder viel Fassgeschirr zu uns, so dass es oft zu Zank und Streit kam, weil die fremden unseren den Verdienst wegnahmen; die Herrschaft sollte sie abschaffen, doch stützen sich die mährischen Binder auf uralte Rechte, die ihnen den Handel und Verkauf ihrer Erzeugnisse auf den Jahr- und Wochenmärkten erlaubte. Die Mistelbacher Zunft verlangte von der Poysdorfer, dass sie den Jahresschilling sowie das Geld vom Aufdingen und Freisprechen der Lehrlinge in ihre Lande abführte. Die Poysdorfer wiesen aber auf ihre eigene Zunft hin und dass die Meister aus der Umgebung ihr angehörten, so z. B. von Falkenstein 2, die freiwillig sich angemeldet hatten.

In Poysdorf kam es am 10.Mai 1700 zwischen der Zunft und dem Marktrichter zu einem Streit, weil er am Egidy Markt ein 6 Eimerfaß durch einen fremden Meister beschauen ließ; da es aber untauglich zum Verkauf war, schaffte man es ins Spital. Bei den fremden Waren nahmen es die Beschaumeister sehr genau. Die Hauer Poysdorfs holten sich häufig ihr Fassgeschirr in den Nachbargemeinden, so fand in Ketzelsdorf ein regelrechter Markt zum Schaden der Poysdorfer Zunft statt. Sie hatte in ihrem Privilegium die Klausel „zu allen Zeiten im Jahr“ ausgelassen. Zur Lesezeit fehlten oft die notwendigen Fässer, so dass die Bewohner auswärts das Geschirr teuer bezahlen mussten. Auch Weinhändler ließen oft Fässer hier, ohne aber eine Niederlage zu errichten. Weil es aber die Zunft nicht zuließ, so gaben sie das Geschirr in die Nachbardörfer. Die herrschaftlichen Hofbinder in Poysdorf und Wilfersdorf verfügten über Zimentln = geeichte Maße u. z. über einen ganzen und halben Eimer sowie über ein ganzes und halbes Seidl.

Die Wilfersdorfer Herrschaft bestellte 1701 für die Lese in Znaim und Jaispitz 300 Fässer. Da in Mistelbach nur 4 Meister arbeiteten, wollte sich 1712 ein fünfter niederlassen. Der Poysdorfer Hofbinder Johann Georg Fuchs, von dem die Johannesstatue beim Walterskirchner Tor stammte, bekam von jedem Eimerfaß 15 kr an Geld sowie 6 Metzen Korn, 1 Metzen Kuchelspeis, , 2 Mut (soll wohl heißen Metzen) Weizen und 6 Eimer Wein. Der Wilfersdorfer Hofbinder Ignaz Hirtl hatte folgende Entlohnung: 35 fl, 130 Pfund Rindfleisch, 6 Pfund Kerzen, 12 Pfund Käse. 22 ½ Pfund Schmalz, 4 Kufen Salz, 1 Eimer Kraut, 50 Pfund Karpfen, 4 Klafter Brennholz, 5 Metzen Kuchelspeis, 4 Eimer 14 Maß Wein, 8 Eimer 28 Maß Bier und 520 Laib Gesindebrot. Erforderte es die Notdurft, so wurde ihm von Egydi bis Simoni ein Geselle bewilligt. Den Hofbinder in Poysdorf entließ die Herrschaft am 29. Dezember 1717. In Wilfersdorf, wo kaum ein bürgerlicher Meister sein Fortkommen fand, sollte sich ein zweiter einschleichen, den aber die Herrschaft nach Bullendorf wies, wo er auch ein Haus besaß. Wieder betonte ein Erlaß des Fürsten, dass fremde Binder ihre Waren nur an Wochen- und Jahrmärkten in Poysdorf verkaufen durften, dass von der Zunft die Beschau durchgeführt wurde und dass der Markt das Strafrecht ausübte. Das Holz bezogen die Meister aus dem Rabensburger Wald. Neben Birkenreifen sah man auch solche aus Eisen. Der fürstliche Hofbinder beaufsichtigte die Keller in Wilfersdorf, Obersulz und Erdberg; deshalb bewilligte ihm der Fürst als Aufbesserung 15 kr von jedem Faß, das an Gastwirte verkauft wurde. Ein Bindergeselle hatte 1728 einen Wochenlohn von 1 fl 15 kr u. z. für die Arbeit 30 kr und 45 kr für die Kost. Damals kosteten: 1 Eimer Kraut 30 kr, 1 Pfund Schmalz 12 kr, 1 Pfund Schafkäse 3 kr, Rindfleisch 4 kr und Insletkerzen 10 kr, 1 Metzen Korn 45 kr, Pohlmehl 1 fl 45 kr und Grieß 3 fl, 1 Eimer Wein 1 fl 36 kr, 1 Zentner Karpfen 7 fl und eine Klafter Brennholz 1 fl 15 kr. Von jedem verkauften Eimer Wein erhielt der Hofbinder 1 ½ kr und vom Weinleger die Hälfte.

1739 wird in Ernstbrunn ein ungarischer Binder Anton Riepl erwähnt. Poysdorf zählte 1767 sechs Meister: Niklas und Sebastian Hochheim, Hans Preßl, Hans Schmiedt, Heinrich Neumann und Paul Plermann. Diese verweigerten 1770 das Schutzgeld und den Zechpfennig der Obrigkeit, weil sie in den Missjahren nichts verdienten. Das Bindergewerbe hängt eben stark mit dem Weinbau zusammen, wie der Spruch sagt:

„Hauer und Binder sind Geschwisterkinder; muß der Hauer betteln gehen, so trägt ihm der Binder das Zögerl.“ Die Herrschaft „condemnierte“ = verurteilte sie in einem Schreiben vom 9. April 1771. Hofbinder gab es in Jedenspeigen, Rabensburg, Feldsberg, Poysbrunn, Walterskirchen, Poysdorf und Wilfersdorf. Nach der Betriebszählung vom Jahre 1804 hießen die Poysdorfer Binder; Michael Trost im Haus Nr. 181, Anton Löchel 167, Josef Eininger 306, Katharina Bergmann 222 und Barbara Reißmüller, eine Witwe; jedes Gewerbe war ein persönliches, aber kein radiziertes. Im Vergleich zum Jahr 1767 waren es ganz neue Familien, so dass der starke Wechsel auffällt.

1836 bekam der Wilfersdorfer Hofbinder: 157 fl 20 kr, 4 Metzen Weizen und 24 Metzen Korn, 4 Klafter hartes und 3 weiches Holz.

Von der Poysdorfer Binderzunft ist keine Fahne und keine Lade vorhanden. Nur in der alten Herberge sieht man eine bescheidene Erinnerung, die aber eine neuere Arbeit ist. Die Binder erzeugen heute nicht nur das Fassgeschirr, sie schnitzen auch schöne Fassböden, die eine Zierde der Weinkeller sind. Die Technik beeinflusste in den letzten Jahren stark dieses Handwerk und gab den Betrieben und der Werkstatt ein ganz anderes Bild, das dem Geiste des Fortschrittes entspricht.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gemeindearchiv in Poysdorf – die Urkunden gingen 1945 verloren.

Gemeindearchiv in Ernstbrunn.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach Nr. 11, November 1954, S. 41 + 42, S. 45 + 46

Das blaue Kreuz in Poysdorf

Nur wer seine Heimat kennt, vermag sie zu lieben:

Am Fuße des Mängerberges steht am Straßenrand ein gemauerter Bildstock, den das Volk Blaues Kreuz nennt, weil er dunkelblau gefärbt ist. Niemand weiß, dass es ein Sühnekreuz für einen Burschen ist, den vor 200 Jahren ein Schneidermeister im Jähzorn erschossen hat.

Der Schneidermeister, der in der Nähe ein Haus bewohnte, wurde wegen eines körperlichen Gebrechens von den Bewohnern verspottet und verlacht. Der Schneider kränkte sich mit Recht über dieses Vorgehen der Mitmenschen; besonders arg trieben es die Burschen, die dem Schneider das Leben verbitterten. Selbst in der Nacht hatte er keine Ruhe vor diesen Halbstarken, wenn sie aus den Kellern angeheitert heimkehrten. Klagen und Beschwerden bei der Obrigkeit hatten keinen Erfolg, weil es eben nur ein Schneider war, den die Bewohner nicht als vollwertigen Menschen betrachteten. Da griff der Meister zur Selbsthilfe, verschaffte sich eine Schusswaffe und erklärte, jeden niederzuschießen, der ihn verspotten würde. Die Jugend lachte über diese Äußerung und meinte, dem Schneiderlein fehle der Mut zu einer solchen Tat.

Und doch geschah es, was niemand vermutet hatte. Als die Burschen wieder einmal ihren Übermut die Zügel schießen ließen, riss der Meister die Tür auf und schoss in die fliehende Menge, welche in der Dunkelheit auf ein Feld lief; einer wurde getroffen und starb, bevor noch Hilfe kam. Der Schneider verließ fluchtartig Poysdorf und begab sich nach Klosterneuburg, wo er im Stifte Asyl fand. Das Wilfersdorfer Landgericht, das seine Auslieferung begehrte, gibt uns keine Nachricht von dem Schicksal des Schneiders. Die Kirche und die Geistlichen hatten damals einen starken Einfluss im Gerichtsverfahren und erreichten kraft ihrer Autorität ein mildes Urteil für den Angeklagten, ja sogar einen Freispruch.

1684 wurde in Mistelbach vom Landgericht der Simon Veldl, der sein Weib erschlagen hatte, zum Tod verurteilt, aber auf die Fürsprache des Guardians vom Poysdorfer Kapuzinerkloster begnadigt; nur musste ihn der Scharfrichter mit ½ Schilling ausstreichen = 15 Stockhiebe geben und zwar vor dem Pranger; dann wurde er auf ewig aus dem Landgerichtsbezirk verwiesen. Unserem Schneider dürfte auch nicht viel geschehen sein, weil er durch Jahre von mitleidlosen Menschen gepeinigt wurde.

Die Asylstätte – auch fürstlich Freiung – sollte ursprünglich die im Volke fest verwurzelte Blutrache eindämmen und verhindern; solche gab es bei uns sehr viele z.B. der Pfarrhof in Mistelbach, Grafensulz und Zistersdorf u. a. Leider geschah mit diesem Vorrecht viel Unfug. So war es in Wien Sitte, dass Studenten der Hochschule auf offener Straße sich duellierten. Ein Student erschien mit dem Degen in der Hand vor dem Hause seines Gegners und schrie: „Der Teufel soll dich holen! Du Hundsfott! Du Feigling komm heraus, wenn du dich traust!“ Der erschien sofort und der Zweikampf begann. Wurde einer getötet, so floh der andere zum Schottenkloster, wo eine Freiung war. Der Name besteht noch heute und erinnert an die Alte Asylstätte. Als das Gerichtswesen im Zeitalter der Aufklärung reformiert wurde, verschwanden die Freiungen, die Folter und öffentlichen Ehrenstrafen.

Der Begnadigte hatte die Pflicht, dem Toten zu seinem Seelenheil an der Stelle, wo er gestorben war, ein Kreuz oder einen Bildstock zu errichten; es war ein Sühnekreuz, bei dem jeder Vorbeigehende mit einem Gebet des Toten gedenken sollte; am Jahrestag brannte eine Kerze vor dem Bildstock. Das Volk setzte jedem, der in Gottes freier Natur vom Tode ereilt wurde, ein Marterl; solche fand ich in Poysdorf 4, in Wetzelsdorf, Hadersdorf und Walterskirchen je 1.

Das Blaue Kreuz stand ursprünglich im Feld und wurde später an den Straßenrand gesetzt.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv. Die Abschrift ging mir 1945 verloren, sodass ich heute nicht die genaue Jahreszahl angeben kann.

Veröffentlicht in: Mistelbach-Laaer Zeitung, 27. 3 1958, S. 4; Der Volksbote, 1958

Das Burgrecht in unserer Heimat

Das Burgrecht (ius civile, auch ius urbanum) regelte in den Städten das Besitzrecht der Bewohner; es war zuerst nur auf diese beschränkt und wurde nicht auf Landgemeinden übertragen. Da aber unsere Heimat als Grenzland von Norden und Osten bedroht war, räumten die Grundherren den Siedlern auch gewisse Vorrechte ein. Das war notwendig, damit die Kolonisten bei feindlichen Einfällen und Übergriffen nicht die Flucht ergriffen und das Land verließen, das unter schweren Blutopfern dem Feinde abgenommen war. Wurden doch in diesem Grenzraume nach 1045 zwei eigene Marken (die Neumark und die böhmische Mark) eingerichtet, allerdings nur für kurze Zeit. Das Hochstift Passau, das bei uns in Großkrut und Gaubitsch Besitz hatte, sorgte für die Verbreitung des Burgrechtes, das nach einer Mitteilung Plöckingers in Krems 1130 erwähnt wird. Wir finden es in der Steiermark und in Mähren, wo es Theutonicum heißt (= deutsches Recht).

Das Burgrecht war eine besondere Form des Leiherechtes, das in der Ostmark eine wichtige kolonisatorische Aufgabe besaß und hier auch besonders ausgebildet wurde. Der Grundherr übergab z. B. einen Acker, den er nicht selbst bewirtschaften konnte, gegen einen mäßigen Zins und Dienst an einen Untertan; die solche Gründe bekamen, hießen Burggenossen und der Grundherr Burgherr. Das Burgrecht erstreckte sich auch auf die Leihe eines Hauses mit Erbrecht gegen einen Geldzins. Dieses Erbrecht war im frühen Mittelalter auf dem Lande eine Seltenheit, da es für den Untertan eine Begünstigung war, die ihn vor dem Abstiften schützte. Die Naturalabgaben und Frondienste waren beschränkt und wurden später in Geld abgelöst. Dieser Zins mußte an einem bestimmten Tag des Jahres gezahlt werden (Michael, Weihnachten, Fastnacht, Ostern, Georg); wer es nicht tat, entrichtete den zweifachen Betrag. Ein Burgrechtsobjekt konnte noch sein: ein liegendes Gut, untertänige und unfreie Personen (Holden), Häuser, Haus- und Weingärten. War es ein Besitz, so mussten noch die Gebühren wie An- und Ableit bei einem Sterbefall und dann bei der Übernahme entrichtet werden. Jeder An- und Verkauf des Burgrechtes war an die Zustimmung des Grundherrn gebunden.

Als Nutzungsrecht finden wir es bei kirchlichen Stiftungen – Altar- und Kapellenstiftungen, Zechen und Spitälern; es war ewig und unkündbar; es lastete auf dem Besitz, nicht auf der Person; es sicherte dem Besitzer das Anrecht bis zu seinem Tode und später auch das Erbrecht. Der Zins und die Abgaben waren im Urbar eingeschrieben. Das älteste Urbar hat das Hochstift Passau (1250), dann Klosterneuburg (1258).

Gaweinstal und Paasdorf erwarben 1294 Weide und Holz = Wald zu rechtem Burgrecht (H. Fischer „Die Wiener Stadtrechtsfamilie“ im „Jahrbuch des Vereines für die Geschichte der Stadt Wien“ Band VII). Die Folge dieser günstigen Stellung, die wir im Bergrecht für die Weinbauern ebenfalls feststellen können, war eine gewisse Wohlhabenheit in den Dorfgemeinden, die den Bauer stolz und hochmütig machte. Neidhart von Reuenthal schildert dieses Leben und Treiben des Landvolkes, das er mit eigenen Augen sah. Burg- und Bergrecht waren ein Ansporn und Anreiz für diese Zeit, nicht mit Steuern und Abgaben überlastet wie 300 Jahre später.

1323 wird das Burgrecht in Kl.-Hadersdorf erwähnt, 1349 in Reibersdorf auf der Mühle (heute Schützmühle) und 1351 in Hörersdorf. In Wien, wo eine Überlastung mit solchen Renten durch das Burgrecht sich zeigte, schritt Rudolf der Stifter dagegen ein und führte die Ablösung dieses Rechtes ein. Die Kirche, die eine große Rentenwirtschaft betrieb, wehrte sich gegen die Bestimmung Rudolfs, in dem sie einen zweiten Nero sah. Die Klöster und Geistlichen waren die Geldgeber jener Zeit. Wurde das Burgrecht abgelöst, so zahlt man einen mehrfachen Betrag. Bei größeren Kirchen (z. B. in Poysdorf) unterstützte ein Zechpropst oder Kirchenmeister den Geistlichen bei der Geldgebarung; er verwaltete die Stiftungsgelder und besaß häufig das Recht, Urkunden zu siegeln. In Poysdorf führte er später (nach 1460) die Aufsicht über den Kirchenwald; lieferte in das Ketzelsdorfer Amt jährlich den Zins ab und holte die Lehensbriefe ab. Der Zinsfuß für geliehenes Geld betrug 12 %, die Juden forderten 173 %, nach 1338 nur 67 %.

Von den Klöstern, die eine Rentenwirtschaft mit großem Erfolg führten, sind zu erwähnen: das Wiener Klarakloster, das in Poysdorf und Walterskirchen Besitz hatte, und das Schottenkloster, das in Gaweinstal begütert war. Ihrem Beispiel folgten die Grundherren, die auch mehr zum Rentensystem übergingen; im Weinbau blieb es beim Halb- und Drittellehen, sodass auch dem Hauer geholfen war.

1378 finden wir das Burgrecht in Großkrut, 1384 in Mistelbach, 1414 in Hagenberg und 1438 in Ginzersdorf. Als Poysdorf und Ketzelsdorf um 1460 ihren Gemeindewald bekamen, reichten sie den Liechtenstein einen mäßigen Zins; da galt sicher das Burgrecht, um den Gemeinden zu helfen. Die Geldkrise unter Friedrich III. (die Hussitenkriege), die Kämpfe mit Georg von Podjebrad und Matthias Corvinus, die Fehden der Adeligen, die Bruderkämpfe der Habsburger, die Verpfändungen, die Einführung des römischen Rechtes und die Verkehrsänderung in Mitteleuropa nach der Entdeckung Amerikas schädigten das Burgrecht. Die Rentenwirtschaft erlitt große Verluste, ebenso die ganze Wirtschaft. Infolge der Kriegswirren, Hungersnot und Pest zeigte sich ein fühlbarer Arbeitermangel, sodass die Weingärten geringe Erträge lieferten. Das Wiener Schottenstift geriet in Schulden und musste sogar die Glocken auf dem Turm einem Juden verpfänden. Orte verödeten im Weinlande und wurden nicht mehr aufgebaut, es waren nach Dr. A. Becker 26 %. Land und Leute verarmten. Durch die hohen Steuern und Abgaben sowie durch die Einführung des römischen Rechtes verschlechterte sich bei uns die Lage des Bauernstandes. Nur in Tirol behielt er seine Freiheit und setzte sogar die Aufnahme in die Landstände durch. In diesen unruhigen Zeiten verliert sich das Burgrecht, die Neuzeit kennt es nicht mehr.

In Poysdorf gab es um 1760 Emphitheuten in der Gstetten, die gegen eine mäßige Abgabe die Nutzmeßung eines Grundstückes und des Hauses besaßen; sie leisteten den Dienst dem alten Aspergerhaus (heute im Besitz des A. Taubenschuß); sie hatten das Recht, das Haus und den Grund zu vererben und zu verkaufen.

Quellen:

Dr. H. M. Schuster „Beiträge zur Geschichte des Privatrechtes im Mittelalter“ in den „Berichten und Mitteilungen des Altertumvereines“ 1912.

Felix Czeike „Das Burgrecht in Wien im 15. Jahrhundert“ im „Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien“ 1952.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

„Wiener Diözesanblatt“ 1898

Veröffentlicht in: Weinviertler Nachrichten, 10. 3. 1960, S. 5; Österreichische Weinzeitung, 1947

Das Christentum in unserer Heimat

Ziemlich früh gelangten christliche Ideen durch römische Legionäre aus dem Morgenland in unsere Heimat, denn die neue Lehre faßte zuerst in den rechtlosen und ärmeren Volksschichten des Römerreiches festen Fuß und fand da viele Anhänger, es waren dies Sklaven, Gladiatoren, Sänftenträger und Legionäre, die im Christentum ein besseres Leben erhofften, das Ihnen Freiheit, Recht und Gleichstellung mit den anderen Ständen versprach.

Germanen waren in Rom gerne aufgenommen u. a. als Legionäre und als Leibgarde der Kaiser, die sich auf die Treue und Tapferkeit dieser Leute verlassen konnten. Als Mark Aurel im Jahre 174 n. Ch. in das Markomannenreich einfiel, geriet er nördlich oder bei den Pollauer Bergen in eine schwierige Lage, als sein Heer infolge der andauernden Hitze ganz ermattet war. Plötzlich kam ein Gewitter, das die Römer erfrischte, sodaß sie die Germanen besiegten. Die Heiden schrieben dieses Regenwunder ihrem Regengott – Juppiter pluvius – zu, während die Christen behaupteten, den Regen habe ihr Gott geschickt; diese gehörten der 12. Legion an. Damals waren die ersten Christen auf dem Boden unserer Heimat. In der 10. Legion – die pia et fidelis – die fromme und treue, auch die römischen Deutschmeister Vindobonas genannt – und in der 15., die bei der Zerstörung Jerusalems mitkämpfte, gab es neben Mithras Anhängern auch Christen, die sich aber nicht öffentlich bekennen durften; die Verbreitung geschah insgeheim und sie besaßen auch besondere Kennzeichen, um sich gegenseitig zu erkennen.

Nach dem Jahre 180 waren im Germanenland 20.000 Legionäre in den Lagern z. B. in Oberleis, Stillfried und Muschau stationiert, außerdem hatten unsere Ahnen 13.000 Mann Hilfstruppen zu stellen; viele Germanen kehrten nach ihrer Dienstzeit heim und brachten christliche Ideen in ihre Familien. 304 verfolgte der Kaiser Diokletian und ließ sie hinrichten; darunter befand sich der hl. Florian. 313 wurde das Christentum anerkannt u. z. im Edikt von Mailand. In den nächsten Jahren verbreitete sich die neue Lehre im Markomannen- und Quadenland, sodaß die Königstochter Friedegild Boten im Jahre 394 nach Mailand zum hl. Ambrosius schickte und um Missionäre bat; leider war der schon gestorben. 406 zogen die Germanen mit den Vandalen nach Spanien, wo sie das Vandalenreich gründeten, an das nur mehr der Name Andalusien erinnert. Die Langobarden, die bei uns bis 568 siedelten, neigten mehr zur Lehre des Arius. Die Sklaven, die nach dem Abzug der Langobarden das Weinviertel besetzten, erhielten das Christentum von Ostrom durch die Missionäre Cyrill und Method, die zwei Bistümer errichteten (Neutra in Ungarn und wahrscheinlich Kostel in Mähren um 870). Doch hatten schon um 800 passauische Missionäre in unserem Gebiete gewirkt und der Salzburger Bischof Adalram (821 – 836) weihte eine Kirche in Neutra. Die beiden erwähnten Missionäre, die eine slawische Nationalkirche bei uns einrichten wollten, fanden in den Passauer und Salzburger Bischöfen erbitterte Gegner. Ihren Streit machte der Einfall der Ungarn im Jahre 907 ein Ende. Erst nach 1043 kehrten geordnete Zustände bei uns ein, als die Deutschen die Ungarn besiegten und die March-Thaya-Grenze sicherten. Nun erschienen Kolonisten, die aber schon Christen waren und westliche Kultur in unsere Heimat brachten. Die ältesten Kirchen in Falkenstein, Mistelbach und Oberleis sollen in die karolingische Zeit zurückgehen. Das zuständige Bistum war für uns bis in die Zeit Kaiser Josef II. Passau.

Vom Urchristentum fand man bei uns noch keine Spur, vom oströmischen entdeckte der Gelehrte Pittioni in einem Grab bei Bernhardsthal ein Kreuz; vielleicht gehen die alten Gruftkirchen in Falkenstein, Poysdorf und Mistelbach sowie Kostel, wo angeblich die beiden Sklavenmissionäre zum ersten Mal predigten, auch auf diese Zeit zurück.

Quellen:

Ernst Tomek, „Kirchengeschiche Österreichs“,

Dr. B. Bretholz „Geschichte Mährens“

Dudik „Mährens allgemeine Geschichte“

Veröffentlicht in: Mistelbacher-Laaer Zeitung, 23. 2. 1952, S. 4

Das Eisenhuthaus in Poysdorf

Es ist ein sehenswertes Gebäude aus der Renaissancezeit, das Eisenhuthaus in der Brunngasse, das um 1650 gebaut wurde. Wir wissen leider weder den Baumeister noch den Bauherrn, doch können wir annehmen, dass den Plan jener venezianische Meister entwarf, den die beiden Brüder Friedrich und Viktor Frosch von Padua mitbrachten, als sie um 1590 dort die Hochschule besuchten. Die Freitreppe, das Tor und der bescheidene Turm bilden einen malerischen Winkel, den man in Poysdorf sonst vergebens sucht. Jeder Fremde, der in unsere Stadt kommt, bleibt da eine Weile stehen, um diesen Bau mit Ruhe zu betrachten, weil er ein Stück Alt-Poysdorf verkörpert. Kommt ein Wiener Maler, so zieht er sicher sein Skizzenbuch heraus und hält diesen Winkel fest. Der Bauherr war der einzige Bewohner des Marktes, der die Schönheit des neuen Baustiles zu würdigen wusste; er war ein aufgeschlossener, selbstbewusster Mann, der sogar mit einem kleinen Turm sein Wohnhaus schmücken ließ, denn das war im Mittelalter das Vorrecht des Adels. Der fremde Meister und seine Gehilfen hatten in Poysdorf einen schweren Stand, weil sie als „Welsche" und „Zugereiste" verspottet wurden.

Mit diesem Haus war immer das Fleischhauergewerbe verbunden. Wir können sogar mit Recht annehmen, dass es die älteste Fleischbank in Poysdorf ist; denn der Meister reichte jährlich seinem Herrn im Hündischen Hof ein Viertel lnslet – ungefähr 8 kg nach dem heutigen Gewicht. Der Hof war der Stützpunkt der Kolonisation und Entwicklung Poysdorfs. Der erste Hofbesitzer, den man Lokator nennt, hatte unter anderem das Recht, für die Siedlung einen Fleischhauer, einen Müller, einen Schuster und einen Bäcker aufzunehmen. Urkundlich wird das Fleischhauergewerbe erst 1493 erwähnt. Später erfolgte die Insletlieferung nach Wilfersdorf, als die Liechtenstein den Hündischen Hof kauften.

Nach dem alten Dorfrecht durfte unser Meister kein Tier daheim schlagen; das geschah öffentlich auf der Schlagbrücke vor dem heutigen Rathaus (noch um 1600). Die Leute mussten sehen, dass es ein gesundes, fehlerloses Tier war. Das Blut sowie den Unrat kehrten nach der Schlachtung die Gehilfen in den Poybach; sein Wasser diente den Weidetieren der Gemeinde Ketzelsdorf als Tränke. Die Weide lag unterhalb der alten Feldmühle von Maxendorf. Das Fleisch schnitt der Meister in kleinere Stücke, die er auf eine Bank legte (daher noch heute der Ausdruck „Fleischbank"). Die Kunden suchten sich ein Stück, dessen Gewicht er „nach dem Gesicht abschätzte". Es war die gute alte Zeit, die noch keine Waage brauchte.

1537 hatte dieses Haus Leonhard Binder, der den Ölberg außerhalb des Spitaltores stiftete. Er machte auch die harte Schwedenzeit (1645-1648) mit. 1671 besaß es Simon Baumhackel, der 1684 Zechmeister und Oberkirchenvater war. 1706 folgte ihm Leopold Baumhackel, der aber das Geschäft 1714 dem Georg Wilfing verkaufte. Die Familie Baumhackel ließ an der Reichsstraße das

„Baumhackelkreuz“ (1736) errichten, wo ein Bursche von einem wütenden Stier tödlich verletzt wurde.

1885 finden wir als Besitzer den Zacharias Wilfing und 1884 den Martin Eisenhut von Alt-Ruppersdorf. Dieser kämpfte 1866 bei Königgrätz und geriet als Verwundeter in Gefangenschaft; seine Erlebnisse, die er mir erzählte, veröffentlichte ich vor 30 Jahren im “Mistelbacher Bote".

Eisenhut holte sich das Schlachtvieh von den großen Märkten in Porlitz, Südmähren und aus der Slowakei. Hier verstanden es die Meister, die Tiere in geschickter Weise über die March zu bringen, ohne die Abgaben zu bezahlen. Oft kamen ihnen die Grenzorgane bis Hausbrunn nach; doch hatten sie kein Glück, weil die Tiere rasch in den Stallungen der Bauern eingestellt wurden. Das Fleischhauergewerbe auf dem Eisenhuthaus ist ein radiziertes. Das Volk spricht in diesem Fall von einer „Theresianischen Konzession“, weil diese die Kaiserin herausgab.

Die Zeit ging an diesem Renaissancebau nicht spurlos vorbei; er hatte stark gelitten und benötigt eine gründliche Ausbesserung. Die Florianistatue an der Vorderseite ist die älteste in Poysdorf. Eine Gedenktafel an der Poybachseite erinnert uns an das Hochwasser im Jahre 1814, bei dem 19 Bewohner ums Leben kamen. Auf dieser Tafel erscheint ein Franz Mayer, der aber nach dem Zunft- und Meisterbuch ein anderes Geschäft besaß, das 1884 ein Lorenz Schindler (auch in der Brunngasse) erwarb. Sowohl in diesem wie im Eisenhuthaus ist das Fleischhauergewerbe eingestellt, es sind heute Wirtschaftshäuser.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv.

Das Zunft- und Meisterbuch der Fleischhacker im Mistelbacher Heimatmuseum

Veröffentlicht in: Mistelbach-Laaer Zeitung. Jg. 6, Nr. 19, 15. 05. 1954, S. 4

Das Ende der Türkenkriege

Als der Wilfersdorfer Amtmann am 1. März 1684 starb, übernahm der Rentschreiber den Dienst. Es war ein strenger Winter, in dem viele Weinstöcke und Obstbäume erfroren; noch am 19. März wies das Eis eine Stärke von ¼ Elle auf. Es wollte nicht Frühling werden und die Bauern begannen erst am 4. April mit dem Schneiden der Weingärten. Da in den umliegenden Gemeinden eine große Sterblichkeit sich zeigte, fürchtete der Amtmann den Ausbruch der Pest und ließ zur Vorsicht das Schloß mit Wacholderstauden ausräuchern. Die Jäger, die sich im Walde nicht umschauten, nannte er Bestien. Die Bevölkerung klagte über die große Teuerung, da ein Pfund Rindfleisch 4 kr und Schweinefleisch 5 kr kostete. Die Herrschaft setzte die Preise auf 3 ½ bzw. auf 4 ½ kr herab. Nikolsburger Juden boten im Hausierhandel, der allerdings verboten war, das Rindfleisch um 2 ½ kr den Leuten an. Die Fleischhauer von Wilfersdorf, Obersulz, Mistelbach und Poysdorf gingen mit ihren hohen Preisen nicht zurück, sodaß die Herrschaft einige im Dienerhaus einsperrte. Die Meister wehrten sich und begründeten die Preise mit der allgemeinen Teuerung und dem herrschenden Viehmangel. In Wolkersdorf galten aber die alten Preise und hier gab es keine Teuerung. 1 Maß Altwein kostete 6 kr, Heuriger 3 kr, 1 Pfund Käse 11 – 12 kr, 1 Elle Leinwand 15 kr und eine Kuh 10 – 13 fl.

Zu Georgi legte die Herrschaft den Gemeinden den Banwein vor: Obersulz 40 Eimer, Ketzelsdorf 20, Wetzelsdorf 10, Blumenthal 20, Bullendorf 25 und Lanzendorf 6 Eimer. Diese Mengen mußten die Gemeinden im Sommerhalbjahr trinken, dabei hatte kein Bauer „den Zeiger auszustecken“. Unsere Maurer gingen zum größten Teil nach Wien, wo sie dringend gebraucht und gut bezahlt wurden, während die Kriegsschäden der Heimat nicht behoben werden konnten, da es an Arbeitskräften fehlte.

Am 2. Juni marschierte das Regiment Lothringen durch das Herrschaftsgebiet und bezog auf einige Tage in den Dörfern und Märkten Quartier. Von Stampfen kamen Getreidehändler, die es vor allem auf Weizen abgesehen hatten. Die Untertanen, die ohnedies einen schweren Kampf um das nackte Leben führten, beschwerten sich, daß die Soldaten für Speise und Trank nichts zahlten, mit Gewalt in die Häuser drangen, die Bewohner bedrückten und unnötigerweise Vorspanndienste begehrten. Die Regierung stellte sogleich den Unfug ein. In Obersulz waren viele Bewohner vor den Türken geflohen und hatten ihre Habe den Nachbarn übergeben, die jetzt nach der Heimkehr der Flüchtlinge nichts zurückgaben. An Bau- und Zehentgetreide erhielt die Herrschaft: Weizen 666 Schock 33 Garben, Korn 883/16, Gerste 29/26 und Hafer 872/59; der Ertrag war geringer als im Vorjahr. Im September kamen 4.000 Mann Kriegsvölker, die nach Dürnkrut marschierten und Vorspann verlangten. Nach einem Patent sollten je 50 Häuser einen Kriegsmann stellen. Das lehnten unsere Leute ab und wollten lieber das Geld für einen Mann hergeben(22 kr). Die Behörde forderte aber ausdrücklich brauchbare Leute, und zwar sieben Mann aus dem Wilfersdorfer Herrschaftsgebiet. Man wählte nur unbehauste Untertanen aus – die „misera plebs“. In der Lesezeit brachte das kühle und regnerische Wetter den Bauern einen beträchtlichen Schaden.

Das Patent vom 5. Dezember verbot den Getreideeinkauf durch landfremde Händler, weil die Regierung eine Hungersnot befürchtete; darum waren unsere Getreidemärkte schlecht besucht, sodaß z. B. in Mistelbach, dem größten Handelsplatz, nicht einmal 12 Bauernwagen gezählt wurden. Die grundlosen Straßen und Wege zwangen die Bauern, vierspännig zu fahren. 1 Metzen Korn kostete in Poysdorf 1 fl 48 kr – an eine solche Teuerung konnte sich kein Mensch erinnern. Das Nigrelische Regiment, das im November Ebendorf, Hobersdorf, Hohenruppersdorf, Schrick, Niedersulz und Windisch Baumgarten so übel hergerichtet hatte, ging endlich nach Lundenburg. Ein Ketzelsdorfer Bauer, von dem ein Soldat 9 fl erpreßt hatte, erhielt das Geld von dem Oberst zurück, der in Poysdorf einquartiert war. Folgende Regimenter zogen durch das Wilfersdorfer Herrschaftsgebiet: das Straßoldische, das Chariviarische, das Souchische, das Baadische (aber nur Rekruten), das Mansfeldische, Salzburger Fußvölker, Artillerie, Auxiliarvölker und Proviantfuhrwerk. Die Bauern schimpften über die Einquartierung, drohten abzuwandern und die Häuser leer stehen zu lassen. Andere wollten keine Steuern zahlen, denen die Pferde bei dem Vorspanndienst zugrunde gerichtet waren. Zu Weihnachten hatten alle Bediensteten der Herrschaft zur Beichte und Kommunion zu gehen.

Im strengen Winter 1684/85 erfroren viele Weinstöcke. Die Bauern kauften damals die Weinstecken lieber in Ungarn, wo sie billiger waren. Für eine Weinfuhr mit 10 Eimer Wein nach Ostra (unweit von Ung. Hradisch in Mähren) brauchte die Herrschaft 4 Pferde, weil die Straßen so schlecht waren. In aller Eile ließ am 1. Mai 1685 der Amtmann die Fortifikation des Schlosses und Marktes Wilfersdorf herrichten, denn man befürchtete einen feindlichen Einfall von Ungarn her. Der Fürst ordnete an, daß in allen Kirchen der Florianitag mit einem Amte zur Abwendung der Feuersbrunst gefeiert werde. In Mistelbach arbeitete der Goldschmied Zacharias Freihuber, ein Meister seines Faches – für Schmuck gab es immer noch Geld, wenngleich die Zeiten recht schlecht waren. Die Bäcker hielten sich bei uns nach der Wiener Ordnung. Die Brotwäger sollten ihre Pflichten etwas genauer nehmen, auch das Fleisch und die Heringe ordentlich beschauen. Als die Hannoverischen Kriegsvölker von Joslowitz über Staatz – Poysdorf – Walterskirchen nach Themenau marschierten, klagten die Ortsgemeinden über die Ausschreitungen dieser Soldaten. Die Steuern wurden erhöht. Kettlasbrunn zahlte (20 fürstliche Häuser à 1 fl 30 kr) 110 fl und Mistelbach 359 fl 41 kr. Bei Hagenbrunn spannten kaiserliche Reiter einem fürstlichen Untertan das gute Pferd aus und gaben ihm dafür ein schlechtes. Die Marchbrücke bei Angern mußte neu gemacht werden. Heu, Hafer und Stroh lieferten die Untertanen fürs Militär nach Feldsberg und Zistersdorf. Der Amtmann glaubte, daß die angemeldeten Kriegsvölker einen anderen Weg einschlagen und nicht die sumpfige Marchstraße wählen werden, die nicht benützt werden konnte. Einzelne Gemeinden, die wenig Korn hatten, ersuchten die Herrschaft um Getreide, da Weib und Kinder nicht genug Brot hatten, um sich satt zu essen. In Poysdorf kostete ein Metzen Weizen 2 fl 15 kr und Korn 1 fl 39 kr. Infolge der schlechten Zeiten wagten es die Dörfer nicht, einen Kirtag abzuhalten. In Mistelbach besaßen beim Einkaufen die Einheimischen das Vorrecht gegenüber den Fremden. Die Gassen und Plätze des Marktes sowie der Mistelbach sollten mehr sauber gehalten werden; Mist und Unrat seien rechtzeitig zu entfernen und wegzuführen. Der Bader verlangt vom Aderlassen 3 kr, in den Nachbargemeinden 6 kr und, wenn er über Feld ging, sogar 9 kr; das sei zuviel für Mistelbach; hier war den Bauern strenge verboten, das Vieh im Freien selbst zu halten. Die Nachricht von der Eroberung der Festung Neuhäusel durch unsere Truppen löste große Freude aus, weil der wichtigste Stützpunkt der Türken in Ober-Ungarn gefallen war. Die Verbündeten marschierten gleich gegen Ofen. Am 5. August waren große Heuschreckenschwärme ins Weinviertel eingefallen, die in den Feldern einen bedeutenden Schaden anrichteten. Durch Lärm, Glockengeläute und Gewehrschüsse suchten die Leute die Schädlinge zu vertreiben. Die Geistlichen führten Prozessionen in die bedrohten Rieden; am 12. August zogen die Schwärme endlich ab.

1688 fiel die Stadt Ofen in die Hände der Kaiserlichen, die gleich den Feind weiter gegen Süden drängten. Die Herrschaft verteilte am Geburtstage des Fürsten an „Preßhafte“ und kinderreiche Familien in Wilfersdorf vor der Kirchentür 6 fl, doch hatten sie der Messe beizuwohnen, welche der Pfarrer zur „Intention“ der Herrschaft las. Der Verkehr auf den Straßen gab ein erfreuliches Bild des langsam aufsteigenden Handels, was sich auch in den Mauteinnahmen ausdrückte. Leider ereigneten sich auch viele Ueberfälle auf die Fuhrleute und auf Einzelreisende durch Wegelagerer, Zigeuner und entlassene Soldaten. Die Bewohner und Gemeinden stritten und führten Prozesse wegen jeder Kleinigkeit, die aber viel Geld kosteten.

Großes Aufsehen erregte eine moskowitische Gesandtschaft mit 300 Personen, die am 11. März 1687 in Mistelbach eintraf und gegen Lanzendorf weiterreiste.

Um den verderblichen Hexenglauben, der besonders in Kettlasbrunn wuchert und die Gemeinde entzweite, wirksam zu bekämpfen, mußte jeder, der den Nächsten als Hexenmeister bezeichnete, ein halbes Jahr in Band und Eisen arbeiten und wurde dann aus der Gemeinde gewiesen. Im Herbste verkauften die Mistelbacher und Poysdorfer Viktualien an die kaiserliche Armee. Ketzelsdorf, das durch den Post- und Handelsverkehr großen Nutzen zog, brauchte dringend einen Schmiedemeister, der sich auch 1688 anmeldete und eine Werkstatt einrichten wollte; zwei Untertanen, die hier gar zu arg fluchten, schimpften und Gott lästerten, zahlten zur Strafe 3 Dukaten. Dem bayrischen Kurfürsten Max Emanuel gelang es, die Festung Belgrad zu erobern, wo er den Schädel Mustaphas erbeutete, der sich auf Befehl des Sultans am 25. Dezember 1683 mit einer Seidenschnur erdrosselt hatte. (Heute sieht man ihn im Museum der Stadt Wien.) Beim Mistelbacher Frühjahrsmarkt tauchten plötzlich 3 Ueberreiter auf, welche die Waren der Juden überprüften. Im Klostergarten des Barnabiten-Kollegiums gab es Spargelbeete.

Die Mistelbacher Spitalkirche war schon recht baufällig (1689) und das Dach drohte einzustürzen, weil das Holz morsch und verfault war. Bei den Kapuzinern in Poysdorf und bei den Zistersdorfer Franziskanern ließ die Herrschaft 100 Messen für die fürstliche Familie lesen. In Poysdorf rauften zur Freude der Bewohner der Marktrichter und Gerichtsdiener, dabei beschimpften sie sich in gemeiner Weise. Der Lanzendorfer Jäger schoß 1691 neun Wildschweine, 39 Hasen und 14 Füchse. Im gleichen Jahre besiegte Ludwig von Baden (der „Türkenlouis“) die Slankamen. In diesen Kämpfen finden wir Krieger aus ganz Europa und die Adeligen aller Länder betrachteten die Teilnahme als eine Ehrenpflicht; die Liechtenstein kämpften hier wacker gegen den Erbfeind mit. Ein Großteil der Offiziere waren bei unserer Armee Ausländer.

Unbekannte Täter erschlugen 1692 den Mistelbacher Gerichtsdiener und stahlen sein erspartes Geld. Rat und Richter von Mistelbach hatten das Recht, 2 Studenten, die ihnen genehm waren, bei der Rosenburse in Wien an der Hochschule vorzuschlagen (Bursen waren Studentenhäuser). Der Kaufmann Wintersteiner – er war der Kaufmann von Mistelbach und vom Weinland (heute Kaufhaus Pemsel) – hatte seinen Verdienst verloren und verlangte, weil er sich in mißlichen Verhältnissen befand, von der Herrschaft in Wilfersdorf Befreiung von der Roßrobot. Die traurige Finanzlage Oesterreichs verhinderte einen aufblühenden Handel. In Lanzendorf tranken nach einem alten Brauch am Ostermontag die Bewohner 10 Eimer Wein als „Leihkauf“; es bekamen Inleute und Bürgknechte zusammen ½ Eimer, jedes Haus 4 ½ Maß, der Richter und die Geschworenen 1 Eimer (1694). Zwei Jahre später stellten die Mistelbacher Forderungen: Die Gemeinderechnung ist zweimal im Jahr zu legen. Für die Brücken und Stege stellt die fürstliche Herrschaft das Holz bei, damit es nicht wieder vorkommt, daß der Geistliche bei einem Versehgang durch den Bach waten muß. Die Bäcker müssen nach der Wiener Ordnung backen. Das Verhauen und Verzäunen der alten Wege und Stiegen soll unterbleiben, da es die Gemeinde wünscht. Die Bürger verwenden beim Leutgeben zu kleine Maße. Verboten ist es, die Weingärten und Baumstätten vom Vieh abweiden zu lassen. Die Straßengräben sind unrein, auf den Wegen und Straßen liegen Kot- und Misthaufen. Der Fürkauf und die Einfuhr fremder Weine ist strenge zu verbieten.

1697 besiegte Prinz Eugen bei Zenta die Türken, denen nur das Banat verblieb. In der Wilfersdorfer Schießstätte wurde jetzt fleißig geschossen und manchmal Schützenfeste abgehalten. Der Zehentstreit in Loidesthal zwischen dem Fürsten und dem Kloster Michelbeuern wurde mit einem Schiedsspruch beendet. Jeder Teil nahm von nun an die Hälfte des Zehentes, doch hatte der Fürst die Dorfobrigkeit, begann zuerst mit der Lese, beschrieb den Weinzehent und steckte den Getreidezehent aus; dabei mußten die Klosteruntertanen mithelfen.

Die Poysdorfer jammerten über die schlechten Zeiten, denn bei dieser Not und dem Elend herrschte eine große Teuerung, welche die breite Masse besonders hart traf. Es wuchs kein Wein, sodaß die Leute erschöpft waren. Feuer, Wasserschäden und Militäreinquartierungen zwangen die Untertanen, Schulden zu machen. Die Mistelbacher übergaben ihre „gravamina“ (Beschwerde) dem fürstlichen Amtmann: Die Gemeinderaitung ist rechtzeitig abzuhalten. Im Gemeindewirtshaus erhalten nur jene ein Seidel Wein, die vom Marktrichter einen Zettel mit seiner Unterschrift vorweisen; das Schankhaus wirft keinen Nutzen ab. Die Viertelleute, Hofwirte und Feuerbeschauer verzehren sehr viel im Vergleich mit den Nachbargemeinden. Von nun an müssen sie alles genau aufschreiben, was sie verzehren. Die nachlässigen Nachtwächter, die ihren Dienst sehr ungenau nehmen, unterlassen meist das Frühläuten – im Sommer um 2 Uhr durch eine Viertelstunde und im Winter um 4 Uhr. Die Polizeiordnung ist genauer zu beachten. Im Wirtshaus wird das Gesindel gar zu frech. Die Brotwäger müssen ihre Vorschriften schon etwas besser erfüllen. Die Inleute haben ihre Robot zu verrichten; jeder hat einen Abschied zu nehmen, damit die Leute nicht einfach nach ihrem Belieben weglaufen oder gar weggejagt werden. Wenn die Leute den Wald arg verwüsten, so wäre eine bessere Inspektion notwendig.

Das Holz wird immer zu Martini abgegeben. Die Inleute auf dem Pfarrgrund reichen einen größeren Anschlag. Die Inleutzettel mache man nach der Proportion. In den Häusern dürfen keine Waren abgewogen werden, dazu ist das Waaghaus da. Weil die Wege schlecht sind, sollen sie repariert werden. Hauer wurden von der Ueberschätzung des Tagwerkes von der n.ö. Regierung gestraft. Leider sieht die Gemeinde den Hauern zu lange durch die Finger, weil sie den Tatz nicht abführen.

Handwerker, Händler und Kasstecher fischen den Bürgerleuten die Waren vor dem Maul weg, so daß sie dem Fürkäufer dann den doppelten Preis zahlen müssen. Sollte sich dies noch einmal ereignen, so werden die Waren weggenommen und in das Spital geführt. – In Kettlasbrunn stritten der Pfarrer und der Wilfersdorfer Bruggraf, der einen alten Schäfer im Meierhof abredete, sich versehen zu lassen. Auf offener Straße beschimpfte der Burggraf den Geistlichen, der schwer gekränkt war. Am 31. Mai 1699 suchte eine Feuersbrunst die Gemeinde Eibesthal heim. Die fürstlichen Untertanen in Großkrut klagten über die Klosterholden, die ihnen kein Recht in der Gemeinde lassen und keine Gegenrede dulden; in die inneren Marktangelegenheiten hatten sie nichts drein zu reden. Die Bauern in den Dörfern um Wilfersdorf waren eigensinnig und halsstarrisch, weil sie zum Trotz in andere Mühlen fuhren und nicht in die Hofmühle. Um diesen Unfug abzustellen, bekam jeder einen Zettel, der die Hofmühle betrat. Auf der oberen Hofmühle saß 1709 Rochus Leywolf (eine alte Müllerfamilie). In den Weingärten arbeiteten die Roboter so liederlich, daß der Kellermeister den Auftrag bekam, die Arbeiter genauer zu überwachen.

1702 erließ der Fürst den Mistelbachern das Pfund- und Sterbegeld, das die Herrschaft stets gefordert hatte; die Bauern hatten durch Feuer, Hochwasser und Militäreinquartierungen schwer gelitten. Für dieses Entgegenkommen bedankte sich höflich die Marktgemeinde. Da die Finanzlage Oesterreichs eine traurige war und überall das Geld fehlte, sollte die Kirche ihr Geld, den Schmuck und Wertsachen dem Staate übergeben, damit der Krieg gegen die Kuruzzen und Franzosen weiter geführt werde; viele verweigerten die Abgaben und versteckten die Schätze. Einem Obersulzer Schuster, der 1683 vor Wien gekämpft hatte und der jetzt bei einem Unwetter sein Haus verloren hatte, spendete der Fürst das Baumaterial. Dafür versprach er, fleißig in die Kirche zu gehen und für die fürstliche Familie in der Mariahilfkapelle zu beten. In Poysdorf jammerten die jesuitischen Untertanen, denen gleich mit Exekution gedroht wurde, wenn sie nicht zahlten. Kein Wunder, wenn die Häuser verödeten; sie verlangten Mitleid, Erbarmen und Nachsicht, da sie in besseren Jahren alles bezahlen wollten. Die anderen Untertanen hätten größere Häuser und würden nicht so bedrückt.

Prinz Eugen reformierte das Militärwesen und verbot besonders den Verkauf der Offiziersstellen sowie die unheilvolle Protektionswirtschaft, die nur der Armee schadete. Die Soldaten bekamen oft nur Wasser und Brot; darum blieben viele bei größeren Märschen im Straßengraben liegen und konnten vor Entkräftung nicht weiter. Die chaotische Finanzlage besserte sich 1705, als der Fürst Hans Adam von Liechtenstein die Gründung der Wiener Bank anregte. Allgemein klagte man über den Steuerdruck, über den Mangel an Patriotismus in allen Berufen und über die geringe Opferwilligkeit des Volkes. Diese Tatsache drückte sich damals in dem Satze aus: „Austria est miseria“ (Bibl).

Die Kuruzzenzeit brachte den Gemeinden des March- und Zayatales schweren Schaden. 1705 forderte der jesuitische Grundrichter Paul Riedel in Poysdorf vom Wiener Kollegium einen Steuernachlaß auf 36 Häuser, die weder Weingärten noch eine Furche Acker haben, die mit ihren Häusern neben dem Bach besonders dem Hochwasser ausgesetzt sind und mit harter Mühe arbeiten, daß sie wenigstens für ihre Kinder die Nahrung haben. Bei 840 fl Landesanlage hatten sie einen Nachlaß von 235 fl, sodaß noch 605 fl blieben. Die anderen Untertanen Poysdorfs waren besser daran; die galt vom Sterbegeld und Robotgeld, das Kollegium sollte wenigstens mit einigen Metzen Korn den Armen beistehen, daß sie nicht des Hungers sterben. Die Untertanen beschwerten sich auch über das Benehmen der Soldaten, über die drückenden Einquartierungen, über Mißhandlungen (sie würden geschlagen) und über die vielen Diebstähle im Markte; es waren 63 Untertanen, und zwar 6 Ganz-, 16 Halb-, 5 Viertellehner und 36 Hofstättler.

Fast wäre Prinz Eugen 1706 unserem Lande untreu geworden, weil ihm die Polen die Königskrone anboten, die er aber ablehnte. 1707 plante die Regierung, einheitliche Maße und Gewichte im Handel einzuführen, die schon im Interesse der Käufer sehr notwendig waren, da sie nur zu oft im Einkauf von Lebensmitteln betrogen wurden. In der Kuruzzenzeit zeigten sich die Untertanen sehr widerspenstig, trotzig und ungehorsam, verweigerten die Robot wie die Obersulzer und bereiteten dem Amtmann schwere Sorgen. Das Vorgehen der Kaiserlichen gegen die Bewohner erregte in den Gemeinden großen Unwillen. Eine Feuersbrunst äscherte den Markt Poysdorf 1710 bis auf 30 Häuser ein. Weil die Regierung die mährische Grenze absperrte, holten sich die Feldsberger die Post in Poysdorf ab, sonst aber von Nikolsburg. Der heilige Berg in Wilfersdorf, der mit Lindenbäumen bepflanzt war, wurde im Sommer von Wallfahrern gerne besucht, die hier ihre Andacht verrichteten und fromme Lieder sangen. Die Herrschaft ließ für ihre 79 Kamine in Wilfersdorf und Poysdorf aus Korneuburg den Kaminfeger holen, der für seine Arbeit 30 fl, später nur 20 fl bekam.

1711 war ein mittelmäßiges Körnerjahr. Ein Hagelwetter mit einem Wolkenbruch hatte Eibesthal heimgesucht, während in Mistelbach 83 und in Poysdorf 53 Häuser ein Raub der Flammen wurden. Die Herrschaft nahm vom Getreide 5000 fl, vom Ziegelofen 500 und von Kräutelwerk im Hofgarten 8 fl ein. Die Obersulzer, die dem Bader die Fenster eingeschlagen hatten, standen mit den Kettlasbrunnern auf Kriegsfuß wegen der Hutweide. Sie hatten den Obersulzern die Weidetiere weggenommen, mußten sie aber auf Befehl des Fürsten wieder zurückgeben.

Das Unglücksjahr 1712 brachte im Juni ein Hagelwetter, das Lanzendorf, Mistelbach, Eibesthal, Kettlasbrunn, Blumenthal und Loidesthal schwer traf, sowie einen „Viehumbfall“. Die Herrschaft erlitt folgenden Schaden: 1000 Metzen Weizen à 1 fl 36 kr, 1200 Metzen Korn à 1 fl 6 kr, 2500 Metzen Hafer – 1500 fl, 899 Eimer Wein à 2 fl – 1798 fl, 1 Stier, 5 Ochsen, 23 Melkkühe und 11 Kälber – Summe 6767 fl. Das kommende Jahr brachte die Pest. Kettlasbrunn, das die Kirche mit Ziegeln eindeckte, forderte von der Herrschaft 3 Freijahre wegen des Schauerwetters, der Einquartierung und Truppendurchmärsche. Von den 47 fürstlichen Häusern Eibesthals waren nur 37 aufrechte; die Untertanen besaßen hier schlechte Aecker und Wiesen, die Weingärten waren verhagelt und die Leute arg verschuldet. Die Häuser in Lanzendorf, die recht klein und dazu schlecht gebaut waren, genügten höchstens für eine Familie und trotzdem quartierten sich Soldaten ein. Der Tatzbestand in Wilfersdorf erreichte die Höhe von 107 fl, früher nur 90 fl.

Nach den Türkenkriegen tauchten bei uns viele Zigeuner, Hausierer und Savoyarden auf, die oft recht zudringlich und keck waren, die aber auch den Verkehr auf der Straße behinderten; gefährlich war die Strecke von Gaweinstal bis Wolkersdorf. Der Amtmann rügte das Vorgehen der Untertanen, die dem Geschwätz der Wahrsager und Kartenaufschläger (Zigeuner) Glauben schenkten und ihnen die Köpfe verwirrten. 1715 mußte in allen Kirchen ein feierliches Tedeum gehalten werden; denn die „importante“ Festung Temeswar hatten die Kaiserlichen erobert und die Türken über die Donau zurückgedrängt. An das Tedeum schloß sich ein Requiem für die Gefallenen und Verstorbenen des Krieges an. Nun folgten Jahre des Friedens und des Aufbaues für unsere Heimat. Die Türkenzeit gehörte der Vergangenheit an. Kein Denkmal oder ein Bauwerk wurde dieser schweren Zeit gesetzt; sie ist vergessen wie der namenlose Krieger, der an den Kämpfen teilgenommen und seinen Beitrag zum Endsieg geleistet hatte.

Der unvergeßliche Heerführer Prinz Eugen besuchte den Fürsten Liechtenstein in Feldsberg, mit dem er befreundet war, und nahm an den Hofjagden in Wolkersdorf teil. Als er einmal den Schricker Wein kostete, soll er nach dem Genuß desselben gesagt haben: „Lieber stürme ich noch einmal die Festung Belgrad, bevor ich so einen Tropfen trinke.“ Er baute im Machfeld das Jagdschloß Niederweiden und Schloßhof, Prachtwerke der Barockzeit, die aber heute verfallen und einen trostlosen Eindruck machen.

Der Sage nach haben die Türken den Staatzerberg errichtet, da jeder einen Turban voll Erde herbeitrug. Das alte Türkengeläute um 7 Uhr früh galt nach 1714 den Pesttoten und viele Gemeinden halten noch heute an ihm fest. In Wetzelsdorf ist die Meinung verbreitet, es stamme aus dem 7jährigen Krieg. Der Orden der Trinitarier bemühte sich um die Befreiung und um den Loskauf der Sklaven und Gefangenen, die von den Türken zurückgehalten wurden. Um das Mitleid der Besitzenden zu erregen, gaben sich viele Bettler als Heimkehrer aus den Türkenkriegen aus, erzählten Schauergeschichten, die sie erlebt hatten, und sangen Türkenlieder, von denen nur das Prinz-Eugen-Lied zu einem echten Volkslied wurde. Desserteure schlugen sich im Hinterland umher, die von den Bauern häufig unterstützt und mit Zivilkleidern versehen wurden. Die Versorgung der Invaliden überließ die Regierung den Gemeinden, die ihnen gewöhnlich das Recht einen Bettlers einräumten; manche verdienten als Wegelagerer mehr und büßten einen Raub oder Ueberfall mit einer längeren Freiheitsstrafe. Von den Türken erhielten wir den Kaffee, den Flieder, die Tulpe, die Roßkastanie, den Mais – Türkenweizen und Türkenbrot -, den Buchweizen (Heidekorn) – und die Blasmusik mit Trommel und Tschinellen. Diese „türkische Musik“ entfaltete das Militär zur höchsten Blüte, sodaß die österreichischen Militärkapellen in der ganzen Welt berühmt wurden. Die Schimpfwörter „Kümmeltürken“ und Kruzitürken“ sind eine Erinnerung an die Türkenzeit.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Dr. V. Bibl „Prinz Eugen“

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1959, S. 1 + 2, 5, 9 - 10

Das Fasanenhaus in Wilfersdorf

Der Fasan, der aus dem Morgenlande stammt, kam zur Zeit der Kreuzzüge nach Mitteleuropa, wo er sich langsam an unser Klima anpaßte. Die Grundherren, die allein das Jagdrecht besaßen und es auch ausübten, gaben sich mit diesem Tiere große Mühe. Sie waren darauf bedacht, recht viele Jagdtiere in den Wäldern zu haben, alles was da flog und sich auf der Erde bewegte, wurde geschossen oder gefangen. Selbst die Singvögel verschonte man nicht; da fing man Wacholderdrosseln, Finken, Lerchen, Schnepfen und Raben mit Netzen, welche die Roboter trugen und aufstellen. Gute Vogelsteller waren die Kettlasbrunner.

Die Grundherren bauten eigene Fasanhäuser, in denen die jungen Jagd-, Ring- und Königsfasane gezogen wurden. Das Tier ist ein guter Läufer, hört und sieht gut, ist sehr schlau und kennt jede Gefahr. Die Alten betreuen die Jungen und alle bleiben beisammen. Maisfelder bevorzugt es besonders. Nach der Gr. Schützener Gesundheitslehre eignet sich das Fasanfleisch besonders für Kranke und Genesende. Fasanerien-Häuser mit einem Garten gab es in Asparn a. d. Zaya, Ernstbrunn, Wilfersdorf, Walterskirchen, Steinebrunn und Feldsberg. Das schönste Fasanenhaus sah man allerdings in Göllersdorf, das ein Muster war und von vielen Jägern besucht wurde.

Die Tiere wurden nicht geschossen, sondern mit Netzen oder mit Falken und Wind- und Wachtelhunden gefangen.

Das Wild brauchte Ruhe und sollte im Sommer nicht gestört werden. Deshalb war das Betreten der Wälder in dieser Zeit sowie das Mitnehmen von Hunden in die Felder und Weingärten strenge untersagt. 1671 hetzte Johann Christian Braun das Wild im Eibesthaler Gebiet und schonte auch nicht die Fluren, sowie die Feldfrüchte. Großen Schaden richtete er in den Weingärten an, so daß die Untertanen sich mit Recht beklagten. Da ordnete der Wilfersdorfer Amtmann an, daß der Eibesthaler Marktrichter diesen Braun auf dem Felde ergreife, falls er sich mit den Hunden zeige, diese niederschieße und ihn recht verprügle, wenn er vielleicht ehrenrührige Worte ausstoßen sollte. Der Mistelbacher Seiler verfertigte für die Wilfersdorfer Herrschaft ein Netz von 462 Klafter Länge, zu dem er 198 Pfund Spagat benötigte, der Meister verlangte 138 fl. (1712).

Im Wilfersdorfer Fasanhaus sah man 34 Wachtelhäuschen, blecherne Trinkgrante und kleine Nirscheln. Ein eigener Jäger betreute die Tiere und führte die Aufsicht über dieses Haus. Die Fasaneneier ließ er aber durch deutsche Hühner ausbrüten und fütterte die Jungen mit türkischem Brein, mit Topfen und Kuhmilch.

Der schneereiche Winter 1718 und die Raubschützen machten einen großen Schaden im fürstlichen Wildbestand. 1714 wurde das Fasanhaus erweitert und besaß 6 Teile. Gute Zuchttiere holte die Herrschaft von Kromau, Ostra und Steinitz in Mähren, die besser waren als die in Wilfersdorf. Der Jäger Kersch, der sich das Göllersdorfer Fasanhaus angeschaut hatte, zeigte großes Verständnis für die Pflege der 4 Hähne und 32 Hühner, die das Wilfersdorfer Haus bevölkerten. Er besaß auch eine Kuh, da er die Tiere mit Milch und Topfen fütterte. Sonderbarerweise erschienen in den jährlichen Jagdergebnissen nie Fasanen auf; offenbar zählte man die Vögel nie zum Wild.

1715 gab es im Fasanhaus 129 Tiere; nun baute die Herrschaft daneben noch eine Falknerhütte. 1716 holte ein Bote von Ostra 18 Stück Fasane, die beim Tragen so wild wurden, daß sie sich gegenseitig die Federn herausbissen. Damals maßten sich die Bauern das Jagdrecht an, gingen mit der Flinte ins Feld und knallten alles nieder, was sie sahen; besonders arg trieben es die Hofersdorfer, die kein Gesetz beachteten. Die Jäger schauten nicht nur auf die Fasane, sondern auch auf die Rebhühner, die sie sorgsam hegten und pflegten.

Die fürstliche Küche in Wien verlangte viele Fasane, Wachteln und Tauben, die am Vogelsspieß gebraten wurden.

In Loidesthal tauchte 1722 der Flurname „Fasangarten“ auf. Der Fürst gab besonders schöne Tiere als Präsent anderen Edelleuten z. B. 1724 dem Grafen von Schönborn. Nach dem Tode des Fasanjägers (1746) fand man keine geeignete Person, so daß die Fasane nach Ebergassing kamen und der Garten ein Grasplatz für das Hornvieh wurde. In Feldsberg besaß der Fürst eine sehenswerte Fasanerie, die 800 bis 1000 Stück zählte und die sich fremde Gäste gern anschauten.

Heute sind die Fasanerien vergessen, weil das Tier sich unserem Klima und dem Boden angepaßt hat. In Flurnamen leben diese Fasanengärten weiter, obwohl sie heute für andere Zwecke verwendet werden.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien.

Erschienen in einem Druckwerk des Verlages Josef Faber, Krems a. d. Donau

Das Fronleichnamsfest

Es hieß ursprünglich „Fest des Leibes Christi“ und ward 1246 zum ersten Mal in der Stadt Lüttich gefeiert, 1264 übernahm es die Kirche und 1279 fand die erste öffentliche Prozession statt. Im Zeitalter der Reformation geriet es an vielen Orten in Vergessenheit; es wurde kein Umgang abgehalten, weil die Teilnehmer vielfach ausgelacht und verspottet wurden. Erst in der Zeit der Gegenreformation erhielt das Fest die alte Bedeutung und den früheren Glanz, der so mächtig auf das Gemüt des empfänglichen Volkes wirkt. Die Bürger und Bauern, die Handwerker und die Jugend mussten bei dem Umgange erscheinen. Eine eigene Bruderschaft bestand in Poysdorf, die den Zweck hatte, die Altäre aufzustellen, die Fahnen-, Figuren-, Windlicht- und Himmelträger zu bestimmen und sie auch zu entlohnen und alles für das Fest vorzubereiten. Diese „Corporis Christi Bruderschaft“ wird 1693 erwähnt; sie besaß auch einen eigenen Keller und hatte wohl das Recht, zur Lesezeit Most einzusammeln. Im Zeitalter der Aufklärung erfuhr das Fest gewisse Einschränkungen; denn das Aufstellen der Birkenzweige wurde verboten und die Bruderschaften aufgelöst. Den Keller kaufte 1785 ein Christian Berger um 60 fl, heute ist er im Besitze des Josef und Agnes Erger. Die Altäre übernahm die Gemeinde, die auch dafür sorgte, dass sie aufgestellt werden.

Der Umgang nimmt in Poysdorf einen weiten Weg; darum beginnt der Gottesdienst schon um 8 Uhr. Am Vortage werden die Vorkehrungen getroffen: Kränze geflochten, Blumen gesammelt, Birken- oder Eichenzweige aus dem Walde herbeigeführt, die Kirche geschmückt, die Straßen gekehrt und gereinigt. Die Häuser sind schon einige Tage früher geputzt und gefärbelt, die Türen= und Fensterrahmen gestrichen und die Scheiben blank gewischt worden. Die Fahnenträger und Musikanten stellen sich in die 4 „Labestationen“ einen Wein, damit sie sich in den Pausen stärken können; auch die Lehrpersonen, welche die Kinder beaufsichtigen, bekamen einen kühlen Trunk. Es war ja die gute alte Zeit, die nicht so strenge urteilte wie die Gegenwart. Wie oft musste der Geistliche zur Ruhe mahnen, wenn die Musikanten hinter dem Altar gar zu laut wurden und die Gläser heller klangen als das Glöcklein des Ministranten.

Der Weltkrieg hat hierin eine Veränderung gebracht. Der Vorbeter erhielt nach dem Um= gang stets einen Liter Wein und die Musikanten, die bei der Auferstehung und am Fronleichnamstage unentgeltlich spielten, hatten das Recht, am Kirtagmontag vor den Häusern spielen zu dürfen. Seit 1911 bekamen sie jeder 2 Kronen. Das Böllerschießen besorgte immer ein ausgedienter Soldat am Schulerberg. Im Jahre 1910 kaufte die Gemeinde einen Donnerer. Die Altäre, die in Privathäusern aufbewahrt werden – nur der vierte liegt in der Barbarakapelle – sind schon recht alt und haben noch die Tage der Bruderschaft erlebt. Die Bilder sind eine flüchtige unansehnliche Arbeit, trotzdem hat sie die Bevölkerung sehr gern und sträubt sich gegen eine neue. Im Jahre 1931 ließ sie die Gemeinde herrichten.

In den letzten Jahrzehnten haben sich die verschiedenen Vereine in den Dienst gestellt und nehmen an dem Umgang teil, wie einstens die Zünfte. Dadurch erhält die Prozession wieder ein buntes farbenprächtiges Bild. Die alten Uniformen, rauschende Fahnen, Pöllerschießen, Glockengeläute, eine schmetternde Musik, weißgekleidete Mädchen, ein herrlicher Maientag mit seiner Blütenpracht, mit den wogenden Saaten und dem frischen zarten Grün der erwachsenden Natur, das ist der Fronleichnam, der noch immer seinen alten Zauber auf das Gemüt des Menschen ausübt. In den Fenstern der Wohnhäuser stehen Blumen, Bilder, Kreuze und brennende Kerzen, vor den Türen und Toren stehen kleine Kinder mit gefalteten Händen und betrachten voll Verwunderung und Staunen die vorbeiziehende Menschen= menge, die singend und betend durch die Straßen der Stadt dahinzieht. Die Fahnen rauschen im Winde, die Helme der Feuerwehr glitzern im hellen Sonnenschein, Federbüsche flattern, Weihrauchwolken schwingen sich empor und verschwinden zwischen den alten grauen Dächern der Heimat. Bei den Altären stehen Zuschauer, meist sind es Frauen, die wegen der häuslichen Arbeit an dem Umgang nicht teilnehmen können.

Den Zug eröffnen die Schulkinder, doch sind an diesem Tage verhältnismäßig wenig; denn die großen Knaben sind anderwärts beschäftigt und die Mädchen gehen weißgekleidet, die Haare zu Löcklein gedreht. Sie tragen in der Hand ein Körbchen voll Blumen, die sie bei den Altären aufstreuen. Auf der Straße liegt grünes Gras, Klee oder Weinblätter und -ranken. Nach dem Umgang raffen es die Leute zusammen und geben es zu Weihnachten den Kühen ins Futter. Nach den Kindern reihen sich die Vereine (Burschen-, Gesellen-, Gewerbe-, Kameradschaftsverein und die Kongregation) an. Kräftige Burschen tragen die alte Hauerfahne, die durch mehrere Jahre nicht verwendet werden konnte, weil die Drähte der elektrischen Leitung zu niedrig gespannt waren. Vor dem Kriege war das Tragen dieser Fahne ein Vorrecht jener, die dann im Herbste zum Militärdienst einrückten. Die große Burschenfahne trugen früher nur die Rekruten. Alle Fahnen sind mit Blumen und Kränzen geschmückt, Eichenlaub und Kornblumen überwiegen. Die Träger und Ministranten tragen kleine Blumenkränze am Oberarm. In dem benachbarten Poysbrunn legen die Mädchen diese Kränze auf die Bäume, die bei den vier Altären stehen. Die Ministranten und Chorsänger nehmen sich diese, nachdem das Evangelium gelesen ist, herunter und heben sie daheim auf.

Den Himmel tragen Männer, die lange rote Mäntel anhaben. Hinter dem Allerheiligsten schreitet die Gemeindevertretung von Poysdorf, Wilhelmsdorf, die Kirchenväter, die Gendarmerie und manchmal auch die Vertreter der einzelnen Ämter. Ernst und würdevoll gehen die schwarzgekleideten Männer daher, in der Hand tragen sie eine Kerze.

Während die Vereine strenge auf Ordnung schauen und in den Reihen fast eine militärische Disziplin herrscht, fehlt diese bei der Volksmasse, die den Schluss des Umganges bildet. Selbst die strengen Wachleute sind nicht imstande, hier Ordnung zu machen. Nach dem 2. Altar verlassen schon einige den Festzug, nach dem 3. gehen die Wilhelmsdorfer weg und nach dem 4. ist die Prozession schon recht klein.

Bevor die Andächtigen heimgehen, reißen sie sich einige Äste und Zweige von den Birken ab, die bei den Altären stehen. Sie stecken die grünen Äste daheim hinter ein Bild oder hinter ein Kreuz, damit nicht der Blitz in das Haus einschlage. Kommt im Sommer ein Gewitter und brennt noch im Herde das Feuer, so wirft die Hausmutter ein Zweiglein von den Fronleichnamsbirken in die Glut.

Nach dem Umgang werden die Altäre abgebrochen und aufgeräumt; die Fahnenträger bekommen ein Fass Bier für die Mühe und Anstrengung. In anderen Orten erhalten die Chorsänger nachmittags eine kleine Jause, auch die Musiker werden dazu eingeladen. In Poysdorf besteht nicht dieser Brauch; hier tritt dafür das Cäcilienfest, das im November der Kirchenchor in einem Gasthause gibt.

In dem Fronleichnamsumzug sowie in den Prozessionen zu den Bittagen liegt der uralte Zauber der Flurumgänge, wie solche in der altgermanischen Zeit üblich waren. Der Mai ist der Wonnemonat, die Natur verjüngt sich, neue Kräfte sind in Feld und Wald tätig, die Lebensgeister erwachen und auch der Mensch will seinen Anteil an diesem Erwachen der Natur und an der wunderbaren, geheimnisvollen Kraft, die all die Blütenpracht hervorbringt; Maienluft bringt Gesundheit, Maienregen macht schön und groß, sagt der Volksmund.

Handschrift von Franz Thiel

Das Gasthaus „Zur Weintraube“ in Poysdorf

Es ist ein alter Gasthof, der gegenüber dem Postgebäude an der Reichstraße steht und bis 1803 der bischöflich passauischen Herrschaft Königstetten diente. In den alten Grundbüchern wird es als „Hofstatt-Gasthaus zur Weintraube“ angeführt und war auch eine Herberge für Reisende und für Handwerksburschen, die mit dem Stock in der Hand und dem Felleisen auf dem Rücken durch die Welt wanderten, um die Fremde kennen zu lernen. Hier im Gasthaus fanden sie eine Unterkunft, konnten über Nacht bleiben und Arbeit erfragen. Lustige Walzbrüder waren es meist, denen nur eines fehlte, nämlich das liebe Geld. Wir sehen heute die reisenden Handwerksburschen der Vergangenheit im verklärten Lichte eines romantischen Schimmers und vergessen ganz, dass die Burschen genug Not und Elend ertragen mussten, dass es unter ihnen viele gab, die Arbeit suchten, aber keine finden wollten und die oft ein Schrecken für die Bauern waren. Bei einem Wirtshause gingen sie nie vorüber; sie kehrten ein, mochten sie auch keinen Groschen in der Tasche haben. Ein Zahler fand sich schon; denn gar lebhaft war das Treiben in der niedrigen Gaststube. Da gab es Fuhrleute, die rasteten, aßen und tranken, während die Pferde draußen im Hof oder auf der Straße ihr Futter fraßen und der Schmied oder Wagner die Fehler am Wagen ausbesserte. Die Knechte waren keine Sparer. Was sie verdienten, jagten sie durch die Kehle. Trink- und wetterfeste Gestalten waren es, die jedes Gasthaus an der Brünnerstraße gut kannten. Sie kamen aus Mähren, Schlesien und Polen und fühlten sich hier im Weinlande recht wohl. Sie hauten in den Tisch, dass die Gläser klirrten, schrien und johlten, wenn sie im Würfelspiel ihr Geld verloren. Ruhiger waren die Hausierer, die aus Nordmähren die Leinwand brachten. Bekannte Gestalten waren es, die ihre Ware in einem blauen Tuch eingeschlagen hatten und auf dem Rücken trugen. In der Hand hielten sie eine Elle. Sie machten gute Geschäfte, den Erlös aber steckten sie in ein Säckchen, das sie auf der Brust trugen, und brachten ihn heim, wo die Angehörigen schon mit Sehnsucht auf das Geld warteten. Still saßen sie beim Tisch, verzehrten ein Stück Brot, das sie in einem Bauernhause erhalten hatten, und vergönnten sich ein Vierterl. Der Wirt schenkte nur Poysdorfer Weine; wehe, wenn er Fremden verkaufte! Nach dem Verbot aus dem Jahre 1595 wäre ihm derselbe sofort weggenommen worden und er hätte noch eine hohe Geldstrafe gezahlt.

Im Gasthaus konnte jeder nach Belieben rauchen, auf der Straße war es verboten; denn im Jahre 1831 gab der Rat den Nachtwächtern und Polizeileuten den Auftrag, jeden sofort anzuzeigen beim Marktrichter, der „auf der Straße Tobak raucht“. Kein Wunder, wenn am Abend in der Gaststube ein Qualm war, dass der Eintretende fast gar nichts sah; doch fühlten sich alle wohl und niemand dachte an eine Lüftung. Gerne setzten sich die Bürger des Marktes zu den Fremden, fragten sie um Neuigkeiten und hörten den Erzählungen zu. Damit nicht unnötige Raufereien vorkamen, saßen die Gleichgesinnten am Tische beisammen: Fuhrknechte, Handwerker, Hausierer, Reisende usw. Da gab es eigene Stammtischtafeln, die der jetzige Besitzer Herr Karl Wolf in Ehren hält und als teure Andenken in der Gaststube aufbewahrt.

Da lesen wir auf der einen Tafel:

„Maria, hilf uns allen im Reiten und im Fahren! Postillion, hau an! Gib dir den Johannissegen! An dem ist Glück und Heil gelegen.“

Die andere Tafel weist folgenden Spruch auf:

„Vivat, hoch! Die Müller sollten leben!“ (Vorderseite)

„Vivat, es lebe die Bruderschaft!“ (Rückseite)

Die dritte Tafel stammt von dem ehemaligen Besitzer des Gasthauses J. Milde, der zum Preise seines Weines folgenden Satz schrieb:

„J. Milde, bürgerlicher Gastwirt zur Weintraube; Und trägst du einen Rausch davon, so sag‘, die Weintraub‘ hat’s getan.“

Kam der Abend, so zündete der Gastwirt eine „rauchende Funzen“ an, die den dunsterfüllten Raum notdürftig erhellte oder nahm eine Unschlittkerze, die er öfters mit den Worten „Mit Verlaub, meine Herren!“ ergriff und hinausging, um etwas zu holen. Niemand regte sich darüber auf, wenn er eine Zeit lang im Finstern saß. Es war ja die Biedermeierzeit, wo man schön das Maul halten musste, sonst bekam man es mit der Polizei zu tun, die mehr die politische Gesinnung der Bürger beaufsichtigte als die Verbrecher. Er ließ auch nicht lange warten, der strenge Polizeikorporal des Marktes. Bei seinem Erscheinen war alles still, die Fremden durchsuchten die Taschen nach ihren Papieren, öffneten sie und übergaben sie dem „Auge des Gesetzes“. War alles in Ordnung, dann verschwand er. Konnte sich aber einer nicht ausweisen, so wanderte er auf 24 Stunden in den Arrest und erhielt noch 25 mit dem Stock. War die Gefahr vorüber, so wurde es wieder lustig. Lieder ertönten, Witze wurden erzählt, die Gesellen neckten sich, die Spottlust regte sich und die baumstarken Schmiedegehilfen sangen kreischend und johlend ihr Lied:

M’r seins ja die lustigen Hammerschmiedsg’sölln,

können do bleib’n, können fortgeh’n,

können tun, was m‘r wölln.

Der Schuster, der Schneider, der Webersgesöll,

die scheuen das Feuer, das Lederschurzföll.

M’r seins Demokrat’n, seins ultramontan,

dos geht jo koan Moaster, koane Moasterin was an.

Was kümmert denn uns die Popolizei?

Es ist ja ka Handwerk wie uns‘res so frei.

Blaumontag, Blaudienstag, das ist uns grod oans,

wemmer Geld hob’n, tun m’r ‘n Rausch hob’n,

wemm’r ‘n Durst hob’n, hoamer koans.

Reicher Beifall lohnte die Sänger. Manchmal gab es auch Schläge, die man nicht so ernst nahm und der Empfänger zahlte sie später mit Zinsenzinsen ehrlich zurück. Plötzlich ging die Tür auf, der Nachtwächter erschien und mahnte zum Aufbruch. Jeder trank aus, zahlte und ging heim, die Fremden legten sich in der Herbergsstube nieder und der Wirt schloss die Tür.

Das war die goldene Zeit der „Weintraube“. Auf der Reichstraße herrschte reges Leben; da hörte man das Knarren der Räder, das Peitschenknallen, das Fluchen und Schimpfen der Fuhrleute, die Ordinaripost kroch wie eine Schnecke dahin, die Eil- und Journalpost ging etwas schneller, Soldaten und Wallfahrer belebten das Straßenbild. Dies alles sah und erlebte die „Weintraube“, sie war Zeuge der großen Feuerbrände, die den Markt zum Teil einäscherten und der Hochwassergefahren, wo sich die wilden Fluten durch den Hof in das Gastzimmer ergossen und bei der Tür auf die Straße strömten.

Da hieß es eines Tages, dass unten an der March eine Eisenbahn gebaut wird. Die Fuhrleuten und Gastwirte schimpften über diese Neuerung und wünschten sie zum Teufel, weil sie ganz gut einsahen, dass diese Erfindung für sie ein großer Schaden ist. Was viele befürchteten, wurde zur Wahrheit. Das Fuhrwerk hörte auf, die Post stellte ihren Verkehr ein, die Reichsstraße versank in einen Dornröschenschlaf. Die Gastwirte schauten vergeblich nach Fremden und verbauten die Stallungen, ruhig wurde es in der „Weintraube“. Noch immer waren Handwerker und Hauer die Stammgäste und sie fügten zu den bestehenden Zunftzeichen zwei neue hinzu: in einem Glasschrein erregt ein kleines Fass unsere Aufmerksamkeit mit der Inschrift „Schild der Bindergenossenschaft, gegründet durch Franz Bierbauer 1875.“ Die Hauer widmeten folgende Tafel: „Hauer. Gründer Kalser Franz, Andreas Erger, Franz Tillich, Johann Eisenhut. Dem Regierungsjubiläum 1908 hat auch die Hauerschaft gedacht. Gründer Josef Schreiber, Leopold Richter, Dominik Eisenhut, Anton Bauernfeind“.

In den letzten Jahren zog der Geist der Neuzeit in unseren Markt. Die Reichsstraße hat einen von Jahr zu Jahr steigenden Verkehr. Die Kraftwagen sausen gegen Wien und Brünn. Die Umgebung hat ein städtisches Aussehen angenommen, auch die „Weintraube“ hat sich geändert, doch wohnt in den alten Räumen noch immer Frohsinn und Gemütlichkeit wie einst, da es ein Hofstattgasthaus und eine Herberge war.

Das Gemeindegasthaus in Ketzelsdorf

Das Ketzelsdorfer Gemeindegasthaus war ursprünglich wohl ein Hof u. z. ein Ganzlehen, dass dem Gründer des Ortes (dem Lokator) gehörte; nach altem Rechte gebührte ihm als Richter und Stellvertreter des Grundherrn das Schankrecht zur Entlohnung für seine Mühe und Arbeit. Die Bewohner des Dorfes waren verpflichtet, nach dem Tavernenzwang den Tauf-, Hochzeits- und Leichenschmaus hier im Gasthaus abzuhalten. Das Bantaiding und alle Amtshandlungen, die nach alter Sitte mit einem Mahl endeten, fanden auch hier statt. Als die Gemeinde im späteren Mittelalter die Verwaltung und Polizeigewalt in ihrem Burgfrieden übernahm, hatte sie Auslagen, aber keine Einnahmen, so daß der Grundherr ihr auf ein halbes Jahr das Schankrecht überließ. Im Sommerhalbjahr schenkte er seinen Banwein aus, das waren 1530 sechs Eimer à 30 kr. In dieser Zeit mußte jeder Buschenschank der Bauern eingestellt werden. Das Bier hatte die Gemeinde von den Grundherren (den Liechtenstein) zu nehmen, die um diese Zeit den größten Teil der Gemeinde besaßen. Mistelbachern, deren Gasthaus auch ein Ganzlehen war, wurden 100 Eimer Banwein vorgeschrieben, den Poysdorfern 50 und den Kettlasbrunnern 40.

Mit dem Ketzelsdorfer Hof war auch ein Amt des Grundherrn verbunden, das die Verwaltung des Herrenbesitzes für die ganze Umgebung führte; deshalb bekam das Gebäude in der Renaissancezeit einen Stock für die notwendigen Räume. Das Haus ähnelte stark dem des Oppenauer in der Brunngasse zu Poysdorf, bevor es noch umgebaut wurde. Den Kirtag, der immer eine wichtige Einnahme für die Gemeinde war, feierten 1596 die Leute 14 Tage nach Johanni in der Sonnenwende. Der weite Platz vor dem Gasthaus war ein Pestfriedhof, den heute eine spätgotische Totenleuchte schmückt. Noch vor 100 Jahren umgab diesen Platz ein Holzzaun. Als die drei Brüder Karl, Maximilian und Gundacker von Liechtenstein ihr Erbe neu verteilten und ordneten, wurde Wilfersdorf eine Herrschaft-Dominium, sodaß das Ketzelsdorfer Amt seine Bedeutung verlor. Um diese Zeit waren gute Wirtschaftsverhältnisse für die Bauern; die Gemeinden hatten Geld und kauften ein – Poysdorf den Freihof und sicher Ketzesdorf auch den alten Hof mit dem Schankrecht. 1596 entrichtete die Gemeinde vom Schankhaus 6 kr. der Herrschaft.

Ein großer Vorteil war die günstige Lage des Hauses, bei dem die alte schlesische Straße vorbeiführte, die nach 1625 die kaiserlichen Postreiter benützten. Ketzelsdorf hatte ein Postamt, das nächste befand sich in Gaweinsdorf. Beide Postmeister waren gute Freunde und besuchten einander auch öfters. Das Gasthaus sah viele Fremde, Pilger, Kaufleute, „walzende“ Handwerksburschen, Fuhrleute, Soldaten und feindliche Scharen, die hier einkehrten und sich an dem goldenen Tropfen stärkten. Die Feinde wirtschafteten in den Räumen nach ihrer Art, schlugen die Einrichtung zusammen, raubten und plünderten, nahmen dem Bestandwirt die ersparten Groschen wenn er sie nicht rechtzeitig vergraben hatte, und setzten ihm den roten Hahn aufs Dach (1620 und 1645). Nach 1700 änderte sich das Bild, als die Post und der Verkehr die Brünnerstraße benützten und Ketzelsdorf abseits liegen blieb. Diese Veränderung spürten die Bewohner und noch mehr das Gasthaus. Wohl hielten manchmal die Beamten von Wilfersdorf einen Amtstag ab, doch war die Poststraße öde und leer. Nur dreimal im Jahre gab es eine Tanzunterhaltung für die Jugend. Die Gemeinde reichte nach Wilfersdorf einen jährlichen Dienst von 1 fl 30 kr. Richtgeld 3 kr und alle 10 Jahre 200 fl Renovation (1766). Der alte Verkehrsweg hieß jetzt Landstraße, wurde aber nicht gepflegt und beschottert. Zum Wirtshaus gehörten 19 ¾ Joch Acker – im Feld gegen Poysdorf 4, in den Geringen 3 ¼, im Wetzelsdorfer Gemärk 6 ¾ Joch, die meist an Inleute verpachtet waren – um 4 Viertel und 1 Achtel Weingarten (1796). Auf das Wirtshaus entfiel an Banweingeld der Betrag von 6 fl 40 kr im Jahr, während eine Person 3 kr zahlte. Der Banwein war in Geld abgelöst und jeder Untertan hatte einen bestimmten Betrag zu entrichten. Nach altem Brauch reichte der Pächter-Bestandwirt jährlich als Leihkauf der ehrsamen Gemeinde 1 ½ Eimer Wein.

Im Gasthaus fanden das Bantaiding statt, sowie die Steuereinnahme und die Grundbuchssitzungen der fürstlichen Herrschaft, bei denen die gesamte Nachbarschaft versammelt war; dabei durfte nie der goldene Tropfen fehlen; so brauchte man 1805 beim Bantaiding 1 ¼ Eimer Wein, bei der Grundbuchssitzung ½ Eimer, bei der Gemeinderechnung 1 ½ Eimer usw.; immer gab es etwas zu trinken auf Gemeindekosten, so bei der Grenzbegehung, beim Stierkauf, bei der Aufnahme des Halters, beim Holzausmessen, beim Felberstoßen und bei den verschiedenen Streifungen. Die Rekruten tranken, ehe sie 1813 die Heimat verließen, 3 Halbe hier im Gasthaus. 1838 sparte die Gemeinde beim Bantaiding, weil sie nur 48 kr auslegte. Einem Schustergesellen, der im Stockhaus seine Strafe absitzen mußte, gab der Gastwirt das Essen, das 1 fl 12 kr kostete und sicher nur eine Suppe mit einem Stück Brot war. Bei einem Soldatenbegräbnis verrechnete der Pächter 8 Maß Wein à 24 kr. Die Viertelleute brauchten beim Brückenmachen 2 Maß Wein und ein Brot. 1814 betrug die Kontribution für das Halterhaus und das Schankhaus 90 fl 32 kr, der Pachtzins aber für das Jahr 1834 nur 80 fl. Es war die Biedermeierzeit, in der überall das Geld fehlte und die Leute recht sparsam lebten; die Bauern hatten in ihren Kellern den Wein und die anderen konnten nur selten ein Gasthaus besuchen. Der Fremdenverkehr benützte die Poststraße, die den Gemeinden große Einnahmen brachte; die Gastwirte und Pächter wurden in einigen Jahren reich und kauften sich Häuser im Gegensatz zu dem Ketzelsdorfer Bestandswirt, der mit Neid auf die langen Wagenkolonnen auf der Reichsstraße blickte.

1848 hörten die Grundbuchsitzungen und die Bantaidinge auf. Die Einkommensteuer vom Wirtshaus (3 fl 12 kr) zahlte 1850 die Gemeinde nach Feldsberg. 1853 entnehmen wir aus dem Pachtvertrag: Der Bestandwirt hat auf die Einrichtung des Hauses acht zu geben, nur 2 Zimmer im Stock behielt sich die Gemeinde; besonders soll er auf Feuer und Licht schauen, die Gäste zur Zufriedenheit bedienen, die Weine nur aus der Nachbarschaft nehmen und alle Schulden bezahlen. Die Kaution von 104 fl wird mit 5 Prozent verzinst; der Pacht von 208 fl ist stets vierteljährlich zu entrichten; die Verzehrungs- und Erwerbsteuer bezahlt der Pächter; für angerichteten Schaden gewährt die Gemeinde keinen Nachlaß und keine Entschädigung. Bei Militäreinquartierung liefert die Nachbarschaft das Stroh, doch gehört der Dünger dem Pächter. Für die Beleuchtung der Wachstube hat er zu sorgen, auch wenn sie in einem anderen Haus untergebracht ist (in dieser Stube saß z. B. die Feuerwache am Kirtag und zur Erntezeit). Lichtschneuzen von 15 Schuh Länge kosteten 44 kr.

Am 11. April 1854 erlaubte die Poysdorfer Bezirkshauptmannschaft die Aufteilung der Wirtshausäcker an Bauern und Hofstättler; damals war es nur ein Halblehen; daher mußte schon früher ein Teil der Gründe verkauft worden sein. 1860 zahlte der Bestandwirt 150 fl 75 kr Pacht, 1881 nur 120 fl und 1891 sogar 200 fl. Bei dem großen Manöver das Jahres 1876 trank vor dem Gasthaus der Kronprinz Rudolf am 5. September ein Glas Wein und aß dazu ein Stück Hausbrot.

Der bescheidene Bau, den ein Hauch der Vergangenheit umweht, hat die Ortsgeschichte, Freud und Leid, Not und Elend miterlebt. Generationen gingen hier ein und aus, die ihre Freizeit in ihrem Sinn gestalteten; bei den Tischen kritisierten sie die Mitmenschen, schimpften über die schlechten Zeiten und über die hohen Steuern, politisierten und suchten mit ihren Plänen die Welt zu verbessern, besprachen die Dorfneuigkeiten, unterhielten sich mit Würfel- und Kartenspiel; vor einer Wahl ging es in diesen Räumen oft recht heiß zu, wenn sich die Gemüter erregten, die alle Feindschaft zwischen zwei Gegner aufloderte und die Fäuste an die Stelle des Wortes traten. Der letzte Akt dieses Trauerspieles war gewöhnlich im Gerichtssaal. Auch hier bei unserem Gemeindegasthaus gilt der alte Satz: „Saxa loquuntur“ – die Steine könnten viel erzählen von dem Leben der Ketzelsdorfer, die längst in kühler Erde ruhen und in Frieden neben einander schlummern.

Quellen: Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv. Gemeindearchiv in Ketzelsdorf.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher-Laaer Zeitung“, 26. 2. 1955, S. 4

Das Gewerbe in Poysdorf um das Jahr 1804

Man unterschied vor 100 Jahren drei Arten des Gewerbes: ein radiziertes, ein personales und ein verkäufliches. Das erste war mit dem Haus verbunden. Der Besitzer konnte es ausüben, nicht aber zurücklegen. Das tat nur die Behörde. Die radizierten Gewerbe stammen aus der Zeit Maria Theresias (1740 – 1780) und wurden um 1800 nicht mehr verliehen. Das personale Handwerk war nur für die Person berechtigt, die es ausüben konnte. Diese Art hörte nach dem Jahre 1838 auf, als der Befähigungsnachweis eingeführt wurde. Die dritte Art erklärt sich aus dem Namen selbst. Der Kaufmann bedurfte einer Befugnis.

Welche Gewerbe und Handwerker gab es damals in unserem Markte? Fleischhauer: Nr. 293 Andreas Rupp, verk. Nr. 283 Zacharias Wilfing, Nr. 275 Johann Strobl, Nr. 304 Franz Mayer, Nr. 104 Georg Wilfing, alle radiziert. Nr. 266 Johann Frühbeck, Würstelmacher, Befugnis; Bäcker: Nr. 277 Thaddäus Hauser, Nr. 199 Michael Braun, Nr. 142 Johann Lengauer, alle radiziert; Lederer: Nr. 340 Anton Lebwohl, Nr. 68 Dominik Hayd, Nr. 65 Michael Lackner, alle verkäuflich; Riemer: Nr. 88 Theresia Schielin, verkäuflich, Joh. Georg Mike, personal; Kürschner: Nr. 280 Theresia Nowak, Nr. 318 Josef Loley, Nr. 91 Georg Loley, alle radiziert; Weißgärber: Nr. 279 Franz Pürmigen, radiziert; Sattler: Nr. 81 Christian Christ, pers.; Schuster: Nr. 327 Anton Voit, personal; Nr. 285 Urban Veit, radiziert; Nr. 328 Peter Fürchtegott, Ferdinand Scheich, Nr. 39 Josef Huber, Josef Schwanzer, alle verkäufl.; Josef Popischak, personal; Schneider: Nr. 175 Franz Hubiger, Nr. 126 (alt) Dominik Heindl (Hosenschneider), Nr. 350 Josef Woll, Nr. 19 Franz Moser, Nr. 406 Josef Moser, Josef Spieß, alle personal, Anton Schinkorn, verkäuflich, Nr. 53 Karl Spieß, radiziert; Handschuhmacher: Leopold Hirner, personal; Drechsler: Ludwig Schulz, personal; Lebzelter: Nr. 305 Mathias Zauner, verkäuflich; Tischler: Nr. 171 Johann Tassatiel, Nr. 350 Josef Sauer, beide radiziert, Nr. 268 Andreas Nagl, Nr. 294 Anton Tassatiel, Nr. 38 Dominik Mader, alle personal, Binder: Nr. 181 Michael Trost, Nr. 167 Anton Löchel, Nr. 306 Josef Eininger, Nr. 229 Katharina Bergmann, Barbara Reißmüller, alle personal; Wagner: Nr. 256 Augustin Wild, Nr. 278 Magdalena Schermak, beide personal; Seifensieder: Nr. 79 Johann Schreiber, verkäuflich, Nr. 75 Karl Gabat, radiziert; Färber: Nr. 67 Anton Trösch, Ignaz Übelein, beide verkäuflich; Glaser: Nr. 159 Emanuel Koch, Nr. 282 Anton Löfler, beide radiziert; Schmied: Nr. 274 Michael Hauenschild, Nr. 320 Josef Krumholz, beide radiziert; Nr. 85 Franz Schreiber, personal; Schlosser: Nr. 272 Andreas Albrecht, Nr. 203 Joh. Kafet, radiziert; Hutmacher: Nr. 252 Andreas Prolich, personal; Hafner: Nr. 223 Johann Fleiß, radiziert; Georg Prokisch, verkäuflich; Seiler: Nr. 286 Johann Pezelt, radiziert, Johann Pfaff, verkäuflich. Stricker: Nr. 270 Franz Strobel, Josef Thier, beide personal; Weber. Nr. 32 Vinzenz Hablik, Nr. 182 Ignaz Radlmacher, beide personal; Greisler: Nr. 269 Ferdinand Hang, Nr. 292 Karl Rößl, Nr. 302 Franz Wilfing, Nr. 99 Franz Kristamentt, Johann Reutmauer, Befugnis; Büchsenmacher: Nr. 217 Augustin Küchler; Buchbinder: Franz Lorenz, radiziert; Nadler: Nr. 197 Josef Schmelik, personal; Maurermeister: Nr. 248 Leopold Gebhardt, personal; Zimmermeister: Nr. 41 Georg Gartner, Nr. 257 Christoph Kungy, beide verkäuflich; Apotheker: Nr. 229 Nep. Schlögl, verkäuflich; Handlungsgewerbe: Nr. 271 Konrad Hofmann, Nr. 284 Josef Schönberger, Nr. 290 Leopold Reißleitner, alle Befugnis; Nr. 146 J. Georg Prinhofer, Georg Paulisch, Krämer, beide radiziert; Uhrmacher: Wendelin Hollauer, radiziert; Chirurgisches Gewerbe: Nr. 365 Georg Donau, verkäuflich; Nr. 103 Daniel Damerus, radiziert.

Während wir bei den Bauern viele Familien treffen, die an dem Hofe festhalten, vermissen wir diese Tatsache im Gewerbe. Nur die Familie Schreiber Schmiedemeister Nr. 83 kann auf eine alte Vergangenheit zurückblicken, weil in dieser Familie das Schmiedehandwerk über 100 Jahre im gleichen Hause ausgeübt wird. Wir können da mit Recht von einem Gewerbeadel sprechen. Sonst herrschte ein starker Wechsel. Dem Gewerbe fehlte die Bodenständigkeit, die dem Bauernstande eigen ist. Es hat nicht den Familienstolz, der den Bauern beherrscht. Das Handwerk war immer auf den Zuzug der Fremden angewiesen, wie man dies aus den Namen der Meister schließen kann. Diese Zuwanderung hielt bis zum Jahre 1918 an.

Das Hafnerhandwerk

Das älteste Handwerk ist neben der Weberei das des Hafners, das schon in vorgeschichtlicher Zeit eifrig von den Frauen betrieben wurde.

Sie formten mit der Hand die Gefäße, stellten sie in die Sonne, damit sie trocknen, und brannten sie dann in der Glut des Feuers. Es ist ein weiter Weg, den die Menschheit gehen musste, ehe sie die richtige Tonerde fand, die zum Herstellen der Heferln geeignet war. Dieses Suchen und Probieren war Aufgabe der Frauen und tun diesen Leuten unrecht, wenn wir sie heute als „Wilde“ oder als „Barbaren“ bezeichnen. Die Urform des Topfes ist der Korb, der aus Weidenruten geflochten wurde. Man bestrich ihn außen mit Lehm, trocknete ihn an der Sonne und das Gefäß war fertig, das die Frau für den Hausbedarf benötigte. Die runde Form blieb bis auf unsere Tage vorherrschend, die Zeit und Völker haben nichts daran geändert; es ist dies ein schönes Beispiel des konservativen Sinnes, der die Menschheit beseelt.

Um 500 v. Chr. machte man die Töpfe schon mit der Drehscheibe. Es war die Hallstattperiode, die uns das Eisen brachte. Der Schönheitssinn ist immer ein besonderes Merkmal des Menschen; denn alles, was er für seine Arbeit braucht, muss schön sein und dem Auge gefallen. So sehen wir auch die ersten Töpfe mit verschiedenen Verzierungen; die Fingernägel wurden eingedrückt, Striche, Linien, Mäander, Kreise, Spiralen und dgl. schmücken die Außenwände. Zahlreiche Scherben aus den einzelnen Epochen, wie Stein-, Bronze-, Eisen- und Römerzeit finden wir heute auf unseren Feldern, wo die Menschen der Vorzeit wohnten und lebten. Die Glasur war ihnen auch schon bekannt und man erzeugte nicht bloß Töpfe verschiedener Größe, sondern auch Urnen für die Leichenasche, da man die Toten ja verbrannte, Lampen, Löffel und Spinngewichte für den Webstuhl.

Die vorgeschichtliche Töpferei ist uns besser bekannt als die des ersten Mittelalters. Die Römer besaßen eine große Kunstfertigkeit und ihre Erzeugnisse, die man heute als Scherben in jenen Orten findet, wo sie ihre Kastelle besaßen, beweisen dies recht deutlich. Ihre Gefäße waren rot, während bei uns die schwarzen vorherrschten. Nach den Verzierungen kann man heute bei den Scherben, die man findet, ziemlich genau auf die geschichtliche Periode schließen, der sie angehören. Von der Töpferei des Mittelalters weiß man fast nichts. Erst die Kreuzzüge und die Romreise der deutschen Kaiserin haben auf unser Handwerk einen günstigen Einfluss genommen. Der Deutsche lernte viel Neues kennen, das er verwertete. Im Morgenland und in Italien sahen die Ritter, wie man Häuser baut, Städte anlegt, Burgen errichtet, hier lernte man die Einrichtung der Wohngebäude, die Bequemlichkeit und den Schmuck kennen. Die Hafnerei entwickelte sich im 13. Jahrhundert aus einem Hausgewerbe zu einem selbstständigen Handelsgewerbe. Die Töpfer vereinigten sich gleich den übrigen Handwerkern in Zünften, so dass sie auf diese Weise erstarkten. Die Grundherrschaften verlangten für die Tonerde eine Abgabe oder einen Zins, manchmal auch eine bestimmte Anzahl von Gebrauchsstücken aus dem Hafnergewerbe, z. B. Töpfe und Heferln. Eine Zunftordnung gab es für Wien vom Jahre 1396 an, die vielen anderen Zünften als Vorbild galt. In Korneuburg tauchte diese Ordnung erst 1471, in St. Pölten 1516 und in Krems 1547 auf. Um diese Zeit war es schon Sitte, in die Waren die Ursprungsmarke einzubrennen. Für unsere Heimat kam die Erzeugung in Mähren und in der Slowakei in Betracht, die eine führende Rolle hatten. Wiederholt gab es Streitigkeiten zwischen den Meistern in Wien und denen von Znaim, Wischau und Stampfen. Diese überschwemmten unser Land mit ihren Waren, die auch wegen ihrer buntfarbigen Verzierung beim Volke recht beliebt waren. Die Schwarzhafnerei lieferte dunkle Erzeugnisse. Sie war im Donautal bodenständig, weil man hier genug Graphitton fand. Die Gefäße waren oft sehr groß, die Kacheln für den Ofen einfach und glichen mehr einer Schüssel. Tierfiguren und Rittergestalten als Gefäße tauchten gegen Ende des Mittelalters auf, auch Bodenfliesen stellten die Hafner damals schon her.

Mit dem Anbruch der Renaissance sehen wir im Hafnergewerbe einen ungeahnten Aufschwung. Die Erzeugnisse erhielten einen künstlerischen Schmuck; die grüne Glasur kam zur Geltung; Ofenkacheln wiesen reichen Figurenschmuck auf, so dass manche Öfen, die aus dieser Zeit stammen, einem Bilderbuche glichen. Von Italien, Holland und der Schweiz kamen neue Formen und Gedanken. Man erzeugte Teller, Töpfe, Schüsseln, Näpfe, Krüge, Kacheln und Kinderspielzeug. Als Verzierung wählte man Blumen, Blüten, Blätter, Rosen, Tulpen und Zwiebeln. In den Bürger- und Bauernhäusern stellte die Hausfrau eine ganze Reihe bunt bemalter Teller auf ein Holzgestell, die als Zimmerschmuck berechtigtes Aufsehen erregten. Krüge und Becher hatten bisweilen ernste und heitere Sprüche auf der Außenseite, man liebte gräuliche Schnauzen. Reichgestaltig waren die Backformen, da gab es Fisch-, Henne-, Herz- und Buchtelmodelle, die sich vielfach bis auf unsere Zeit erhalten haben. Für die Kinderwelt stellten die Meister Sparbüchsen und Spielsachen in bunter Auslese her. Der Schutzpatron der Töpfer war der hl. Lukas.

Gediegene Arbeiten erzeugten die Wiedertäufer, eine religiöse Sekte, die auf kommunistischer Grundlage beruhte. Sie kannte keinen Eigenbesitz, verwarf die weltliche und geistliche Obrigkeit und gab den Gliedern ihrer Gemeinde alles, was sie zum Leben brauchte. Diese Sekte war in Südmähren und auch bei uns sehr verbreitet; man hieß sie allgemein „Brüder“. Sie waren tüchtige und fleißige Arbeiter, leisteten in der Landwirtschaft und im Gewerbe Vorzügliches. Ihre Erzeugnisse waren eine gesuchte Arbeit auf den Jahrmärkten, wo sie gerne gekauft wurden. Nach dem Jahre 1620 wurden diese „Brüder“ vertrieben, weil man alle Andersgesinnten aus Österreich entfernte. Eine besonders feine Arbeit waren die Wischauer Majolika (überglastes Steingut) und die Habaner Fayencen (Halbporzellan). Die Habaner waren niemand anderer als die „Brüder“. Das Wort wurde abgeleitet von „Haushaben“, was soviel bedeutet wie gemeinschaftlicher Hof oder Bruderhof. Die weiß glasierten Gefäße bemalten die Meister mit bunten Blumen und Tierfiguren. Häufig findet man das Bild von den drei Fischen, den drei Hasen, und den drei Bäumen. In alten Bauernhäusern Südmährens und in den Museen werden solche Waren der einstigen Habaner aufbewahrt und geschätzt. Heute leben die Brüder drüben in Kanada.

Südmähren behielt in der Erzeugung der Tonwaren die führende Stellung bis in unsere Zeit. Doch gab es auch bei uns Hafnermeister, die das Gewerbe betrieben. Den Ton holten sie aus der Znaimer Gegend, und zwar von Maispitz. Das Grundbuch des Jahres 1767 erwähnt einen Hafnermeister, der im Hause Poysdorf Nr. 38 wohnte. Im Jahre 1804 gab es zwei Töpfer, die mehrere Gesellen und Lehrburschen besaßen. Die Gehilfen kamen von Mähren; einen guten Ruf hatten die Littauer (bei Olmütz) und die Eibenschützer (bei Brünn), die fleißig und geschickt waren. Die Bauern fuhren um den Ton und nahmen den Weg über Laa, Tajax und Znaym. Zwei Tage blieben sie aus. Doch konnten sie bei schlechten Wegen nicht viel aufladen. Bei Regenwetter geschah es sehr oft, dass die Bauern, wenn sie nicht weiter kamen, einen Teil ihrer Ladung in den Straßengraben warfen. Die Fuhre kostete 3 fl., der Bauer erhielt 18 fl. Die Glasur bezogen die Meister von Prag oder von Pribram in Böhmen. In der Kirche hatten die Hafner den zweiten Stuhl in der Reitschule, der auch deswegen Hafnerstuhl hieß. Bei einem Jahrmarkte standen die Töpfer mit ihren Waren in der Alleegasse und am heutigen Kaiser Josefs Platz. 1866 schwemmte ein Wolkenbruch die Tonwaren zum größten Teil davon. Heute ist das Gewerbe bei uns ausgestorben. Es gibt keinen Hafner mehr. Der letzte war der noch lebende Gruber Johann. Seine Werkstätte, die Drehscheiben, die Tonmodelle, der große Ofen, das alles ist noch erhalten, doch schafft keine emsige Hand mehr in dem Raum. Die Großindustrie der Neuzeit hat die kleinen Unternehmungen umgebracht, sie konnten den Wettbewerb nicht aushalten und sperrten ihre Werkstatt zu. Der Übergang der Handarbeit zur Industrie, die Herrschaft der Maschine und der Massenbetrieb sind die Kennzeichen unserer gegenwärtigen Zeit.

Die ehedem berühmte deutsche Tonfachschule in Znaym übernahmen nach dem Zusammenbruch die Tschechen. Sie hatte, solange sie bestand, eine segensreiche Tätigkeit entfaltet und ihr Ruf war im In- und im Auslande ein sehr guter. Tüchtige Meister gingen aus ihr hervor, die später berühmte Größen wurden. Ich verweise auf den Bildhauer Hugo Lederer, der 1871 in Znaym geboren wurde und jetzt in Berlin lebt. Er schuf u.a. das großartige Bismarckdenkmal in Hamburg (1905).

Quellen:

O. Menghin: „Spätmittelalterliche Keramik“ im Führer durch die Schausammlungen des n. ö. Landesmuseums.

Mitteilungen des letzten Hafnermeisters J. Gruber in Poysdorf

Das Herrenhaus in Poysdorf

Zwischen den Wohnhäusern der Feldsberger Straße breitet sich beim alten Schüttkasten ein Grundstück aus, das auf drei Seiten von Mauern umschlossen ist. Hier stand einst das Herrenhaus der Wilfersdorfer Herrschaft.

Um das Jahr 1590 hatte der Mistelbacher Heinrich Römer auf dieser Stelle ein Wirtschaftsgebäude, das Johann Septimius Liechtenstein am 8. Juni desselben Jahres abkaufte; dazu gab ihm noch der Verkäufer eine Weingrube (Keller) und ein Achtel-Weingarten um die Geldsumme von 600 fl. (Gulden) rheinisch à 15 Batzen oder 60 Kreuzer. Vielleicht gedachte der Gutsherr hier einen größeren Wirtschaftsbetrieb zu eröffnen, nach dem Muster des Hans Bernhard von Fünfkirchen. Johann Septimius war seit 1585 Lehensträger der Liechtenstein‘schen Besitzungen, hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, war viele Jahre im Ausland; während seiner Studienjahre in der Stadt Lausanne galt er als ein Musterstudent, was Fleiß, Eifer und sittliches Betragen betraf; seine Reisen führten ihn durch Klein-Asien, Afrika, Spanien und Mitteleuropa, überall suchte er seine Kenntnisse zu vertiefen, so dass er zu den bedeutendsten Männern unserer Heimat zählte. Die Gemeinde Poysdorf verdankte ihm die Weingartenordnung, durch die der heimische Weinbau in ganz neue Bahnen gelenkt wurde. Er war wie sein Vorgänger Hartmann der protestantischen Lehre zugetan; zu seinem Besitz gehörten noch Herrnbaumgarten, Schrattenberg und Katzelsdorf.

Unter seinen Nachfolgern – Karl Gundacker und Maximilian – wurde 1598 der ganze Familienbesitz geteilt und die Verwaltung der Güter neu geregelt. Feldsberg, Rabensburg und Wilfersdorf waren von nun an die Herrschaftssitze, von wo aus die Geschicke unserer Heimat geleitet wurden.

Das Herrenhaus in Poysdorf hatte eine nebensächliche Bedeutung; es diente den Fürstlichkeiten auf ihren Reisen als Absteigequartier, das Pantaiding wurde hier durch lange Zeit abgehalten und die Ruheständler der Herrschaft verbrachten hier ihren Lebensabend.

Im Jahre 1710 musste es hergerichtet werden, da es schon recht baufällig war. Das Dach war schadhaft, die Schindeln verfault, so dass der Amtmann in Wilfersdorf den Auftrag gab, die Ausbesserung sogleich vorzunehmen; die Fuhrleute, die 4 Mut Weizen (= 120 Metzen) nach Wien führten, sollten auf der Rückreise Latten und Holz für das Herrenhaus mitnehmen. Weil der Dachstuhl ganz verfault war, rissen ihn die Zimmerleute nieder und machten einen neuen.

Gern gingen die Ruheständler nicht nach Poysdorf; denn im Jahre 1719 sollen zwei Zimmerwärterinnen von Wilfersdorf in das Herrenhaus gebracht werden; da weigerten sie sich und lamentierten unaufhörlich, weil sie nach Poysdorf mussten.

Nach dem Grundbuch aus dem Jahre 1766 gehörten zum Herrenhaus: das Wohngebäude, eine Stallung, ein Bindhaus, eine Bindkammer, ein Garten, ein großer Keller mit Presshaus und Schüttkasten, die Zehentstube, 2 Keller und ein Presshaus an der Kaiserstraße und Drei-Achtel-Weingarten in den Weißenbergen.

Die Roboterleichterungen der nächsten Jahre riefen hier in Poysdorf unter den Bauern eine eigenartige Stimmung hervor, weil man allgemein der Ansicht war, dass jetzt der Robot aufhöre. Im Jahre 1770 verweigerte der Halblehner Franz Strobl die Zugrobot, weil auf seinem Hause seit altersher nur die Handrobot lag. Er hatte sich aber Pferd und Wagen eingeschafft, um Wein zu führen und auf diese Weise sein Brot leichter zu verdienen. Die Wilfersdorfer Herrschaft verlangte von ihm die gesetzliche Zugrobot, und zwar sollte er den Weinzehent in den Herrenhauskeller vom Mosang und aus Wilhelmsdorf führen. Die Regierung fällte in diesem Prozess die Entscheidung, „dass die Enthaltung von Abforderung der ihm zugeteilten Zugrobot nicht statthaben soll.“ Im folgenden Jahr ließ die Herrschaft den Keller, der dem Einsturze nahe war, und das Herrenhaus umbauen. Die Bauern verweigerten dabei jede Robot, sodass die Herrschaft gezwungen war, Arbeiter aufzunehmen, für die sie 26 fl. 54 kr. bezahlte. Die Geldsumme forderte sie von den Bauern des Marktes, die aber jede Bezahlung zurückwiesen. Daraus entwickelte sich ein Prozess, der für die Roboter ein böses Ende nahm. Die Herrschaft führte Zeugen an – unter diesen den fürstlichen Bindermeister, - die bestätigten, dass die Bauern immer Ross- und Handrobot der Herrschaft leisteten; sie schaufelten im Schüttkasten das Getreide um, wischten im Keller die Fässer aus, zogen den Wein ab, führten Korn, machten Gräben in den Rohrwiesen usw. Am 20. August 1771 mussten die Bauern die Geldsumme von 26 fl. 54 kr. bezahlen.

Im Jahre 1783 verkaufte die Herrschaft den Weingarten hinter dem Presshaus im Versteigerungswege an Josef Berger Nr. 233/176 um 73 fl. 30 kr., doch sollte er im kommenden Jahr das Geld erlegen.

Im Jahre 1847 plante die Herrschaft einen Neubau des Herrenhauses; deshalb ließ sie im Frühjahr 1848 das Gebäude niederreißen, die Steine, Ziegel und den Schutt schenkte sie der Marktgemeinde. Wer über ein Pferd und einen Wagen verfügte, musste hier beim Herrenhaus erscheinen und den Schutt auf die Feldwege führen. Die Handroboter zerteilten das Material in die Geleise; es was die letzte gemeinschaftliche Robot; denn zu einem Neubau kam es nicht mehr. Der Umsturz in Wien brachte dem Bauer die Freiheit, die Grundherrschaften hatten aufgehört, der Staat selbst übernahm die Arbeiten der Gutsherren. Von dem alten Herrenhaus ist nichts vorhanden, nicht einmal ein Bild, nur in der Erinnerung der Bewohner lebt es noch weiter.

Das Jagdschloss in Wolkersdorf

Die Herrschaft Wolkersdorf erwarben 1452 die Habsburger, die den großen Wald „Auf der Hohenleiten" zu einem Jagdrevier machten, wo sie die prachtvollen Hofjagden alle Jahre abhielten. Der Wildreichtum litt zeitweise stark durch den Viehtrieb der angrenzenden Gemeinden, durch die Wilderer, durch die Kriege (1618 - 1648, 1683 und 1706), durch die liederliche Jagdrobot der Untertanen, welche die Jagd hassten und durch das ungeschulte Forstpersonal. Dieses hatte das Recht, eine grüne Kleidung zu tragen und das Wild abzuschießen; der Förster, den man allgemein „den Grünen“ nannte, erfreute sich keiner besonderen Beliebtheit in den Gemeinden.

Die Wilddiebe stellte man mit einem Hirschgeweih in der Hand an den Pranger, verurteilte sie zu Galeeren- oder Festungsarbeiten und brannte ihnen die Buchstaben R. W. ein. Bürger und Bauern wurden nicht gebrandmarkt; Geistlichen sperrte die Obrigkeit die Temporalien (= weltliche Einkünfte). Die Freiheitsstrafen büßte der Wilderer im gefürchteten Auhof bei Wien ab.

1706 wurde das Wolkersdorfer Schloss zu einem Jagdschloss umgebaut, in dem ein Forstamt untergebracht war; es beaufsichtigte die „Hohenleiten” sowie Orth und zählte 14 Reviere (Wolkersdorf, Stammersdorf, Pyrawarth, Hohenruppersdorf, Großschweinbarth, Großrußbach, Olbendorf usw.). Zum Forstpersonal gehörten u. a. ein Physikus, ein Geistlicher, ein reitender Jäger, ein Gehegbereiter, mehrere Forstjungen, ein Rüdenmeister und ein Falkner. Oft klagte die Obrigkeit, dass diese Beamten liederlich, bestechlich und grob waren; ein Muster in dieser Hinsicht war der Wolkersdorfer Forstmeister Wilhelm Gruber, der sich „keinen Teufel um den Kaiser scherte". Er wurde auch entlassen. Durch Ordnungen, Instruktionen und Schulungen wurde Wolkersdorf das Muster einer Jägerschule, wo die Forstjungen von anderen Herrschaften mit Vorliebe praktizierten.

Karl VI., den der Fürst Florian von Liechtenstein erzogen hatte, war ein tüchtiger Jäger und Schütze, der schon als Kind Lerchen und Wachteln fing. Im Wolkersdorfer Revier, wo es wenig Rehe gab, wurden diese Tiere geschont und durften nach 1728 nur von der kaiserlichen Familie geschossen werden. Als Maut zahlte man für ein Reh so viel wie für 2 Rebhühner. Wolfsgruben machen, Schwämme sammeln und Holzklauben war im Sommer strenge verboten. Nach 1730 trat die Forstverwaltung mehr für Schonung und Pflege des Wildbestandes ein; es machte sich bei uns im Gegensatz zu Frankreich und England ein bescheidener Naturschutzgedanke geltend, der ein „wüstes Aböden des Wildes" verhinderte. Die Leitung des kaiserlichen Jagdwesens lag in den Händen des Obersthofjägers; es war dies der Fürst Hartmann von Liechtenstein (1666 - 1727), der die Herrschaft Niederabsdorf besaß und auch hier in der Pfarrkirche begraben wurde; er gehörte zu den höchsten Hofbeamten und verwaltete die Fasanerien und Tiergärten des Kaisers. Die Jagdhunde, die der Rüdenmeister nach den Instruktionen des Fürsten Karl Eusebius von Liechtenstein (1611 - 1684) abrichtete, wurden mit Gerstenbrot und Haferschrot gefüttert; Rüdenmeister und Falkner waren in der Regel Ausländer, die mehr Erfahrung und Geduld bei der Arbeit zeigten. Jakob Marinoni zeichnete für den Kaiser schöne Jagdkarten des Wolkersdorfer Gebietes in einem genauen Maßstab.

Eine Hofjagd war eine angenehme Unterhaltung für die ganze Hofgesellschaft, die aber auch hier das steife Zeremoniell strenge befolgen musste. Gejagt wurde das ganze Jahr bis auf die Fastenzeit, die am Wiener Hof jede Art der Zerstreuung und des Vergnügens verbot; schon nach Ostern begann die Reiherbeize in Laxenburg, bei der die berittenen Falkeniere und die Falkenjungen viel Arbeit hatten. Im Mai und Juni ergötzte sich der Hof an den Falkenjagden auf Hasen, Elstern, Raben und Krähen; dann folgten: Kreisjagden, Schwalbenschießen, Forellenstechen, die gesperrten Jagden, die großartigen Hetzjagden und Schützenfeste, das Hasenhetzen mit 2 - 3 Hunden, die Bärenjagden im Wiener Wald usw. Der Kaiser erlegte im Jahre 1717 im Wiener Wald bei Gaaden, Sparbach und Speising 22 Bären; hier gab es noch Wölfe, Luchse, Wildkatzen, Füchse und Hirsche bis 600 Pfund Gewicht. Ein tüchtiger Vogelsteller und -fänger war der Steinebrunner Graf Hans Siegmund von Fünfkirchen.

Im August erschien der Hof in Wolkersdorf zu einer gesperrten Jagd, die an Pracht, Glanz und heiterer Stimmung eine Sehenswürdigkeit war. Da mussten schon 8 Tage vorher die notwendigen Vorbereitungen getroffen werden. Die Bauern richteten die Straße von Stammersdorf bis Wolkersdorf her, zapften die Wassertümpel ab, füllten die Geleise mit Sand und Schotter und räumten die großen Steine weg. Der Hochadel wurde eingeladen, und zwar die Grafen von Hardegg und Schönborn, die Sinzendorf von Ernstbrunn, die Liechtenstein von Feldsberg, die Fünfkirchner von Steinebrunn, die Trautsohn von Poysbrunn usw. Die Schlossräume mussten gereinigt und für den Hof bereitgestellt werden. Die Marktbewohner färbelten die Häuser, strichen Tore und Türen, reinigten die Straßen, Wege und den Ortsbach und stellten einen großen Triumpfbogen beim Ortseingang auf; Der Forstmeister, den mehrere Hofbeamte unterstützten, ließ das Holz, die Netze sowie die Plachen in den Wald schaffen, richtete den gesperrten Platz und das Kaiserzelt her und sorgte dafür, dass das Wild rechtzeitig eingetrieben wurde.

Die Förster bewachten Tag und Nacht die Netze, weil boshafte Leute sie gern durchschnitten und die Jagdtiere entliefen. Am festgesetzten Tage erschien die lange Kolonne, die den Hof nach Wolkersdorf brachte. Die Glocken läuteten, Pöller krachten, die Jagdmusik spielte und die vielen Zuschauer, die Spalier bildeten, jauchzten und begrüßten den Landesvater, die kaiserliche Familie, die Kavaliere, Offiziere, Diplomaten und Hofchargen, die in den schweren vierspännigen Karossen ankamen. Es war ein farbenprächtiges Bild, das hier die Wolkersdorfer sahen und das zahlreiche Dorfbewohner aus der Umgebung anlockte: Die schneeweißen Perücken der Herren, die buntfarbigen goldbortierten Uniformen, die glitzernden Ordenssterne, das Säbelgerassel, die prachtvollen Damenkleider, die tiefen Verbeugungen und das steife Zeremoniell - ein seltenes Schauspiel absoluter Fürstenmacht. Die Gesellschaft, die von der Reise ermüdet war, ruhte sich aus, während der Obersthofjäger die letzten Anordnungen für die Jagd traf.

Am folgenden Morgen wohnte der Kaiser dem Gottesdienst in der Schlosskapelle bei und begab sich dann mit dem Hofstaat, den Gästen und Kavalieren in das Jagdzelt; bei den Herren überwog das Jägergrün, während die Damen in Amazonentracht erschienen. Nur der Kaiser schoss, manchmal auch ein Mitglied der Familie, die anderen saßen streng nach ihrer Rangordnung, unterhielten sich und lobten jeden Schuss. Da meinte einmal der Graf Veit von Trautsohn (Poysbrunn) zum Kaiser: „Dös is a Schuss! Wär gescheiter, Eure Majestät wären a Jäger geworden." Der Kaiser erwiderte: „Na, na, wir hab'n so a zu leben“. Die Tiere rannten wie toll in der Umzäunung hin und her, versuchten die Netze zu zerreißen, die Schüsse krachten, die Fanfaren schmetterten, die Zuschauer lachten, klatschten Beifall und langsam bedeckte sich der grüne Rasen mit den toten Tieren; kein einziges entkam. Während die Herrschaften einen Imbiss verzehrten. wurde die Jagdbeute geordnet und gezählt. Der Obersthofjäger (der Fürst Hartmann von Liechtenstein), den der Monarch gewöhnlich kurz „Hartl“ nannte, berichtete das Ergebnis. Am 30. August 1725 waren es: 109 Hirsche, 11 Tiere, 16 Kälber, 3 Rehe und 1 Frischling, die auf der „Prünwiesen“ oder „Tausendt Wüldbrät-Wiesen” lagen. Die Gesellschaft kehrte in heiterer Stimmung in das Schloss zurück. Der Herrscher steckte nach einer Hirschjagd einen grünen Eichenzweig auf den Hut, nach einer Saujagd dagegen einen frischen Tannenzweig. Die schönen Hirschgeweihe kamen als Schmuck in die kaiserlichen Gebäude, das Fleisch verkaufte der Forstmeister. So eine gesperrte Jagd blieb lange Zeit der Gesprächsstoff des Volkes, das bei dieser Gelegenheit die hohen Würdenträger der weltlichen Macht kennen lernte. Prinz Eugen soll einmal an einer Jagd teilgenommen haben und löschte seinen Durst mit einem Glas Schricker Wein; als er ihn geleert hatte, erklärte er: „Lieber erstürme ich noch einmal die Festung Belgrad, bevor ich so einen Trank koste.”

Die Parforzejagden, die nach 1700 vom Ausland übernommen und von einem Hetzmeister geleitet wurden, fanden gewöhnlich im Spätherbste am Tage des Hl. Hubert statt, wenn die Felder abgeerntet waren; bei dem Rendezvous-Gebäude in Stammersdorf versammelten sich die berittenen Teilnehmer, die grüne Uniformen trugen, die mit Gold besetzt waren. Die Piköre bedienten alle mit geweihten Mundsemmeln, die rasch verzehrt wurden. Der Hirsch wurde ausgelassen und die Jäger sowie die Hunde verfolgten das Tier, bis es zusammenbrach. Auf dem Rendezvousplatz lösten die Piköre den Hirsch aus der Decke. Die Musik spielte das Tonstück „Hirsch la mort”. Die Hetzhunde wurden dreimal um den Hirsch geführt und fraßen, nachdem die Piköre die Hirschdecke und den Kopf weggetragen hatten, das Fleisch. Die größten Parforzejagden sah man im Feldsberger Theimwald. Einmal gelangte der gehetzte Hirsch bis nach Poysdorf in die Ried „Fuchsenbergen”. Die Jagdmusik kam über Böhmen von Frankreich nach Österreich, wo sie sich rasch einbürgerte. Die letzte Jagdmusik konnte man bei der Walterskirchner Herrschaft noch um 1900 hören. Den Bauern war alles, was mit der Jagd zusammenhing, verhasst und sie rebellierten sehr oft deswegen.

Im Zeitalter der Aufklärung änderten sich die Verhältnisse zum Vorteil des Bauernstandes, als Jagdschutz und Agrarpolitik die feudale Herrschaft einschränkten. Die Humanität verwarf die gesperrten und Hetzjagden, die eigentlich nichts anderes als eine Tierquälerei waren und viel Geld kosteten, weil Kaiser Josef die Vergütung des Jagdschadens einführte.

Heute ist es still und ruhig in den Revieren „Auf der Hohenleiten"; denn kein Hörnerklang, keine Fanfaren und keine Jagdmusik erschallen in diesem Walde, der ein Stück Jagd- und Kulturgeschichteerlebte.Quellen:O. von Mitis „Jagd und Schützen am Hofe Karls VI"

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1965, S. 241 + 242

Das Jahr 1683

Es war ein Schicksalsjahr als der Erbfeind 1683 zu einem Kampfe antrat, der die Entscheidung zwischen Kreuz und Halbmond, zwischen West und Ost bringen sollte. Unsere Ahnen, die sich dieser Bedeutung gar nicht bewusst waren, wollten im Frühjahr nicht glauben, dass der Sultan einen Einbruch nach Österreich plane, und am Hofe in Wien hielt man die feindlichen Vorbereitungen für ein Täuschungsmanöver. Der listige Tököly hatte schon im Vorjahre die Festungspläne von Wien dem Gegner nach Konstantinopel ausgeliefert. Was 1529 nicht gelang, die Daonaustadt zu erobern, sollte nun Wirklichkeit werden; deshalb brach der Feind schon im Frühjahr auf, um den Feldzug im Sommer zu beenden. Die Finanzlage Österreichs war eine kritische, die der unfähige Graf Ludwig von Sinzendorf – eine Nebenlinie besaß bei uns die Herrschaft Ernstbrunn – durch eine Schlamperei verschuldet hatte. Als der Kaiser eine neue Vermögenssteuer einführte, verweigerten die Leute häufig die Zahlung und murrten wegen der hohen Abgaben. Österreich bekam vom Ausland größere Geldbeträge für diesen Krieg. Die Herrengült der Herrschaft Wilfersdorf betrug 490 fl. 51 kr. und die von Rabensburg 368 fl. 18 kr.

**12. April 1683**. Viel Militär marschierte durch das Herrschaftsgebiet, lag kurze Zeit in den Dörfern und Märkten und zog weiter nach Südosten an die unter March. Der Wilfersdorfer Amtmann ersuchte den Rabensburger um rechtzeitige Mitteilung der Ereignisse vom linken Marchufer. Die Tore und Türen im Wilfersdorfer Schloss ließ er am Abend zusperren und die Schlüssel an einem bestimmten Platz aufbewahren. Die Schranken beim Badhaus, bei der Brücke und beim Meierhof blieben auch am Tage geschlossen. Die Markttore hatte die Gemeinde abzusperren und zu bewachen. Ein fremder Musketier des Palatinus erschoss aus Unvorsichtigkeit einem Mistelbacher Bauern das einzige Ross. Auch die anderen Märkte und Dörfer trafen Vorkehrungen, weil man wusste, dass der Erbfeind in diesem Jahr Ernst machte.

**25. April**. Aus Böhmen und Mähren erschienen neue Truppen, die nach Ungarn weiter marschierten; die Gemeinden, die ihnen Speise und Trank gaben, waren überfüllt und glichen oft einem Militärlager. Die Bauern leisteten nicht gern Vorspann, da sie die Feldarbeiten versäumten.

**7. Mai**. Ein Schauerwetter, das sicherlich durch Zauberei hervorgerufen wurde, richtete in den Feldern und Weingärten großen Schaden an, sodass die Herrschaft nach einer Schätzung 1195 Eimer Wein verlor. Die Bewohner glaubten, der Jüngste Tag bräche an. Die Wassermassen rissen von den Feldern die Ackererde weg, zerstörten Brücken und Stege, überschwemmten den Bullendorfer Teich, füllten ihn teilweise mit Schlamm und Erde und nahmen viele Karpfen und Hechte aus dem Teich mit; deshalb erhielt der Schulmeister den Auftrag, fleißig die Glocken zu läuten, sobald ein Gewitter sich zeigte.

**22. Mai**. Der Werber Ludwig Sattler vom Fürst Salmischen Regiment tauchte im Herrschaftsgebiet auf, um Soldaten anzuwerben. Der Amtmann bedeutete ihm, keinen hausgesessenen Untertan zu nehmen, sonst müsste er ihn mit Gewalt zurückholen; nur die keinen Besitz hatten, durfte er nehmen. Die Schafwolle, die ein Nikolsburger Jude kaufte, führten Robotbauern dorthin. Die Soldaten tranken mit Vorliebe den Lägerbranntwein der Bauern.

**25. Mai**. Der Amtmann holte sich unter den in Mistelbach Angeworbenen einen Untertan der fürstlichen Herrschaft Kromau, der aus Leipertitz stammte; doch dieser erklärte, dass er unbedingt Soldat sein wollte, um an dem Kampfe teilzunehmen. Als der Kurfürst von Bayern auf der Straße gegen Ketzelsdorf reiste, musste der Amtmann auf einen Befehl hin genau aufpassen, wohin die Fahrt gehe. Zu Georgi kam an Zehent von den Schafmeistern ein: 100 Schafe, 10 Schweine und 17fl. 30 kr. für Rindschmalz. Die Wiener Hofkammer kaufte in Wilfersdorf 100 Mut Getreide à 15 fl.

**29. Mai**. Der Kurfürst, der mehrere Kavaliere in seiner Begleitung hatte, nahm in Ketzelsdorf frische Pferde vom Postmeister und fuhr nach Feldsberg, Austerlitz, Brünn und Prag. Weil man überall genau wusste, dass die Türken im Anmarsch waren, bereitete sich die Heimat zur Abwehr vor. Schanzen und Gräben besserten die Märkte aus, füllten sie mit Wasser, schickten Handroboter an die March für Befestigungsarbeiten und Verhaue, gruben Geld und Wertsachen ein, richteten die Erdställe her und vermauerten den Wein in den Kellern. Furchtsame bereiteten alles für die Flucht nach Westen oder Norden vor. Die Kreidenfeuer sollten organisiert und vorbereitet werden. Wilfersdorf war der Zufluchtsort für die Umliegenden Orte bis Mistelbach, Erdberg, Höflein, Maustrenk, Ginzersdorf, Rannersdorf und Prinzendorf. Im Ernstfall wären wohl das Schloss und der Markt zu klein gewesen für Männer, Frauen und Kinder. Die Herrschaft besorge von Wien 3 Zentner Pulver, 2 q Lunte, 1 ½ q Blei sowie 8 Springstöcke; als Besatzung genügten 140 Mann für das Schloss. Der Viertelhauptmann Schiefer, der von Poysbrunn kam, ließ in Wilfersdorf alle Dorfrichter und Geschworenen aus den erwähnten Gemeinden versammeln und ersuchte sie dringend um Roboter zur Verteidigung der Heimat. Drei Stunden lang drillte er mit ihnen. Weil das Schloss einen Korporal und einen Konstabler hatte, war ein Drillmeister nicht nötig. Schiefer übergab dem ersteren die Vorschriften, belehrte ihn, wie er die Leute zu drillen habe und händigte ihm sogleich den Monatslohn von 6 fl. ein, damit er seine Aufgabe getreu und zum Wohle des Vaterlandes erfüllte. An Sonn- und Feiertagen exerzierte er mit den Männern, um aus ihnen brauchbare Verteidiger zu machen. Der Amtmann gedachte rechtzeitig Lebensmittel und Wildbret nach Wien zu schicken, die Kleider und die wichtigen Sachen aber nach Ebergassing; auf dem Dachboden des Schlosses stellte er mehrere Bottiche voll Wasser auf. Schiefer klagte über die widerwärtigen Köpfe und ungeschickten Bauern, die sich wohl wenig für einen Kampf eigneten. Die Munition ließ der Amtmann ins Schloss schaffen, die Fenster versichern oder vermauern und die Türen gut versperren, dabei blieben aber die Luftlöcher offen; die Stuck wurden sogleich geladen und die Morgensterne auf die Basteien verteilt. In Kettlasbrunn erlegte der Jäger im Walde einen „18-er Hirsch“, der noch rechtzeitig in Wien einlangte. In Wilfersdorf und in den anderen Gemeinden führten die Richter Nachtwachen ein und ließen die Fremden und Durchreisenden „perlustrieren“, da es unter ihnen viele Spione gab. Die Untermühle bekam ein Ziegeldach, während die Obermühle hergerichtet wurde. Die Bauern besetzten die Kirchtürme und Wartberge, um die Lichtsignale, die den Feind anmeldeten, sofort zu bemerken und weiterzugeben. Der Werber Sattler, der wieder in Wilfersdorf auftauchte, erkannte in dem Pfister einen kaiserlichen Deserteur und wollte ihn auf der Stelle verhaften; dagegen erhob der Amtmann Einspruch. Wohl exerzierte der Korporal fleißig mit den Männern, doch ließ sich niemand für die kaiserliche Armee anwerben. An die Armen verteilte die Herrschaft bei der Kirchentüre 13 fl. 43 kr., damit sie für den Sieg unserer Waffen beteten. Für das Schloss brauchte man noch einige tüchtige und erfahrene Musketiere, die man aber nicht auftreiben konnte; denn unsere Bauern waren „stutzig“, zeigten wenig Mut und Verteidigungsgeist. Als die Bergleute die Weinfechsung auf 5000 Eimer schätzten, mussten noch Fässer angeschafft werden. Trotz der ernsten und gefährlichen Zeit ließen sich die Wiener die Freude nicht nehmen und brannten die Sonnwendfeuer ab. Auf der Straße zeigten sich Flüchtlinge, die sich nach Mähren und Böhmen in Sicherheit brachten.

**11. Juli**. Die Durchreisenden berichteten von einem Feuergefecht der Kaiserlichen mit den Türken vor Schwechat. Diese Meldung verbreitete sich rasch in den Dörfern und erzeugte eine Mutlosigkeit, dass niemand arbeitete. Da nützten keine guten und bösen Worte. Die Ernte stockte, weil kein Mensch sich auf das Feld wagte. Die Bauern wollten sofort alle Brücken und Stege abbrechen. Der Fürst, welcher mit seiner Familie in Kromau wohnte, teilte dem Amtmann mit, dass alles so gehen müsse, wie es geht; man könne nur zu Gott beten, damit er uns beschütze. Der Postverkehr von Wien nach Brünn war eingestellt.

**13. Juli**. Während die Türken langsam gegen Wien vorrückten und die Bewohner voll banger Furcht der Zukunft entgegenblickten, befand sich der Kaiser auf einer Jagd und wäre beinahe dem Feinde in die Hände gefallen. Nun musste der ganze Hof Hals über Kopf die Stadt verlassen und floh, begleitet von den Verwünschungen und Flüchen der Bürger und Bauern, nach Korneuburg, wo das Kaiserpaar in einfachen rohen Bettstellen übernachtete. Dann ging es weiter nach Krems. Diese Flucht machte auf die Bevölkerung einen schlechten Eindruck, besonders auf die Armen, die keine Gelegenheit hatten, im Westen oder im Norden ein sicheres Plätzchen zu suchen.

**15. Juli**. Feldsberg schickte 20 Mann nach Rabensburg wo die Roboter in aller Eile Schanzen aufwarfen; jeder arbeitete 4 Tage und wurde dann von andern abgelöst. Die kaiserliche Armee, die bei Angern stand, tat nicht das Beste, weil sie den Dorfbewohnern Vieh und Getreide wegnehmen, den Wein in den Kellern austrinken ließ, den Loidesthaler Schafflerhof ausplünderte und ausraubte, von Blumenthal die Pferde holte und 8 Fuhren Heu wegführte, Geld erpresste, die Leute in den Erdställen ausräucherte, dem Schaffler Käse, Schmalz und Kleidung stahl, die er in der Erde vergraben hatte. Die Wilfersdorfer trauten sich nicht einmal vor die Tore und gingen ungern auf das Feld. Die Ernte war im vollen Gang und der Hafer sogar überreif. Schnitten die Bauern das Korn, so ließen sie beim geringsten Alarm alles liegen und stehen und rannten davon. Der Amtmann wusste nicht, ob die 10 Ochsen, die er nach Wien-Ebergassing geschickt hatte, gut angekommen seien. Die Mistelbacher, Kettlasbrunner und Obersulzer verweigerten jede Robot; viele Häuser standen in den Gemeinden leer und die Bewohner waren geflohen. Unsinnige Nachrichten vermehrten die Angst und Furcht. Da es in vielen Orten Feuerbrände gab, sah man oft den Nachthimmel blutigrot. So hieß es, die Jesuiten und die Hofpartei habe alles verraten, sie seien schuld an der mangelhaften Verteidigung der Heimat; die Erbitterung war sehr groß. Der Hauptmann vom Viertel war zum Feind geflohen. Die berufenen Organisatoren ließen sich selten und oft gar nicht blicken. Die Viertelshauptleute, die nach Krems gerufen wurden, sollten mit allen Mitteln das Volk beschwichtigen.

**16. Juli**. Karl von Lothringen, der rechtzeitig die große Donaubrücke abgebrochen hatte, lagerte mit seinen Truppen bei Jedlesee und sicherte durch einen Brückenkopf das March- und Tullnerfeld, damit der Aufmarsch des Entsatzheeres nicht gestört würde. Jenseits der March stand Tököly mit 40.000 Mann zu einem Einfall in unserer Heimat bereit. Der Lothringer aber, der 2 Regimenter beim Brückenkopf zurückließ, marschierte gegen Preßburg, überschritt die March und besiegte den Tököly; nun ging er wieder zurück und verschanzte sich in dem festen Lager bei Stillfried – Ungern.

**28. Juli**. Nach einem Patent sollte im Lande jeder 10. Mann ausgehoben und mit einem Gewehr bewaffnet werden; ihr Sammelplatz war Mistelbach und Korneuburg. Brotgetreide sowie Pferdefutter hatten die Bauern nach Krems zu liefern. In Ungern tagte ein Kriegsrat.

**29. Juli**. Die Untertanen wurden belehrt, dass sie Getreide und Heu nach Hause führen, die Häuser nicht verlassen und sich gegenseitig bei der Arbeit helfen.

**31. Juli**. Von Bayern, Sachsen und Polen erwartet man „starken Succurs“. Jenen Untertanen, welche fleißig arbeiteten, versprach der Fürst, das schuldige Getreide nachzusehen und sie noch zu beschenken, sonst aber müssten sie alles bezahlen; hoffentlich erhalte der allmächtige Gott die Vormauer der Christenheit! Der Amtmann und Rentschreiber schickten Weib und Kind nach Brünn in Sicherheit.

**1. August**. Nachrichten meldeten, dass die Türken die Wien beschossen und bestürmten, dass sie bis Wolfpassing und Neubau kämen, „futragierten“ und den Bauern alles wegnahmen. Der Amtmann schickte einen Boten (Reiter) nach Poysdorf, einen nach Obersulz und einen behielt er in Wilfersdorf, um alle Ereignisse rechtzeitig zu erfahren. Viele Roboter aus den Gemeinden mussten sofort an die March marschieren, hier Schanzen aufwerfen und Wache halten; doch gingen viele zurück, da sie nicht arbeiten wollten, andere wieder liefen in die Wälder und horchten nicht auf die Befehle der Vorgesetzten.

**2. August**. Alles wartete mit Sehnsucht auf die Polen, damit sie den Tököly vertreiben, den unsere Leute mehr fürchteten als die Türken.

**10. August**. Der Amtmann erfuhr, dass die Sachsen schon aufgebrochen waren, um das Entsatzheer zu verstärken. In Groß Enzersdorf besaß der Lothringer große Magazine und Kriegsmaterial. Das Lager bei Stillfried verhinderte größerer Unternehmungen Tökölys gegen das Weinviertel, doch ereigneten sich kleinere Einfälle durch leicht bewegliche Truppen, die plötzlich auftauchten, plünderten, raubten und rasch verschwanden.

**15. August**. Die Bauern in den Dörfern waren kleinmütig und verzagt, parierten nicht und weigerten sich, die Feldbreiten zu schneiden. Spione meldeten von Tököly, dass er mit einer Armee beim Weißenberg in Ungarn stehe und einen Überfall plane. Vor kurzer Zeit hatten 200 Feinde bei Dürnkrut die March überschritten, Weidendorf geplündert und niedergebrannt, 160 Weiber und Kinder getötet und die anderen als Gefangene weggeführt. Die March führte in diesem Sommer wenig Wasser und der Gegner konnte daher den Fluss an vielen Stellen bequem überschreiten. Jene Bauern, welche in Wilfersdorf Wache standen, waren alles, nur keine Helden, da sie beim kleinsten Lärm ihren Posten verließen und davon rannten. Der Zehent konnte in vielen Gemeinden ausgesteckt werden, nur verspäteten sich die Feldarbeiten. Dazu wollten auch die Ringelsdorfer nicht parieren. Franz Kolschitzky und sein Diener Georg Michailowitsch brachten die ersten Nachrichten von Wien in das Lager nach Stillfried. Der letztere versuchte es noch zweimal allein (Amtmann 19. und 27. August).

**16. August**. Der Feldsberger Pfarrer, der in allen Orten ganz unsinnige Gerüchte ausgesprengt hatte, dass alle Gemeinden an der March ausgeplündert und ausgeraubt wurden, war nun auf und davongelaufen, statt wie ein guter Hirte bei seinen Schäflein auszuharren. Tököly wagte sich nicht über die March aus Angst vor den Polen, die aber erst von ihrer Heimat aufbrachen.

**19. August**. Der Lothringer verließ das Lager bei Stillfried, um über Preßburg nach Ungarn zu ziehen und dem Feinde die Zufuhrlinien abzuschneiden. Für dieses Unternehmen war er aber zu schwach und ging nach Wolkersdorf, wo er die schlechte Lage von der Wienerstadt erfuhr. Der Amtmann, der in Loidesthal die Schafe wegführen wollte, bemerkte in der Ferne einen großen Feuerschein; der Gegner äscherte Drösing, Ringelsdorf, Absdorf, Eichhorn, Palterndorf, Dobermannsdorf, Neusiedl, Lichtenwarth, Hausbrunn, Hohenau und Zistersdorf ein. Die Drösinger, die sich zum Teil auf einer Marchinsel versteckt hatten, verrieten sich selbst durch ein angezündetes Feuer. In Lichtenwarth belagerten sie die Kirche. Die Zistersdorfer wehrten sich anfangs tapfer, doch war die Übermacht zu groß; es gab viele Tote, andere gerieten in die Gefangenschaft; das Vieh nahm der Gegner mit; rauchende Ruinen, zerstampfte Felder und Weingärten zeigten den Weg der Plünderer. Sofort eilte der Amtmann nach Wilfersdorf, ließ durch 3 Trommeln Lärm schlagen und aus den größten Geschützen Feuer geben. Daraufhin traten die Rebellen eilig den Rückzug an und gingen über die March. Der Lothringer stand bei der Stadt Inzersdorf. Der Amtmann hatte dahin Viktualien geschickt, aber keine Antwort erhalten.

**20. August**. Die Bestia von einem Rabensburger Hauptmann schickte dem Fürsten kein Schreiben und ließ nichts von sich hören; vielleicht hatte ihn schon der Teufel geholt. Hohenau, das doch mit Schanzen umgeben war, hätte sich ja wehren können; doch die Bestia von einem Hauptmann hatte sich sicher in einem Mauseloch verkrochen und ließ den Herrgott schalten, wie er wollte. Jetzt, nach dem Unglück, dürfte der Lothringer seine Armee an die March schicken; doch wie es bei uns Sitte ist, macht man die Stalltür zu, wenn die Kuh draußen ist. Von dem polnischen König hört man viel und spricht von ihm aber man sieht nichts von seiner Macht. – Wenn schon der Amtmann so eine gereizte Stimmung in seinem Bericht ausdrückte, was hatte erst der gemeine Mann gesagt, der die Kopflosigkeit der Behörden sah und leider am eigenen Körper oft spüren musste.

**21. August**. Wie Tököly erfurt, dass der Lothringer in Stockerau sich aufhielt, fiel er in Südmähren ein und bedrohte die Kaiserlichen im Rücken; an der March schlug er ein Lager auf und schickte kleinere Abteilungen ins Weinland, die nur plünderten, raubten und die Dörfer anzündeten.

**24. August**. Der Lothringer brachte beim Bisamberg – Stammersdorf dem Gegner, der hier 15 Orte niedergebrannt hatte, eine schwere Niederlage bei und trieb ihn zurück; dabei ertranken viele in der Donau. 25 Standarten und anderes Kriegsgerät fiel dem Sieger in die Hände. Während sich Tököly über die March zurückzog und bei Tyrnau ein Lager aufschlug, blieb der Lothringer in Wolkersdorf, um hier auf die Polen zu warten.

**26. August**. Hohenau, Rabensburg mit dem Meier-Schafflerhof und dem Kasten legte der Feind in Asche; beim Abzug erklärte er, später mit einer stärkeren Macht zu kommen. Es erschienen 3000 bis 4000 Mann, die aber die Orte bis Wolkersdorf niederbrannten. Die Viertelhauptleute versagten bei uns ganz und wenn sie schon Anordnungen trafen, kamen sie zu spät.

Die Herrschaften Wilfersdorf und Hauskirchen hatten bis dato noch keinen großen Schaden zu verzeichnen, wohl aber die Bauern, die ganz verzagt und trostlos waren, die jede Arbeit und Hilfe verweigerten, die auch nicht zum Dreschen erschienen. Die Weingärten sollten schon längst angebunden und das Gras gejätet sein. Die schönen Trauben waren eine Freude – doch wer wird sie lesen? Die Getreidegruben waren gefüllt, die Weinkeller vermauert, aber wird sich nicht ein Verräter finden?

**28. August**. Der Amtmann nahm sich der Untertanen gar nicht an, sonst hätte er Boten zu den Kaiserlichen geschickt, dass sie den Bauern doch die geraubten Pferde zurückgeben. Der Verkehr auf der Poststraße stockte; nur aus Poysdorf holten sich Kaufleute Wein; es war zwar wenig, aber es tröpfelte doch.

**29. August**. Die kaiserlichen „fouragierer“ plünderten im Zayatal regelrecht alle Dörfer aus, nur nicht die Märkte; der Feind hatte Loidesthal, Blumenthal, Niedersulz und Groß Inzersdorf völlig niedergebrannt; als am Samstag 3000 Mann in Obersulz und Hauskirchen einmarschierten, boten ihnen die Leute Wein und Hafer an, sodass sie zufrieden waren und nicht plünderten. Bullendorf, dessen Bewohner im Schloss wohnten, raubten 50 – 60 Polaken aus. Einen erwischten aber die Bauern und versetzten ihm 14 Streiche, sodass ihn der Geistliche versehen musste, weil man an seinem Aufkommen zweifelte. Der Graf Palfy, der mit einer Post in das Reich ging, meldete in Wilfersdorf dass die Polen zu Hilfe kommen und Wien entsetzen werden. Solange die Kaiserlichen in Angern lagerten, wagte sich kein Bauer auf das Feld, um den Hafer zu schneiden. Tököly, der mit seiner Macht bei Tyrnau stand, schickte einen Priester zum Lothringer; offenbar witterte der Schlaukopf den kommenden Umschwung und wollte es sich mit dem Kaiser nicht ganz verderben.

**31. August**. Der hl. Dominik, der hl. Anton und die 14 Nothelfer möchten doch verhüten, dass der Markt Wilfersdorf in Flammen aufgehe, weil die March wenig Wasser führte und die feindlichen Überfälle nicht aufhörten. Die Bauern hielten wohl in den Dörfern Wache, liefen aber beim kleinsten Lärm davon und dachten nicht an Verteidigung und Abwehr des Gegners. In vielen Gemeinden konnte die Herrschaft den Zehent ausstecken; nur die Ringelsdorfer wollten durchaus nicht parieren. Unterdessen waren die Polen, die täglich nur 2 Meilen zurücklegten, durch das Marchtal bis an unsere Grenze gekommen und marschierten über Nikolsburg, Wildendürnbach, Laa, Altenmarkt, Stronsdorf nach Enzersdorf und Hollabrunn, wo die ersten am 31. August eintrafen. Von Korneuburg aus schickte der Lothringer den Fürsten Lubomirsky nach Nikolsburg, damit er den Polenkönig in seinem Namen begrüßte. Die Polen, welche Obst- und Weingärten plünderten, konnten ihren Hunger gar nicht stillen, obwohl ihnen unsere Leute alles gaben. Den Salat warfen sie ungewaschen in einen Kübel, schütteten Milch darüber und verzehrten ihn. Die Kranken fanden im Feldsberger Spital und in Privathäusern gastliche Aufnahme. Vor Laa schlugen sie ein großes Lager auf. Angeblich übernachtete der König im Staatzer Pfarrhof. Der General Caraffi fragte bei seiner Durchreise den Amtmann, wo gerade der Lothringer stehe. Sofort schickte er einen Reiter als Kundschafter nach Wolkersdorf. Als die Verordneten jeden 10. Mann begehrten, damit die March, Donau und Thaya befestigt werde, falls der Entsatz der Wienerstadt misslingen sollte, mussten diese Männer nach Korneuburg zum Sammelplatz marschieren; doch entwichen sie, flohen in die Wälder und versteckten sich.

**3. September**. Beim Kriegsrat in Stetteldorf verlangte der Polenkönig den Oberbefehl aller Truppen, sonst drohte er mit dem Rückzug und Heimkehr nach Warschau. Karl von Lothringen, der eigentlich die geistige Führung besaß und den Plan für den Angriff auf den Feind entworfen hatte, fügte sich großmütig; er vertrat den Standpunkt, den Gegner vom Kahlenberg anzugreifen, während der Markgraf Hermann von Baden ihn aus westlicher Richtung, also vom Wiental, anfallen wollte. Die Mehrheit entschied sich für den ersten Plan.

**7. September**. Es war höchste Zeit für das Eingreifen der Verbündeten, weil die Lage in Wien recht kritisch wurde. Das Entsatzheer, bei dem ein Drittel Protestanten war, stand an diesem Tage kampfbereit in dem zugewiesenen Raum. Auch die Türken hatten durch Spione erfahren, wie sich das Entsatzheer gruppierte. Zu spät erkannte Kara Mustapha seinen Fehler, als er nicht rechtzeitig mit seinen Truppen den Kahlenberg besetzt hatte.

**10. September**. Der Ofener Pascha Ibrahim schlug im letzten Augenblick dem Mustapha vor, eine starke Verteidigungsfront im Westen zu errichten, um dem Entsatzheer den Angriff von Dornbach zu verwehren.

**12. September**. Die Türken wurden geschlagen und flohen am Nachmittag gegen Schwechat. Wien war befreit und die Geschichte der Türkengefahr schlug eine neue Seite auf. Aus der Abwehr wurde ein Angriffskampf, der den Feind immer mehr zurückdrängte. Hohenau glich einem Ruinenhaufen, da alle Gebäude zerstört und verbrannt waren; nur das Schloss, das Bräuhaus und das Wirtshaus standen, sonst war nur ein Trümmerfeld zu sehen. Dasselbe Bild zeigten viele Marchgemeinden.

**14. September**. Unerwartet war am letzten Sonntag Tököly mit 200 – 250 Mann in Hohenau aufgetaucht, wo er 7 Männer niederhauen ließ und 15 Weiber gefangennahm; Reinthal und Bernhardsthal gingen in Flammen auf. Über Lichtenwarth, St. Ulrich und Dobermannsdorf, wo er den Bewohnern gegen 800 Rinder raubte, kehrte er heim. Die Bauern verfolgten ihn, nahmen ihm das Vieh weg, konnten aber die gefangenen Weiber nicht befreien, weil sie auf Pferden gebunden waren. Unter den Rebellen erkannten unsere Leute viele „schelmische“ Ungarn und den jungen Adam Kollonitsch von Groß Schützen. Von der Herrschaft Hauskirchen war kein Haus verbrannt worden, nur die kaiserlichen „fouragierer“ führten Heu und Hafer weg. Der Polak von Bullendorf war gestorben und begraben worden. Da in Rabensburg viele Weinfässer verbrannt waren, wusste die Herrschaft nicht, wie sie in diesem gesegneten Weinjahr den Most unterbringen würde; man rechnete, dass alle Keller und Presshäuser voll werden; nur dürfte sich die Lese in diesem Jahr hinausziehen. Der Fürst hatte wohl angeordnet, dass alle Kanzleischriften nach Kromau geführt werden; der Amtmann bekam leider dafür keine Robotbauern, so blieben sie in Wilfersdorf.

**15. September**. Die Sachsen zogen wieder in ihre Heimat, weil Österreich kein Geld hatte, um die Soldaten zu bezahlen; darum konnte der Sieg nicht gebührend ausgenützt werden. Im Weinlande herrschte in den Gemeinden freudige Genugtuung, dass der Erbfeind vernichtet war; alles atmete auf und schöpfte Hoffnung auf eine bessere, friedliche Zukunft.

**23. September**. Der schlaue Tököly hatte sich zum Bezier begeben. Sollte jemand den Adam Kolonitsch erwischen, so müsste er gleich beim Schopf genommen werden. Auf Befehl der Obrigkeit las der Pfarrer in der Wilfersdorfer Kirche ein feierliches Amt zum Lobe Gottes und dann ein Seelenamt für die toten Soldaten sowie Bürger, die in diesen schweren Tagen ihr Leben verloren hatten.

**24. September**. Von dem Postmeister, der seinen Posten mit Weib und Kind verlassen hatte, wusste niemand etwas. Die Loidesthaler, welche neben den Mistelbachern im Herrschaftsgebiete den schlechtesten Ruf besaßen, wollten durchaus nicht parieren, da sie ganz ruiniert waren. In den Kämpfen um Preßburg gelang es einem Türken, seine Truppen zu verlassen und in unser Land zu fliehen. Wie er in Poysdorf auftauchte, nahm ihn der Gerichtsdiener gefangen und führte ihn nach Wilfersdorf, wo er bei den Schanzarbeiten mithalf.

**8. Oktober**. Nun kehrten langsam normale Verhältnisse ein, sodass die Flüchtlinge wieder in den Gemeinden eintrafen. Der Fürst meldete von Kromau seine Ankunft in Wilfersdorf an; deshalb ließ der Amtmann Fenster und Zimmer im Schloss herrichten und viel Holz einschaffen. Auf der Poststraße marschierten noch immer Polen nach Wien. 800 Kosaken, die in Poysdorf auf den oberen und unteren Lußwiesen lagerten, hatten der Markt Wilhelmsdorf und Hadersdorf mit Lebensmitteln zu versehen; bei ihnen befanden sich der Brünner Kreishauptmann und der Nikolsburger Postmeister, nur unsere Viertelhauptleute sah und hörte man nicht. Da die Kosaken sehr übel in den Weingärten hausten, besorgten sie gleich die Lese und ließen den Bauern fast nicht übrig; sie erzählten, dass noch 3000 Brandenburger in 2 – 3 Tagen nachkämen, die Einquartierung und Vorspannleistungen anfordern werden. Unsere Leute hatten es bald heraus, dass man die Polen bei guter Laune erhielt, wenn man ihnen fest Essen und Trinken vorsetzte. Unter solchen Umständen verzögerten sich die Feldarbeiten, besonders der Anbau. Die Kosaken gingen weiter nach Ungarn und Hof, um zur Armee des Lothringer zu stoßen, der vor Neuhäusel stand. Von den Scharen Tökölys sah und hörte man nichts. Gebe Gott, dass dieses verfluchte Volk möchte totaliter ausgerottet werden!

Für den Wein, der so gut geriet wie der von 1669, führte die Herrschaft Fassgeschirr von Kromau und Ostra herbei. Der Verkehr nach Wien musste gesperrt werden, weil die Schiffbrücke nur für Reiter und Fußgänger bestimmt war, nicht aber für das Fuhrwerk. Schlecht besucht war der Mistelbacher Michaeli-Markt.

**14. Oktober**. Der Kurfürst von Bayern ging über Rabensburg nach Mähren; hier nahm auch der Polenkönig auf dem Heimmarsch Nachtquartier.

**25. Oktober**. Die Herbstarbeiten häuften sich: Weinlese, Anbau und Schafscheren. Die Ringelsdorfer hatten ihre Pferde verloren, sodass sie keine Rossrobot leisteten und der Anbau sich verzögerte. Bis nach Obersulz kamen die bayrischen „fouragierer“ ‑ diese Kriegsvölker lagen um Orth a. d. Donau. Das Marchfeld hatte in diesem Kriege stark gelitten.

**13. November**. Alle Gefahren waren vorbei und die Munition des Schlosses ließ der Amtmann im Pulverturm einlagern. Die bayrischen Truppen, die auch heimkehrten, beanspruchten in den Gemeinden Vorspanndienste; da konnten die Bauern mit dem Anbau und der Lese nicht fertig werden. Leider ließ sich auch jetzt kein Viertelhauptmann blicken. Der Mistelbacher Apotheker, der nach Petersdorf geflohen war, hatten die Türken ermordet. Die Untertanen, die über die Durchmärsche der Truppen bittere Klage führten und oft sehr beunruhigt waren, erhielten zur Antwort: „Der Kaiser hat es dem Kurfürsten bewilligt, dass die Truppen hier bleiben.“ Der Generalwachtmeister Bobo nahm seinen Aufenthalt in Mistelbach, wo auch der Stab war. Der Andrang zu der Wienerbrücke war so groß, dass die Reisenden 3 – 4 Tage warten mussten, ehe sie dran kamen. 1 Metzen Korn kostete 1 fl., Weizen 1 Fl. 30 kr., Hafer 45 kr. und 1 Eimer Wein 2 fl. Die Schlosszimmer ließ der Amtmann mit Schwefel ausräuchern. Im November führte mancher Bauer das letzte Getreide heim.

**26. November**. Bei Mistelbach und Obersulz standen noch Haferhäufeln auf den Feldern, obwohl der Amtmann die Untertanen schon vor 10 Wochen ermahnt hatte, die Frucht einzuführen; nun sollten sie den Schaden in Geld ersetzen. Die Viertelhauptleute sind „vergebene fresser“. In Mistelbach zog ein General mit seinem Stabe weg und ein anderer kam. Die Auxiliarvölker verursachten in unseren Gemeinden einen großen Schaden denn sie aßen und tranken umsonst, erpressten von den Leuten Geld und benahmen sich wie die Feinde. Der Amtmann entließ alle Musketiere bis auf vier, die er sicherheitshalber brauchte. Am 23. November war die Weinlese beendet. Der gefangene Türke, der sich in der Wachstube befand, verlangte, ein Christ zu werden.

**27. November**. Nun kamen der Kommissär Kollonitsch und der Viertelhauptmann Schiefer aus ihren Winkel gekrochen und ließen sich auch sehen. Der Schiefer hielt sich meist in Poysdorf auf. Die Untertanen schuldeten der Herrschaft: Korn 4 Mut 25 Metzen und Hafer 30 Mut 12 Metzen; da es an Getreide mangelte, wünschten die Bauern ihre Schuld mit Wein zu bezahlen, denn es gab viele, die im kommenden Winter nicht genug Brot hatten. Die Unkosten für die durchmarschierenden Truppen: Wilfersdorf 482 fl. 7 kr., Bullendorf 881 fl., Kettlasbrunn 1293 fl. 30 kr., Obersulz 3266 fl. 30 kr., Blumenthal 240 fl., Loidesthal 519 fl., Ketzelsdorf 483 fl. 30 kr., Wetzelsdorf 458 fl., Poysdorf 2206 fl. 22 kr., Mistelbach 2487 fl. 33 kr., Lanzendorf 517 fl. 46 kr. und Eibesthal 2519 fl 45 kr. – zusammen 15.355 fl. 5 kr.

Mauteinnahmen für September, Oktober und November:

Mistelbach 85 fl. 18 kr., Wilfersdorf 38 fl. 330 kr. und Bullendorf 5 fl. 15 kr.

Vorhandene Körnerfrucht:

Weizen 156 Mut 17 ¼ Metzen, Gerste 1 Mut 8 ½ Metzen, gemeines Korn 211 Mut 28 ½ Metzen + $1/8$ Metzen, Hafer 132 Mut 10 ½ + 1/8 Metzen, reiches Korn 30 Mut 16 Metzen.

Der Winter 1683/84 war so kalt, dass niemand auf der Straße gegen Wien reiste und die Weinbauern die Fässer in Stroh einpackten; auf den Feldern lag wenig Schnee; die Mühlen an der Zaya, die ganz eingefroren waren, stellten den Betrieb ein. Da hatten die Leute große Sorge wegen des täglichen Brotes. Die Schafe konnten nicht ausgetrieben werden und erkrankten. Bei den Durchmärschen der Truppen, die nicht aufhörten, herrschte eine große Schlamperei, weil der Kommissär sich um nichts kümmerte; deshalb wurde er abgesetzt und für ihn der Freiherr von Fünfkirchen in Steinebrunn ernannt. Die Gasthäuser waren leer und die Taz- sowie Mauteinnahmen gingen zurück. Die Poysdorfer Tazeinnehmer Kaspar Pillinger und Georg Schmidl forderten einen Nachlass von ½ Jahr; doch bewilligte der Amtmann nur ¼ Jahr, weil er sie verdächtigte, dass sie das Geld in den eigenen Beutel steckten auch in Obersulz und Loidesthal musste ¼ nachgelassen werden. An Taz war vorgeschrieben: Poysdorf 160 fl. ebenso viel in Obersulz, Blumenthal 20 fl., Loidesthal 30 fl. und Eibesthal 60 fl. im Jahr. Die Schafwolle (1 Zentner 18 – 20 fl.) kaufte ein Wiener Kotzenmacher, ein Teil ging nach Stockerau und Grusbach. Die Rüstkammer im Schloss wurde geputzt und hergerichtet, die Gewehre gereinigt und mit Inslet geschmiert, die Batterie am Schlossgraben war ruiniert; in der Pulverkammer stellte der Amtmann eine geweihte Kerze (gegen Feuersgefahr und Donnerschlag).

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv,

L. Reinhold: „Türkenjahr 1683“

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1958, 13 + 14, 17 + 18, 21 - 23

Das Jahr 1848 in unserer Heimat

Das Jahr 1848, das mit seinem Umsturz die soziale und wirtschaftliche Lage des Bauernstandes änderte, war der Schlusspunkt jener großen Urbarialreform, die im Zeitalter der Aufklärung ihren Anfang genommen hatte. Leider war nach dem Tode Josefs II. (1790) das Werk nicht weiter geführt worden. Der Regierung in Wien fehlte die Tatkraft, dem Geiste der Neuzeit Rechnung zu tragen und selbst mit gutem Beispiel voranzugehen. Diese Schwerfälligkeit und mangelnde Energie hatte Napoleon 1805 genügt, als er in Wien die Worte sagte: „Activité! Actívité! Vitesse!” Der gute Kaiser Franz war anderer Meinung, da er nach dem Satze handelte: „Wozu etwas Neues einführen, wenn das Alte gut genug ist". Nach dem großen Bauernaufstand im benachbarten Südmähren 1821 verschärfte die Regierung die Polizeivorschriften. Überall gab es Spitzeln, die auf der Straße, im Gasthaus und im Keller auf die Reden der Mitmenschen aufpassten. In Poysdorf erfuhr man immer etwas Neues, weil ja die Reichsstraße durchführte. Man sah die Gefangenen, die nach Brünn auf den Spielberg gingen, man hörte von Freiheit und Gleichheit sprechen und wer das nachredete, galt als Umstürzler und Jakobiner, darum verlangten konservative Männer eine Polizei, die am 15. Juni 1824 aufgestellt und am 16.Februar 1828 bestätigt wurde. Sie „perIustrierten“ die Fremden, schauten sich den Reisepass an und horchten, was sie erzählten. Es waren drei Männer, denen die Aufgabe zugewiesen wurde, den Geist der Freiheit und des Umsturzes zu bekämpfen.

In den Kellern, wo man sich vor Spitzeln sicher fühlte, hörte man das bekannte Vaterunser auf den verhassten Kanzler Metternich: „Vater Metternich, der du bist in Wien, entheiligt werde dein Name, zu uns komme eine bessere Regierung; der Wille der Untertanen geschehe sowohl in Ungarn wie auch im Erzherzogtum Österreich. Gib uns ein besseres Brot. Vergib unser gerechtes Schimpfen und Schreien, wie auch wir vergeben die unchristlichen Anleihen und führe uns nicht in Versuchung durch unannehmbare Banknoten, sondern erlöse uns durch gute Silbermünzen. Amen.

Ave Maria! Gegrüßt sei das Papiergeld! Du bist voll des Betruges; der Kurs ist mit dir; du bist vermaledeit unter den Geldern und vermaledeit ist, wer dich aufgebracht hat, du scheinheiliges Geld. Bitte für uns armen Untertanen jetzt und in der Stunde unseres gewissen Credo durch die Eisenbahn und ihr schlechtes Azit Amen“.

Hören durfte die Polizei allerdings nicht so einen Witz, der aber gerne erzählt und belacht wurde.

1846 kam es in Galizien und Krakau zu Unruhen, sodass die Regierung Robot und Zehent gegen eine Entschädigung aufheben wollten; über diese konnte man sich nicht einigen und so wurstelte man weiter.

1847 herrschte überall eine große Missstimmung wegen der Teuerung, der Arbeitslosigkeit und der schlechten Geschäfte. Der Poysdorfer Marktschreiber erhielt eine Teuerungszulage von 20 fl. Der Bauer konnte weder Getreide noch Wein verkaufen und musste Schulden machen. Für den Wucherer, „der 15. Nothelfer der Bauern“, war es eine gute Zeit, denn da „räumte er ab.“ Das Volk stahl, was es sah und erwischte. In Poysdorf rief der Marktrat eine Feldwache ins Leben, zu der aber die Bewohner die Kinder schickten. Die Juliana Strobl, die gefährliche Drohungen ausstieß, gab die Gemeinde in ein Arbeitshaus.

Im Februar 1848 ließ der Fürst Liechtenstein das Herrenhaus auf der Wiese abbrennen, um im Mai einen Neubau aufzuführen; niemand ahnte, dass es die letzte Robotleistung der Poysdorfer war. Schon 14 Tage später, am 13. März, ging der Sturm in Wien los. Gegen Abend erschienen Flüchtlinge, die Schauermärchen zu erzählen wussten, wie es in Wien losgehe. Vor dem Postgebäude standen viele Neugierige, auch bei „Traube“, beim Rösslwirt und beim „Weißen Löwen“ wurde politisiert. Rufe „Es lebe die Freiheit!“ konnte man hören und die Polizei war ruhig. In der Nacht fuhr ein gedeckter Landauer durch, den aber niemand aufhielt. Darin saß der verhasste Metternich, der nach Feldsberg reiste, wo er am frühen Morgen ankam.

Die Herrschaften Wilfersdorf, Poysbrunn, Steinabrunn und Walterskirchen schlossen ihre Kanzleien und stellten ihre Tätigkeit ein; nun entwickelten sich chaotische Zustände. Aus den Wäldern holte man sich Holz, schoss das Wild, verübte Diebstähle und Einbrüche und niemand durfte etwas sagen. Da griff die Regierung ein und verlangte, dass die Herrschaften weiter amtieren müssten, nur führten sie jetzt eine andere Bezeichnung, z.B. Amtsverwaltung Poysbrunn. Am 10. April erschien eine Verordnung, dass jede Gemeinde, die mehr als 2000 Einwohner zählte, eine Nationalgarde aufzustellen hatte. Sie war die Stütze des Staates, die auf Ruhe und Ordnung schauen sollte und bei Elementarereignissen zu helfen hatte. Alle Staatsbürger von 19 bis 50 Jahren mussten ihr beitreten, ausgenommen waren Handwerkergesellen, Taglöhner, Dienstboten, Invalide und gerichtlich Vorbestrafte.

Die Garde war eine Gemeindeorganisation, die eine eigene Kleidung, blauer Rock, Hose und Tschako, trug und ein deutsches Schwert, Gewehr und scharfe Munition hatte. Woher die Waffen stammten, wusste niemand. Geistliche, Beamte und Angestellte waren enthoben. Die Lehrer leiteten die Musikkapelle, die zur Garde gehörte. Zweimal in der Woche exerzierte sie auf einem freien Platz, unternahm nachts Streifungen durch das Gemeindegebiet, perlustrierte die Fremden und Durchreisenden, schaute auf Recht und Ordnung. Hausbesitzer und Bauern, die wegen ihres Alters nicht in die Garde aufgenommen wurden, leisteten einen Geldbeitrag, auch eine Sammlung wurde veranstaltet. Die Marktgemeinde schaffte 2 Fahnen und eine Trommel an. Marktrichter war Anton Rieder, der letzte von der Wilfersdorfer Herrschaft bestätigte Marktrichter.

Der Gardekommandant hieß Christian Micha, Straßensupitient, Oberleutnant war der Bräumeister Franz Kasparek, Leutnant der Bäckermeister Johann Schwayer und Fahnenträger der Müllerssohn Karl Schimkele. Schon am 4. Mai konnte das Fest der Fahnenweihe stattfinden. Die Häuser waren mit Fahnen, Kränzen und Transparenten geschmückt, die Straßen gekehrt, jede Feldarbeit ruhte und aus den umliegenden Ortschaften erschienen viele Fremde, welche die Neugierde herbeilockte. Auf dem alten Rathaus und auf dem Kirchturm flatterte die schwarz-rot-goldene Fahne, - „das Sinnbild der Einheit und Brüderlichkeit, um die sich alle in Freud und Leid scharen sollten.“ Die Musik der Garde spielte bei der Feldmesse, der Geistliche sprach über die Bedeutung der drei Farben, die Salutschüsse der Garde krachten, alles klappte wie bei einem regulären Militär und alle freuten sich an dem Freiheitsfeste, zu dem auch die erwachende Natur einen würdigen Rahmen gab.

Abends war der Markt beleuchtet zu Ehren des Kaisers und der neuen Verfassung. Buntfarbige Transparente schmückten die Häuser und leuchteten hinaus auf die Straßen, die von Neugierigen erfüllt waren. Am Rathaus las man die Worte in Flammenschrift: „Vivat - Es lebe unser konstitutioneller Kaiser Ferdinand!“. Im Pfarrhof erblickte man eine brennende Fackel, die Religion, daneben ein Kreuz und die deutsche Fahne, darunter standen die Worte: „Religion – Stütze des Staates! Staat – Stütze der Religion!“

Weil das fürstliche Herrenhaus nicht mehr aufgebaut wurde, schenkte die Herrschaft die Ziegeln und den Schutt dem Markte, der damit die Feldwege herrichtete. Die Wogen der politischen Erregung gingen damals in Poysdorf sehr hoch, in den Gasthäusern, in den Kellern, auf den Straßen und bei der Feldarbeit wurde politisiert und kritisiert, man las die Zeitungen und Flugblätter, die es verstanden, die Pressefreiheit in ihrem Sinne auszunutzen und über die Vergangenheit, über die Herrschaften, über Religion und über die Geistlichen herfielen.

Am 11. Mai erschien die Wahlordnung und am 1. Juni das Wahlgesetz. Drei Stimmzettel musste jeder abgeben u. z. für den n. ö. Landtag, für den Wiener Reichsrat und für den großdeutschen Reichsrat in Frankfurt am Main. Die war nicht geheim und nicht direkt. Man wählte „Wahlmänner“, die erst dann den Abgeordneten wählten; kein Wahlrecht hatten die Taglöhner, Arbeiter, Knechte und Frauen. Am 10. Juli trat der Reichstag zusammen, unter den 383 Abgeordneten waren 92 Bauern – meist aus dem Sudentenland. Schon am 26. Juli brachte der schlesische Abgeordnete Hans Kudlich den Antrag ein, Robot und Zehent aufzuheben. Weil dieser Antrag zu enge war, so musste er am 11. August noch einmal eingebracht werden. Mit großer Spannung verfolgten unsere Ahnen damals die Verhandlungen. Die Bauern sollten, weil der Antrag doch noch kein Gesetz war, Robot leisten und den Zehent abliefern. Sie taten dies aber nicht, obwohl die Regierung mit Strafen drohte und der Bischof in Wien die Gläubigen von ihren Pflichten gegenüber der Obrigkeit erinnerte, deswegen klagte z. B. der Pfarrer von Erdberg bitter über den Ausfall seiner Einkünfte.

Am 13. Juli richtete ein Wolkenbruch im Poybachtal einen bedeutenden Schaden an, riss alle Brücken und Stege weg, schwemmte ganze Mandeln und Garben von den Feldern und setzte die Wege und Straßen unter Wasser, vor dem Rathaus in Poysdorf erreichten die schmutziggelben Fluten eine Höhe von ½ Meter. Da hatte die Nationalgarde viel Arbeit und mancher Bauer schaute wehmütigen Blickes den Fluten zu, die sich in diesem Jahr den Zehent holten.

Im Reichsrat hörte man scharfe Reden für und gegen die Robot. Hunderte Reden wurden gehalten und auch die nichtbäuerlichen Abgeordneten hofften, dass dann später die Bauern sich auch für ihre Forderungen einsetzen werden. Ohne Bezahlung waren: Die Robot der Kleinhäusler und der Inleute, die Blumensuche, die Brachweide und die Servitutsrechte in den Waldungen, alles andere musste in Geld abgelöst werden. Am 7. September war das Gesetz angenommen - ein denkwürdiger Tag in der Geschichte des Bauernstandes. Von hier beginnt seine Neuzeit, von hier an ist er ein Staatsbürger und kein Untertan, von hier an ist er ein freier Besitzer seines Bodens. Es hat schwere und blutige Kämpfe gegeben, bis die Regierung einen anderen Kurs in der Bauernpolitik einschlug. Der Bauernschutz im Zeitalter der Aufklärung war der Anfang und das Jahr 1848 setzt den Schlussstein in die große Urbarialreform von 1754. Trotzdem ist ein großer Unterschied. Die Reform begann von oben, sie griff gründlich durch, es gab kein Blutvergießen, weitblickende Männer leiteten das Reformwerk und schufen etwas Mustergültiges. 1848 gab es Tote, Blut floss, der Umsturz kam von unten und die Arbeit blieb ein Stückwerk, denn wichtige Fragen, Servitutsrechte, Kreditwesen, Genossenschafts- und Bildungswesen wurden nicht gelöst. Das soll aber die Bedeutung der Revolution von 1848 durchaus nicht schmälern. Das Tor zu einer freien Wirtschaft war geöffnet und eine Welt mit neuen Ideen trat die Herrschaft an.

Feldfrüchte und der Wein, „8“er Jahr, waren gut geraten, die Preise fielen nach der Ernte um mehr als 10 Prozent. Die Bauern verkauften alles sehr schnell, weil sie fürchteten, dass die Wiener ihnen alles stehlen und wegnehmen. Für die Truppen, die in Italien unter Radetzky kämpften, sammelte die Marktgemeinde 87 fl und 7 Wagen voll Lebensmittel, die am 12. November nach Wien geführt und im Kriegsministerium übergeben wurden. Der Freiheitstaumel vom März war überwunden, der Bauer hatte sein Ziel erreicht und für alle anderen zeige er kein Verständnis. Im Gegenteil trat er auf die Seite seiner Feinde von früher. Die Poysdorfer Nationalgarde wollte im Oktober nach Wien marschieren, um den Aufstand zu bekämpfen. Sie wollte aber nur und blieb lieber daheim. Einige marschierten ab und auf der Erdberger Höhe kehrten sie um und kamen glücklich wieder heim. Es gab auch Gardisten, die ihre Waffen zum Wildern benützten und das Wiener Lied sagen:

„Sie lernen nichts, sie lernen nie,

die Krone und Purpur tragen;

des Schicksals Rächerfaust hat

mit Blindheit ganz geschlagen“.

Im Oktober zog viel Militär durch Poysdorf, das einquartiert wurde. Diese Aufgabe übernahm von der Gemeinde ein Quartiermeister; ein Ganzlehner übernahm 4 Soldaten, ein Halblehner 2 und ein Kleinhäusler 1. Sie marschierten nach Wien, um dieses „Schandnest“ zu vernichten. Der General Fürst Windischgrätz, bei der Mensch erst beim Baron anfing, duldete es nicht, dass die Soldaten mit dem „Zivilgesindel“ sprachen oder verkehrten. Die Nationalgarde war damit erledigt. Sie hatte nicht die Hoffnungen, die man von ihr erwartete, erfüllt. Die Gardisten erschienen unpünktlich zum Exerzieren, manche gar nicht, jeder wollte gescheiter sein und nörgelte, das Pflichtbewusstsein fehlte. Am 14. Dezember gab die Garde ihre Waffen ab, es waren hundert Gewehre, die Musikinstrumente und die Trommel wurden verkauft. Die Gemeinde schaffte mit dem Betrag 8 Öllampen zur Beleuchtung der Hauptstraße an. Das Volk meinte: „Es ist das Licht der Freiheit, das auch die politische Nacht erleuchtet, die über die Heimat kam.“ Am 2. Dezember hatte der junge Franz Josef I. die Regierung übernommen, der schon am 7. März 1849 den Reichstag auflöste und den alten Absolutismus einführte. Die führenden Männer der Revolution wurden verhaftet, zum Tode verurteilt oder eingesperrt. Hans Kudlich gehörte auch zu den Todeskandidaten, doch floh er nach Amerika und starb als Arzt 1917 hier, wo er eine zweite Heimat fand. Beamte, Lehrer und Angestellte, die in den Tagen des Umsturzes ein wenige hervortraten, wurden brotlos gemacht. Die Angeberei blühte und niemand wagte ein offenes Wort zu sprechen. Nur der Witz charakterisierte die Regierung mit den Worten: „Franz Josef stützt sich auf 4 Säulen, und zwar auf Soldaten, die stehen, auf Beamte, die sitzen, auf Geistliche, die knien, und auf Polizisten, die kriechen.“

Ein Konkordat sollte die revolutionären Ideen des Jahres 1848 gänzlich ausrotten. An diesem arbeitete der Poysdorfer Franz Rieder, Domscholaster in Linz mit und nahm an den Bestimmungen desselben regen Anteil. Der Liberalismus, der später zur Macht gelangte und an das Jahr 1848 anknüpfte, fand einen scharfen Gegner in dem Geistlichen Sebastian Brunner, der eine Zeitlang in Neudorf bei Staatz als Kooperator wirkte. Von der Nationalgarde in Poysdorf ist nur als Andenken an das Sturmjahr 1848 das Fahnenband und ein Siegelabdruck vorhanden.

Quellen:

Gemeindegedenkbuch von Poysdorf

Die Aufzeichnungen des Schrapfeneder und Taubenschuß

die Protokollbücher der Gemeinde Poysdorf.

Veröffentlicht in: Mistelbacher Zeitung, 27. 8. 1949, S. 4, 3. 9. 1949, S. 4

Das Jahr 1866 in Poysdorf

Das Kriegsjahr 1866 war für unsere Heimat ein schweres Jahr. Wohl begann es mit einer warmen Witterung im Jänner, die viel Nebel und Regen, aber keinen Winter brachte. Im Februar arbeiteten die Bauern ohne Rock in den Weingärten. Der April war so angenehm, daß die Obstbäume blühten und viele ein gesegnetes Jahr erhofften. Nur Erfahrene meinten: „Die 6er Jahre heißen nichts und sind durchwegs Mißjahre”; sie hatten auch diesmal recht; denn am 22., 23. und 24. Mai vernichteten starke Nachtfröste die blühende Natur, die Obstbäume, Weingärten und Feldfrüchte, sodaß mancher Hauer die Hände rang und mit Tränen in den Augen sagte: „Mein Gott, was hast du getan?” Allgemein sahen die Leute in dem Unglück die strafende Hand Gottes in der Kleiderpracht, in dem Stolz und Hochmut der Menschen, die mit ihrem Leben unzufrieden seien. Dazu kamen eine Feuersbrunst im Markte, die am Vorabend des Fronleichnamstages ausbrach, und die drohende Kriegsgefahr.

Auf der Reichsstraße marschierten alle Truppengattungen gegen Norden; es waren meist slawische und italienische Regimenter, die wenig Begeisterung zeigten; vor allem waren es die letzteren, die ihre Gesinnung nicht verheimlichten. Die Gemeinden lieferten Heu, Hafer, Stroh und Wein, leisteten Vorspann und bekamen dafür Requirierscheine. Die Truppen mußten einquartiert werden; dabei schonte man kein Haus. In den Pfarrhof kamen die Feldgeistlichen.

Die Feldarbeiten stockten, da zeitweise alle Pferde vom Militär beansprucht wurden. Die Schulkinder blieben dem Unterricht fern und betrachteten voll Neugier dieses seltene militärische Kriegsbild, das man nicht jeden Tag sah. Der Bürgermeister und die Gemeinderäte, welche die Verantwortung für die Ablieferungen trugen, waren in diesen Tagen geplagte Menschen.

Am Abend besprachen die Bewohner am Biertisch die Ereignisse; jeder war siegessicher, weil Benedek der Abgott des Volkes war, dem es vertraute. „Der Benedek wird es schon machen“, hörte man häufig. Auf die Preußen schimpfte man in allen Tonarten. Diese hungrigen Kartoffelbäuche seien minderwertig und gefräßig und hätten einen Magen wie die Kirche – Erinnerung an den verhaßten Zehent. Ein glorreicher Sieg muß es werden, ein Einmarsch in Berlin war der Traum der Optimisten. Leider herrschte in Offizierskreisen unserer Wehrmacht kein Angriffs-, sondern nur ein Verteidigungsgeist (vergl. meine Arbeit „Kriegspläne in Mähren (1764 – 1840)“ in der „Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens“ 1940). Der Name Bismarck wurde damals ein Schimpfwort.

Das kaiserliche Manifest vom 17. Juni zeigt den Ernst der Lage, in der sich Oesterreich befand. Schon am 21. Juni erfolgte die Kriegserklärung. In den Kirchen gab es Bittgottesdienst- und Gebetsstunden um einen glorreichen Sieg. Kinder zupften in der Schule aus alter Leinwand Chargie für die Spitäler als Verbandwatte. Musik- und Tanzunterhaltungen wurden verboten. Die Armeereserven standen in Südmähren, kamen aber nicht zum Einsatz. Die mörderische Schlacht bei Königgrätz – Sadowa am 3. Juli endete mit einer Niederlage. Die geschlagene Armee zog sich in Eilmärschen über Landskron – Trübau – Olmütz ins Waagtal nach Preßburg zurück. Auf der Brünnerstraße entwickelte sich das traurige Bild eines Rückzuges; lange Kolonnen von Truppen und Wagen schoben sich oft in großer Unordnung gegen Wien; versprengte Soldaten suchten ihre Einheit, Kranke lagen in den Straßengräben, die Bauern leisteten wieder Vorspanndienste, Verwundete, die in Leiterwagen auf Strohbündeln lagen, wurden gelabt von den Dorfbewohnern, die selbst voll Angst und Furcht erfüllt waren. Die Ernte stand vor der Tür; was sollte man zuerst machen?

Die Bewohner versteckten Geld und Wertsachen, vermauerten die Keller, richteten die Erdställe her und waren kopflos aus Angst vor dem Feind. Die Lehrer verbargen ihre Sachen im Karner der Pfarrkirche hinter den Knochen der Toten. In Mähren, wo die Leute auf den Feldern arbeiteten, betrachtete man den Krieg als ein Manöver. Die erste Reserve-Division mit einer Batterie - das Kommando hatten Adelige, u. zw. Salm und Thurn Taxis - lagerte auf den Lüßfeldern; die Soldaten zertraten das Getreide, die Rüben und Kartoffeln und erzählten nichts von den Kämpfen, wenn sie gefragt wurden. Die Marktgemeinde richtete eine Flurwache ein, weil die eigenen Leute stahlen und Einbrüche verübten. Zwei Tage blieb die Division hier; sie verlangten Heu, Stroh, Hafer, Holz, Kochgeschirr und Nahrungsmittel; infolge der Sommerhitze führten die Bauern viel Wasser in das Lager.

Am 15. Juli kam die Nachricht, daß preußische Vorposten in Poysbrunn standen und ihre Elbarmee die Laaer Ebene erreicht hatte. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf diese Meldung unsere Division; es war 10 Uhr abends. Signale ertönten, Zelte wurden abgebrochen, Pferde gesattelt und fort ging es in überstürzter Eile. Um 12 Uhr waren die Felder leer. Mit Furcht und Bangen erwarteten die Poysdorfer den Tagesanbruch. Die jungen Burschen versteckten sich, weil es hieß, daß der Feind sie in seine Reihen stecke. Die Aemter waren geschlossen, die Beamten geflohen, Post und Eisenbahn stellten den Verkehr ein. Der Kaiser war mit dem ganzen Hof schnell nach Innsbruck übersiedelt, weil er einen Aufstand befürchtete. In Brünn hatte der französische Gesandte eine Unterredung mit Bismarck wegen Friedensunterhandlungen.

16. Juli — Zu Mittag erschienen preußische Ulanen um 1 Uhr, fragten am Ortseingang, ob noch Oesterreicher hier wären, ritten dann schnell bis zum Wiener Tor, wo sich ein kurzer Kampf mit der österreichischen Nachhut abspielte. Die Ulanen nahmen einen Oesterreicher gefangen, zogen sich mit ihm nach Herrnbaumgarten zurück, wo sie beim Teich eine Feldwache bezogen. Die Baumgartner brachten ihnen Brot, Butter und Wein, den sie wie Wasser tranken. Es dauerte nicht lange, so verfielen sie in einen tiefen Schlaf. Der Oesterreicher, der den Wein abgelehnt hatte und nüchtern war, ritt auf dem besten Pferd davon.

17. Juli – Einmarsch der preußischen Armee, die sofort weiter in den Raum Zaya – Weidenbach zog und Verbindung mit der Elbarmee hielt. In Poysdorf blieben etwas über 6ooo Mann mit dem Generalstab; das Hauptquartier befand sich im Nikolsburger Schloss. In einem Haus lagen 20 – 50 Mann, die durch ihr Auftreten überall Vertrauen erweckten, sodaß die Angst und Furcht binnen einiger Stunden wich. Durch 4 Tage kam der Markt nicht zur Ruhe; denn immer neue Kolonnen zogen nach Süden und Osten, da es bei Preßburg noch einmal zu einem Kampf kommen sollte; auch in der Nacht hörte man den Marsch der Truppen. Allgemein fiel unseren Leuten die Reinlichkeit, die Disziplin und die Ordnung des Gegners auf. Die Fußsoldaten trugen blaue Waffenröcke mit roten Aufschlägen, blaue Hosen und Tellerkappen, die Reiter dagegen weiße Röcke, Reithosen und Pickelhauben. Mit Stolz zeigten sie das Zündnadelgewehr. Der General wohnte im „Weißen Löwen”, der Pastor im Pfarrhof, der auch 15 Mann Infanterie aufnehmen mußte. Der Pastor, ein gebildeter und liebenswürdiger Mann, stammte aus Koblenz: die 15 Mann, die nur einen Tag im Pfarrhof blieben, kamen unserem Pfarrer mit Hochachtung entgegen und legten ihm nichts in den Weg. An Stelle der 15 Mann kamen ein katholischer Geistlicher aus Münster und ein Pastor aus Halle, am 23. Juli ein Major aus Berlin, der gern über religiöse Dinge sprach und große Hochachtung gegenüber der katholischen Kirche zeigte.

19. Juli. Die Elbarmee hielt im Zaya-Raum Rast, doch stießen kleinere Abteilungen weiter bis zum Weidenbach vor. Unterhändler erschienen in Nikolsburg, die von Wien kamen. Neben dem Kutscher saß ein Mann mit einer großen weißen Fahne. Der Friede war in Aussicht, sodaß Freund und Feind aufatmeten.

21. Juli — Am Weidenbach begannen kleinere Kämpfe, ebenso bei Preßburg.

2. Juli. — Die Waffenstillstands-Verhandlungen, die schon am Vortag begonnen hatten, wurden um 12 Uhr mittags beendet und die Kampfhandlungen überall eingestellt; deswegen herrschten bei beiden Parteien große Freude und Zuversicht. Weil die Regierung in Niederösterreich Unruhen befürchtete, verhängte sie über dieses Land den Belagerungszustand; der Thron der Habsburger schien in diesen Tagen zu wanken; denn das Volk war empört über das Verhalten des Kaisers, der das Staatsinteresse dem der Dynastie opferte.

23. Juli. In Nikolsburg fanden im Schloß die dramatischen Friedensverhandlungen mit den Oesterreichern statt. Viele Diplomaten reisten von Wien nach Nikolsburg, die mit Bismarck verhandelten, der mit Geschick und Energie seine Ansichten durchsetzte. Schon am 4. Juli suchte der General Gablenz einen Waffenstillstand mit dem Gegner zu schließen; doch zeigte er dabei ein herausforderndes und hochfahrendes Auftreten. Die österreichischen Vorschläge vom 6. und 7. Juli Iehnte Bismarck ab. Rußland wollte auf einem Kongreß die Streitfragen zwischen Oesterreich und Preußen schlichten, doch war Bismarck damit nicht einverstanden.

Unsere Leute arbeiteten in gewohnter Weise und ließen sich vom Gegner gar nicht stören. Geld und Wertsachen kamen zum Vorschein. Gerne hörten sie den Fremden zu, wenn sie von ihrer Heimat, von ihrer Wirtschaft, der Familie und von den Kämpfen in Böhmen erzählten. Tranken sie einen Wein, so gaben sie viel Zucker hinein, weil er ihnen zu sauer war. Die Elbarmee stand um Gaweinstal. Die Meldung von einer preußischen Niederlage im Marchfeld erwies sich als eine Lüge.

26. Juli. Die Bedingungen des Vorfriedens wurden in Nikolsburg unterzeichnet und der Waffenstillstand auf vier Wochen verlängert.

29. Juli. Der Preußenkönig und Bismarck reisten von Nikolsburg nach Ladendorf. In Poysdorf war der Pferdewechsel auf dem Josefsplatz. Ein Bürger wollte Bismarck erschießen, wurde aber daran gehindert. Den Vorfall erfuhren die Preußen nicht.

1. August. Große Truppenparade im Marchfeld vor dem König, die eigentlich in Wien geplant war. Im Gespräch mit den Bewohnern unserer Heimat waren die Preußen sehr vorsichtig, wenn militärische oder politische Dinge besprochen wurden, da sie überall Verräter vermuteten. So wurde der Poysdorfer Lehrer Wind, der nach Bernhardsthal ging, als Spion verhaftet und vor eine Kanone gestellt, aber dann freigelassen. In einzelnen Gemeinden nahmen sie Bewohner, in denen sie Spione sahen, fest und führten sie nach Mähren ab, wo sie vor ein Kriegsgericht gestellt wurden.

Die Marktgemeinde lieferte dem Militär Mehl, Schlachtvieh, Wein, Hafer, Stroh, Heu, Betten, Wäsche, Pferde und Nahrungsmittel. Das Kommando schrieb die Menge vor, die Durchführung überließ es der Gemeinde. Privatbesitz wurde von ihnen nicht angetastet. Handel und, Verkehr suchten sie zu beleben; die Kaufleute durften nicht die Geschäfte sperren, auch die Aemter mußten ihre Tätigkeit aufnehmen. Strenge schauten sie auf Zucht und Ordnung. Einen Offizier, der den Bäckermeister J. Schwayer beleidigt hatte, zog das Kommando zur Rechenschaft und versetzte ihn. Die Schießstätte war ihre Schlachtbank; vor der Pestsäule verteilte ein Proviantoffizier das Fleisch, wobei ab und zu ein Armer, der daneben stand, auch ein Stück bekam. Mit Vorliebe aßen die Soldaten Zwiebeln, die sie gegen Kaffee und Tabak in den Häusern eintauschten.

Allgemein lobten unsere Leute das Benehmen und Auftreten des Gegners. Raufereien Fluchen, Schimpfen, Ausschreitungen u. dgl. ereigneten sich nicht. Ihre Verpflegung bestand aus Hackfleisch, Kartoffelbrei und Kaffee, der nicht sehr süß war (Blümchenkaffee). Im Umgang waren sie freundlich und zuvorkommend, spielten nie in auffallender Weise den Sieger. Oefters hörte man die Sätze: Wollen mal doch hoffen, daß die Jeschichte bald aus ist.“ — ,,Wir möchten auch gern heim zu "Muttern.” In dem Hause Heumarkt Nr. 1 verlangte ein Offizier eine Nachtbutte. Die Frau holte eine Butte aus dem Weinkeller, die er aber zurückwies, dann ein Holzschaff. Da zeigte er mit den Händen so eine Nachtbutte — und die Frau brachte einen Nachttopf, den er verlangt hatte. Einmal wünschten, mehrere Soldaten von dem Gastwirt Matzke, daß er ihnen den Schwedensteig zeige; doch der lief aus Angst davon und versteckte sich. In Feldsberg fragten sie die Bewohner um den Weg zum Dorfe Hamet, das sie auf ihren Karten eingezeichnet hatten. Sie benutzten für ihre Zwecke die Diözesankarte von unserer Heimat. In Großkrut war ein junger Leutnant einquartiert — namens Hindenburg, der Feldmarschall im ersten Weltkrieg. Als ihn eine österreichische Abordnung nach dem Kriege besuchte, erinnerte er sich an Böhmischkrut und ließ die Bewohner grüßen, die sich nicht mehr an ihn erinnern konnten.

Der Poysdorfer Pfarrer A. Haresser berichtet im Gedenkbuch u. a.: Fleißig und gewissenhaft erfüllten sie die religiösen Pflichten. Vor- und nachmittags war die Kirche voll von Militär; ganze Reihen knieten vor der Kommunionbank mit gefalteten Händen. Diese wahrhaft musterhafte und erbauende Haltung übte auf die Bewohner einen großen Einfluß aus. Fluchen und Schimpfen war bei ihnen nicht so auf der Tagesordnung wie bei unserem Militär. Die Behandlung der Untergebenen durch die Vorgesetzten war eine liebevolle und vernünftige. Gegenüber dem weiblichen Geschlecht konnte man die Preußen nicht genug loben. Bei der österreichischen Armee hatte es den Anschein, als ob es kein 6. Gebot gäbe. Ein österreichischer Hauptmann meinte dazu: „Bei unserem Militär ist es nicht so genau mit dem 6. Gebot; man muß nur das rechte Maß halten.“ Die wissenschaftliche Ausbildung der Preußen war eine viel bessere als bei uns. Das Eigentum war sicher; es kamen keine Diebstähle vor. Die Preußen verlangten, daß keine Kästen vor ihnen versperrt werden. Die Priester erfreuten sich bei ihnen einer größeren Hochachtung als in unserer Armee. Jeder Feldkurat besaß 3 Pferde — 2 für den Wagen und 1 Reitpferd — und 3 Diener — Küster, Kutscher und Diener. Nur beim Essen konnten sie nicht Maß halten. Bismarck sagte nach der Schlacht: „Bei Königgrätz hat der preußische Schulmeister den österreichischen besiegt.“

Im August brach unter den Soldaten und dann im Markte die Cholera aus. Die Gemeinde, stellte Krankenwärter, Betten, Stroh und Wohnräume zur Verfügung, u. zw. die Schule, den Schüttkasten, die Singerburg, die Froschmühle und später wollte man auch die Kirche für Spitalszwecke einrichten. In das Walterskirchner Schloß kamen die leichteren Fälle. Die Militärärzte und die 2 in der Gemeinde gaben sich alle Mühe, um die Seuche einzudämmen. Es war ein herzzerreißender Anblick, so viele tüchtige Männer, Burschen und Familienväter zu sehen, wie sie sich vor Schmerzen krümmten, jammerten und Not sowie Entbehrung an dem Notwendigsten litten. Die Marktbewohner bemühten sich zu helfen, obwohl in den Häusern viele Inwohner krank lagen. Die Geistlichen spendeten ihnen Trost und reichten allen die Sterbesakramente. Der Lehrer Wind schrieb für die Kranken Briefe an die Angehörigen in der fernen Heimat. Sechs Wochen wütete die Seuche, die unter den Soldaten 136 Opfer und unter den Bewohnern 180 forderte. Die Fremden fanden am Fuße des Weißenberges im alten Soldatenfriedhof ihre letzte Ruhestätte. Sang- und klanglos warf man die Toten in das Massengrab; ein Unbekannter legte in dunkler Nacht noch 2 verendete Schweine dazu (!!).

Am 23. August erfolgte in Prag der Friedensschluß. Da riefen die Soldaten, als die Nachricht einlangte: „Hurra, jetzt geht es heim zu Muttern!” Rasch war alles gepackt, gesattelt und fort ging es der Heimat zu. Die Kranken blieben noch eine Zeit hier und wurden in Wagen von den Bauern, nach Lundenburg geführt, von wo sie mit der Bahn heimfuhren.

Damit schloß ein Krieg, von dem man mit Recht sagen konnte: „Die Gegner traten nicht als Feinde auf, sondern als Menschen.” Der Krieg hatte unseren Leuten die Augen geöffnet, überall regten sich die Geister, sodaß der Kardinal Rauscher am 9. September und am 14. Dezember durch Hirtenbriefe die liberale Zeit aufhalten wollte. Der Patriotismus unserer Großeltern kam in jenen Tagen ins Wanken, so daß mit Recht ein Kardinal in Rom sagte: „Eine Welt zerbricht.”

Die Kriegsschäden mußten gleich behoben werden, weil der Kaiser im November sich das Grenzland anschauen wollte. Er kam von Znaim über Haugsdorf, Stronsdorf, Unterstinkenbrunn, Hanfthal und Laa. Am 9. November mittags um 11 Uhr traf er in Poysdorf ein; 2 Triumpfbogen, die mit Fahnen und Reisig geschmückt waren stellte die Gemeinde auf. Weißgekleidete Mädchen standen zu beiden Seiten. Die Gemeindevertretung, der Graf Vrints, die Geistlichen, die Feldsberger Beamten, die Schulkinder und viele Bewohner erwarteten ihn beim heutigen Bezirksgericht; nur 15 Minuten dauerte der Besuch. Das Fräulein Amalia Scheitl von der Traube sagte ein Gedicht auf; sie war von vielen die einzige, die keine Angst vor dem Kaiser hatte. Wie in allen anderen Gemeinden fragte der Kaiser um den Schaden, der angerichtet wurde. Der Bürgermeister Schindler erwiderte: „Die Preußen richteten nicht so einen großen Schaden an wie die Maifröste.” Unter dem Geläute der Glocken fuhr er weiter nach Wilfersdorf, Zistersdorf, wo um 1 Uhr mittags ein Diner stattfand, das 3 Stunden dauerte, nach Pyrawarth und Gänserndorf, wo er um ½ 7 Uhr ankam. Für die Armen spendete er 2000 fl; davon bekamen Wilhelmsdort und Poysdorf 200 fl.

Die Marktgemeinde hatte an die Preußen 53 Kühe abgeliefert Die Abrechnung war aber ungenau, so daß der Bürgermeister in Korneuburg angeklagt wurde. Um den‚Vater zu retten, verkaufte der Sohn den ganzen Besitz, damit der Vater nicht in den Kerker kam.

Eine schwere Typhusepidemie wütete zu Jahresende in einzelnen Gemeinden und forderte viele Opfer: Großkrut mit 1.720 Einwohnern verzeichnete 77 Fälle, davon 8 starben, Drasenhofen — 1.308 Einwohner, 94 Fälle, 11 starben, Herrnbaumgarten — 1.579, 67, 9 und Katzelsdorf — 718, 98, 10.

Die Gemeinden mußten ihren Schaden genau angeben. Poysdorf hatte 53 Kühe, Brot, Mehl, Hafer und Wein geliefert; die Requirierscheine machten 20.000 fl aus, daher der Gesamtschaden 55.000 fl. Weinlese war keine.

Das Haus 217 verzeichnete folgenden Schaden: Einquartierung vom 17. 7. bis 3. August 1866 mit Verpflegung für 40 Offiziere, 700 Mann und 274 Pferde, ohne Verpflegung für 7 Offiziere und 254 Mann — Summe 47 Offiziere, 954 Mann, 274 Pferde; geliefert wurden: 261 Laib Brot + 54 à 10 kr, 895 Semmeln à 2 kr, zwei Metzen feine Weizenkleie à fl 20 kr, 2 Kühe à 75 fl; außerdem waren zu verrechnen: 60 Zentner Heu à 2 fl 50 kr, Feldschaden von 3 Joch Hafer im „Blankengrund” mit Stroh = 120 fl, ¼tel Joch Klee abgemäht = 8 fl, 154 Metzen Hafer à 2 fl 50 kr, 5 Eimer Wein à 13 fl, fünfmal die Post nach Nikolsburg geführt à fl 50kr, 15 Kuba, die ein Leutnant von Walterskirchen mit Gewalt nahm. Summe der Forderung 909 fl. Der Staat zahlte für 1 q Fleisch 24 fl, 1 q Brot 5 fl, Roggenmehl 7 fl, 1tel Wein 12 fl, für 37 Särge 105 fl.

Der Bürgermeister und sein Stellvertreter Seb. Tatzber erhielten das goldene Verdienstkreuz für ihre Tätigkeit. Bei einem großen Feste, an dem auch die Feldsberger Beamten teilnahmen, wurde es ihnen überreicht. Für die Feier dichtete der Klavierlehrer Hauenschild ein Gedicht; denn große Freude herrschte über die Auszeichnung, die gerade 2 Poysdorfern verliehen wurde. Am 17. Jänner 1867 zahlte der Staat die erste Rate für die Kriegsschäden = 4.789 fl 50 kr; erst 1869 kam der Rest. Jene, die Requirierscheine ohne Stempel und Unterschrift vorlegten, bekamen nichts. In vielen Gemeinden wurden die Beträge nicht ordnungsgemäß ausgezahlt. Die Gemeindevertreter befolgten da den Satz: „Ein Esel ist, wer an der Krippe sitzt und nicht mitfrißt.” Hauer und Häusler gingen oft leer aus, was in den Gemeinden zu Zank und Streit führte. Im Hause Nr. 17 auf dem Dreifaltigkeitsplatz hatte der Prinz Hohenlohe gewohnt, ein freundlicher und gerechter General, der einen Offizier, der die Hausfrau beleidigt hatte, ganz energisch zurechtwies; sie hieß Amalia Schindler, die auch für den Prinzen kochte; er war mit dem Essen so zufrieden, daß er bei seiner Abreise ihr 30 Silbertaler in die Hand drückte und ihr seine Anerkennung aussprach.

1901 errichtete ein Komitee, das aus Oesterreichern und Preußen bestand, am Fuße des „Weißenberges” den gefallenen und verstorbenen Helden ein Denkmal. In Walterskirchen steht das Preußenkreuz mit der Inschrift: „Hier ruhen 80 Mann Preußen, welche in der feindlichen Zeit vom 5. bis 30. August 1866 an der Cholera gestorben sind” — Renoviert von den Heimkehrern in Walterskirchen 1930.“

Das Denkmal, das die Marktgemeinde den Gefallenen ihrer Heimat 1908 errichtete, wurde bei der letzten Kirchenrenovierung niedergerissen, die Steine zerschlagen und als Schotter für einen Feldweg benützt. Auf dem Denkmal standen die Worte: „Der Heimat Dank.” Die Handlungsweise des Pfarrers war eine bittere Ironie dazu.

Jene, die sich nicht mit Politik und Krieg befaßten, meinten kurz zu dem Jahre 1866: „Zuerst das Eis, dann der Preuß und zum Schluß die Sch. . .”

Quellen:

Bretholz „Geschichte Böhmens und Mährens.

Gemeinde-Gedenkbuch und das der Pfarrkirche in Poysdorf.

Ein anonymes „Denkbuch 1849—1866”; das Original ging verloren.

Mitteilungen des Frl. Josefine Wind.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1967, S. 370 - 374

Das Johannes- und Katharina-Benefizium in Mistelbach

Die verschiedenen kirchlichen Stiftungen des Mittelalters geben uns heute ein anschauliches Bild der Frömmigkeit und Religiösität unserer Ahnen, die sich durch solche Werke einen Platz im Jenseits sichern wollten. Die Sorge um das ewige Seelenheil nach dem Tode war meistens der Anlaß zu den Stiftungen; Adelige gründeten Klöster, Stifte und Hospitäler für Kranke und Alte. Wohlhabende Bürger sowie Bauern stifteten einen Jahrtag, eine Totenleuchte auf dem Friedhof, ein ewiges Licht vor einem Altar in der Kirche, eine ewige Kerze vor einem Gnadenbild oder ein Benefizium zu Ehren eines Heiligen, der Fürsprecher für den Stifter bei Gott sein sollte.

Mistelbach zählte drei Benefizien, von denen ich nur das Johannes- und Katharina-Benefizium hervorheben möchte. Dieses dürfte schon 1383 bestanden haben, da es in einer Urkunde als „Kirchenlehen auf der Kapellen“ erwähnt wird. War es die Spital- oder Burgkapelle?

Damals erlebte Mistelbach harte Zeiten, da um 1400 ein starker Wechsel in dem Hausbesitz des Marktes festgestellt werden kann (nach Bretholz).

Das Johannes-Benefizium stiftete am Veitstag 1419 Hans Füllensackh, der 4 Lehen Zehent, genannt Rembart, dem Pfarrer und der Gemeinde Mistelbach um 77 Pfund Pfennig zu einer ewigen Messe auf dem Johannes-Altar verkauft hatte; der Besitz mußte aber immer bei der Pfarrkirche verbleiben.

1476 wird eine Kapelle im „castrum“ Mistelbach (= die Burg neben der Pfarrkirche) erwähnt, über die das Patronatsrecht die Herren von Liechtenstein besaßen; ferner ist da die Rede von dem Johannes- und Katharina-Benefizium „in der Gruft noviter fundata“; wurden sie neu errichtet? Die Liechtenstein waren Lehensherren des Spitals, der Elisabethkirche und des Johannes-Benefiziums; das beweisen Lehensbriefe von 1382, 1494, 1523, 1525 und 1533; in dem letzten wurde aber das Wort Vogtei weggelassen. Auch in dem Urbar der 3 Brüder von Liechtenstein werden das Johannes-Benefizium und das Kirchenlehen der Spitalkirche genannt; über beide hatten die Liechtenstein das Vogt-und Lehensrecht.

Das Katharina-Benefizium war nach der Erklärung des Klosterrates vom Jahre 1544 ein Lehen des Mistelbacher Pfarrers; es umfaßte: 20 Joch Aecker in allen Feldern, 2 Tagwerk Wiesen, 7 Viertel Weingärten, Brennholz nach Notdurft, Pfenniggült von behausten Gütern und Untertanen sowie ein Haus mit Garten. Der Besitz des Johannes-Benefiziums: 29 Joch Aecker, von denen der Marktrichter 5 Joch entzogen hatte, 6 Tagwerk Wiesen, ein Grasgarten, 11 Viertel Weingärten, ein gut gebautes Haus und Holz zur Notdurft, das auch in Verlaß jährlich 2 Pfund den. trug. Inhaber dieses Benefiziums war 1557 Rupert Faschang; das Inventar des Benefiziaten wurde am 8. Juni 1557 aufgenommen. Dazu gehörten: zinnerne Kanneln, Platten, Schüsseln und ein Salzfaß, eine Almer = Kasten, Truchen, Handtücher, Teppiche für den Tisch, Bratspieß, Feuerhund, Presse und Boding. Immer wird betont, daß die Liechtenstein die Lehenschaft des Johannes-Benefiziums besitzen.

Nach dem Tode des Benefiziaten 1592 verlangte der Mistelbacher Dechant von dem Herrn Septimius von Liechtenstein die Urkunden, die Stifts- und Lehensbriefe von dem Johannes-Benefizium, ebenso das Inventar. Der Dechant hatte nach dem Tode des Benefiziaten die Sperre über seine Habe angelegt. 1592 war Dr. Strede Benefiziat.

1595 besaßen schon durch einige Jahre die Protestanten die Spitalkirche und hielten hier deutschen Gottesdienst ab, den deutsche Lieder begleiteten. Am Sonntagnachmittag versammelte der Schulmeister die Kinder zur Kinderlehre; dazu erschienen auch die Bürger des Marktes. Manchmal wurden in der Kirche beim Gottesdienst deutsche Psalmen gesungen. Der Pfarrer Jakob Lambert ersuchte am 13. Dezember 1595 die Obrigkeit, daß der deutsche Gottesdienst abgestellt und die katholische Religion eingeführt werde; die Spitalkirche wollte man den Liechtenstein entziehen und Mistelbach zu einem kaiserlichen Markt machen. Als die Pfarrkirche 1598 ausgebessert wurde, sollte in der Spitalkirche der katholische Gottesdienst stattfinden; denn die Pfarrkirche war schon recht baufällig, der Dachstuhl verfault und das Mauerwerk durch ein Erdbeben schwer beschädigt. Da konnte kein Gottesdienst abgehalten werden. Der Pfarrer sammelte von Haus zu Haus Geld. Die Spindeln holte man von Stockerau. Im gleichen Jahr verlangte die Regierung, daß die deutschen Kirchenlieder und Kinderlehren in Mistelbach unterbleiben mußten. Karl von Liechtenstein sollte den Prädikanten bei der Spitalkirche absetzen.

Im Jahre 1600 erhielt der Dechant Magister Johann Lambertus von dem Herrn Karl von Liechtenstein das Johannes-Benefizium und war verpflichtet, auf dem Johannes-Altar jede Woche einen Gottesdienst zu halten; er besaß auch das Benefiziatenhaus. Damals gehörten zum Benefizium: eine Viertel- eine Halbehofstatt, 3 Joch Aecker am Holz, 7 Joch in der Breiten gegen Wilfersdorf, 8 Joch in der Breiten gegen Hüttendorf, 6 Joch in der Breiten gegen Staatz, 1 Joch Acker beim Seebrückl, 1 Tagwerk Wiese bei Moos, 1 Viertel- und 1 Achtelweingarten in Anglhardt, der Rembrant-Zehent von einigen behausten Halblehen und 1 Leiten Holz, Burgstall-Leiten genannt, zwischen Eibesthal und Bullendorf.

1610 besaß das Johannes-Benefizium Ferdinand Vistarino. Nach einem Bericht des Marktrates vom Jahre 1617 war die Wohnung des Benefiziaten baufällig; seit ¾tel Jahren wurde kein Gottesdienst abgehalten, die Wiese war verödet, der Wald so abgemaist, daß nicht ein Stamm zum Bau tauglich war. Nach einem undatierten Schreiben umfaßte das Johannes-Benefizium: 30 Joch Acker u. z. 8 ½ Joch gegen Wilfersdorf, 11 gegen Hüttendorf, 6 Joch gegen Staatz. Den Zehent nahm die fürstliche Herrschaft zu 2 Teilen und der Mistelbacher Pfarrer 1 Teil auf 104 2/4 Joch im Mistelbacher Gebiet, 18 Joch Holzleiten, 2 Tagwerk Wiesen gegen Ebendorf, ½ Tagwerk im Steinberg, eine öde Wiese gegen Hüttendorf, 1 Viertel Weingarten im Kolbenthal und 6 Inleuthäuseln mit 1 Keller.

Der Besitz vom Katharina-Benefizium: ein Holz von 9/10tel Joch im Sechterberg, 1 Keller und 1 Häusel, das im Meierhof des Pfarrers lag, früher stand es außerhalb des Stadels. Der Benefiziat las alle Vierteljahre eine Messe auf dem Katharina-Altar, der vom Johannes-Benefizium 2 Messen wöchentlich auf dem Johannes-Altar der Pfarrkirche.

1633 schenkte der Kaiser Ferdinand II. die Mistelbacher Kirche den Barnabiten von St. Michael. Der Fürst Liechtenstein schlug den Pfarrer Paul Pörsius für das Johannes-Benefizium vor. Dieser war auf die Mistelbacher nicht gut zu sprechen, wie aus einem Schreiben vom 5. Juni 1638 hervorgeht, das er dem Fürsten Gundacker nach Wilfersdorf schickte: Die Mistelbacher lassen ihre Kinder nicht in der Musik unterrichten; sie wollen aus ihnen keine Pfaffen machen. Sie sollen sich ihr Brot durch Singen verdienen. Etliche sind so grob und ungeschlacht, daß sie ihre Kinder nicht ministrieren lassen. Ich (Pörsius) befahl den besseren und vermögenden Untertanen, sie sollten ihren Kindern Mäntel machen für den Kondukt und artibus publicis – öffentliche Aufführungen. Leider folgte niemand, sodaß von dem vornehmen Markt die Kinder wie Bettelbuben daherkommen.

Die Eltern verzärteln ihre Kinder derart, daß der Schulmeister mit der Rute sie nicht schlagen darf. In anderen Orten ehren die Leute den Schulmeister, sie bessern seine Besoldung auf, geben Präsente und Schenkungen. In Mistelbach geschieht nichts dergleichen. Die Leute sind dem Schulmeister abhold und feindselig; denn sie geben nicht einmal das, was sie versprechen. Die Mistelbacher sind seit altersher grobe Idioten; sie sollen grobe Flegel bleiben und haben es nicht notwendig, ihre Kinder studieren zu lassen.

Sicher wollte der Fürst Gundacker in Mistelbach ein Gymnasium erbauen als Gegenstück zu dem Nikolsburger der Dietrichstein.

1641 schlug der Fürst den Wilfersdorfer Pfarrer Georg Wibers für das Johannes-Benefizium vor; doch verweigerte der Passauer Offizial seine Bestätigung. Der Benefiziat bekam in den Jahren 1640-1642: 34 Mut ½ Metzen Weizen, 57 Metzen „gesprangtes“ Korn, 35 ½ Metzen Korn, 4 Metzen Gerste, 143 ½ Metzen Hafer, 8 Metzen Heiden, 2 Metzen Brein, 1/8tel Metzen Linsen, 1 ½ Metzen Erbsen, 2 7/8 Metzen Kicherln und 8 ½ Eimer Wein.

1658 wollte man den langwierigen Benefiziumsstreit in Ordnung bringen. Das Johannes- und Katharina-Benefizium waren von den Herren Liechtenstein errichtet worden. Der Stiftsbrief von beiden ging leider verloren sowie der von der Elisabethstiftung. Der Pfarrer von Mistelbach hätte um diese Zeit von seinen Einkünften nicht leben können, wenn er nicht den Genuß von beiden Benefizien gehabt hätte. Bei der Elisabethstiftung in der Spitalkirche gab es 2 Indulgenzbriefe von 1375 und 1658, Kaufbriefe über Mistelbach, die im Archiv lagen, von 1383 und 1384; da kaufte Hans von Liechtenstein um 3000 Pfund Mistelbach mit Gericht, Maut, Zoll und Kirchlehen von Georg Stuchsen von Trautmannsdorf.

Den Paul Pörsius hatte noch der Fürst Liechtenstein vorgeschlagen, aber nicht mehr den Ulrich Grappler, der die Würde eines Weihbischofes erhielt. 1658 besaß das Johannes-Benefizium Laurenz Aidinger, der später Bischof in Wr.-Neustadt war. Die Spitalkirche mußte 1660 ausgebessert und gereinigt werden; sie hatte 3 Altäre, u. z. zu Ehren der hl. Elisabeth, der Katharina und Johann des Täufers. Nun wollte man bei diesem Gotteshaus die beiden Benefizien unterbringen; es sollten auch Messen gelesen und Gottesdienste abgehalten werden, damit die alten Leute nicht den beschwerlichen Weg zur Pfarrkirche in der kalten Winterszeit machen mußten.

Zum Johannes-Benefizium gehörten um diese Zeit 30 Joch Aecker, eine öde Hofstatt, 18 Joch Holzleiten, 2 Tagwerk Wiesen, ein Viertel Weingarten und sechs Inleuthäuser mit Kellern neben dem Pfarrhof. Die 2 Altäre in der Spitalkirche wurden aufgestellt, damit der Benefiziat hier die vorgeschriebenen Stiftmessen lesen konnte – 2 Messen wöchentlich und eine in jedem Vierteljahr. Dazu sollte der Benefiziat 1662 auch die Arbeiten eines Spitalskaplans übernehmen. Die Opfer und Geschenke beanspruchte nach Abzug der Reparaturkosten die Pfarrkirche. Der Pfarrer sollte die Aufsicht über das Spital führen, die Rechnungen zeichnen und fertigen, außerdem über einen eigenen Schlüssel verfügen.

Das Benefiziatenhaus bewohnten 1669 Inleute, die nun davongejagt wurden. In dem Prozeß wegen der 2 Benefizien wurde sogar ein Wiener Advokat bestellt, der aber bei Eibesbrunn überfallen und ausgeraubt wurde, sodaß er in Mistelbach im Hemd und nur mit den Schriften ankam. Die Michaeler-Barnabiten hieß der Wilfersdorfer Amtmann räuberisch, weil sie zwei Holzleiten abhackten und nicht ein Reis stehen ließen; den Bauhafer von einem Benefiziatengrund (56 Häusel) „sequestrierten“ sie in den Spital-Stadel.

Der Prozeß zwischen Barnabiten und der Wilfersdorfer Herrschaft ging weiter. Im Jahre 1670 stützte sich diese auf den Kaufbrief von 1383, in dem die Rede von dem Haus in Mistelbach mit allem Zugehör wie Holz, Weide, Acker, Wiesmat, Wildbahn, Fischweide, Gericht, Maut, Mannschaft, Vogtei, Kirchenlehen und Kapellen ist. Die Pfarrkirche war da nicht erwähnt, weil sie ein Lehen des Herzogs von Oesterreich war. Der Fürst wies noch darauf hin, daß die Felder und Grundstücke, die zum Johannes-Benefizium gehörten, früher den Liechtenstein dienten.

Am 19. September 1670 überließ der Dechant Johann Wahrendorf von Großkrut und Benefiziat des Johannes-Benefiziums zwei Ratsbürgern von Mistelbach auf 3 Jahre den Genuß dieser Stiftung; er umfaßte damals: 6 Herbergstübeln (Zins 40 fl), 8 ½ Tagwerk Wiesen, 30 Joch Eigenbau-Aecker, Zehent von 110 Joch, ¼ tel zehentbarer Acker, 2 Viertel Weingärten im Kalbenthal und 6 Viertel und 1 Achtel zehentbarer Weingarten. Falls sie aber den Bestand nicht wünschten, müßten sie ihn ¼ tel Jahr vorher kündigen.

Nach einem undatierten Schreiben gehörten zum Johannes-Benefizium nur 29 Joch Aecker, 7 Tagwerk Wiesen, 6 Viertel und 1 Achtel Weingarten, ein Holz im Eibesthaler Gebiet gegen Wetzelsdorf sowie eine ¾ tel und ½ Hofstatt.

1672 besaß das Benefizium Heinrich Riß, Dechant von Pyrawarth. Zwei Jahre später wollte man den Liechtenstein diese Stiftung entziehen und sie der Pfarrkirche einverleiben. Nach einem kaiserlichen Befehl blieb aber das Vorschlagsrecht – ius praesentandi – bei der fürstlichen Herrschaft Wilfersdorf. Der jeweilige Pfarrer von Mistelbach sollte für die 2 Benefizien präsentiert werden, doch hatte jeder ein gebührendes Ansuchen an den Fürsten zu stellen; einige taten es, andere aber nicht. Zum Beispiel der Pater Hieronymus, der P. Alexander, der P. Ambrosius und der P. Josef Schöllhammer.

1676 führten die Barnabiten von den Gründen der Stiftung 67 ½ Häufel Hafer in ihr Stadel. Der Wilfersdorfer Amtmann meinte dazu, es wären unruhige Köpfe, die auch im Walde Schelmenstücke aufführten. Die Barnabiten, die in Mistelbach ein Noviziat erbauen wollten, benötigen einen fürstlichen Grund dazu. Noch einmal betonte 1677 ein Schreiben, daß für beide Benefizien in erster Linie der Mistelbacher Pfarrer von dem Fürsten Liechtenstein präsentiert werden sollte; im gleichen Sinne spricht eine Urkunde vom 26. Juli 1785 und hebt das „gebührendermaßen Anhalten“ durch den Pfarrer hervor.

Nach dem „Schematismus des landtäflichen Besitzes in Niederösterreich“ 1903 hatte die Mistelbacher Pfarrkirche, das Johannes-Benefizium und die Pfarre – E.Z. 689 – einen Besitz von 54,23 ha – Aecker 30,75 ha, Garten 1,29 ha und Wald 22,19 ha. Der Besitzer war berechtigt, in der Wählerklasse des Großgrundbesitzes an den Wahlen in den Reichsrat und Landtag teilzunehmen.

Quellen:

B. Bretholz: Das Nikolsburger Urbar 1414 der Herren von Liechtenstein.

Dr. P. Schmieder: Matricula Pataviensis.

Herrschaftakte Wilferdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart, 1959, Band 1, S. 214 - 219

Das Johannesfest in Poysdorf

Der Johannestag am 24. Juni war früher in Poysdorf ein Fest- und Feiertag, der gewöhnlich am folgenden Sonntag mit aller Pracht der Barockzeit gefeiert wurde; der Heilige war ja der Kirchenpatron, dem das Gotteshaus geweiht war (wie in Gnadendorf und Schrattenberg). Zwei Wochen vorher schickte der Pfarrer an die Gemeinden der Umgebung die „Verkundzettel“ aus, damit sie rechtzeitig den Gläubigen von der Kanzel mitgeteilt würden; darin wurde auf den Ablass hingewiesen, den jeder gewinnen konnte, welcher dieses Fest und den Gottesdienst besuchte. Der Bote lud auch den Vizedechant dazu ein, während der Pfarrer die Kapuziner persönlich um die Teilnahme ersuchte, die ihr Koster beim Wienertor hatten. Die „Verkundzettel“ waren Einladungen zu religiösen oder kirchlichen Feiern im Gegensatz zu den „Einladzetteln“, die z. B. beim Kirtag verwendet wurden. Als Lohn für diesen Gang bekam der Bote 30 kr (1735) = der Wert von 5 Hennen am Markte. Auch die Sänger und Musiker, welche den Kirchenchor verstärkten, wurden verständigt, die schon wegen der Mahlzeit gerne kamen.

Die Kirchenväter holten aus dem Kirchenwald einen Wagen voll Eichen- und Birkenlaub, das zum Aufputzen der Altäre diente. Mädchen und Frauen sammelten Blumen, banden Kränze, reinigten die Kirche sowie den Friedhof und die Stiege – damals gab es nur eine – und halfen überall mit, dass die Fremden einen guten Eindruck vom Gotteshaus bekamen und diese Tatsache daheim auch erzählten; deshalb wurden auch die Straßen des Marktes gesäubert und der Schmutz beseitigt. Im Pfarrhof gab es viel zu tun, weil man hier die Magenfrage der Gäste zu lösen hatte; da wurde geschlachtet, gebacken, gekocht und alles hergerichtet, um die Hungernden zu befriedigen. Der Pfarrer musste schon etwas tief in die Tasche greifen, um seinem Namen volle Ehre zu erweisen, und den besten Wein im Keller aussuchen und nicht etwa ein Gurkenwasser auf den Tisch bringen. Händler, Kaufleute und fahrendes Volk sowie Bettler, Alte und Krüppel kamen auch zum Johannisfest, sodass es schon am Vortag ausschaute, als ob ein kleiner Markt abgehalten würde.

Am Sonntag herrschte, wenn das Wetter „mitspielte“, schon am frühen Morgen ein lebhaftes, geschäftiges Treiben in den Straßen des Marktes. Verwandte und Bekannte stellten sich zu Fuß oder mit dem Wagen ein, um den Angehörigen einen Besuch zu machen; Prozessionen hielten singend und betend mit flatternden Fahnen unter Glockengeläute ihren Einzug. Sänger und Musiker mit ihren Instrumenten erschienen. Der Kirchenvater holte mit dem Wagen des Pfarrers, den grünes Laub und Blumen schmückten, den Vizedechant ab. Am Dreifaltigkeitsplatz – die Säule stand erst kurze Zeit – und auf dem Häferlmarkt (heute „Josefsplatz“) gab es Buden, Zelte, Standerln mit Naschwerk, Met, Lebkuchen und Hausgerät, das die Bewohner brauchten; da röstete ein Bratelbrater ein Stück Hammelfleisch am offenen Feuer, das er neben dem Poybach gemacht hatte, dort gab es gebackene Holunderblüten; Fleischhauer verkauften Würste, Bäcker Semmeln und Brot, Heurigenschänken luden die Müden, die oft einen weiten Weg in der Sonnenhitze hinter sich hatten, zu einer kurzen Rast ein; für die leiblichen Bedürfnisse war ausreichend vorgesorgt worden. Kinder liefen herum und wollten sich das Neue, das sie nicht alle Tage sahen, gut betrachten, um daheim vom Poysdorfer Johannisfest zu berichten. Den Rathausplatz hielten die Marktbewohner besetzt, da er nach altem Recht ihnen gehörte, wo sie die Tagesereignisse, Wind und Wetter, Steuern und Abgaben besprachen.

Die Kirchenglocken riefen alle zum Gottesdienst in die Pfarrkirche, die in ein Lichtermeer getaucht war und im grünen Schmuck ein Stück Natur vortäuschte. An diesem Tage fasste das Gotteshaus nicht die Menschen, die nach Poysdorf geeilt waren; denn viele saßen auf den Gräbern des Friedhofes und standen bei der Kirchentür zusammengedrängt wie ein Bienenschwarm. Der Gottesdienst zeigt den Geist der Barockzeit und wirkte mehr auf Auge und Ohr als auf das Gemüt. Den Beginn leitete eine kräftige Intrade ein, die von den Bläsern, Pauken- und Trommelschlägern gespielt wurde, dass die Kirchenfenster zitterten. Nun erschienen die Ministranten, die „Fakulierer“ in den roten Mänteln mit brennenden Kerzen und zum Schluss die Geistlichen in dem glänzenden Kirchenornat. Weihrauchwolken schwebten gleich Wölkchen durch den Raum, den eine rauschende Musik erfüllte, die einer Militärkapelle aus der k. u. k. Zeit alle Ehre gemacht hätte. Die Andächtigen sahen, hörten und staunten, beten konnten sie nicht, weil sie zum großen Teil nicht lesen konnten. Ein Urteil gab es nur: „Schön war es“. Nach dem Gottesdienst strömte alles ins Freie, um sich zu stärken an den mitgenommenen Speisen, die jetzt die Frauen auspackten. Der Friedhof und die Kirchenstiege glichen einem Heerlager.

Der Johannestag war ursprünglich der Poysdorfer Kirtag, der aber nach 1640 auf den 18. September verschoben wurde. Im Pfarrhof gab es eine Festtafel nur für die geladenen Gäste, an der auch der Vizedechant teilnahm. Da wurde gegessen, getrunken und geschnupft – eine Pfeife rauchen galt als unanständig; Witze und heitere Episoden aus vergangenen Tagen brachten eine fröhliche Stimmung unter die Teilnehmer, die dem goldenen Tropfen fleißig zusprachen. 1728 legte der Pfarrer für die „Traktierung“ der fremden Gäste 9 fl 30 aus, 1742 nur 8 fl (ein Kriegsjahr!); in diesem Jahre tranken die Gäste 1 Eimer Wein aus; der Vizedechant nahm sich 7 Eimer mit nach Hause. Das Essen für die Musiker und Sänger kostete 3 fl und das für die Kirchenväter 2 fl, doch erhielten sie für die Arbeiten am Vortage außerdem 1 fl 10 kr (der Preis für 5 Metzen Hafer betrug 3 fl). Um die Mittagsstunde war der Markt wie ausgestorben, weil sich die Fremden, die nicht im Friedhof blieben, auf die 4 Gasthäuser und Buschenschänken verteilten; hier herrschte auch eine gehobene Stimmung, manchmal gab es sogar Streit und eine Rauferei, über die sich niemand sehr aufregte. Die Wilfersdorfer Herrschaft hatte früher stets an diesem Tage einige Grenadiere („Kirtagspolizei“) geschickt, für die sie „Viskretion“ in Geld und Verpflegung (1560) forderte, da Poysdorf ein heißer Boden war.

Den Nachmittag widmeten die Fremden der feierlichen Segensandacht, die musikalisch untermalt wurde, dem Ölberg, der Kapuzinerkirche, den Darbietungen des fahrenden Volkes am Heumarkt und kauften religiöse Andenken sowie kleinere Geschenke für die Angehörigen daheim. Unter Glockengeläute verließen sie Poysdorf, um rechtzeitig wieder heimzukommen. Dabei ging es oft recht lustig zu, weil die Jugend zu Worte kam die den Bußgedanken wenig beachtete.

Der Johannestag „in der sunabenten“ war für den Bauern ein wichtiger Lostag, denn ein Regenwetter vor Johanna war verwünscht, nicht aber nachher. Standen vor dem Johannestag die Feldrüben schön, so freute sich der Bauer, denn es hieß: „Vor Johanni Rüben, nach Johanni Rübeln.“ Die Zeit um diesen Tag war immer sehr kritisch für die Landwirtschaft; daher brannten in manchen Gegenden die Sonnwendfeuer als Abwehr gegen Hagel und Unwetter. Die Wetzelsdorfer veranstalteten eine Bittprozession auf den Wetter- oder Rechterberg, später verlegte man den Umgang in den Maimonat. Der Poysdorfer Johannismarkt hieß allgemein der „Kappelmarkt“; diese Kopfbedeckung war ja da sehr billig, weil im Weingarten die Kappeln von den Blüten abfallen. Bei der großen Hitze pflegte der Hauer einige grüne Weinblätter in den Strohhut oder ins Kappel zu legen um sich gegen den Sonnenstich zu schützen. Staubt die Erde beim Scheren, so erwartet man eine gute Lese; der Ackerboden ist ausgetrocknet, „spießig“ und der „Fürhap“ oder Ortbalken beim Weingarten ist fest wie eine Tenne. „Johannesstaub ist Dünger für den Weinstock“, lautet eine alte Regel. „Wenn der Weinstock blüht, gärt der Wein im Fass“, sagt der Bauer, der in dem Glucksen die Worte hören will: „Du Lump, du Lump!“ 1949 war es zu Johannis so kühl, dass mancher Bauer bei der Feldarbeit den warmen „Köpenik“ anzog. Um Johannis war früher die letzte Tanzunterhaltung vor der Ernte, es war die „Bromusik.“

In Asparn/Zaya erhielt der Halter an 3 Samstagen nach Johannis die Milch von den Ortskühen für sich (um 1634 – nach einer Rechnung im Gemeindearchiv). Dichterisch verklärt hat Richard Wagner den Johannestag, der in allen deutschen Landen gefeiert wurde und den ein uraltes Brauchtum der Sonnenwende umrankte, in seiner Oper „Die Meistersinger von Nürnberg“. Da singen die Lehrbuben:

„Johannistag, Johannistag! Blumen und Bänder, soviel man mag!“

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv.

Kirchenrechnungen der Pfarre Poysdorf

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, Jg. 6, Nr. 28, Sa, 12. 6. 1954, S. 5 - 6

Das Kapuzinerkloster von Poysdorf

Die große Bedeutung der Predigt und der Kinderlehre für die Verbreitung und Vertiefung des religiösen Lebens erkannte man bei uns zu Beginn des 17. Jahrhunderts; nur mangelte es an geeigneten Geistlichen für diesen Zweck, weil viele Pfarrer die Pflichten nicht ernst nahmen, obwohl der Fürst Gundacker von Liechtenstein (1580 – 1658) mit allem Nachdruck die Belehrung des Volkes durch die Geistlichkeit forderte. Schon 1632 sollte in Mistelbach ein Kapuzinerkloster erbaut werden, weil dieser Orden über gute Prediger und Lehrer verfügte, die bei der Landbevölkerung sehr beliebt waren.

Die folgenden Kriegsereignisse ließen den Plan einer Klostergründung vergessen; erst nach 40 Jahren gelang es dem erwähnten Orden, in Poysdorf eine anfangs bescheidene Niederlassung zu errichten. Der Superior Hugo von Prisgoi erschien mit fünf Brüdern aus dem Kapuzinerorden in Poysdorf und nahm im Bürgerspital Wohnung, während die Ortsarmen im Rathaus untergebracht wurden. Die Ankunft der Mönche, die unterschiedlichen Mahlzeiten und die bauliche Veränderung des Spitals verursachten der Marktgemeinde größere Auslagen, die in den Jahren 1673, 1674 und 1675 bezahlt wurden. Die Barbarakapelle war ihre "Klosterkirche" Rasch gewöhnten sie sich in die Verhältnisse Marktes ein, sodass man noch in demselben Jahre von dem Bau eines Klosters in Poysdorf sprach.

Da führten aber die Franzsikaner in Zistersdorf über diese Niederlassung Beschwerde, weil sie zu nahe bei Zistersdorf wäre und sie dadurch einen nicht unbedeutenden Schaden erlitten; denn beide Orden waren ja auf die Mildtätigkeit des Volkes angewiesen und bestritten ihren Lebensunterhalt durch Sammlungen, die sie in den einzelnen Gemeinde durchführten. Eine Kommission, die von Wien kam, um den Streitfall zu schlichten, konnte nichts ausrichten, und verließ unseren Markt unverrichteter Dinge. Der Marktrat und der damalige Pfarrer von Poysdorf traten auf die Seite der Kapuziner; der erstere "attestierte" im November 1673, dass sie nicht in den Markt eingedrungen und niemand sich im Markte über sie beklagte. Im Gegenteil sollten sie nur hierbleiben und bestätigt werden. Im gleichen Sinn schrieb der Pfarrer Rienecker, der in einem Briefe der Freude Ausdruck gab, dass der Markt die Kapuziner verlange und sie sollten nur bald kommen.

Die Franziskaner in Zistersdorf stützten sich auf eine päpstliche Bulle, die ihnen die ganze Gegend, darunter auch den Markt Poysdorf, zugesprochen hatte. Daraufhin reist sogleich der Wiener Provinzial Ildefons nach Rom zum Papst und erwirkte hier eine Erlaubnis, in Poysdorf ein Kloster bauen zu dürfen, nur sollte der Orden sich zwei Jahre gedulden und über den Streitfall nicht in der Öffentlichkeit sprechen (dies gelte auch für die Franziskaner). Nun erschien der Passauer Offizial Graf von Thurn mit seinem Notar in Poysdorf und vernahm persönlich die Aussagen und Berichte der geistlichen und weltlichen Parteien aus den umliegenden Ortschaften. Das Ergebnis scheint sehr günstig gewesen zu sein, weil von Rom 1675 die Klostergründung in Poysdorf dem Orden gestattet wurde.

Die Geldfrage machte keine Schwierigkeiten, weil der Graf Ernst von Mollard und Reinegg in seinem Testament dem Orden 20.000 bis 30.000 Gulden mit der Bestimmung hinterlassen hatte, ein Kloster in einem Orte des Landes unter die Enns zu erbauen, wo es am füglichsten und nützlichsten wäre, nur müßten die Mönche seiner und seiner ganzen Familie ewig im hl. Messopfer gedenken.

Als Vorbild für das Gebäude wählt man den Plan des Klosters in Scheibbs und als Platz die Anhöhe draußen beim Wetzelsdorfer Tor, wo die fünf großen Scheunen standen, die dem Wilfing, Lambacher, Rietmüller und Dötz gehörten, (der fünfte Besitzer ist nicht angegeben). Ein Bürger, der gegen den Bau war und die anderen zum Widerstand aufhetzte, erkrankte kurze Zeit darauf, und seine Frau klagte seither ständig über Schwerhörigkeit. Weil die angrenzenden Gärten und Grundstücke den passauischen Untertanen gehörten, musste der Orden auch das Rentamt in Königstetten befragen. Gekauft wurde ein Gartl um 50 fl (Gulden), eines um 25 fl, ein Stadel um 220 fl, ein Stadel, ein Presshaus und ein Platz um 125 fl, ein Stadel und ein Platz um 220 fl, ein Platz um 100 fl, ein Stadel, ein Platz und ein Holzschupfen um 500 fl und ein öder Platz um 20 fl. Die Besitzer der Stadeln und Gründe erhielten die Felder, die weiter gegen Wetzelsdorf lagen und ihnen dienst- und zehentfrei überlassen wurde. In einem Kriegsfalle sollten die neu erbauten Stadeln, wenn sie dem Feinde einen Vorteil bieten würden, sogleich niedergerissen werden, doch verpflichtete sich die Gemeinde in einem Vertrage vom 27. August 1676, die Scheunen auf ihre Kosten aufzubauen; denn sie lagen im Bereich der Schanz, die den Markt im Süden schützte.

Im Frühjahr 1677 begannen die Erdarbeiten und am 3. Mai konnte der Grundstein gelegt werden (nach dem Gemeindegedenkbuch war es der 8. Mai). Es war ein schöner Frühlingstag, der warme Sonnenschein und die erwachende Natur passten zu dem festlichen Tage, der viele Bewohner aus den umliegenden Ortschaften herbeilockte; leider schlug die Witterung plötzlich um, es erhob sich ein Sturmwind, der mit ungeheurer Stärke über die Felder dahinbrauste, Häuser abdeckte, Bäume niederriss und überall einen bedeutenden Schaden anrichtete. Die festliche Stimmung war mit einem Schlag gestört. Der Bau schritt in den folgenden Monaten rasch weiter, sodass im Herbst der Dachstuhl aufgesetzt werden konnte. Die große Wohltäterin, Gräfin Maria Elisabeth von Mollard, spendete dem Klosterbau folgende Beträge:

|  |  |
| --- | --- |
| am 3. Juli 1676 | 3000 fl |
| am 16. Jänner 1677 | 3500 fl |
| am 29. April 1678 | 2000 fl |
| am 21. Juni 1678 | 1000 fl |
| am 17. Oktober 1679 | 2300 fl |
| am 11. Juli 1680 | 500 fl |
| Summe | 12300 fl |

Auszugsweise seien hier einige Ausgaben in der Zeit vom 2. August 1676 bis 14. August 1677 angeführt:

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| Für den Platz und die Stadeln vor dem Markte | 1571 fl |   |
| die Steinbrecher | 846 fl |   |
| für Bauholz und Ziegel aus Falkenstein | 600 fl |   |
| für 27.600 gebrannte Ziegel (1000 Stück = 5 fl) | 138 fl |   |
| den Holzhackern (Taglohn 15 kr) | 47 fl | 30 kr |
| Ausschlaggeld den Holzforstnern für 768 Stämme | 38 fl | 24 kr |
| den Maurern | 222 fl | 53 kr |
| den Handlangern | 199 fl | 14 kr |
| den Zimmerleuten | 80 fl | 13 kr |
| für Kalk | 227 fl | 30 kr |
| fünf Fuhren Heu | 16 fl | 30 kr |
| für einen mit Eisen stark beschlagenen Wagen | 35 fl |   |
| für die Glocke | 110 fl |   |
| Summe | 20.765 fl | 30 kr |

Die Pest, welche 1679 in der Umgebung wütete, hinderte den Bau sehr stark, weil einzelne Gemeinden von jedem Verkehr abgesperrt waren, so zum Beispiel war Poysbrunn von der Umgebung vollständig gemieden. Zwei Kapuziner, die im gleichen Jahre starben (nicht an der Pest), fanden in der Gruft der hiesigen Pfarrkirche ihre letzte Ruhestätte.

Am 15. März 1682 beteten die Mönche zum ersten Male im Chor und am 18. April konnte vor dem Kloster das große Holzkreuz aufgestellt werden. Am 27. Mai spendete eine Wohltäterin ein schönes Marienbild, das sich einer großen Verehrung erfreute. Als 1687 ein kranke Frau Hilfe und Erhörung bei diesem Bilde erlangte, sodass sie gesund wurde, strömten viele Gläubige herbei, um vor dem Bilde ihre Andacht zu verrichten.

Im Jahre 1683 schritt der Bau wieder vorwärts. Als der Orden beim niederösterreichischem Salzamt um eine Salzbeihilfe ansuchte (1683), wurde ihm diese für dieses und die folgenden Jahre bewilligt; Anteil an dieser Spende hatten die Klöster in Poysdorf, Mödling, Wr. Neustadt, Bruck, Tulln, Korneuburg, Hollabrunn und Waidhofen/Thaya.

1684 starben wieder 2 Mönche. Weil das Trinkwasser im Markte einen saliterigen Geschmack hatte, baute sich das Kloster eine eigene Wasserleitung von der Bründlkirche, da hier ein Schwefelwasser hervorquillt. In einem Revers verpflichtete sich der Orden, diese Leitung sofort abzubrechen, wenn die Wallfahrtskirche Schaden leiden sollte.

Die Mönche unterstützten die Pfarrgeistlichen in der Umgebung, sie erschienen in Erdberg, Wilfersdorf, Walterskirchen, wenn sie als Messeleser oder als Beichtväter verlangt wurden; sie buken die Hostien für die Pfarrkirchen, sogar von Ober-Sulz holte man diese in Poysdorf. Es war allgemeiner Brauch in der ganzen Umgebung, dass die Seelenmessen für die Verstorbenen bei den Kapuzinern in Poysdorf oder bei den Franziskanern in Zistersdorf gelesen wurden; größere Beträge setzten die Gläubigen für diesen Zweck in ihrem Testamente aus, die dem Kloster überwiesen wurden. Dies taten die Bürger und Bauern, auch der Adel und die Herrschaften dachten an das Kloster. So ließ 1789 die Herrschaft Wilfersdorf 100 Seelenmessen in Poysdorf lesen. Die Gräfin Katharina von Mollard war eine große Wohltäterin der neuen Klostergründung, nie schlug sie eine Bitte oder ein Ansuchen der Mönche ab, wenn sie um eine Unterstützung baten.

Zur Lese- und Erntezeit und wenn die Bauern schlachteten, gingen die Kapuziner von Haus zu Haus sammeln; in gesegneten Jahren gab der Bauer reichlicher den Brüdern von seiner Fechsung, in schlechten Jahren konnte man nicht viel erhoffen, doch leer zogen sie nie von dannen.

Am 30. November 1691 weihte der Bischof Losenstein die Klosterkirche, die dem hl. Antonius von Padua geweiht war, deshalb feierte man auch alljährlich am 13. Juni in feierlicher Weise das Antonifest im Markte und setzt diesem Heiligen zu Ehren Statuen, sodass die Annahme wohl gerechtfertigt ist, dass die Kapuziner die Verehrung dieses Heiligen in der Gegend förderten.

Feierte der Markt Wilfersdorf auf dem "Myrrhenberg" das Dominikfest, zu dem viele Gläubige aus dem Zayatal herbeiströmten, so ließ die fürstliche Herrschaft von Poysdorf zwei Kapuziner und von Zistersdorf vier Franziskaner abholen, damit sie beim Beichthören und bei dem Hochamte aushelfen. Ebenso erschienen sie zum Magdalenafest, das im Schloss festlich begangen wurde. Das Kloster erfreute sich auch der hohen Gunst der fürstlichen Familie Liechtenstein, nahm an den traurigen und freudigen Ereignissen des fürstlichen Hauses regen Anteil, gedachte der verstorbenen Fürstlichkeiten beim Gottesdienst und las stets anlässlich der Geburt eines Prinzen ein feierliches Hochamt. Dafür erhielt es Brennholz aus den Rabensburger Waldungen, Fische aus den großen herrschaftlichen Teichen und Kuchelspeis aus den Kastenamt.

Bei dem großen Brande am 16. Mai 1710, der den ganzen Markt bis auf 30 Häuser einäscherte, wurde auch das Kloster ein Raub der Flammen, sodass nur die Mauern erhalten blieben. Die Mönche übersiedelten wieder in das Bürgerspital bei dem Brünnertor. Sofort gingen sie mit allem Eifer an den Neubau, der dank der vielen Spenden, auch durchgeführt wurde.

Es liefen größere Geldbeträge ein, so zum Beispiel

|  |  |
| --- | --- |
| von der fürstlichen Witwe Maria Elisabeth von Liechtenstein | 100 fl |
| vom Fürsten Schwarzenberg | 500 fl |
| vom Fürsten Adam Andreas von Liechtenstein | 500 fl |
| vom niederösterreichischen Landschafts-Weinaufschlageinnehmer | 100 fl |
| vom Pfarrer in Laa | 100 fl |
| vom Pfarrer in Gaubitsch | 50 fl |
| ebensoviel von dem bürgerlichen Bindermeister Johann Schmidt (die Summe hatte ihm sein Schwager, der Bindermeister in Mistelbach war, im Testamente vermacht) | 50 fl |
| von dem Poysdorfer Marktrichter Stärzer | 2 fl |
| vom Großkruter Pfarrer von Mangen | 20 fl |
| von dem Poysdorfer Stoiber | 3 fl |
| von dem Pfarrer in Ameis | 12 fl |
| von dem Grafen Althan von Joslowitz | 30 fl |
| von dem Poysdorfer Tobias Pöltinger | 9 fl |
| von dem Kremser Dechant | 4 fl |
| von dem Poysdorfer Eisenhändler Michel Huber | 200 fl |
| später noch | 350 fl |

in der Liste der Spender finden wir noch die Pfarrer von Bernhardsthal, von Staatz, Fallbach und den herrschaftlichen Buchhalter von Wilfersdorf. Neben Geldspenden gingen auch Baumaterialien ein, und zwar gab die Wilfersdorfer Herrschaft 40 – 50 Stämme, die Ladendorfer 50, der Wilhelmsdorfer Bauer Matthias Maydt 20 und später 126, die groß und klein waren, der bürgerliche Lebzelter Sebastian Pauer von Laa 137, der Bindermeister Zacharias Hold 105, aus dem fürstlichen Wald "Moosang" führten noch mehrere Wohltäter (Peter Axter, Michael Möderler, Michael Müller, Zacharias Hold und Wilfersdorfer Herrschaft) Holz herbei, sodass 957 Stämme für den Neubau zur Verfügung standen.

An Baumaterialien wurden gebraucht: 3957 Stück Ziegel- und Schindellatten, 24.000 Schindeln, 3640 föhrene Laden und 37.000 Mauer- und Falzziegel.

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| Die Zimmerleute erhielten für die geleistete Arbeit | 1486 fl | 37 kr |
| die Maurer | 347 fl | 19 kr |
| die Handlanger | 411 fl | 9 kr |
| die Schlosser | 172 fl | 34 kr |
| die Glaser | 171 fl |   |
| die Poysdorfer Tischler | 145 fl |   |
| und die auswärtigen | 58 fl |   |
| die Hafner | 63 fl |   |
| die Schmiede | 60 fl | 30 kr |
| der Wagner | 5 fl |   |
| der Seiler | 11 fl |   |
| der Drechsler | 10 fl |   |
| für 618 Metzen Kalk | 269 fl | 16 kr |
| und für 88.400 Dachziegel von der Walterskirchner Herrschaft (1000 Stück kosteten 12 fl) | 1060 fl | 48 kr |
| der Dachdecker | 124 fl |   |

Das Hochaltarbild des hl. Anton von Padua kostete 400 fl, die beiden Flügelbilder und die des hl. Petrus und Paulus 200 fl, das Bild Mariahilf, das teilweise verbrannt war und nur ausgebessert wurde, 25 fl, und die Kanzel 40 fl. Die notwendigen Steine für die Altäre bezog das Kloster von Eggenburg, den Franziskus-Altar ließ die Fürstin Maria Elisabeth von Liechtenstein auf eigene Kosten herstellen (es war die Arbeit eines Wiener Tischlers), den Floriani-Altar spendete ein Poysdorfer Bürger Tobias Anton Pöltinger; der Katharina-Altar, der auch teilweise beschädigt war, wurde ausgebessert; er befand sich in einer Kapelle. Der Orden schaffte auch ein Bild des Johann von Nepomuk an, es war das erste im Markte. Über der Eingangstür sah man das große Gemälde "Die Kreuzigung Christi".

Im einzigen Turm der Klosterkirche hing die Glocke, die ein Gewicht von 156 Pfund hatte. Das Kreuz konnte auf dem Glockenturm am Jahrestage des großen Brandes (16. Mai 1711) in feierlicher Weise aufgesetzt werden.

Im Jahre 1715 bekam das Kloster von der fürstlichen Herrschaft in Rabensburg 10 Klaster Holz, 23 Zentner Karpfen und 5 Metzen Kuchelspeis.

Die Scheunen neben dem Kloster waren ein Schmerzenskind des Marktes und der Kapuziner, weil die Bauern gerade hier ihre Holzstadeln errichteten, die für den Markt eine ständige Gefahr bedeuteten; denn in einem Kriegsfalle müssten sie niedergerissen und dann auf Kosten der Gemeinde, die damals mit großen Geldsorgen zu kämpfen hatte, aufgebaut werden. Schon vor 2 Jahrzehnten ließ die Wilfersdorfer Herrschaft dem Paul Molzer den Bau einstellen, da der Markt deswegen Beschwerde geführt hatte. Nun errichtete 1719 ein Heber Matthias einen neuen, der ganz nahe beim Kloster stand und bei einem Brande diesem gefährlich werden konnte. Dem Verlangen der Kapuziner, dass er niedergerissen werde, entsprach die Kommission nicht, doch verbot sie jeden Neubau von Holzstadeln beim Wetzelsdorfer Tor.

Den Einnahmen des Klosters in der Höhe von 6066 fl standen Ausgaben von 6057 gegenüber (1713). In der Pfarrkirche legte es eine Gruft für die verstorbenen Ordensgeistliche an, wozu man 1700 Steine brauchte, die 520 fl kosteten; ein Poysdorfer Bürger Anton Pöltinger spendete für diesen Zweck 100 fl.

Dem Beispiele der Wilfersdorfer Herrschaft, die alle Jahre zahlreiche Seelenmessen für die verstorbenen Mitglieder des fürstlichen Hauses in Poysdorf und in Zistersdorf lesen ließ, folgten nun auch die Bürger von Mistelbach; es gehörte dieser Brauch förmlich zur Christenpflicht, sodass das Ansehen der Poysdorfer Kapuziner in den einzelnen Gemeinden von Jahr zu Jahr wuchs. 1726 erbauten sie unter dem Klostergebäude einen großen Keller, der noch eine Sehenswürdigkeit ist.

Die nächsten Jahre waren dem Ausbau und der Verschönerung des ganzen Baus gewidmet, da einzelne Wohltäter größere Beträge hierfür spendeten. So stiftete Anton Pöltinger 1733 den neuen Marien-Altar, 1734 widmete Theresia Pöltinger 250 fl für einen Altar und 181 fl für eine neue große Monstranz, weil die alte zu klein war. 1738 entdeckten die Brüder im Klostergarten eine ergiebige Quelle, die sehr gutes Trinkwasser lieferte. 1742 ließ der Guardian den großen Speisesaal mit neuen Tafelbildern schmücken und 1743 entschloss man sich zu einem größeren Umbau, weil eine Bücherei untergebracht werden musste, zu welcher der Gaubitscher Pfarrer – ein großer Wohltäter unseres Klosters – den Grundstock in Form einer Büchersammlung gab. Dazu spendeten die Walterskirchner Herrschaft 2000 Mauer- und 2000 Dachziegel, die Staatzer 1000, die Mistelbacher Barnabiten 1000 Mauer- und 100 Hohlziegel, der Bäcker Heinrich Mayer in Poysdorf auch 1000 Stück, die Mistelbacher Gemeinde und der Graf Trautson von Falkenstein das notwendige Bauholz; all dieses Material führten Bauern von Poysdorf, Wilhelmsdorf, Hadersdorf, Ameis, Wetzelsdorf und Ketzelsdorf unentgeltlich herbei, nur Speise und Trank verlangten sie. In der grimmigsten Kälte fuhren sie nach Steinebrunn um Kalk und Bausteine, damit zeitlich im Frühjahr mit dem Bau begonnen werden konnte. Nach Ostern begannen die Arbeiten und im August war alles fertig. Die Bücherstube, die drei Fenster, zwei Ofen und zwei eiserne Türen hatte, lag oberhalb der Sakristei; außerdem ließ der Guardian eine Holz- und Waschkammer errichten und einen Kanal zum Poybach anlegen, da früher der Schmutz neben den Häusern stehen blieb und sich im Sommer ein übler Geruch verbreitete. Die Ausgaben für den Umbau betrugen 1762 fl 36 kr. 1745 schaffte das Kloster eine größere Menge neuer Kirchenwäsche an. In diesen Jahren feierten drei neugeweihte Priester ihre Primiz in der Klosterkirche. Im folgenden Jahre wurden die Altäre und der Tabernakel beim Hochaltar hergerichtet, neue Beichtstühle aufgestellt und neue Fenster in der Kirche eingesetzt.

Eine seltene Feier sah der Markt 1746, als zwei Protestanten, die sich bekehrt hatten, in die katholische Kirche mit großer Prachtentfaltung aufgenommen wurden. Die Herrschaft Wilfersdorf spendete schon seit etlichen Jahren dem Kloster Enten, Gänse und Kapauner oder, wenn sie solche nicht hatte, eine entsprechende Geldsumme.

Bei dem großen Sturm, der 1749 in der ganzen Gegend einen nicht unbedeutenden Schaden anrichtete, wurde das Holzkreuz vor dem Kloster umgeworfen. Da es schon unbrauchbar war, stellte der Guardian ein neues auf, das 15 fl kostete. Die großen Heuschreckenschwärme, die im Sommer erschienen, machten in den Weingärten keinen Schaden, wohl aber an den Fluren. Die Bewohner suchten sie zu vertreiben, indem sie die Kirchenglocken läuteten, mit Gewehren schossen und einen großen, ohrenbetäubenden Lärm erzeugten.

Weil der Kosterkeller zu klein war, wurde 1750 ein neuer in der "Gstettn" gegraben, der noch heute zu den größten in der Stadt gehört. Für den Sammelmost kaufte der Guardian vier Fässer a 60 Eimer, ein Zeichen, dass das Ergebnis der herbstlichen Sammlung stets ein gutes gewesen sein muss. Die Bausteine zum Keller, die einen Wert von 500 fl hatten, spendete der Graf Trautsohn von Falkenstein. Der Weltgeistliche Lettner vermachte in seinem Testamente den Kapuzinern einen Teil seines Vermögens, sodass im Speisesaal ein neuer Fussboden gelegt und "novas tabulas" (neue Tische) angekauft werden konnten. Im gleichen Jahre (1750) verzeichnete das Gedenkbuch mit Befriedigung, dass in der Klosterkirche allein 26.000 Beichten gezählt wurden, eine sehr hohe Zahl für jene Zeit.

Als 1760 der Walterskirchner Pfarrer auf eigene Faust einen Umbau seiner Pfarrkirche vornahm, den er selbst leitete, halfen ihm die Poysdorfer Kapuziner. Sie erschienen tagtäglich in Walterskirchen und leisteten Handlangerdienste, sodass der Pfarrer mit geringen Kosten sein Werk vollenden konnte.

Der große Sturmwind, der 1761 Häuser abdeckte, im Walde Bäume entwurzelte und Gartenzäune umwarf, beschädigt auch die Klosterkirche und besonders den Turm, in dem die Glocke herabfiel und in mehrere Stücke zersprang. Sieben Monate vergingen, ehe die Mönche den Schaden so halbwegs gut gemacht hatten; wo es nur möglich war, machen sie sich die Arbeit selbst. Im Jahre 1762 wurde ein neuer Brunnen gegraben, die schadhaften Messkleider und die Kirchenwäsche ausgebessert, die Altarbilder gereinigt, das von der hl. Katharina durch ein neues ersetzt, im Speisesaal das hl. Abendmahl an die Wand gemalt und andere kleinere Arbeiten durchgeführt, die zum großen Teil von folgenden Wohltätern aus Poysdorf bezahlt wurden, Hartl, Wilfing, Rötzl, Lachner, Lausmann, Lengauer, Zand, Schreiber, Bacher und Knoll. Diese bauliche Veränderung beanspruchte mehrere Jahre und erforderte einen Geldaufwand von 939 fl 55 kr. Im Jahre 1764 hatte sogar ein Neupriester von Nikolsburg in der Klosterkirche zu Poysdorf seine Primiz gefeiert.

1766 verzeichnete das Gedenkbuch 36.000 Beichtleute. Als der Guardian 1768 die Rabensburger Herrschaft um das übliche Almosen ersuchte, bekam er 37,5 Pfund Hechte, 50 Pfund Karpfen, 1,5 Metzen Kuchelspeis und 6 Klaster Brennholz.

1774 konnte das Kloster in feierlicher Weise das Fest der Jahrhundertfeier begehen, zu dem die Bewohner des Marktes und der Nachbargemeinden erschienen; auch viele Priester waren herbeigeeilt, um an dieser seltenen Feier teilzunehmen. Es zeigte so recht den Höhepunkt in der Entwicklung dieses Klosters, dem nur noch wenige Jahre beschieden sein sollten.

Der russische Legationsrat Anton Bößler von Eichenfeld, der seine letzten Lebensjahre im Markt Poysdorf verlebte, stiftete für ein Judas Thaddäus-Fest, das nun alljährlich abgehalten werden sollte und für eine Josefsfeier am 19 März 400 fl (Stiftsbrief vom April 1774); für das letztere Fest vermachte die Frau Anna Maria Buchhof 400 fl; außerdem bestanden beim Kloster noch zwei Stiftungen: a) die des Fux mit 500 fl und b) die des Pacher Josef auch mit 500 fl für das ewige Licht.

1777 verzeichnete das Gedenkbuch noch einige Bekehrungen von Protestanten. Um 1780 lebten im Kloster 16 Priester und 7 Laienbrüder. Die nächsten Jahre war es still und ruhig in dem großen Gebäude, es gab keine Veränderungen in demselben, das Gedenkbuch schweigt über die Zeit und ihre Verhältnisse, die schließlich zur Auflösung dieses Kloster führten, was am 20 Oktober 1788 auf Befehl des Kaisers Josef II. geschah. Die 27 Mönche, die damals im Kloster zu Poysdorf lebten, verließen den Markt und wurden auf andere Klöster aufgeteilt, dazu schreibt das Gemeindegedenkbuch: "Vor ihrem Abgang ließen sie keinen Nagel in der Wand zurück, ja sie rissen sogar die Bleiröhren, durch welche das Wasser in die einzelnen Gebäude floss, heraus und verkauften sie. Diese frevle Handlung diene zur Nachricht, wenn wiederum einmal welche herkommen sollten, wie guttätig man gegen sie sein soll".

Wie sich die Pfarrgeistlichkeit zur Klosteraufhebung stellte, ist nirgends erwähnt. Die alten Leute, so heißt es in einem späteren Berichte, waren damit nicht zufrieden, weil sie die Klosterkirche wegen der günstigen Lage bevorzugten; denn die Pfarrkirche steht auf einem Hügel und die vielen Stufen sind recht beschwerlich für bejahrte Leute. Der jeweilige Pfarrer fand, wenn er verreisen musste, stets im Kloster eine Aushilfe.

Die Vorsteher des Kapuzinerklosters:

Superiores:

Hugo Prisgoyus,

Augustin und Gervasius von Linz

Guardiane:

Lucius von Trident,

Florentinus Austriacus,

Eleziarius von Ried,

Aurelius von Wien,

Andreas von Wien,

Christinus von Reinfeld,

Gratianus von Ried,

Pancratius von Passau,

Gaudiosus von Passau,

Anselmus von Tirol,

Didacus von Tirol,

Johann Bapt. Austriacus,

Serenus von Passau,

Adjutus von Tirol,

Philipus von Steyr (Klosterbrand),

Vitus Franco,

Corbinianus von Baden,

Job von Wien,

Isidor von Linz,

Matthias Francovil,

Maximus von Kärnten,

Valerius von Poysdorf,

Ernbertus,

Bartholomäus von Himberg,

Longinus Palatius,

Johann Bapt. von Gmunden,

Florentinus von Linz,

Benno von Poysdorf,

Severin von Obernberg,

Marinus von Steyr,

Emeranus von Passau,

Eustachius von Krumbach,

Jacobus von Wien,

Terentianus von Steyr,

Paulus von Perg,

Ammianus von Bruck,

Secundianus Kismarton,

Bongratia von Wien,

Cornelius von Stein,

Christian von Wien,

Cosmas von Wien,

Gaudentius von Linz und

Wilfridus von Passau

Diese Liste verdanke ich dem Privinzsekretär, Hochw. P. Konstantin im Kapuzinerkloster in Wien, der mich beim Übersetzen des Oredcens-Gedenkbuches in hilfsbereiter Weise unterstützte.

Was sollte nun mit dem Gebäude geschehen? Zunächst versuchte man es zu verkaufen und schrieb es am 17. Oktober 1789 zum Verkauf in den Zeitungen aus. Die Behörde hoffte, dass sich ein Fabriksunternehmer melden würde; doch dagegen wehrten sich die Poysdorfer, weil sie dann einen Mangel an Arbeitskräften befürchteten; darum kauften sie es um 3342 fl (das Gebäude, die Kirche und den Garten). Die Hälfte der Kaufsumme erlegten sie sofort am 19. Oktober, den Rest schickten sie später an das Universal Kameral Zahlamt.

Am 27. Oktober 1789 fragte das Kreisamt in Korneuburg bei der Gemeinde an, was sie mit dem Kloster machen werden. Darauf antwortete sie, dass sie ein Wirtshaus und eine Kaserne daraus errichten wolle. Damals gab es noch wenig Kasernen und die Soldaten waren in den einzelnen Ortschaften bei den Bauern untergebracht. Die Gemeinde hoffte, auf diese Weise von der lästigen Einquartierung befreit zu werden.

Die Einrichtung wurde aber verkauft; am 21. Dezember 1784 fanden sich einige Käufer ein, die gegen Bezahlung folgende Gegenstände wegführten:

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| ein Fastenbild |   | 22 kr |  |
| eine Statue des hl. Franz Xaver |   | 35 kr |
| die Kanzel | 2 fl |   |
| ein Stein vom Hochaltar | 3 fl | 7 kr |
| ein Stein von Katharina-Altar | 5 fl | 43 kr |
| ein solcher vom Floriani-Altar | 4 fl | 8 kr |
| einer vom Katharina-Altar | 2 fl | 50 kr |
| einer vom Franziskus-Altar | 4 fl | 1kr |
| vier Beichtstühle | 7 fl | 19 kr |
| ein Stein vom Frauenaltar | 3 fl | 50 kr |
| und ein Betschemel |   | 20 kr |

Weitere Verkäufe fanden statt am 19. März 1790, am 30 März 1790, am 19. Mai 1791 (der Garten), am 8. Jänner 1793 und am 7. September 1793.

Den Garten teilte die Gemeinde in fünf Teile, die von den Poysdorfern gekauft wurden: Andreas Strobl (um 190 fl), Matthias Schmidt (um 251 fl), Franz Piringer (um 161 fl), Georg Strobl (um 148 fl) und Jakob Haimer (um 380 fl). Die Klosterkirche, die nach dem Weggang der Kapuziner entweiht wurde, ließ die Gemeinde bis auf das Presbyterium niederreißen, nachdem die Kirche und das Kloster bei dem Brande im Jahre 1793 teilweise Schaden gelitten hatte.

Die Gemeinde nahm in die Zimmer Wohnparteien, doch die Kaserne stand meist leer. Im Jahre 1805 und 1809 richteten die Franzosen ein Etappenmagazin hier ein, stapelten die Vorräte an Heu, Hafer und Wein auf für ihre Truppen. Durch List gelang es 1813 dem Johann Zechmeister anschließend an das Kloster ein Wirtshaus zu erbauen, das als "Kaiserwirtshaus" einen guten Ruf bei den Fuhrleuten, die durch unseren Markt fuhren, besaß. Nun mietete der Schmiedemeister Wunsch die ehemalige Sakristei und richtete daselbst eine Schmiedewerkstätte ein, da ja in der guten alten Zeit immer neben einem Gasthaus eine Schmiede sein musste. Wunsch zahlte dem Markte 40 fl Jahreszins, außerdem zählte man noch vier Wohnparteien in dem Klostergebäude. Trotzdem klagte der Marktrat, dass er von diesem Besitz keinen Gewinn hätte, die Reparaturen erforderten viel Geld und der Wilfersdorfer Herrschaft zahlte er eine 10jährige Renovation; darum wäre es besser, das Gebäude so rasch als möglich zu verkaufen, leider fand sich kein Käufer.

1834 mussten die Parteien teilweise ausziehen, da ein Zug Soldaten hier einquartiert wurde, die alle Räume benötigten; zwei Zimmer wurden als Spital eingerichtet. Mit dieser Regelung war die Gemeinde gar nicht zufrieden, weil die Soldaten einen ungünstigen Einfluss auf die Jugend ausübten, sodass nach einiger Zeit das Militär unseren Markt verlassen musste. Nun verkaufte die Gemeinde einen Teil um den anderen an einzelne Parteien, die sich hier wohnlich einrichteten. Im ehemaligen Speisesaal fanden im Winter Theaterabende und Tanzunterhaltungen statt.

Die neuen Käufer reichten den Dienst und das Robotgeld der Herrschaft Wilfersdorf, so zahlte zum Beispiel das Haus Nr. 124 jährlich 4 fl 20 kr Robotgeld. Aus der ehemaligen Waschkammer wurde später die Wagnerwerkstätte des A. Charwat.

Ein Bild von dem alten Kloster besitzen wir leider nicht; wohl hat es ein Maler auf dem Votivbild, das anlässlich der Pest in Jahre 1679 in die Gnadenkirche nach Mariazell getragen wurde, festgehalten, doch ist es der alte Bau und nicht der neue, der nach dem großen Brande aufgeführt wurde. Engelköpfe und Statuen finden sich in Privathäusern, die sicher aus dem Kloster stammen.

Quellenangabe:

Das "Klostergedenkbuch" im Wiener Kapuzinerkloster, das Poysdorfer.

"Gemeindegedenkbuch",

die Protokolle des Poysdorfer Marktrates,

die Wilfersdorfer Herrschaftsakten im Fürstlich Liechtenstein‘schen Hausarchiv und die im Hofkammerarchiv in Wien.

Veröffentlich in: „Unsere Heimat“, Jahrgang 9, Dezember 1936, Nr. 12, S. 337 - 34

Das Kapuzinerkloster von Poysdorf

Die große Bedeutung der Predigt und der Kinderlehre für die Verbreitung und Vertiefung des religiösen Lebens erkannte man bei uns zu Beginn des 17. Jahrhunderts; nur mangelte es an geeigneten Geistlichen für diesen Zweck, weil viele Pfarrer die Pflichten nicht ernst nahmen, obwohl der Fürst Gundacker von Liechtenstein (1580 – 1658) mit allem Nachdruck die Belehrung des Volkes durch die Geistlichkeit forderte. Schon 1632 sollte in Mistelbach ein Kapuzinerkloster erbaut werden, weil dieser Orden über gute Prediger und Lehrer verfügte, die bei der Landbevölkerung sehr beliebt waren.

Die folgenden Kriegsereignisse ließen den Plan einer Klostergründung vergessen; erst nach 40 Jahren gelang es dem erwähnten Orden, in Poysdorf eine anfangs bescheidene Niederlassung zu errichten. Der Superior Hugo von Prisgoi erschien mit fünf Brüdern aus dem Kapuzinerorden in Poysdorf und nahm im Bürgerspital Wohnung, während die Ortsarmen im Rathaus untergebracht wurden. Die Ankunft der Mönche, die unterschiedlichen Mahlzeiten und die bauliche Veränderung des Spitals verursachten der Marktgemeinde größere Auslagen, die in den Jahren 1673, 1674 und 1675 bezahlt wurden. Die Barbarakapelle war ihre "Klosterkirche". Rasch gewöhnten sie sich in die Verhältnisse des Marktes ein, sodass man noch in demselben Jahre von dem Bau eines Klosters in Poysdorf sprach.

Da führten aber die Franzsikaner in Zistersdorf über diese Niederlassung Beschwerde, weil sie zu nahe bei Zistersdorf wäre und sie dadurch einen nicht unbedeutenden Schaden erlitten; denn beide Orden waren ja auf die Mildtätigkeit des Volkes angewiesen und bestritten ihren Lebensunterhalt durch Sammlungen, die sie in den einzelnen Gemeinde durchführten. Eine Kommission, die von Wien kam, um den Streitfall zu schlichten, konnte nichts ausrichten und verließ unseren Markt unverrichteter Dinge. Der Marktrat und der damalige Pfarrer von Poysdorf traten auf die Seite der Kapuziner; der erstere "attestierte" im November 1673, dass sie nicht in den Markt eingedrungen und niemand sich im Markte über sie beklagte. Im Gegenteil sollten sie nur hierbleiben und bestätigt werden. Im gleichen Sinn schrieb der Pfarrer Rienecker, der in einem Briefe der Freude Ausdruck gab, dass der Markt die Kapuziner verlange und sie sollten nur bald kommen.

Die Franziskaner in Zistersdorf stützten sich auf eine päpstliche Bulle, die ihnen die ganze Gegend, darunter auch den Markt Poysdorf, zugesprochen hatte. Daraufhin reist sogleich der Wiener Provinzial Ildefons nach Rom zum Papst und erwirkte hier eine Erlaubnis, in Poysdorf ein Kloster bauen zu dürfen, nur sollte der Orden sich zwei Jahre gedulden und über den Streitfall nicht in der Öffentlichkeit sprechen (dies gelte auch für die Franziskaner). Nun erschien der Passauer Offizial Graf von Thurn mit seinem Notar in Poysdorf und vernahm persönlich die Aussagen und Berichte der geistlichen und weltlichen Parteien aus den umliegenden Ortschaften. Das Ergebnis scheint sehr günstig gewesen zu sein, weil von Rom 1675 die Klostergründung in Poysdorf dem Orden gestattet wurde.

Die Geldfrage machte keine Schwierigkeiten, weil der Graf Ernst von Mollard und Reinegg in seinem Testament dem Orden 20.000 bis 30.000 Gulden mit der Bestimmung hinterlassen hatte, ein Kloster in einem Orte des Landes unter die Enns zu erbauen, wo es am füglichsten und nützlichsten wäre, nur müßten die Mönche seiner und seiner ganzen Familie ewig im hl. Messopfer gedenken.

Als Vorbild für das Gebäude wählt man den Plan des Klosters in Scheibbs und als Platz die Anhöhe draußen beim Wetzelsdorfer Tor, wo die fünf großen Scheunen standen, die dem Wilfing, Lambacher, Rietmüller und Dötz gehörten, (der fünfte Besitzer ist nicht angegeben). Ein Bürger, der gegen den Bau war und die anderen zum Widerstand aufhetzte, erkrankte kurze Zeit darauf, und seine Frau klagte seither ständig über Schwerhörigkeit. Weil die angrenzenden Gärten und Grundstücke den passauischen Untertanen gehörten, musste der Orden auch das Rentamt in Königstetten befragen. Gekauft wurde ein Gartl um 50 fl (Gulden), eines um 25 fl, ein Stadel um 220 fl, ein Stadel, ein Presshaus und ein Platz um 125 fl, ein Stadel und ein Platz um 220 fl, ein Platz um 100 fl, ein Stadel, ein Platz und ein Holzschupfen um 500 fl und ein öder Platz um 20 fl. Die Besitzer der Stadeln und Gründe erhielten die Felder, die weiter gegen Wetzelsdorf lagen und ihnen dienst- und zehentfrei überlassen wurden. In einem Kriegsfalle sollten die neu erbauten Stadeln, wenn sie dem Feinde einen Vorteil bieten würden, sogleich niedergerissen werden, doch verpflichtete sich die Gemeinde in einem Vertrage vom 27. August 1676, die Scheunen auf ihre Kosten aufzubauen; denn sie lagen im Bereich der Schanz, die den Markt im Süden schützte.

Im Frühjahr 1677 begannen die Erdarbeiten und am 3. Mai konnte der Grundstein gelegt werden (nach dem Gemeindegedenkbuch war es der 8. Mai). Es war ein schöner Frühlingstag, der warme Sonnenschein und die erwachende Natur passten zu dem festlichen Tage, der viele Bewohner aus den umliegenden Ortschaften herbeilockte; leider schlug die Witterung plötzlich um, es erhob sich ein Sturmwind, der mit ungeheurer Stärke über die Felder dahinbrauste, Häuser abdeckte, Bäume niederriss und überall einen bedeutenden Schaden anrichtete. Die festliche Stimmung war mit einem Schlag gestört. Der Bau schritt in den folgenden Monaten rasch weiter, sodass im Herbst der Dachstuhl aufgesetzt werden konnte. Die große Wohltäterin, Gräfin Maria Elisabeth von Mollard, spendete dem Klosterbau folgende Beträge:

|  |  |
| --- | --- |
| am 3. Juli 1676 | 3000 fl |
| am 16. Jänner 1677 | 3500 fl |
| am 29. April 1678 | 2000 fl |
| am 21. Juni 1678 | 1000 fl |
| am 17. Oktober 1679 | 2300 fl |
| am 11. Juli 1680 | 500 fl |
| Summe | 12300 fl |

Auszugsweise seien hier einige Ausgaben in der Zeit vom 2. August 1676 bis 14. August 1677 angeführt:

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| Für den Platz und die Stadeln vor dem Markte | 1571 fl |   |
| die Steinbrecher | 846 fl |   |
| für Bauholz und Ziegel aus Falkenstein | 600 fl |   |
| für 27.600 gebrannte Ziegel (1000 Stück = 5 fl) | 138 fl |   |
| den Holzhackern (Taglohn 15 kr) | 47 fl | 30 kr |
| Ausschlaggeld den Holzforstnern für 768 Stämme | 38 fl | 24 kr |
| den Maurern | 222 fl | 53 kr |
| den Handlangern | 199 fl | 14 kr |
| den Zimmerleuten | 80 fl | 13 kr |
| für Kalk | 227 fl | 30 kr |
| fünf Fuhren Heu | 16 fl | 30 kr |
| für einen mit Eisen stark beschlagenen Wagen | 35 fl |   |
| für die Glocke | 110 fl |   |
| Summe | 20.765 fl | 30 kr |

Die Pest, welche 1679 in der Umgebung wütete, hinderte den Bau sehr stark, weil einzelne Gemeinden von jedem Verkehr abgesperrt waren, so zum Beispiel war Poysbrunn von der Umgebung vollständig gemieden. Zwei Kapuziner, die im gleichen Jahre starben (nicht an der Pest), fanden in der Gruft der hiesigen Pfarrkirche ihre letzte Ruhestätte.

Am 15. März 1682 beteten die Mönche zum ersten Male im Chor und am 18. April konnte vor dem Kloster das große Holzkreuz aufgestellt werden. Am 27. Mai spendete eine Wohltäterin ein schönes Marienbild, das sich einer großen Verehrung erfreute. Als 1687 eine kranke Frau Hilfe und Erhörung bei diesem Bilde erlangte, sodass sie gesund wurde, strömten viele Gläubige herbei, um vor dem Bilde ihre Andacht zu verrichten.

Im Jahre 1683 schritt der Bau wieder vorwärts. Als der Orden beim niederösterreichischem Salzamt um eine Salzbeihilfe ansuchte (1683), wurde ihm diese für dieses und die folgenden Jahre bewilligt; Anteil an dieser Spende hatten die Klöster in Poysdorf, Mödling, Wr. Neustadt, Bruck, Tulln, Korneuburg, Hollabrunn und Waidhofen/Thaya.

1684 starben wieder 2 Mönche. Weil das Trinkwasser im Markte einen saliterigen Geschmack hatte, baute sich das Kloster eine eigene Wasserleitung von der Bründlkirche, da hier ein Schwefelwasser hervorquillt. In einem Revers verpflichtete sich der Orden, diese Leitung sofort abzubrechen, wenn die Wallfahrtskirche Schaden leiden sollte.

Die Mönche unterstützten die Pfarrgeistlichen in der Umgebung, sie erschienen in Erdberg, Wilfersdorf, Walterskirchen, wenn sie als Messeleser oder als Beichtväter verlangt wurden; sie buken die Hostien für die Pfarrkirchen, sogar von Ober-Sulz holte man diese in Poysdorf. Es war allgemeiner Brauch in der ganzen Umgebung, dass die Seelenmessen für die Verstorbenen bei den Kapuzinern in Poysdorf oder bei den Franziskanern in Zistersdorf gelesen wurden; größere Beträge setzten die Gläubigen für diesen Zweck in ihrem Testamente aus, die dem Kloster überwiesen wurden. Dies taten die Bürger und Bauern, auch der Adel und die Herrschaften dachten an das Kloster. So ließ 1789 die Herrschaft Wilfersdorf 100 Seelenmessen in Poysdorf lesen. Die Gräfin Katharina von Mollard war eine große Wohltäterin der neuen Klostergründung, nie schlug sie eine Bitte oder ein Ansuchen der Mönche ab, wenn sie um eine Unterstützung baten.

Zur Lese- und Erntezeit und wenn die Bauern schlachteten, gingen die Kapuziner von Haus zu Haus sammeln; in gesegneten Jahren gab der Bauer reichlicher den Brüdern von seiner Fechsung, in schlechten Jahren konnte man nicht viel erhoffen, doch leer zogen sie nie von dannen.

Am 30. November 1691 weihte der Bischof Losenstein die Klosterkirche, die dem hl. Antonius von Padua geweiht war, deshalb feierte man auch alljährlich am 13. Juni in feierlicher Weise das Antonifest im Markte und setzt diesem Heiligen zu Ehren Statuen, sodass die Annahme wohl gerechtfertigt ist, dass die Kapuziner die Verehrung dieses Heiligen in der Gegend förderten.

Feierte der Markt Wilfersdorf auf dem "Myrrhenberg" das Dominikfest, zu dem viele Gläubige aus dem Zayatal herbeiströmten, so ließ die fürstliche Herrschaft von Poysdorf zwei Kapuziner und von Zistersdorf vier Franziskaner abholen, damit sie beim Beichthören und bei dem Hochamte aushelfen. Ebenso erschienen sie zum Magdalenafest, das im Schloss festlich begangen wurde. Das Kloster erfreute sich auch der hohen Gunst der fürstlichen Familie Liechtenstein, nahm an den traurigen und freudigen Ereignissen des fürstlichen Hauses regen Anteil, gedachte der verstorbenen Fürstlichkeiten beim Gottesdienst und las stets anlässlich der Geburt eines Prinzen ein feierliches Hochamt. Dafür erhielt es Brennholz aus den Rabensburger Waldungen, Fische aus den großen herrschaftlichen Teichen und Kuchelspeis aus dem Kastenamt.

Bei dem großen Brande am 16. Mai 1710, der den ganzen Markt bis auf 30 Häuser einäscherte, wurde auch das Kloster ein Raub der Flammen, sodass nur die Mauern erhalten blieben. Die Mönche übersiedelten wieder in das Bürgerspital bei dem Brünnertor. Sofort gingen sie mit allem Eifer an den Neubau, der dank der vielen Spenden auch durchgeführt wurde.

Es liefen größere Geldbeträge ein, so zum Beispiel

|  |  |
| --- | --- |
| von der fürstlichen Witwe Maria Elisabeth von Liechtenstein | 100 fl |
| vom Fürsten Schwarzenberg | 500 fl |
| vom Fürsten Adam Andreas von Liechtenstein | 500 fl |
| vom niederösterreichischen Landschafts-Weinaufschlageinnehmer | 100 fl |
| vom Pfarrer in Laa | 100 fl |
| vom Pfarrer in Gaubitsch | 50 fl |
| ebensoviel von dem bürgerlichen Bindermeister Johann Schmidt (die Summe hatte ihm sein Schwager, der Bindermeister in Mistelbach war, im Testamente vermacht) | 50 fl |
| von dem Poysdorfer Marktrichter Stärzer | 2 fl |
| vom Großkruter Pfarrer von Mangen | 20 fl |
| von dem Poysdorfer Stoiber | 3 fl |
| von dem Pfarrer in Ameis | 12 fl |
| von dem Grafen Althan von Joslowitz | 30 fl |
| von dem Poysdorfer Tobias Pöltinger | 9 fl |
| von dem Kremser Dechant | 4 fl |
| von dem Poysdorfer Eisenhändler Michel Huber | 200 fl |
| später noch | 350 fl |

in der Liste der Spender finden wir noch die Pfarrer von Bernhardsthal, von Staatz, Fallbach und den herrschaflichen Buchhalter von Wilfersdorf. Neben Geldspenden gingen auch Baumaterialien ein, und zwar gab die Wilfersdorfer Herrschaft 40 – 50 Stämme, die Ladendorfer 50, der Wilhelmsdorfer Bauer Matthias Maydt 20 und später 126, die groß und klein waren, der bürgerliche Lebzelter Sebastian Pauer von Laa 137, der Bindermeister Zacharias Hold 105, aus dem fürstlichen Wald "Moosang" führten noch mehrere Wohltäter (Peter Axter, Michael Möderler, Michael Müller, Zacharias Hold und Wilfersdorfer Herrschaft) Holz herbei, sodass 957 Stämme für den Neubau zur Verfügung standen.

An Baumaterialien wurden gebraucht: 3957 Stück Ziegel- und Schindellatten, 24.000 Schindeln, 3640 föhrene Laden und 37.000 Mauer- und Falzziegel.

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| Die Zimmerleute erhielten für die geleistete Arbeit | 1486 fl | 37 kr |
| die Maurer | 347 fl | 19 kr |
| die Handlanger | 411 fl | 9 kr |
| die Schlosser | 172 fl | 34 kr |
| die Glaser | 171 fl |   |
| die Poysdorfer Tischler | 145 fl |   |
| und die auswärtigen | 58 fl |   |
| die Hafner | 63 fl |   |
| die Schmiede | 60 fl | 30 kr |
| der Wagner | 5 fl |   |
| der Seiler | 11 fl |   |
| der Drechsler | 10 fl |   |
| für 618 Metzen Kalk | 269 fl | 16 kr |
| und für 88.400 Dachziegel von der Walterskirchner Herrschaft (1000 Stück kosteten 12 fl) | 1060 fl | 48 kr |
| der Dachdecker | 124 fl |   |

Das Hochaltarbild des hl. Anton von Padua kostete 400 fl, die beiden Flügelbilder und die des hl. Petrus und Paulus 200 fl, das Bild Mariahilf, das teilweise verbrannt war und nur ausgebessert wurde, 25 fl, und die Kanzel 40 fl. Die notwendigen Steine für die Altäre bezog das Kloster von Eggenburg, den Franziskus-Altar ließ die Fürstin Maria Elisabeth von Liechtenstein auf eigene Kosten herstellen (es war die Arbeit eines Wiener Tischlers), den Floriani-Altar spendete ein Poysdorfer Bürger Tobias Anton Pöltinger; der Katharina-Altar, der auch teilweise beschädigt war, wurde ausgebessert; er befand sich in einer Kapelle. Der Orden schaffte auch ein Bild des Johann von Nepomuk an, es war das Erste im Markte. Über der Eingangstür sah man das große Gemälde "Die Kreuzigung Christi".

Im einzigen Turm der Klosterkirche hing die Glocke, die ein Gewicht von 156 Pfund hatte. Das Kreuz konnte auf dem Glockenturm am Jahrestage des großen Brandes (16. Mai 1711) in feierlicher Weise aufgesetzt werden.

Im Jahre 1715 bekam das Kloster von der fürstlichen Herrschaft in Rabensburg 10 Klaster Holz, 23 Zentner Karpfen und 5 Metzen Kuchlspeis.

Die Scheunen neben dem Kloster waren ein Schmerzenskind des Marktes und der Kapuziner, weil die Bauern gerade hier ihre Holzstadeln errichteten, die für den Markt eine ständige Gefahr bedeuteten; denn in einem Kriegsfalle müssten sie niedergerissen und dann auf Kosten der Gemeinde, die damals mit großen Geldsorgen zu kämpfen hatte, aufgebaut werden. Schon vor 2 Jahrzehnten ließ die Wilfersdorfer Herrschaft dem Paul Molzer den Bau einstellen, da der Markt deswegen Beschwerde geführt hatte. Nun errichtete 1719 ein Heber Matthias einen neuen, der ganz nahe beim Kloster stand und bei einem Brande diesem gefährlich werden konnte. Dem Verlangen der Kapuziner, dass er niedergerissen werde, entsprach die Kommission nicht, doch verbot sie jeden Neubau von Holzstadeln beim Wetzelsdorfer Tor.

Den Einnahmen des Klosters in der Höhe von 6066 fl standen Ausgaben von 6057 gegenüber (1713). In der Pfarrkirche legte es eine Gruft für die verstorbenen Ordensgeistlichen an, wozu man 1700 Steine brauchte, die 520 fl kosteten; ein Poysdorfer Bürger Anton Pöltinger spendete für diesen Zweck 100 fl.

Dem Beispiele der Wilfersdorfer Herrschaft, die alle Jahre zahlreiche Seelenmessen für die verstorbenen Mitglieder des fürstlichen Hauses in Poysdorf und in Zistersdorf lesen ließ, folgten nun auch die Bürger von Mistelbach; es gehörte dieser Brauch förmlich zur Christenpflicht, sodass das Ansehen der Poysdorfer Kapuziner in den einzelnen Gemeinden von Jahr zu Jahr wuchs. 1726 erbauten sie unter dem Klostergebäude einen großen Keller, der noch eine Sehenswürdigkeit ist.

Die nächsten Jahre waren dem Ausbau und der Verschönerung des ganzen Baus gewidmet, da einzelne Wohltäter größere Beträge hierfür spendeten. So stiftete Anton Pöltinger 1733 den neuen Marien-Altar, 1734 widmete Theresia Pöltinger 250 fl für einen Altar und 181 fl für eine neue große Monstranz, weil die alte zu klein war. 1738 entdeckten die Brüder im Klostergarten eine ergiebige Quelle, sie sehr gutes Trinkwasser lieferte. 1742 ließ der Guardian den großen Speisesaal mit neuen Tafelbildern schmücken und 1743 entschloss man sich zu einem größeren Umbau, weil eine Bücherei untergebracht werden musste, zu welcher der Gaubitscher Pfarrer – ein großer Wohltäter unseres Klosters – den Grundstock in Form einer Büchersammlung gab. Dazu spendeten die Walterskirchner Herrschaft 2000 Mauer- und 2000 Dachziegel, die Staatzer 1000, die Mistelbacher Barnabiten 1000 Mauer- und 100 Hohlziegel, der Bäcker Heinrich Mayer in Poysdorf auch 1000 Stück, die Mistelbacher Gemeinde und der Graf Trautson von Falkenstein das notwendige Bauholz; all dieses Material führten Bauern von Poysdorf, Wilhelmsdorf, Habersdorf, Ameis, Wetzelsdorf und Ketzelsdorf unentgeltlich herbei, nur Speise und Trank verlangten sie. In der grimmigsten Kälte fuhren sie nach Steinabrunn um Kalk und Bausteine, damit zeitlich im Frühjahr mit dem Bau begonnen werden konnte. Nach Ostern begannen die Arbeiten und im August war alles fertig. Die Bücherstube, die drei Fenster, zwei Ofen und zwei eiserne Türen hatte, lag oberhalb der Sakristei; außerdem ließ der Guardian eine Holz- und Waschkammer errichten und einen Kanal zum Poybach anlegen, da früher der Schmutz neben den Häusern stehen blieb und sich im Sommer ein übler Geruch verbreitete. Die Ausgaben für den Umbau betrugen 1762 fl 36 kr. 1745 schaffte das Kloster eine größere Menge neuer Kirchenwäsche an. In diesen Jahren feierten drei neugeweihte Priester ihre Primiz in der Klosterkirche. Im folgenden Jahre wurden die Altäre und der Tabernakel beim Hochaltar hergerichtet, neue Beichtstühle aufgestellt und neue Fenster in der Kirche eingesetzt.

Eine seltene Feier sah der Markt 1746, als zwei Protestanten, die sich bekehrt hatten, in die katholische Kirche mit großer Prachtentfaltung aufgenommen wurden. Die Herrschaft Wilfersdorf spendete schon seit etlichen Jahren dem Kloster Enten, Gänse und Kapauner oder, wenn sie solche nicht hatte, eine entsprechende Geldsumme.

Bei dem großen Sturm, der 1749 in der ganzen Gegend einen nicht unbedeutenden Schaden anrichtete, wurde das Holzkreuz vor dem Kloster umgeworfen. Da es schon unbrauchbar war, stellte der Guardian ein neues auf, das 15 fl kostete. Die großen Heuschreckenschwärme, die im Sommer erschienen, machten in den Weingärten keinen Schaden, wohl aber an den Fluren. Die Bewohner suchten sie zu vertreiben, indem sie die Kirchenglocken läuteten, mit Gewehren schossen und einen großen, ohrenbetäubenden Lärm erzeugten.

Weil der Kosterkeller zu klein war, wurde 1750 ein neuer in der "Gstettn" gegraben, der noch heute zu den größten in der Stadt gehört. Für den Sammelmost kaufte der Guardian vier Fässer a 60 Eimer, ein Zeichen, dass das Ergebnis der herbstlichen Sammlung stets ein gutes gewesen sein muss. Die Bausteine zum Keller, die einen Wert von 500 fl hatten, spendete der Graf Trautsohn von Falkenstein. Der Weltgeistliche Lettner vermachte in seinem Testamente den Kapuzinern einen Teil seines Vermögens, sodass im Speisesaal ein neuer Fussboden gelegt und "novas tabulas" (neue Tische) angekauft werden konnten. Im gleichen Jahre (1750) verzeichnete das Gedenkbuch mit Befriedigung, dass in der Klosterkirche allein 26.000 Beichten gezählt wurden, eine sehr hohe Zahl für jene Zeit.

Als 1760 der Walterskirchner Pfarrer auf eigene Faust einen Umbau seiner Pfarrkirche vornahm, den er selbst leitete, halfen ihm die Poysdorfer Kapuziner. Sie erschienen tagtäglich in Walterskirchen und leisteten Handlangerdienste, sodass der Pfarrer mit geringen Kosten sein Werk vollenden konnte.

Der große Sturmwind, der 1761 Häuser abdeckte, im Walde Bäume entwurzelte und Gartenzäune umwarf, beschädigt auch die Klosterkirche und besonders den Turm, in dem die Glocke herabfiel und in mehrere Stücke zersprang. Sieben Monate vergingen, ehe die Mönche den Schaden so halbwegs gut gemacht hatten; wo es nur möglich war, machen sie sich die Arbeit selbst. Im Jahre 1762 wurde ein neuer Brunnen gegraben, die schadhaften Messkleider und die Kirchenwäsche ausgebessert, die Altarbilder gereinigt, das von der hl. Katharina durch ein neues ersetzt, im Speisesaal das hl. Abendmahl an die Wand gemalt und andere kleinere Arbeiten durchgeführt, die zum großen Teil von folgenden Wohltätern aus Poysdorf bezahlt wurden, Hartl, Wilfing, Rötzl, Lachner, Lausmann, Lengauer, Zand, Schreiber, Bacher und Knoll. Diese bauliche Veränderung beanspruchte mehrere Jahre und erforderte einen Geldaufwand von 939 fl 55 kr. Im Jahre 1764 hatte sogar ein Neupriester von Nikolsburg in der Klosterkirche zu Poysdorf seine Primiz gefeiert.

1766 verzeichnete das Gedenkbuch 36.000 Beichtleute. Als der Guardian 1868 die Rabensburger Herrschaft um das übliche Almosen ersuchte, bekam er 37,5 Pfund Hechte, 50 Pfund Karpfen, 1,5 Metzen Kuchelspeis und 6 Klaster Brennholz.

1774 konnte das Kloster in feierlicher Weise das Fest der Jahrhundertfeier begehen, zu dem die Bewohner des Marktes und der Nachbargemeinden erschienen; auch viele Priester waren herbeigeeilt, um an dieser seltenen Feier teilzunehmen. Es zeigte so recht den Höhepunkt in der Entwicklung dieses Klosters, dem nur noch wenige Jahre beschieden sein sollten.

Der russische Legationsrat Anton Bößler von Eichenfeld, der seine letzten Lebensjahre im Markt Poysdorf verlebte, stiftete für ein Judas Thaddäus-Fest, das nun alljährlich abgehalten werden sollte und für eine Josefsfeier am 19 März 400 fl (Stiftsbrief vom April 1774); für das letztere Fest vermachte die Frau Anna Maria Buchhof 400 fl; außerdem bestanden beim Kloster noch zwei Stiftungen: a) die des Fux mit 500 fl und b) die des Pacher Josef auch mit 500 fl für das ewige Licht.

1777 verzeichnete das Gedenkbuch noch einige Bekehrungen von Protestanten. Um 1780 lebten im Kloster 16 Priester und 7 Laienbrüder. Die nächsten Jahre war es still und ruhig in dem großen Gebäude, es gab keine Veränderungen in demselben, das Gedenkbuch schweigt über die Zeit und ihre Verhältnisse, die schließlich zur Auflösung dieses Kloster führten, was am 20 Oktober 1788 auf Befehl des Kaisers Josef II. geschah. Die 27 Mönche, die damals im Kloster zu Poysdorf lebten, verließen den Markt und wurden auf andere Klöster aufgeteilt, dazu schreibt das Gemeindegedenkbuch: "Vor ihrem Abgang ließen sie keinen Nagel in der Wand zurück, ja sie rissen sogar die Bleiröhren, durch welche das Wasser in die einzelnen Gebäude floss, heraus und verkauften sie. Diese frevle Handlung diene zur Nachricht, wenn wiederum einmal welche herkommen sollten, wie guttätig man gegen sie sein soll".

Wie sich die Pfarrgeistlichkeit zur Klosteraufhebung stellte, ist nirgends erwähnt. Die alten Leute, so heißt es in einem späteren Berichte, waren damit nicht zufrieden, weil sie die Klosterkirche wegen der günstigen Lage bevorzugten; denn die Pfarrkirche steht auf einem Hügel und die vielen Stufen sind recht beschwerlich für bejahrte Leute. Der jeweilige Pfarrer fand, wenn er verreisen musste, stets im Kloster eine Aushilfe.

Was sollte nun mit dem Gebäude geschehen? Zunächst versuchte man es zu verkaufen und schrieb es am 17. Oktober 1789 zum Verkauf in den Zeitungen aus. Die Behörde hoffte, dass sich ein Fabriksunternehmer melden würde; doch dagegen wehrten sich die Poysdorfer, weil sie dann einen Mangel an Arbeitskräften befürchteten; darum kauften sie es um 3342 fl (das Gebäude, die Kirche und den Garten). Die Hälfte der Kaufsumme erlegten sie sofort am 19. Oktober, den Rest schickten sie später an das Universal Kameral Zahlamt.

Am 27. Oktober 1789 fragte das Kreisamt in Korneuburg bei der Gemeinde an, was sie mit dem Kloster machen werden. Darauf antwortete sie, dass sie ein Wirtshaus und eine Kaserne daraus errichten wolle. Damals gab es noch wenige Kasernen und die Soldaten waren in den einzelnen Ortschaften bei den Bauern untergebracht. Die Gemeinde hoffte, auf diese Weise von der lästigen Einquartierung befreit zu werden.

Die Einrichtung wurde aber verkauft; am 21. Dezember 1784 fanden sich einige Käufer ein, die gegen Bezahlung folgende Gegenstände wegführten:

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| ein Fastenbild |   | 22 kr |  |
| eine Statue des hl. Franz Xaver |   | 35 kr |
| die Kanzel | 2 fl |   |
| ein Stein vom Hochaltar | 3 fl | 7 kr |
| ein Stein von Katharina-Altar | 5 fl | 43 kr |
| ein solcher vom Floriani-Altar | 4 fl | 8 kr |
| einer vom Katharina-Altar | 2 fl | 50 kr |
| einer vom Franziskus-Altar | 4 fl | 1kr |
| vier Beichtstühle | 7 fl | 19 kr |
| ein Stein vom Frauenaltar | 3 fl | 50 kr |
| und ein Betschemel |   | 20 kr |

Weitere Verkäufe fanden statt am 19. März 1790, am 30 März 1790, am 19. Mai 1791 (der Garten), am 8. Jänner 1793 und am 7. September 1793.
Den Garten teilte die Gemeinde in fünf Teile, die von den Poysdorfern gekauft wurden: Andreas Strobl (um 190 fl), Matthias Schmidt (um 251 fl), Franz Piringer (um 161 fl), Georg Strobl (um 148 fl) und Jakob Haimer (um 380 fl). Die Klosterkirche, die nach dem Weggang der Kapuziner entweiht wurde, ließ die Gemeinde bis auf das Presbyterium niederreißen, nachdem die Kirche und das Kloster bei dem Brande im Jahre 1793 teilweise Schaden gelitten hatten.

Die Gemeinde nahm in die Zimmer Wohnparteien, doch die Kaserne stand meist leer. Im Jahre 1805 und 1809 richteten die Franzosen ein Etappenmagazin hier ein, stapelten die Vorräte an Heu, Hafer und Wein auf für ihre Truppen. Durch List gelang es 1813 dem Johann Zechmeister anschließend an das Kloster ein Wirtshaus zu erbauen, das als "Kaiserwirtshaus" einen guten Ruf bei den Fuhrleuten, die durch unseren Markt fuhren, besaß. Nun mietete der Schmiedemeister Wunsch die ehemalige Sakristei und richtete daselbst eine Schmiedewerkstätte ein, da ja in der guten alten Zeit immer neben einem Gasthaus eine Schmiede sein musste. Wunsch zahlte dem Markte 40 fl Jahreszins, außerdem zählte man noch vier Wohnparteien in dem Klostergebäude. Trotzdem klagte der Marktrat, dass er von diesem Besitz keinen Gewinn hätte, die Reparaturen erforderten viel Geld und der Wilfersdorfer Herrschaft zahlte er eine 10jährige Renovation; darum wäre es besser, das Gebäude so rasch als möglich zu verkaufen, leider fand sich kein Käufer.

1834 mussten die Parteien teilweise ausziehen, da ein Zug Soldaten hier einquartiert wurde, die alle Räume benötigten; zwei Zimmer wurden als Spital eingerichtet. Mit dieser Regelung war die Gemeinde gar nicht zufrieden, weil die Soldaten einen ungünstigen Einfluss auf die Jugend ausübten, sodass nach einiger Zeit das Militär unseren Markt verlassen musste. Nun verkaufte die Gemeinde einen Teil um den anderen an einzelne Parteien, die sich hier wohnlich einrichteten. Im ehemaligen Speisesaal fanden im Winter Theaterabende und Tanzunterhaltungen statt.

Die neuen Käufer reichten den Dienst und das Robotgeld der Herrschaft Wilfersdorf, so zahlte zum Beispiel das Haus Nr. 124 jährlich 4 fl 20 kr Robotgeld. Aus der ehemaligen Waschkammer wurde später die Wagnerwerkstätte des A. Charwat.

Ein Bild von dem alten Kloster besitzen wir leider nicht; wohl hat es ein Maler auf dem Votivbild, das anlässlich der Pest in Jahre 1679 in die Gnadenkirche nach Mariazell getragen wurde, festgehalten, doch ist es der alte Bau und nicht der neue, der nach dem großen Brande aufgeführt wurde. Engelköpfe und Statuen finden sich in Privathäusern, die sicher aus dem Kloster stammen.

**Quellenangabe:** Das "Klostergedenkbuch" im Wiener Kapuzinerkloster, das Poysdorfer "Gemeindegedenkbuch", die Protokolle des Poysdorfer Marktrates, die Wilfersdorfer Herrschaftsakten im Fürstlich Liechtenstein‘schen Hausarchiv und die im Hofkammerarchiv in Wien.

Veröffentlich in: „Unsere Heimat“, Jahrgang 9, Dezember 1936, Nr. 12, S. 337 - 345

Das Kapuzinerkloster von Poysdorf

Im Zeitalter der Gegenreformation wurden eine Reihe von Klöstern in unserer Heimat gegründet, die den Zweck hatten, den katholischen Glauben in den Herzen der Bewohner zu festigen. Sie bestanden aber nur kurze Zeit. Zu ihnen gehörte auch das Kapuzinerkloster in Poysdorf. Dieser Orden besaß einen großen Einfluss auf die Landbevölkerung, während. z.B. die Jesuiten auf die Habsburger und auf den Adel einwirkten. Mit Erlaubnis der geistlichen und weltlichen Obrigkeit kam der Orden der Kapuziner hieher und ersuchte bei dem Rate und der Bürgerschaft des Marktes um einen Platz. Sie erhielten das Bürgerspital zugewiesen, das außerhalb des Ortes im Jahre 1657 erbaut worden war. Die Barbarakapelle benutzten sie als Kirche. Die Ortsarmen verließen das Bürgerspital und fanden in dem alten Rathaus eine Unterkunft. Da die Kapuziner von Almosen und Spenden lebten, suchten die Franziskaner von Zistersdorf die Klostergründung zu hintertreiben, da ja ihre Einkünfte bedeutend geschmälert wurden. Zur Zeit der Ernte, der Weinlese, im Winter bei dem Schweineschlachten sammelten Kapuziner und Franziskaner und auch die Barmherzigen von Feldsberg kamen und gingen von Dorf zu Dorf.

Der Streit zwischen den beiden Orden ging immer weiter, sodass endlich der Passauer Offizial Graf von Thurn mit seinem Notar in Poysdorf erschien, die Zeugen und einzelnen Parteien aus den umliegenden Ortschaften sowohl geistliche wie auch weltliche Personen anhörte und den Streit schlichtete. Die Franziskaner wurden abgewiesen und die Kapuziner konnten eine Niederlassung in Poysdorf gründen.

1676 wurden die Scheunen und Gärten bei der Schanz angekauft, bezahlt und sofort mit dem Bau begonnen. Der Graf Ernst Mollard spendete sehr viel, die Bauern halfen mit, sodass es möglich war, einen großen Bau aufzuführen, der im Jahre 1681 vollendet wurde. Neben dem Wohngebäude war eine Kirche, ein Stall und eine Waschküche. Der Ankauf der Gärten und die innere Einrichtung der Kirche war das Werk des schon erwähnten Grafen.

1710 brannte aber das Kloster vollständig bis auf den Grund ab, sodass die Geistlichen wieder ins Bürgerspital übersiedelten. Der Aufbau erfolgte noch in demselben Jahre und wurde 1711 vollendet. Das Kloster besaß eine eigene Wasserleitung, die von der Bründlkirche kam, die aber laut Revers sofort abgebrochen werden sollte, wenn die Kirche einen Schaden litte. Eine eigene Seelsorge besaß der Kloster nicht; die Mönche halfen aber in der Kirche aus wenn sich der Pfarrer auf einige Tage entfernte. Die Pfarre Poysdorf umfasst damals außer der Marktgemeinde noch Wilhelmsdorf, Wetzelsdorf und Hadersdorf. Im Kloster wurden auch die Hostien für die umliegenden Pfarrkirchen hergestellt. Das Wohngebäude war ein fester Bau, an den das Wienertor angebaut war. Bis 1750 sahen die Mönche von dem Kloster über das weite Feld gegen Wetzelsdorf und dem Wanderer, der von Wien kam, fiel schon auf der Erdbergerhöhe dieser „solide Bau“ auf, wie die Josefinische Aufnahme berichtete.

Am 20. Oktober 1788 erhielten die Mönche den Erlass des Kaisers Josef II., dass ihr Kloster aufgehoben ist und die Mönche in andere Klöster eingeteilt werden Damals gab es noch 27 Kapuziner in dem Kloster. Vor ihrem Abgang ließen sie keinen Nagel in der Wand zurück, ja sie rissen sogar die Bleiröhren, durch welche das Wasser in die einzelnen Gebäude floss, heraus und verkauften sie. Dieses Vorgehen erregte in der Gemeinde großen Unwillen und das Gemeindegedenkbuch schreibt sehr abfällig über diese Handlungsweise: „Diese frevle Handlung diene zur Nachricht, wenn wiederum einmal welche anherkommen sollten, wie guttätig man auch gegen sie sein soll“.

In den Zeitungsblättern wurde der Klosterbau als verkäuflich ausgeschrieben Weil sich niemand meldete kaufte die Gemeinde am 19. Oktober 1789 das Gebäude und den großen Garten um 3.342 fl und bezahlte sofort die Hälfte, das waren 1.671 fl. Das Kreisamt in Korneuburg fragte nach einiger Zeit bei der Gemeinde an, was mit dem Kloster geschehen werde. Die Gemeinde antwortete, dass sie eine Kaserne für eine Kompagnie Soldaten und eine Gastwirtschaft errichten wolle. Damals gab es noch wenig Kasernen und die Soldaten waren in den einzelnen Ortschaften bei den Bauern untergebracht. Die Gemeinde hoffte auf diese Weise von der lästigen Einquartierung befreit zu werden. Doch es kam anders. Der Staat hatte genug freie Klöster, die er zu Kasernen machte. Der große Garten wurde am 19. Mai 1790 zerstückelt und von einzelnen Bürgern des Marktes um 1670 fl gekauft. Hier erbaute man Häuser und Scheunen. Neben dem Gasthaus (aus dem Jahre 1813) richtete ein Schmied seine Werkstätte ein; denn bei dem großen Verkehr auf der Reichsstraße mussten Gasthaus, Sattler und die Schmiede beisammen sein. Die Einrichtung der Kirche: Bilder, Statuen, Beichtstühle, Altarsteine, Türen u. dgl. waren meistbietend verkauft. Noch heute erkennt man in der Schmiede die Sakristei, auch die Privatwohnungen verraten zum größten Teil den alten Klosterbau. An Stelle der Waschküche des Klosters steht das Wohngebäude des Herrn N, Charwath. Im Jahre 1805 und 1809 hatten die Franzosen in dem Gebäude ein Etappenmagazin untergebracht. Die Kirche verfiel mit der Zeit, nur eine Mauer, die ganz mit Efeu bewachsen ist, weist auf das Gotteshaus der Kapuziner hin, von denen die Überlieferung so manche ernste wie heitere Begebenheit zu berichten weiß. Bis 1850 benützte die Bürgerschaft den geräumigen Speisesaal des alten Klosters zu Tanzunterhaltungen und Festlichkeiten. Heute steht er leer und verlassen da.

Das Speisegitter der Kirche ist jetzt in den NÖ Landessammlungen zu sehen.

Veröffentlichung in: „ Mistelbach-Laaer Zeitung“, 15. 12. 1951, S. 4

Das Kapuzinerkloster von Poysdorf

Das Kapuzinerkloster, zu dem am 7. Mai 1677 der Grundstein gelegt wurde, war ein nüchterner, schmuckloser und solider Bau, der dem Ordensgeiste entsprach; da er beim Wienertor lag, hatte er mehr einen Wehrcharakter. Noch heute sieht man seltenerweise die kleinen Fenster des Gebäudes, während die Kirche abgebrochen wurde. Sie war klein und niedrig, die Decke ein schlichtes Gewölbe ohne Malerei und der Turm überragte nur mit dem Turm das Dach des Gebäudes. Der Kircheneingang befand sich auf der Nordseite. Im Inneren sah man den Hochaltar, 4 bescheidene Seitenaltäre, die den Heiligen Florian, Franz, Maria und Katharina geweiht waren, einige Fastenbilder, Statuen und 5 Beichtstühle, aber keinen Taufstein, weil die Kapuziner keine Seelsorge ausüben durften. Gerne besuchten die Wetzelsdorfer hier den Gottesdienst, weil sie noch keine Kirche hatten. Die Mönche sammelten im Jahre zweimal in den Gemeinden Fleisch, Most, Mehl, Schmalz und dgl., halfen beim Gottesdienst und bei Prozessionen aus, kamen am Dominik- und Magdalenenfest nach Wilfersdorf und lasen die vielen Sterbemesse, die hier von den Bewohnern eingezahlt wurden; häufig ließen die Leute 20 – 50 Messen für einen Verstorbenen lesen.

Weil die Mönche weder in der Seelsorge noch im Unterricht tätig waren, hob Kaiser Josef II. das Kloster am 20 Oktober 1788 auf. Die Kapuziner nahmen alles mit als sie weggingen, was großen Unwillen in Poysdorf erregte. Die Gemeinde kaufte das Gebäude um 3342 fl und machte daraus eine Kaserne für eine Kompanie Soldaten; später wurde es ein Wirtshaus. Den Klostergarten kauften Andre und Georg Strobel, Franz Piringer, Jakob Haimer und Matthias Schmied. Ein Zimmer erstand der gewesene Seifensieder Petkürchner um 285 fl und noch ein zweites um 313 fl 5 kr. Ein Teil der Kircheneinrichtung kam 1789 nach Wien-Döbling; alles andere versteigerte die Gemeinde am 21. 12. 1789, am 19. 3. 1790, am 30. 3. 1793 und am 7. 9. 1793. Es waren dies Fastenbilder, die Franz Xaver-Statue, Steine vom Hochaltar – das Kastell von diesem kaufte Johann Michael Lackner um 7 fl 10 kr – Bilder, Beichtstühle, Betschemel, Kasteln, Holz-Fenster und Ofengatter, Eisenstangeln, Fensterkögeln, Holzleuchter, Ziegeln, Blech, Dampfröhren, Flinten, Bottiche, die „Bortentür“, ein Eisenkreuz, ein Marillenbaum, 10 „Fleck Spalier“, ein Bortner Gang und ein Bortner Zimmer. Der Pfarrvikar P. Gotthard erwarb einen Stein vom Franziskus-Altar.

Am 7. 9. 1793 veräußerte die Gemeinde die Mauer mit dem Grund um die Kirche, die sofort abgebrochen wurde; die Bauern brauchten die Ziegel. Die Frau Maria Scheck – sie wohnte im heutigen Taubenschuss-Haus in der Körnergasse – hatte 1763 dem Frauenaltar eine silberne Halskette und goldene Ohrringeln gewidmet, die aber nirgends mehr erwähnt werden. Weil die Gemeinde mit dem Gebäude später nichts anzufangen wusste, verkaufte sie es stückweise an einzelne Parteien, die ihren Teil umbauten. Die frühere Sakristei ist heute eine Schmiedewerkstatt, die alte Waschküche war bis 1950 eine Wagnerei, an diesem Haus sieht man eine schöne Florianistatue aus der Barockzeit. Der Speisesaal diente einmal den Poysdorfern als Tanz- und Theatersaal. Sehenswert ist der Klosterkeller in der Gstetten, der heute in Privatbesitz ist. Das erwähnte Eisenkreuz befindet sich in Wien bei der Familie Wild und im Landesmuseum wird ein Altarstein gezeigt, von diesem kann man aber nicht sagen, ob er aus der Klosterkirche stammt. Die heutige Laaerstraße hieß einmal Klostergasse. Sonst erinnert nichts mehr in Poysdorf an das Kapuzinerkloster, das nach dem Muster des Scheibbser Klosters erbaut wurde.

Quellen:

Gemeindegedenkbuch von Poysdorf,

„Diözesanblatt 1901,

„Unsere Heimat“ 1936

Veröffentlichung in: „Weinviertler Nachrichten“, 8. Nov. 1962, S. 5; 13. Nov. 1962, S. 7

Das Konkordat 1855 und zeitgenössische Stimmen

Die Kirche kümmerte sich im Mittelalter wenig um die Erziehung der breiten Masse oder um eine Volksbildung. Erst die Reformation brachte da eine Wendung zum Besseren. Im Zeitalter der Aufklärung nahm sich der Staat, der aufgeklärte absolute Monarch, der Jugenderziehung an. Die Revolutionen 1789, 1830 und 1848, das Streben nach einer Nationalkirche, der Freiheitsgedanke und das erwachende Volksbewußtsein in der Romantik schwächten noch weiter den Einfluß der Kirche auf dem Gebiete des Schulwesens.

Es gab Stimmen, welche damals eine Trennung der Schule von der Kirche verlangten (1786 Ferdinand von Braunschweig, Schleiermacher, Diesterweg und Ernst Freiherr von Feuchtersleben, der 1848 Wiener Unterstaatssekretär war). Da erkannten Krone und Kirche in Österreich, daß gegen diesen „Ungeist“ mit allen Mitteln eingeschritten werden müßte, damit die alte Herrschaft nicht gestürzt würde. Ein Konkordat mit Rom sollte in Österreich der Rettungsanker sein „gegen den liberalen und nationalen Schwindel, der das Volk nur ins Verderben führe“. „Kirche - Stütze des Staates, Staat - Stütze der Kirche“, hieß es.

Franz Josef stand ganz unter dem Einfluß seines alten Erziehers, des Wiener Erzbischofs Rauscher, den man als den Vater des Konkordates bezeichnen kann, das am 5. November 1855 geschlossen wurde; mitgeholfen haben dabei die Domscholasten A. Piller in Wien sowie Franz Rieder von Linz - beide stammten übrigens aus Poysdorf.

Das Schul- und Bildungswesen wurde durch diesen Vertrag der Kirche vollständig ausgeliefert. Nur katholische Lehrer, deren Glaube und Sittlichkeit makellos sein mußten, durften unter der strengen Aufsicht des Geistlichen in den Schulen unterrichten. Bücher und Schriften, welche der Religion und der Sittlichkeit schaden könnten, wurden in Österreich nicht geduldet und durften nicht verbreitet werden.

Die Kirche besaß die Strafgewalt über alle Katholiken, wenn sie ein Kirchengebot übertraten. Die Namen z. B. der Ehebrecher, jene die in wilder Ehe lebten und die am Sonntag schwere Feldarbeiten verrichteten, sowie die Apostaten (= Abgefallenen) wurden an der Kirchentür angeschlagen; letzteres geschah in der Olmützer Diözese auch nach 1870.

Akatholiken durften nicht in katholische Friedhöfen ihre letzte Ruhestätte finden; für sie war ein ungeweihter Platz bestimmt. Selbstmörder verscharrte man sang- und klanglos außerhalb des Friedhofes. Einen „Konkordatsfriedhof“ besaß Poysdorf. Mit dieser Intoleranz, die wohl eine Schande war, erklärten sich viel Geistliche nicht einverstanden und ignorierten sie einfach. Eine Strafe nach dem Tode war ein Faustschlag gegen die verzeihende Liebe, die doch Christus am Kreuze selbst gezeigt hat.

Der Geistliche als Stellvertreter Gottes besaß überall den Vorrang. Bei einer Verhaftung gebührte ihm gemäß seines Standes eine entsprechende Behandlung; ihre Strafe büßten sie in einem Klosterkerker ab („Korrektionszelle“ genannt). Eine solche sah ich vor Jahren in Mauerbach in dem aufgehobenen Kloster. Die Olmützer Diözese verfügte über zwei Strafanstalten u. zw. in Hochwald und Murau.

Der Geistliche verlangte von der Jugend den Handkuß und die Anrede „Euer Hochwürden“. Er führte überall die Aufsicht über die politische Einstellung der Gläubigen, die er vor den modernen Irrlehren bewahren sollte - also eine Art Sicherheitsdienst. Die Betbrüder und -schwestern waren seine Zuträger. Zum Konkordat schrieb die „Wiener Zeitung“: „Das Konkordat gereicht Österreich zur Ehre und zum Segen. Es ist eine Perle in der Krone des Kaisers.“ Die Kreise der Reaktion erhofften von ihm eine tiefgreifende und gründliche ideologische Umstellung des österreichischen Volkes, ein goldenes Zeitalter der Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft. Leider war es ein unglückliches Experiment, wie der „Ständestaat“ von 1934, der nach den Grundgedanken einer päpstlichen Enzyklika in Österreich errichtet wurde.

Hirtenbriefe der Bischöfe verlangten strenge, daß in allen Schulen nichts gegen die Religion vorgetragen werde; denn es dürfe sich kein Mißklang einschleichen, der in der Jugend Zweifel an der kirchlichen Wahrheit hervorrufen könnte. Nur die Geistlichen seien die berufenen Aufseher von Schule und Erziehung. Jesuiten und Redemptoristen („die Seelenärzte“) hielten Missionen ab und donnerten gegen Liberalismus und Nationalismus; das sei ein Schwindel, während das Konkordat das Leuchtzeichen der neuen Zeit sei.

Die Kirche war ein Staat im Staate; denn die Bischöfe waren sakrosankte Männer, sie verhandelten mit Rom, ohne die staatlichen Behörden zu fragen. Das Staatskirchentum Josefs II. hatte aufgehört zu bestehen. Viele Geistliche waren stille Gegner des Konkordates. Die Wiener sangen: „Sie lernen nichts, sie lernen nie, die Kron und Purpur tragen, des Schicksals Rächerfaust hat sie mit Blindheit geschlagen.“

Anastasius Grün nannte das Konkordat ein gedrucktes Canossa, andere eine Pandorabüchse, aus der nur Unheil kommt, eine Pestbeule, ein Heilmittel gegen Freisinn und Volksbewußtsein sowie gegen den Schwindel der Demokratie. Grillparzer meinte: „,lhr Herren laßt euch sagen, der Kultus hat den Unterricht erschlagen.“ Der österreichische Unterrichtsminister wurde mit der Penelope verglichen; denn was er am Tage nähte, trennte er in der Nacht auf. Das Konkordat wäre ein Verrat an der geistigen Kultur Europas. Österreich sei ins Wasser gefallen wie der sagenhafte Nibelungenschatz. Die „Vossische Zeitung“ schrieb: „Preußen dürfe nicht für ein absolutistisches von Pfaffen beherrschtes Österreich in den Krieg ziehen.“ Der preußische General Gerlach meinte: „Österreich ist ganz russisch geworden.“

Auf dem Lande regierte mancher Pfarrer wie ein Dorfpascha; ein Lehrer durfte sich nicht rühren und mußte im Gespräch mit anderen vorsichtig sein; keiner traute dem anderen. Beim Militär herrschte der Stock und das Anbinden, im Zivilleben die Polizeiknute. Trotzige Arbeiter und Dienstboten wurden geprügelt. Hilfslehrer mußten von dem Pfarrer Ohrfeigen einstecken - Bruckner 2.13. „Der Musikant Gottes“ - oder wurden als Jugendverderber beschimpft. (Der spätere Präsident Maszaryk z.B., weil er den Kindern sagte: „Die Erde dreht sich um die Sonne, die aber still steht.“

Der Lehrer mußte der arme Schlucker sein, den materielle Sorgen niederdrückten, damit er nicht über revolutionäre Ideen nachdenke. Sorgen, Kummer und Schikanen führten schon in der Gegenreformation zum Ziel. Diesen Rat gab 1620 der päpstliche Nuntius“ dem Kaiser. Nun griff man in Österreich wieder zu diesem Mittel, das den Idealismus vieler Lehrer zertrat und das Rückgrat von Charaktermenschen zerbrach. Die Scheinheiligkeit und Heuchelei zog man groß.

Dazu kamen der wirtschaftliche und militärische Niedergang; Österreich hatte im Ausland keinen Kredit und galt als der kranke Mann an der Donau.

Es gab Männer, denen das Konkordat noch zu milde war, sie nannten den Schulzwang „ein Stück moderner Tyrannei“. Das Volk sollte wieder auf der Stufe stehen wie vor 1000 Jahren. Kein Wunder, wenn das Staatsbewußtsein und der Patriotismus wankten. Manche Wiener begrüßten die Blamage Österreichs im Krimkrieg und schmunzelten, als sie von dem Attentat auf Franz Josef hörten, freuten sich über die Niederlage bei Magenta und Solferino. 1866 sagten sie offen: „Die Preußen sollen nur kommen, wir werden ihnen goldene Brücken bauen.“

Die Schlacht bei Königgrätz galt als Gottesurteil. Der preußische Schulmeister hatte gesiegt. Liberalismus und Nationalismus triumphierten. Das Konkordat unterlag jenen Ideen, die es bekämpfen sollte. In Rom rief mit Recht ein Kardinal im Juli 1866: „Eine Welt bricht zusammen“. Intoleranz, Polizeigewalt und Gesinnungsterror sind nie Stützen eines lebensfähigen Staates. Für Österreich war das Konkordat kein Segen, sondern ein Sargnagel.

Quellen:

Boos „Enzyklopädische Handbuch der Erziehungskunde“

G. Boesche: „Geschichte des Protestantismus“

Srbik: „Deutsche Einheit“

„Österreichischer Schulbote“ 1855

Veröffentlicht in: Niederösterreichisches Lehrerblatt, Jan. 1960 S. 2, Feb. 1960 S. 6

Das Kreisamt

Die Lage des Bauernstandes war bis in die Zeit der Aufklärung eine schlechte; denn er gehörte dem Gutsherrn, war sein Höriger und Untertan. Von den Bauern in den Sudetenländern sagte man: „Der Bauer gehört wegen der Kontributionen und Pressuren, die er ausstehen muss, zu den heiligen Märtyrern“. Er wurde geprügelt, eingesperrt, er zahlte oft hohe Geldstrafen und war manchmal ein armer Mann, von einer Mitarbeit im Staate war er ausgeschlossen; wohl musste er Steuer zahlen und für sein Vaterland kämpfen und sterben, sonst hatte er nichts zu reden. Denen Begriff Bauernschutz kannte der Staat nicht.

Nach dem 30-jährigen Krieg verschlechterte sich die Lage dieses Standes noch mehr, der doch die Grundfeste des Staates war; Gewissenszwang, hohe Steuern und die harte Robot, sowie die Strenge und Willkür der Herrschaften brachten der Absolutismus. So ein Bauernschinder dieser Zeit war der Amtmann Claudio Bene in Steinebrunn, der für seine Missetaten im Grabe keine Ruhe finden konnte. Da war es kein Wunder, wenn die Bauern sich erhoben: und mit Gewalt ihre traurige Lage ändern wollten; dies geschah vor allem in den Sudetenländern, wo aber die Unruhen blutig unterdrückt wurden.

lm Zeitalter der Aufklärung führte die Regierung tiefgreifende Reformen für den Bauernstand durch - das Morgenrot einer besseren Zeit. Diese große Urbarialreform ist der Beginn einer staatlichen Agrarpolitik, die dem Bauernstand eine neue Grundlage gab, die er so notwendig brauchte, er war kein rechtloser Untertan, kein Höriger mehr, dem man jede Menschenwürde absprach, man erkannte seine Bedeutung im Staate, seine Steuerleistung und seine schweren Blutopfer in den Kriegen. Ein Geist der Humanität erfasste die Adeligen und Grundherren, die jetzt Berater und Helfer des Volkes wurden. Sie sahen im Untertanen den Mitmenschen, dem man im harten Lebenskampf beistehen musste. Sie waren Lehrmeister auf; wirtschaftlichem Gebiet und Praktiker, von denen die Dorfbewohner etwas lernen konnten; solche Herrschaften waren bei uns: Feldsberg, Rabensburg, Wilfersdorf, Nexing, Staatz und Ernstbrunn.

In dieser Zeit liegen die Anfänge einer staatlichen Agrarpolitik. Die Fesseln des Absolutismus wurden gesprengt, der Staat sorgte für einen Bauernschutz, für eine gerechte Verteilung der Steuern und Lasten, für eine bessere Schulbildung, für eine scharfe Kontrolle der Herrschaften sowie der Beamten und für die Aufhebung des Gewissenszwanges. Er errichtete Kreisämter: 1753 - bei uns in Gaunersdorf (Gaweinstal). Sie wurden zum Anwalt und Rechtsbeistand der Bauern, die nun nicht mehr der Willkür der herrschaftlichen Beamten ausgesetzt waren. Das Kreisamt nahm sich der Untertanen an, schützte sie vor Übergriffen der Herrschaft und stand ihnen bei Prozessen mit der Obrigkeit bei. Der Bauer fand da einen Rückhalt und gewann sein Selbstvertrauen sowie seine Menschenwürde.

Das Kreisamt überwachte das religiöse Leben in den Gemeinden, ebenso die Geistlichen und duldete keine Irrlehren, falls solche auftauchten; dies galt z. B. für die Brudergemeinden und Pietisten in Mähren, die keinen Rechtsschutz und Duldung genossen. Diese Bestimmungen setzte der Beichtvater der Kaiserin Maria Theresia durch, denn die Religion war ja in Österreich eine wichtige Stütze des Staates. Die Liebe zum Kaiserhaus und zur" römischen Kirche musste stets betont” werden; sie gehörte zur Vaterlandsliebe des Volkes. Dem Kreisamt erwuchs da eine wichtige Erziehungsaufgabe. Es duldete auf den Jahrmärkten und in Buchhandlungen keine ketzerischen und antireligiösen Bücher sowie Flugschriften. Die Freimaurerei war strenge verboten, doch tauchte sie in Wien auf und hatte da viele Anhänger, auch Mozart gehörte einer Loge an.

Die katholischen Geistlichen sollten einen exemplarischen Lebenswandel führen und dem Volk ein Vorbild sein, ihre Pflichten als Seelsorger genau erfüllen, die Predigten sowie Kinderlehren halten, die Kirchengelder zu keinem anderen Zweck verwenden, alle Jahre eine genaue Rechnung legen über Einnahmen und Ausgaben, in der Kirche beim Gottesdienst und in der Predigt nicht die staatlichen Verhältnisse kritisieren, politisieren oder gar verspotten. Den Geistlichen war es verboten, längere Zeit sich vom Dienstorte zu entfernen und keine neuen Prozessionen und Wallfahrten einzuführen, die kirchlichen Stiftungen mussten sie genau überwachen und keine kostspieligen Gastmähler abhalten.

Sonntagsarbeit war damals untersagt, doch konnten die Bauern in der Erntezeit nach dem Gottesdienst arbeiten. Über religiöse Dinge zu spotten oder Witze zu machen, war sehr streng verboten und wurde fest gestraft. Fehler und Vergehen der Geistlichen wurden geheim gehalten und nicht veröffentlicht.

Das Kreisamt visitierte die Schulgebäude, doch lag das ganze Schul- und Bildungswesen in der Hand der Kirche; ein geregelter Schulbetrieb fehlte in den Dorfgemeinden; der Schulbesuch ließ viel zu wünschen, da die Kinder oft viele Tage grundlos dem Unterricht fern blieben. Man sprach daher damals mit Recht von einem Schulschlendrian in Österreich. Die Regierung stellte nur geprüfte Lehrer in den Schulen an. 1777 erhielt Wolkersdorf eine Haushaltungsschule für Bauernmädchen.

Auch die Straßen, Brücken und Verkehrswege hatte das Kreisamt zu überwachen. Jeder Kreis stellte ein Regiment für das Militär. Der Kreishauptmann, der in der Regel ein Adeliger war, bereiste öfters seinen Kreis und überwachte die Gemeinde sowie die Herrschaften, er war kein gerngesehener Gast. Die Reisen wurden oft angekündigt, sodass die Straßen rasch durch Roboter ausgebessert wurden, damit der Vorgesetzte einen guten Eindruck bekam, es gab auch bei uns „Potemkinische Dörfer".

Zum Pflichtenkreis des Kreisamtes gehörten: die Bekämpfung der Feuersgefahr, die Sorge um Ruhe und Sicherheit in den Gemeinden, vor allem die Nachtruhe und die Verwendung von geeichten „zimentierten” Maßen und Gewichten bei den Kauf- und Handelsleuten. 1764 tauchte zum ersten Mal der Plan einer Feuerversicherung auf. Die Städte und größeren Gemeinden schafften einfache Feuerspritzen an, die zum großen Teil in Brünn hergestellt wurden; bei den Bauern gab es noch den Feuereimer; jedes Haus sollte einen haben und bei einem Brand damit am Feuerplatz erscheinen. Viele Bewohner lehnten damals eine Feuerversicherung ab und sahen darin eine Sünde; denn sie sagten: „Womit soll dann der Herrgott die sündigen Menschen strafen?”

1764 verlegte die Regierung das Kreisamt von Gaweinstal nach Würnitz. Von 1768 an durfte die Herrschaft nun Strafen verhängen, die nicht den Wert von 72 den überstiegen. Die Sonnwendfeuer wurden verboten, ebenso die Oster- und Weihnachtsspiele, das lustige Faschingstreiben in den Dörfern, die Kirtage und die Rockengänge. Diese Anordnung beachtete aber das Volk wenig und ließ sich die Freude an den alten Bräuchen nicht nehmen. Die Regierung machte da einen Fehler, weil gerade bei uns viele alte Sitten vergessen wurden.

Den Bauernschutz betrachtete das Kreisamt als ein wichtiges Gebot und führte ihn strenge durch. Die Herrschaften vermieden jede Willkür und Schikane; ein humaner Zug machte sich in den Ämtern und Kanzleien bemerkbar. Dem Adel und den Geistlichen war oft diese Milde nicht recht. Verurteilte der Amtmann einen Untertan zu einer achttägigen Strafe oder gar zur Abstiftung, so hatte er es beim Kreisamt zu melden, das seine Einwilligung nach reichlicher Überlegung gab oder ablehnte.

Pachtverträge mit der Obrigkeit, jeder Tausch, jede Trennung von Grund und Boden sowie alle Verträge mussten dem Kreisamt vorgelegt werden, nicht aber die unter den Bauern selbst abgeschlossen wurden. Die Herrschaftsbeamten leisteten dem Kreishauptmann einen Diensteid und wurden so Staatsbeamte. Ihre Beurteilung im öffentlichen Dienst „Conduitenliste" stand dem Kreisamt zu; es konnte auch die Herrschaft strafen, die gegen Gesetz und Recht verstieß. Alle Strafprotokolle der Herrschaften und Städte - bei uns Laa - wurden dem Kreishauptmann vorgelegt, der sie überprüfte. Er ließ auch die Abgaben und Leistungen der Bauern kontrollieren, die sie entrichteten; konnte die Herrschaft diese nicht urkundlich belegen, so wurden sie gestrichen. Die Grundbücher führten die Beamten genauer als früher. Die Abstiftung eines Untertanen vollzog der Kreishauptmann, nicht aber die Herrschaft; dies geschah nur, wenn er ein Verbrechen begangen hatte oder 3 Jahre lang keine Steuern und Abgaben zahlte.

Jede Gemeinde meldete dem Amte Ausgaben, die 100 fl überstiegen, und bat um die Erlaubnis dazu. Wollte sie einen Gemeindebesitz verkaufen, so ersuchte sie ebenfalls um die Zustimmung; die Gemeinden waren verpflichtet, alle Einnahmen sowie Ausgaben genau zu verrechnen, keine Gastmähler auf Gemeindekosten zu veranstalten, die öffentlichen Gebäude in gutem Zustand zu erhalten und den Gemeindewald nicht zu verpachten. Poysdorf musste 1763 die Wahl eines Gemeindeschreibers noch einmal vornehmen, weil verschiedene Bedenken vorlagen und die Wilfersdorfer Herrschaft ihn ablehnen würde.

1764 verlegte die Regierung das Kreisamt von Gaweinstal nach Würnitz und 1774 nach Korneuburg. Die Gemeinden an der mährischen Grenze hatten da einen weiten Weg, wenn sie eine Beschwerde Vorbringen wollten. Wichtig war die Einführung von Amtstagen bei den Herrschaften. Der Bauer konnte seine Erzeugnisse frei auf dem Markt verkaufen. Der Fürkauf war den Herrschaften streng untersagt.

Die Reformen kamen zu schnell, sodass sie das Volk, dem die Schulbildung und das Verständnis fehlten, nicht verstand und oft sogar ablehnte; denn es war an das Althergebrachte gewohnt und konnte sich davon nicht leicht trennen.

Das Kreisamt schaute darauf, dass Pranger, Holzesel und die Prügelbank aus dem Dorfbild verschwanden; die entehrenden öffentlichen Strafen unterblieben, die Leibeigenschaft wurde aufgehoben und so dem Untertan die Menschenwürde gegeben. Auf seinen Reisen visitierte der Kaiser die Beamten des Kreisamtes, ob sie ihre Pflichten auch genau erfüllten; sie mussten sich im Verkehr mit dem Volk eines höflichen Tones bedienen, nicht grob anfahren, sie nicht beschimpfen und bereitwillig ihnen Auskunft geben; auch durften sie nicht schimpfen und sie lange warten lassen, ehe sie geruhten, ihre Bitten und Klagen anzuhören. Im Dienste hatten sie stets freundlich aufzutreten und nicht zu hohe Kosten bei Amtshandlungen zu verlangen. Jeder Bauer und Untertan hatte das Recht, persönlich dem Kaiser eine Klage oder Beschwerde schriftlich zu überreichen, doch musste sie eine Unterschrift haben.

Das Kreisamt überwachte das kaiserliche Verbot der Wallfahrten; Bildstöcke und Wegkreuze sollten abgebrochen werden, ebenso Wallfahrtskirchen z. B. in Ernstbrunn. Es überprüfte die Gefängnisse bei den Herrschaften, ob sie rein, gesundheitlich einwandfrei waren und ein Entfliehen daraus unmöglich ist. Die Nikolsburger Juden konnten in den Gemeinden des Grenzlandes mit ihren Waren hausieren gehen, sich aber nicht dauernd niederlassen.

Erschien der Kreishauptmann dienstlich in einer Gemeinde, so bereitete ihm die Bevölkerung einen Empfang wie einem Bischof. Ein Triumphbogen, der mit Blumen und grünen Tannenästen reich geschmückt war, durfte nicht fehlen. Hier begrüßte ihn der Dorfrichter mit den Geschworenen. Die Schulkinder bildeten ein Spalier, die Dorfbewohner bildeten den Hintergrund des festlichen Empfanges. Alle blickten mit Ehrfurcht zu dem strengen Herrn, der es sich oft nicht nehmen ließ, mit einem der Bewohner zu sprechen. Dieser war dann stolz auf die hohe Ehre und manch anderer beneidete den Glücklichen. Es waren noch immer die alten patriarchalischen Verhältnisse, an denen das Volk festhielt, es hatte Achtung und Ehrfurcht vor der Obrigkeit und den Vorgesetzten.

Die französische Revolution erschütterte ganz Europa und leitete einen neuen Zeitabschnitt in der Geschichte der Menschheit ein, was aber viele Herrscher nicht anerkannten. In Österreich waren Kaiser Leopold ll. und Franz l. Gegner der neuen Ideen und stellten teilweise die Reformen ein; denn nach ihrer Meinung führten Freiheit und Volksbildung nicht zum Glück der Untertanen. Sie würden auf falsche Bahnen gelenkt und irregeführt. Das Volk sollte arbeiten, Steuern zahlen, fromm und bescheiden sein, nicht die Regierung und Kirche kritisieren, was ihnen nur Schaden und keinen Nutzen bringe.

1793 visitierte der Promedikus Werner vom Kreisamte die Poysdorfer Apotheke, die sehr unrein und schmutzig war; er verwarnte den Besitzer und forderte mehr Reinlichkeit; doch das nutzte nichts; denn als der Promedikus nach zwei Jahren wieder nach Poysdorf kam, fand er den alten liederlichen Zustand. Nun drohte ihm das Kreisamt mit der Sperre der Apotheke, wenn er nicht auf Sauberkeit mehr schaue.

Der junge Karl Friedrich Kübeck, der beim Olmützer Kreisamte Dienst machte, klagte über den Stolz und Hochmut des Kreishauptmannes, der seine Beamten von oben her behandelte; bei ihm galt nur Geburt und Würde, nicht Wissen und Begabung; er war wie viele dieser Zeit ein Herrenmensch aus der alten Zeit vor der französischen Revolution; Arbeit im Interesse des Volkes war solchen Adligen oft ganz fremd. Auch der Kaiser Franz, ein konservativer Herrscher, hielt am Althergebrachten fest und lehnte alle Reformen ab; er war ein Gegner der neuen Ideen, die von Frankreich zu uns kamen und die in den Kreisen der Jugend begeistert aufgenommen wurden. 1804 tadelte der Kaiser die Beamten, weil sie nicht mit gepudertem Haar, ohne Haarzopf und Haarbeutel öffentlich erschienen. Kübeck weilte 1809 in der Franzosenzeit in Poysdorf, wo er am Fronleichnamstag an dem Umgang teilnahm, in Wilfersdorf und Gaweinstal. Er schilderte die Beamten als echte Speichellecker, Pedanten, neidisch, rücksichtslos gegen das Volk, ohne eine richtige Überzeugung und klatschsüchtig.

Von einer Urbarialreform hörte man nichts. Die Regierung überließ es der Zeit, da würde schon etwas herauskommen. Das Kreisamt büßte seine alte Stellung ein, es wurde mehr eine bürokratische Einrichtung. Die Beamten waren keine wirtschaftlichen Führer und Wegweiser für die Bauern. Österreich war ein Polizistenstaat, von dem es hieß: „Alle Macht geht vom Hochadel und der Kirche aus, das Volk hat da nichts mitzureden.” Die freiheitlichen Bestrebungen wurden unterdrückt und die führenden Männer wanderten in das berüchtigte Gefängnis auf dem Brünner Spielberg.

1834 starb in Feldsberg Theobald Wallaschek, der die fürstliche Herrschaft zu einem Mustergut machte, zu einem wirtschaftlichen 'Mekka in unserer Heimat, eine Wohltat für die Bauern in den umliegenden Gemeinden.

Das Kreisamt nahm sich in der Biedermeierzeit der Schule und Volkserziehung an; der Kreishauptmann besuchte die Schulen, visitierte die Gebäude, die Tätigkeit der Lehrer und erkundigte sich um ihre Besoldung. Die religiöse Erziehung ließ zu wünschen; denn die Brautleute zeigten beim Brautexamen eine große Unkenntnis, sodass die Obrigkeit anordnete, solche Brautpaare dürften nicht getraut werden.

Wer eine schriftliche Eingabe beim Kreisamt einbrachte, musste sich eines demütigen Tones bedienen - untertänigst, ehrfurchtsvoll, gehorsam die hohe Obrigkeit bitten. Der Poysdorfer Marktrat ersuchte am 9. Juni 1835 die Regierung in Wien um die Bestätigung ihrer Privilegien an, wie dies immer bei einem Thronwechsel üblich war; da wusste aber die Hofkanzlei nicht, wie sie sich zu diesem Fall verhalten sollte. Die Bestätigung unterblieb und Poysdorf ersparte damit eine hohe Geldausgabe.

Das Kreisamt büßte seine Stellung als Anwalt des Bauernstandes langsam ein. Den Beamten fehlte der praktische Sinn für wirtschaftliche Angelegenheiten, für zeitgemäße Reformen und für eine Agrarpolitik, man wurstelte weiter bis zum Jahre 1848.

Die Revolution hob den alten Feudalstaat auf, d. h. Bauer war ein freier Staatsbürger, kein Untertan des Grundherrn; die Herrschaften - Dominien - verloren ihre Stellung im politischen Leben und ihren Einfluss auf die Gemeinden, auch das Kreisamt wich den Bezirkshauptmannschaften und Bezirksgerichten. Die Monarchie wurde mit einer kurzen Unterbrechung auf liberaler Grundlage neu aufgebaut. An dieser Arbeit nahmen u. a. der erwähnte K. F. Kübeck teil († 1855) und Alexander Freiherr von Bach, ein Sohn unseres Weinlandes; er stammte aus Loosdorf bei Laa. Er war stets das Muster eines pflichteifrigen Beamten der alten Monarchie, der als Finanz- und Justizminister stets ein Vorbild für seine Untergebenen sich zeigte.

Die Wiener verspotteten ihn wie auch die anderen führenden Männer der Regierung - Bruck, Grüne und Kardinal Rauscher in einem Vierzeiler:

„Wenns Bacherl vertrocknet

und das Brückerl bricht,

wenns Rauscherl verstummt

und's Grüne verschwind't,

kommt's Glück - eher nicht."

Quellen:

Geschichte der Land- und Forstwirtschaft in Österreich 1848 -98

Arneth: Geschichte Maria Theresías

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtenstein'schen Archiv

Poysdorfer Gemeinde-Archiv (1945 verbrannt)

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1975, S. 188 - 190

Das landwirtschaftliche Schulwesen in unserer Heimat

Schon Karl der Große (768-814) erkannte die Wichtigkeit des bäuerlichen Unterrichtes für die Dorfbewohner, da er seine königlichen Güter und Höfe als Musterbetriebe einrichtete, die Vorbild für das Landvolk sein sollten; die königlichen Beamten hatten die Pflicht, aufzuklären und Unterweisungen und Anregungen für eine bessere Wirtschaft den Bauern zu geben. Unter den Klöstern waren es die Zisterzienser, die dem Beispiele Karls folgten, und ihre Höfe galten den Untertanen als Vorbild.

Im Weinland, dem die großen Abteien fehlten, waren die Grundherren Pioniere und Lehrer, Ratgeber und Wegweiser, die den Grundsatz vertraten: „Besitz verpflichtet“; denn ihre Musterbetriebe ersetzten eine landwirtschaftliche Schule. Das Vorbild wirkte mehr als der schönste Vortrag; denn schon die Römer sagten: „Verba movent, exempla trahunt“ (Anm.: „Wörter bewegen, Beispiele reißen mit“). Die Grundherren hatten selbst ein Interesse daran, daß die Bauern zeitgemäß wirtschaften, weil sich dann ihr Zehent vergrößerte. Dem standen aber das Mißtrauen und der konservative Geist sowie der Egoismus der Bauern gegenüber, die sich schwer vom Althergebrachten trennen können.

In der Zeit der Renaissance machten unsere Adeligen weite Reisen in das Ausland, wo sie viel Neues sahen und an den Schulen lernten. Für unsere Heimat waren es die Liechtenstein, die im Laufe der Zeit eine große Pionierarbeit zum Wohle der Heimat und ihrer Bewohner leisteten. Feldsberg, Rabensburg und Wilfersdorf waren stets Mustergüter für die Bauern, die hier etwas lernen konnten.
Der Fürst Gundacker von Liechtenstein (1580 bis 1658) führte in Wilfersdorf eine planvolle rationelle Wirtschaft ein, gab den Beamten genaue Vorschriften, die sie genau einhalten mußten. Er war der erste Nationalökonom, der seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Er vertrat den richtigen Standpunkt: „Mehr Volk, mehr Arbeit, mehr Geld im Land.“ Schulen hielt er für notwendiger als Klöster. Seine Zeit verstand weitblickenden Fürsten nicht, am allerwenigstens die Bauern, die zum Großteil bei uns Analphabeten waren. Im Gegensatz dazu standen die Wiedertäufer, Habaner genannt, welche den Wert einer guten Schulbildung erkannten und in ihren „Brüderhöfen“ Mistelbach, Wilfersdorf, Poysdorf und Walterskirchen Musterbetriebe schufen.

Die Idee des Merkantilismus fielen auch bei uns auf fruchtbaren Boden. Der fürstliche Inspektor Johann Wiegand verlangte 1763 in seinem Buche „Der erfahrene Landwirt“ eine bessere Schulbildung für das Landvolk, Pflege der Naturwissenschaften, Kampf gegen die Unwissenheit, gegen den Aberglauben und gegen die unrichtigen Bauernregeln. 1777 sprach man zum ersten Mal von einer Ackerbauschule in Wolkersdorf und später von einer Haushaltungsschule für Bauerntöchter. Die neue Staatsschule und die Ideen der Aufklärung leiteten eine reformfreudige Zeit ein, die bestrebt war, die Agrarwirtschaft auf einer geistigen Grundlage aufzubauen und dem Bauer das nötige Rüstzeug im Lebenskampf zu gehen.

In Rabensburg wirkte der Amtmann Ferdinand Blumenwitz um 1814 im neuen Geiste; in Feldsberg vertrat Theobald Wallaschek Edler von Walberg (1745 bis 1834) ganz moderne Ansichten und machte Feldsberg zu einem „agrarischen Mekka“; da lernten die Bauern in den Nachbargemeinden die Neuerungen auf allen Gebieten der Landwirtschaft. Wallaschek vertrat seine Ideen in zahlreichen Büchern und Schriften. Blumenbach verurteilt in seiner „Neuesten Landeskunde“ die Vorurteile der Bauern gegen Reformen, ihre Unwissenheit und ihre Abneigung gegen wohlgemeinte Ratschläge. Ein hervorragender Nationalökonom war Franz Ritter von Heintl (1769 - 1839), ein gebürtiger Nordmährer, der in Nexing ein Mustergut schuf, über das die Bauern zuerst spotteten, das sie dann aber mit Bewunderung betrachteten; zu seinen Weingärten, Wiesen, Feldern, Obstgarten und Stallungen erschienen sie aus den umliegenden Dörfern, schüttelten die Köpfe, staunten und sprachen voll Bewunderung und Hochachtung von der Arbeit dieses Mannes, der ein Pionier und Lehrer des Fortschrittes war; sein Beispiel galt mehr als ein Buch oder Vortrag; er betrieb seine Wirtschaft auf rationeller Grundlage, forderte bessere Schulen, einen praktischem Unterricht, Geschichte, Heimatkunde, Staatsbürgerkunde sowie Toleranz gegen Andersgläubige. Die Rebschulen in Feldsberg und Nexing waren damals etwas ganz Neues im Weinbau. Heintl gründete 1807 die Wiener Landwirtschaftsgesellschaft, der meist adelige Großgrundbesitzer angehörten.

Musterbetriebe im Weinland waren damals die Herrschaften in Ernstbrunn, Staatz, Ebendorf und Steinebrunn. Nach 1800 nahm sich auch die Regierung des Bauernstandes an, der im Vergleich zu anderen Ländern rückständig war; man setzte Prämien für gute Leistungen aus, suchte durch Belehrung und Ausstellungen die bodenständige Landwirtschaft zu verbessern und das geistige Niveau der Bauern zu heben. Leider verschlechterte man die allgemeine Volksschule und die „gute Biedermeierzeit“ wies einen gewaltigen Rückschritt auf allen Gebieten auf.

Das Jahr 1848 brachte dem Bauer wohl die Freiheit, doch berührte der Umsturz weder die Schule noch das Bildungswesen, das dem Bauer das Rüstzeug für die neue Zeit gegeben hatte; das war ein schwerer Fehler. Wie sollte sich der Bauer zurecht finden, da er durch Jahrhunderte am Gängelband der Herrschaft geführt worden war, er hatte das wirtschaftliche Denken, den Blick in die Zukunft verloren, war streng konservativ, hatte kein Geld für Neuanschaffungen und Verbesserungen. Das war die goldene Zeit der Wucherer und Geldverleiher, die viele Bauern zu Bettler machten; dazu kamen Mißernten, Großfeuer und die schlechte Finanzlage Österreichs sowie die Konkurdatschule, die jeden Fortschritt lähmte.
Da gründete der Feldsberger Bezirksvorsteher Vinzenz Russo 1852 einen landwirtschaftlich Verein für das Grenzland, der Kurse und Vorträge in den Dörfern hielt; es ist beschämend, daß fast keine Bauern dazu erschienen, da sie kein Interesse hatten und die „Büchlaweisheit der Gstudierten“ ablehnten. Hatten doch die Poysdorfer den Bezirkshauptmann kurz zuvor in den Poybach geworfen, Für den Fortschritt war der Weinbauer nicht zu haben; und doch zeigte sich ein bescheidenes Morgenrot, als die Herrschaften Ackerbauschulen errichteten: 1849 eine auf dem Gute Weißenhof bei Klosterneuburg, die 1850 nach Neu Aigen kam, 1852 auf dem Gute Dillmannshof bei Wiener Neustadt, 1857 in Großau bei Raabs und 1869 in Klosterneuburg, Wie gering das Interesse für Fortbildung in den Dörfern war, zeigte sich 1852, als sich aus dem Grenzlande nur ein Bauernbursche aus Schrattenberg, Johann Kremser, für die Schule in Dillmannsdorf meldete.

1852 veranstaltete der Feldsberger Bezirksverein eine Viehausstellung, weil die Viehzucht im Grenzlande zu wünschen ließ, da die Blutauffrischung fehlte. 1873 konnte in Feldsberg mit Unterstützung des Fürsten Liechtenstein eine Ackerbauschule errichtet werden. Die Niederlage bei Königgrätz 1866 öffnete der Regierung die Augen, sodaß sie der Volksbildung und dem Schulwesen mehr Beachtung schenkte. 1869 erschien das Reichsvolksschulgesetz, das in Österreich das Schulwesen dem Staate übertrug. Nun war die Bahn zum Fortschritt frei, 1869 wurde in Krems eine Winzerschule eingerichtet, die für den Wachauer Weinbau notwendig war. In Feldsberg hatte der rührige Bezirksverein die erste Weinbau-Ausstellung veranstaltet die großes Aufsehen erregte und auf die Besucher einen starken Eindruck machte. Im gleichen Jahr erhielt Mödling eine landwirtschaftliche Mittelschule - das Franzisco-Josephinum“. In Feldsberg und Poysdorf besuchten 1870 die Bauernburschen eine landwirtschaftliche Fortbildungsschule, in der im Winter am Mittwoch und Samstag je drei Stunden unterrichtet wurde. Wulzeshofen bei Laa a. a. Th. richtete der Lehrer Karl Luze eine bäuerliche Fortbildungsschule ein, die aber bald einging, weil sich keine Besucher meldeten. Poysdorf stellte in der alten Schule einen Raum für die Fortbildung der Bauernburschen zur Verfügung und gründete 1875 eine Volksbibliothek. Überall hörte man den Ruf: „Wissen ist Macht“. Auch der Dorfbewohner müsse mit dem Fortschritt und der neuen Zeit gehen. Die Gegner dieser liberalen Auffassung blieben nicht untätig da sie sagten“. Die Religion ist in Gefahr.“ So entstand in Poysdorf ein katholisches Kasino, das die neuen Ideen bekämpfte. In den Gemeinden entwickelten sich zwei Parteien: die konservative oder klerikale und die fortschrittliche oder liberale, dadurch war der Gemeindefriede gestört. Der Geistliche stand auf der Seite der ersten Partei, der Lehrer meist auf der Seite der anderen. Der Geistliche war ein Gegner der Neuschule und der liberal-gesinnten Lehrer und stärkte so in der Gemeinde die Abneigung gegen Reformen und Verbesserungen im Dorfleben.

Eine Pionierarbeit, die man erst nach Jahren bemerkte, leistete die Wiener Hochschule für Bodenkultur (1872 gegründet) und die Klosterneuburger Höhere Lehranstalt für Obst- und Weinbau; aus beiden gingen bedeutende Fachgelehrte hervor, die Österreich so dringend brauchte, sollte es nicht hinter dem Ausland zurückbleiben.

1884 sprach man von landwirtschaftlichen Winterschulen in den größeren Landgemeinden; doch fehlten die Lehrkräfte und erfahrenen Fachleute; auch wurde kein Zwang ausgeübt. Das war ein Fehler, weil ein bekannter Spruch lautet: „Wo der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß.“ Wichtig war die Militärdienstzeit der Bauernsöhne, die aus verschiedenen Teilen des Landes und des Reiches zusammenkamen und die in der Freizeit ihre Ansichten und Meinungen austauschten.

Die Regierung führte am 21. Juli 1888 an den Lehrerbildungsanstalten den Unterricht in Obst- und Weinbau ein, Böhmen verlangte dazu die Bienenzucht. Dieses Gesetz fand Anhänger und Feinde; es war aber notwendig, daß der Lehrer einen Einblick in die bäuerliche Landwirtschaft erhielt und so in den Winterkursen unterrichten konnte. Der Lehrer sollte Herz und Sinn für die bäuerliche Jugend besitzen, die mit 14 Jahren die Schule verließ. Laa, Mistelbach und Poysdorf forderten eigene Landwirtschaftsschulen.

Der Poysbrunner Pfarrer Rauch hielt 1889 in Poysdorf eine gehässige Predigt vor vielen Wallfahrern gegen die Neuschule und gegen die liberalen Lehrer, die eine echte Heimsuchung fürs Volk wären, gegen Freiheit, Aufklärung und Fortschritt. Die Lehrer stellen nur Gehaltsforderungen und verlangen die Abschaffung des Religionsunterrichtes in den Schulen. Alle Schlechtigkeit in der Welt brächten die Lehrer, die Neuschule und der Fortschritt. Der Kooperator Müllner in Poysdorf griff wieder die liberale fortschrittliche Gemeindevertretung in seinen Predigten an, sodaß Klagen und Proteste gegen diese Art Gotteswort laut wurden und der Gemeindefriede gestört war. Kein Wunder, wenn die Bauern Gegner jeder Fort- und Schulbildung wurden.

1890 sprach man wieder von der Notwendigkeit, landwirtschaftlicher Winterschulen, die der Jugend das Rüstzeug im Lebenskampf geben sollten; denn dies Anfänge des Genossenschaftswesens und der Raiffeisenkassen zeigten sich in einigen Gemeinden. Wieder war es der Großgrundbesitz, der da mit gutem Beispiel voranging — das Gut Ebendorf bei Mistelbach. Daß die Lehrer da fleißig mitarbeiteten und viele Stunden ihrer Freizeit opferten, sei besonders erwähnt. Landwirtschaftliche Kasinos wurden gegründet — 1890 Schrattenberg, Vorträge in den Wintermonaten gehalten, Ausstellungen besucht und nach 1893 Wanderversammlungen eingeführt. Die Jugend las Fachzeitschriften und Bücher, sie war mehr als die Alten dem Fortschritt und der neuen Zeit zugänglich. Im Schulgarten fanden sie genug Anregung dazu.

Das Auftreten der Peronospora und der Reblaus in den Weingärten rief große Bestürzung in den Gemeinden hervor; da hatte die Feldsberger Schule Hochbetrieb; denn die Lehrer hielten Vorträge, Kurse und Lehrgänge, die sogar gut besucht waren. 1895 nahm die Höhere Obst- und Gartenbauschule in Eisgrub ihre Tätigkeit auf; sie genoß die Unterstützung der Liechtenstein in ausgedehntem Maße.

Die landwirtschaftlichen Mittelschulen wurden von den Studenten nicht hoch eingeschätzt, da es allgemein hieß: „Wer für eine andere Mittelschule nicht taugt, geht in eine landwirtschaftliche.“ Die vom Staate eingerichteten Ackerbauschulen mit ein- oder zweijähriger Dauer waren nur für Bauernsöhne bestimmt, die eine Volksschule mit Erfolg besucht hatten. Es fanden sich im Gegensatz zu Preußen so wenig Schüler, daß man bei uns wieder zu den Winterschulen überging. Diese Schulen unterstanden dem Ackerbauministerium, die Hochschule für Bodenkultur aber dem Unterrichtsminister.

1896 ließ die Gemeinde Poysdorf zwei landwirtschaftliche Winterkurse abhalten. Mistelbach erbaute 1898 eine Winzerschule. In Poysdorf wollte die Gemeinde eine solche in der neu erbauten Schule unterbringen, doch siegte der konservative Geist. 1913 verlangten die fortschrittlichen Bauern Poysdorfs energisch eine Winzerschule, da die neuen Wirtschaftsmethoden eine solche dringend erfordern. Der erste Weltkrieg brachte einen Stillstand in den Bestrebungen, die bäuerliche Jugend im neuen Geiste der Wirtschaft zu erziehen.

Als die Tschechen sich 1919 weigerten, die Feldsberger Schule zu übernehmen, sollte sie mit dem ganzen Inventar Poysdorf übernehmen. Dazu wollte man die Gerberei Petzl, den alten Schüttkasten, den Kindergarten und einige Gemeindeäcker verwenden. Doch lehnte Poysdorf die Schule ab; beim Inventar befand sich eine Arbeit über die Landwirtschaft im Grenzlande, die aber in den Ofen wanderte (!!). Die Feldsberger Schule fand einige Jahre in Laa a. d. Th. eine Heimstätte.

Nun wünschte Poysdorf eine Haushaltungsschule für Bauerntöchter und sprach von großen Plänen und Reformen beim Bier- und Weintisch, doch blieb alles beim alten; der konservative Geist hatte wieder gesiegt. Von 1922 bis 1938 organisierte die Mistelbacher Winzerschule in den größeren Gemeinden fallweise Winterkurse; doch bestand kein Zwang. 1923 wurde in der Poysdorfer Hauptschule eine Schulküche für die Mädchen eingebaut.

Das Land richtete 1954 landwirtschaftliche „Sprengelschulen“ in den größeren Gemeinden ein, so z.B. in Laa, Poysdorf, Großkrut, Mistelbach usw., die von der Bauernjugend besucht werden müssen; nach Zeitungsberichten sind diese Schulen auf dem Lande nicht überfüllt; manche könnten ganz ruhig geschlossen werden; dies geschah 1963 in Weigelsdorf. Die Regierung gab sich immer Mühe, das geistige Niveau des Bauernstandes zu heben; doch lehnten es viele ab; gegen diesen Geist ist schwer anzukämpfen. Ich redete in Poysdorf einem 15jährigen Burschen 1948 zu, eine Winzerschule zu besuchen; da bekam ich die Antwort: „Was dort gelernt wird, hab’ ich schon lange vergessen.“ Wir müssen es der Zukunft überlassen, die einen Wandel auf diesem Gebiet bringen wird. Soll „der Vetter vom Land“, wie man früher einen Dorfbewohner in Wien nannte, weiterleben oder doch vergessen werden? Bildung und Wissen ist eine Macht, die heute jeder anerkennen muß.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Dr. Treixler „Franz Ritter von Heintl“ in „Unsere Heimat“, 1936.

M. A, Becker „Feldsberg in Niederösterreich“ in den „Blättern des Vereines für Landeskunde“, 1886.

Johann Gaunersdorfer „Landwirtschaftliche Schulen“ in dem „Handbuch der Erziehungskunde“ von

J. Loos.

Poysdorfer Gemeindearchiv.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, April 1946, S. 4, Mai 1946, S. 5

Das Marktrecht in Poysdorf

Am 4.Mai 1582 erhob Kaiser Rudolf II. die Gemeinde Poysdorf zum Markte, gab ihr das Recht, den „Dreikönigsmarkt“ und jeden Freitag den Wochenmarkt abhalten zu dürfen.

Am 9.August 1616 bewilligte Matthias der Marktgemeinde Poysdorf einen Ross- und Jahrmarkt zu Jubilate, d. i. anfangs Mai.

Unter Ferdinand III. wurden der Marktgemeinde alle Rechte, Freiheiten, die 4 Jahr- und Wochenmärkte am 20.August „conﬁrmiert“, die 4 Jahrmärkte waren der Dreikönigs-, der Jubilate-, der Johann der Täufer- und der Egidimarkt; auch die Anwendung des Wappens wurde ihnen gestattet.

Am 25.März 1837 erhielt die Gemeinde von Kaiser Ferdinand I. den Allerheiligenmarkt, das ist der Montag nach dem 1.November.

Die Rossmärkte wurden immer am Samstag, die Jahrmärkte am nächsten Montag zu den festgesetzten Tagen abgehalten.

Jeder Kaiser bestätigte der Gemeinde alle Freiheiten, Rechte, Jahr- u. Wochenmärkte und zwar:

Kaiser Ferdinand III. am 20. 04. 1656

Kaiser Leopold I. am 10. 03. 1667

Kaiser Karl VI. am 16 .07. 1715

Kaiserin M. Theresia am 24. 10. 1741

Kaiser Josef I1. am 15. 03. 1787

Kaiser Franz II am 01. 11. 1795.

Die Urkunden liegen im n.ö. Landesarchiv/Landhaus, unter Poysdorf-Pottendorf. Die Urkunden von Kaiser Rudolf und Matthias dürften im 30 jährigen Krieg in Verlust geraten sein. Aktenmaterial vom Jubilatemarkt besitzt das Hausarchiv des Fürsten Liechtenstein in Wien. Unter Kaiser Ferdinand I. hörten die Bestätigungen der Freiheiten auf.

Handschrift von Franz Thiel

Das Maurerhandwerk im nordöstlichen Niederösterreich

Von einem Maurerhandwerk auf dem Lande kann man erst im ausgehenden Mittelalter sprechen, weil früher die Leute sich meistens die Häuser selbst erbauten; wo es Maurer gab, gehörten sie zu der Wiener Bauhütte St. Stephan.

Erst im Zeitalter der Renaissance entwickelte sich eine größere Bautätigkeit, Ziegel und Steine sind damals das Material gewesen, und viele fremde Meister aus Italien, Tirol und Vorarlberg wirkten da im Grenzland; die italienischen gerieten mit den bodenständigen Meistern öfters in Streit; es ist möglich, dass die Tiroler und Vorarlberger infolge der religiösen Wirren zu uns kamen, weil zahlreiche Wiedertäufer um diese Zeit bei uns und in Südmähren erschienen und hier eine ersprießliche Tätigkeit entfalteten. Die Brudergemeinden verfügten über tüchtige Handwerker (Bräumeister, Hutmacher, Bader, Weber und Maurermeister).

Nach dem böhmischen Aufstande wurden diese Brüder 1624 vertrieben und fanden in der benachbarten Slowakei und zwar in St. Johann, Schützen und anderen Orten eine sichere Arbeit, von wo sie der Fürst Karl von Liechtenstein und seine Brüder zum Aufbau der zerstörten Schlösser und Wirtschaftsgebäude in Hohenau und Rabensburg beriefen. Damals mangelte es an tüchtigen Meistern bei uns, so dass man solche aus der Hainburger Gegend berief. Die Handwerker waren ja meist Fremde, weil unsere Heimat arm an fähigen Leuten für verschiedene Berufe war und sich auf den Zuzug fremder Meister verließ.

Poysdorf war der Sitz der Maurerzunft, die sich über das ganze Grenzland erstreckte. An dem Umgang am Fronleichnamstage mussten alle in Poysdorf teilnehmen, dann erfolgten die Freisprechungen gegen Bezahlung; nur Soldaten wurden umsonst freigesprochen.

Das Maurerhandwerk galt immer als ein Sommergeschäft, da in der schlechten und kalten Jahreszeit die Arbeit ruhte. Die besten Kräfte stellten einzelne Gemeinden des Falkensteiner Berglandes, wie Guttenbrunn, Zlabern, Stützenhofen und Neudorf, während die Weinorte wenig Arbeiter für diesen Beruf lieferten. Für die größeren Bauwerke nahmen die Orte meistens tüchtige Meister aus Wien, Mistelbach oder Nikolsburg.

Auffallend ist die geringe Zahl der Maurermeister im Marchfelde, wo erst nach dem Bahnbau eine größere Bautätigkeit einsetzte, die aber dann die Gemeinden des Hinterlandes weit überflügelte.

Solange die Zunftgesetze galten, blieb die Meisterwürde in der Regel in derselben Familie, die keinen „Zugeroasten“ aufkommen ließ.

1779 beginnen die Aufzeichnungen der Maurerzunft und hören nach 1888 ganz auf; die ersten Eintragungen verraten eine sorgfältige Gewissenhaftigkeit, die aber dann sehr nachlässt.

**Altmanns.**

Donat Schild 1798,

Franz Renner 1826.

**Altlichtenwarth.**

Josef Kaltschmied 1824.

**Asparn a.d. Z.**

Adam Meisel 1798,

Martin Neckam,

Matthias Seyberler,

Josef Hackl 1805,

Leopold Albert 1807,

Leopold Öhler1820,

Karl Scheidl 1829.

**Bernhardsthal .**

Michael Galhart1853.

**Bullendorf**.

Peter Planinger 1800,

Georg Planinger 1838.

**Drasenhofen.**

Ignaz KLein1797,

Andreas Hamer 1818,

Anton Neumann1824,

Josef Mehrwig 1824,

Paul Hollinger 1826,

Josef Franz 1831,

Johann Neumann,

Leopold Hollinger,

Johann Göschl 1833,

Jakob Kandler 1834,

Andreas Gebhart 1835,

**Drösing.**

Ignaz Fritz 1882.

**Dürnkrut.**

Josef Krintz 1814,

Matthias Hauer 1824,

Joh, Nürnberger 1844,

Sebastian Nürnberger 1846,

Josef Nürnberger 1858,

Johann Nürnberger 1866.

**Ebenthal.**

Lorenz Amon 1791,

Michael Hauer 1798,

Ferdinand Rauchbüchl 1800,

Georg Berger 1801,

Matthias Hauer 1816,

Johann Berger 1817,

Leopold Berger 1822,

Andreas Kunst 1824,

Lorenz Beer 1827,

Jakob Lenz 1830,

Josef Zaiz 1831,

Johann Bär 1833,

Georg Hummel 1833,

Lorenz Käßmeyer 1837,

Josef Ehlend 1839,

Josef Lang 1839,

Matthias Sterzinger 1839,

Florian Hauer 1839,

Josef Hauer 1839,

Johann Lorenz 1851.

**Eichenbrunn.**

Benedikt Steininger 1806.

**Erdberg**

Johann Bayer 1805

Josef Brandl 1807.

**Falkenstein.**

Matthias Stadler 1804,

Josef Satzer 1818,

Sebastian Stadler 1835.

**Feldsberg.**

Joh. Georg Winkler 1785,

Andreas Gebhard 1785,

Adam Binder 1786,

Ignaz Winkler 1796,

Franz Hermann 1796,

Georg Winkler 1799,

Josef Gruber 1800,

Johann Scherr 1800,

Joh.Georg Eckstein-Steinmetz 1800,

Ignaz Dornbach 1801, Johann Gnädig 1801,

Anton Heinreich 1804,

Leopold Zusam 1806, Ferdinand Hipfinger 1807,

Johann Siegl 1807,

Jakob Wach 1811,

Franz Schleps 1815,

Anton Nestler 1819,

Franz Stoiber1819,

Josef Mair 1821,

Michael Schrefl 1822,

Andreas Römer 1823, Andreas Lehrl 1824,

Franz Lam 1824,

Johann Dungler 1824,

Josef Haupt 1825,

Michael Rausch 1827,

Anton Laml 1828,

Karl Schulz 1828

Johann Scherr 1829,

Josef Kerzl 1831,

Anton Baum 1832,

Ignaz Praser 1833,

Alois Stoppl 1837,

Anton Schüssel 1838,

Josef Heidenreich 1880.

**Föllim.**

Matthias Rieder 1795,

Johann Kugler 1806,

Josef Schwarzl 1822,

Siomon Zoman 1826,

Georg Koller 1828,

Andreas Ertl 1834.

**Fröllersdorf.**

Josef Gira.

**Gänserndorf-Unter.**

Ludwig Ehart 1887,

Johann Tersch 1841.

**Gaweinstal** (Gaunersdorf)

Leopold Anthofer 1799,

Matthias Seyberler 1799,

Karl Lehr 1818,

Johann Wallner 1850.

**Gnadendorf.**

Matthias Zillinger 1814.

**Götzendorf.**

Matthias Greitlhofer 1812,

Johann Kreidlhuber 1844,

Johann Laurenz 1846,

Jakob Ofenschüssel 1846.

**Guttenbrunn.**

Simon Hasieber 1805,

Jakob Breiner 1820,

Josef Zeiner 1824,

Josef Bartl 1826,

Anton Böhnisch 1826,

Anton Prolich 1828,

Matthias Fuchs 1828,

Anton Studecker 1833,

Simon Braunstingl 1838,

Franz Springer 1839,

Josef Sengstschmied 1839,

Josef Pfliegler 1887.

**Grub.**

Jakob Dietrich 1804,

Lorenz Vogl 1805.

**Hadersdorf-Klein.**

Lorenz Bauer 1795,

Leopold Steyrer 1797,

Bernhard Bauer 1818,

Michael Bauer 1824,

Josef Bauer 1833,

Matthias Köllner 1835,

Andreas Piller 1835,

Philipp Bauer 1839.

**Hagenberg.**

Jakob Newald 1837.

**Herrnbaumgarten.**

Zacharias Arzt 1787,

Matthias Labatsch 1789,

Josef Krach 1820,

Matthias Mattner 1832.

**Höflein-Alt.**

Andreas Föterl 1800,

Leopold Eichhorn 1801,

Georg Leißer 1826,

Josef Keubner 1834,

Leopold Traindl 1859.

**Hohenau.**

Johann Bartl 1790,

Josef Röder 1810,

Johann Kurz 1824,

Josef Bauer 1834,

Anton Bauer 1836.

**Krut-Groß.**

Paul Österreicher 1780,

Martin Schreibvogel 1780,

Johann Röder 1788,

Wenzel Ziegler 1807,

Martin Röder 1810,

Johann Loserth 1825,

Jakob Bohr 1826,

Georg Huber 1829,

Franz Scahringer 1834,

Franz Kaltschmidt 1836, Georg Huber 1850,

Johann Schreibvogel 1851,

Josef Loserth 1860,

Karl Heindl 1872.

**Kettlasbrunn.**

Wenzl Weber 1804.

**Kirchstetten.**

Lorenz Grß 1829,

Simon Zohmann,

Martin Rieder 1839.

**Lanzendorf.**

Matthias Hirtl 1808,

Josef Steger1835.

**Ladendorf.**

Franz Laa 1779,

Joh. Michael Stephan 1804.

**Loosdorf.**

Sebastian Schuster 1811,

Johann Reiländer 18111,

Josef Fübig 1813,

Johann Humel 1837,

Georg Fiby 1840.

**Marchegg.**

Josef Lang 1853,

Josef Lenz 1859.

**Matzen.**

Johann Ehart 1864,

Thomas Ehart 1866,

Franz Oppenauer 1882.

**Mistelbach.**

Franz Boller 1779,

Josef Klappner 1779,

Ignaz Löhrl 1786

Franz Brunner 1798,

Ignaz Wanderer 1799,

Karl Wahrschlager,

Leopold Donner 1801,

Georg Fritz 1805,

Spatek 1806,

Anton Wanderer 1807,

Josef Kandl 1807,

Georg Schneeberger 1808,

Ignaz Kothmayeer 1810,

Josef Mauer 1814,

Johann Böchlinger 1824,

Ferdinand Fita 1828,

Georg Heger 1831,

Franz Seiberler 1832,

Johann Brunner 1832

Michael Fritz 1832,

Georg Brunner 1833,

Matthias Faber 1833,

Jakob Feigl 1835,

Peter Steininger 1835,

Josef Brunner 1837,

Ferdinand Schwarz1837,

Bartholmäus Fally 1837,

Matthias Weinmayr 1837,

Franz Lehrl 1837,

Georg Blaschka 1838,

Johann Salomon 1839,

Johann Feigl 1839,

Ferdinand Denner 1839,

Matthais Kumencker 1839,

Josef Schlamann 1839,

Wolfgang Weiß 1839,

Domink Faber 1839,

Matthias Buchsbaum 1840,

Thomas Seybeler 1840,

Martin Hübl 1840.

**Neudorf b.Staatz.**

MatthiasMattner 1800,

Josef Mattner 1801,

Georg Franer 1804,

Michael Grath 1805,

Johann Pichler 1805,

Jakob Pichler 1805,

Michael Ertl 1826,

Leopold Göpert 1827,

Fritz Johann 1828,

Fritz Josef 1829,

Kaspar Rieghofer 1830,

Franz Ofner 1831,

Ignaz Strebl 1832,

Franz Liebert 1833,

Lorenz Franer 1834,

Georg Grath 1836,

Franz Zand 1836,

Georg Ofner 1837,

Philipp Schmitgruber 1837,

Wolfgang Weiß 1838,

Franz Hefinger 1840,

**Neusiedl a.d. Z.**

Johann Eder 1801,

Georg Reider 1811,

Matthias Schmeckl 1814,

Josef Fritz 1839,

Philip Ruß 1839,

Franz Huber 1839,

Josef Wunsch 1839,

Franz Scharinger 1846.

**Ottenthal.**

Anton Anderl 1799,

Melchart Zeiner 1806,

Anton Weigl 1811,

Josef Klug 1818,

Johann Bönisch 1819,

Andreas Eisinger 1819,

Sebastian Zeiner 1820,

Anton Jung 1828,

Fabian Lorenz 1834,

Lorenz Nitsch 1835,

Johann Granitsch 1836,

Martin Feigl 1837,

Leopold Graf 1838,

Georg Rotter 1838,

Josef Anderl 1839,

Matthias Schwendt 1884.

**Paasdorf**.

Sebastian Mugenhuber 1780,

Johann Kamenecker 1819.

**Pottenhofen.**

Johann Hieblinger 1822,

Florian Schütz 1824,

Johann Steger 1824,

Franz Stagl 1826,

Matthias Nestler 1827,

Ignaz Nigl 1829,

Franz Stadler 1832,

Georg Stadler 1833,

Matthias Kinn 1834,

Josef Linner 1836.

**Poysbrunn**.

Josef Doneus 1878.

**Poysdorf**.

Michael Hueber 1628,

Andre Seundt 1628,

Ulrich Donau 1669,

Leonahrd Stuz 1669,

Matthias Höbert 1672,

Anton Gaischler 1714,

Matthias Ulrich Böhm 1714

Leopold Winkler 1714,

Franz Putz 1726,

Johann Michael Ledl 1726,

Hamer 1763,

Andreas Haimer 1780,

Leopold Gebhart 1793,

Georg Hofmann 1795,

Johann Thür 1796,

Josef Krach 1796,

Anton Hold 1800,

Matthias Praschl 1801,

Matthias Kunst 1801,

Johann Batzer 1804,

Leopold Grohmann 1806,

Tobias Stoll 1811,

Anton Ludwig 1811,

Josef Praschl 1822,

Andreas Gebhart 1822,

Anton Heindl 1826,

Johann Pumer 1830,

Karl Hirtl 1839,

Josef Freißler 1836,

Bernhard Pumer 1836,

Josef Gebhart 1836,

Johann Mattner 1843,

Franz Schierner 1848,

Fritz und Georg Seitz 1848,

Anton Gebhart 1852,

Josef Fritz 1853,

Dominik Amon 1872,

Josef Mattner 1887.

**Prinzendorf.**

Franz Kubo1798,

Alois Meisner 1822,

Josef Meisner 1850.

**Prottes-Groß.**

Jakob Weiß 1843.

**Pyrawarth.**

Philipp Pittner 1789,

Michael Nagl 1789,

Josef Eberfar 1814,

Josef Eberhart 1824.

**Rabensburg.**

Johann Moser 1787,

Franz Rosack 1826,

Matthias Korschan 1831,

Johann Lenhart 1833,

Johann Gesinger 1839.

**Raggendorf.**

Georg Rabenseifner 1799,

Johann Werner 1829,

Karl Pötzl 1859.

**Ruppersdorf-Alt.**

Peter Eberhart 1803,

Ferdinand Schiffnagel 1807,

Johann Huber 1828,

Matthias Behm 1828,

Franz Inhauser 1835.

**Ruppersdorf-Hohen.**

Karl Schwaighofer 1780,

Georg Schreitl 1789,

Josef Huber 1801,

Paul Ulram 1801,

Leopold Schwahofer 1801,

Andreas Streun 1803,

Johann Pitzl 1804,

Franz Berger 1806,

Johann Huber 1807,

Matthias Granzinger 1827,

Karl Schwaighofer 1831,

Michael Zagler 1834,

Leopold Epp 1835,

Johann Bauer 1836,

Josef Zillinger 1836,

Franz Schuller 1837,

Georg Fritz 1837,

Josef Kropf 1839,

Michael Streun 1839,

Matthias Zagler 1839,

Matthias Vock 1840,

Ferdinand Schiefnagel 1840.

**Ruppersdorf -Neu.**

Thomas Eder 1818,

Franz Eselen 1818,

Sebastian Schütz 1820,

Josef Kannter 1824,

Leopold Prinz 1827,

Martin Kantner 1837.

**Schrattenberg**.

Franz Michl 1810,

Matthias Fallmann 1839.

**Schrick.**

Johann Taumann 1819.

**Schweinbarth-Groß.**

Anton Bauer 1820,

Leopold Roisel 1824,

Matthais Marl 1838,

Karl Pötzl 1859.

**Spannberg**.

Martin Gmeinböck 1814,

Josef Gruber 1817,

Jakob Hardtl 1817,

Josef Pfliegler 1820,

Joachim Zartl 1830,

Josef Wimmer 1833,

Leopold Kargl 1833,

Anton Kreitter 1833,

Josef Zartl 1835,

Josef Wiederkehr 1835,

Florian Glück 1837,

Franz Bonmeißl 1837,

Jakob Korn 1840,

Johann Lorenz 1840,

Karl Frömel 1855.

**Sulz-Nieder.**

Joh. Michael Allner 1788,

Andreas Tschak 1788.

**Sulz-Ober.**

Lorenz Marter 1784,

Jakob Wimmer 1784,

Matthias Marker 1788,

Johann Ronger 1794,

Andre Marker 1816,

Matthias Gschwandner 1817,

Sebastian Hofmann 1817,

Andreas Marker 1824,

Andreas Koth 1836,

Johann Lehrl 1838.

**Stützenhofen.**

Josef Aman 1817,

Georg Hitzhofer 1817,

Simon Wolfram 1818,

Josef Schmidt 1834.

**Themenau-Unter.**

Franz Karlin 1824.

**Velm.**

Josef Käsmeier 1817,

MartinLubes 1827.

**Walterskirchen.**

Johann Schall 1817.

**Weidendorf.**

Leopold Fritz 1814,

Johann Kinstl 1859.

**Wildendürnbach.**

Lorenz Groß 1805,

Jakob Lackinger 1806,

Matthias Steyrer 1808,

Josef Büchler 1822,

Leopold Richter 1829.

**Wilfersdorf.**

Lorenz Groß 1805,

Blasiaus Bachhameer 1806,

Johann Ebinger 1839,

Michael Dungl 1866,

Anton Döltl 1879.

**Wilhelmsdorf.**

Dominik Amon 1863.

**Wind. Baumgarten.**

Franz Huber 1795.

**Wien.**

Lorenz Vogl 1801,

Franz Gratzl 1804,

Jakob Honau 1807,

Franz Vogl 1811,

Georg Springinkl 1811,

Karl Schenkel 1833,

Joh. Michael Fasching von Mödling 1808.

**Zistersdorf.**

Christoph Anthofer 1779,

Andreas Schmidt 1779,

Leopold Schreitl 1787,

Johann Schreitl 1804,

Josef Primitz 1804,

Johann Schmidt 1824,

Anton Hau 1824,

Anton Böschl 1833,

Karl Hirsch 1835,

Lorenz Bartmann 1836,

Jakob Konitsch 1836,

Paul Marek 1837,

Josef Brandauer 1837,

Johann Newes 1839,

Johann Vorsager 1839,

Johann Kohl 1852.

**Zlabern.**

Rochus Hahn 1806,

AntonSeitz 1806,

Philipp Hahn 1807,

Anton Kramer 1810,

Kaspar Schwarzel 1810,

Lorenz Pichler 1814,

Anton Müller 1818,

Matthias Turner 1819,

Lorenz Wiesmann 1819,

Josef Seitz 1819,

Josef Donaus 1821,

Blasius Seitz 1822,

Stephan Schwarz 1822,

Josef Groß 1822,

Jakob Bischof 1830,

Jakob Unweis 1832,

Jakob Hirtl 1834,

Matthias Guganeder 1834,

Josef Gar 1838,

Anton Zeiner 1839,

Michael Brunner 1840.

**Zwerndorf.**

Michael Werner 1855.

**Mähren, Schlesien und Galizien.**

Anton Mahr von Kromau 1798,

Anton Weiser von Tracht 1805,

Florian Hickelmann von D. Eisenberg 1814,

Johann Fellner von Nikolsburg 1818,

Fabian Wiglda von Mähr.Trübau 1818,

Sebastian Worrisch von Neusiedl a. Sand 1818,

Franz Januschek von Buchlowitz 1819,

Franz Taumann von Nied. Ullischen 1819,

Thomas Kasimir von Lemberg 1804,

Johann Frank von Freiwaldau 1807,

Johann Pöschl von Schwarzwasser i. Schl.1810,

Johann Röder von Pr. Schl.,

Josef Mayr von Gr. Lichten i. Schl.,

Matthias Steiner von Dürnholz 1818,

Josef Gira von Fröllersdorf 1820,

Karl Körbl von Schwarzwasser i. Schl. 1822,

Franz Böhm von Liebenthal 1835,

Anton Leicher von Jägerndorf 1836,

Anton Rausch von Nikolsburg 1821,

Josef Tuschanek von Zurawitz 1822,

Johann Schützenhofer von Seitz 1823,

Josef Pfeiler von Seitz 1823,

Matthias Fiala von Eisgrub 1824,

Pankraz Markl von Neumühl 1827,

Franz Hanek von Rabenseifen 1833,

Anton Bäck von Liebenthal 1838,

Andreas Jurcka von Buchlowitz 1840.

Quellen:

„Freisag Protokoll des Ehrsamen Maurerhandwerks“ in Poysdorf

Veröffentlicht in „DER ADLER“, Feb. 1939, S. 22; März S. 50

Das Poysdorfer Votivbild

In der Pfarrkirche von Poysdorf hängt neben dem Taufaltar ein altes Votivbild aus dem Jahre 1681. Die Bürgerschaft hatte nämlich im Pestjahr 1679 gelobt, alle Jahre eine Wallfahrt nach Mariazell und Wranau (bei Brünn) zu machen, wenn der Markt von der Pest verschont bleibe. Es ereignete sich wirklich kein Pestfall, so daß die Gemeinde drei Bilder malen ließ, von denen zwei in die erwähnten Gnadenorte mitgenommen wurden, während eines in der Heimatkirche verblieb.

Wir sehen auf dem Bild Gott Vater, der mit strenger Miene die Pestpfeile auf den Markt Poysdorf werfen will - eine Vorstellung, die wir in der Ilias des griechischen Dichters Homer auch finden. Hier tut es aber der Sonnengott Apollo, der die Pestpfeile in das Griechenlager von Troja schleudert. Auf unserem Bild bleibt aber der Markt verschont, weil mächtige Fürsprecher für die Gemeinde eintreten: Die Muttergottes von Mariazell, der Kirchenpatron Johannes der Täufer und drei Pestpatrone Rochus, Rosalia und Sebastian. Sie breiten zwei dicke Wolkenschleier über den Markt, so daß kein Pestpfeil durchdringen kann.

Von der Gemeinde hat der Meister nur die Pfarrkirche und das Kapuzinerkloster genau wiedergegeben. Die Kirche steht vor uns, wie sie 1635 vollendet war, sie zeigt auch im Äußeren den Renaissancestil. Die Turmspitze ziert eine Helmstange mit Halbmond und Stern; diese uralten Heilszeichen waren früher ein beliebter Turmschmuck. Ich sah sie 1916 in Ungarn bei den reformierten Kirchen. Die hohe Friedhofsmauer, die Zugbrücke über dem Stiegenaufgang und die zwei Nachtwächterhäuschen verraten deutlich den Wehrcharakter. 1677 war die Kirche als Zufluchtsort für alle umliegenden Dörfer bestimmt worden, falls die Türken über die March kämen. Damals führte nur die lange Stiege zur Kirche, der zweite Aufgang fehlte. Das Kapuzinerkloster konnte 1677 nach dem Scheibbser Vorbild gebaut werden und war mit einer hohen Mauer umgeben. Der kleine Turm der Klosterkirche überragt das rote Schindeldach des Klostergebäudes, das mehr einem Wehrbau ähnelt. Die Lage neben dem Wiener Tor und der Schanze erforderte einen solchen Bau. Das Wiener Tor, das eine kleine Pyramide ziert, ähnelt mehr einem großen Scheunentor. Die Schlesische Straße, auf der die Post verkehrte, ging durch Ketzelsdorf und berührte gar nicht Poysdorf, für die Fußgänger bestand eine Seitentür, eine zweite führte in das Kloster.

Ein Rätsel ist die Denksäule vor dem Tor, die beim Bau der Brünnerstraße abgebrochen wurde. War es eine "Kapellenwacht" aus der Zeit der Gegenreformation oder "das weiße Kreuz", das zur Erinnerung an die Eroberung der Festung Raab 1598 aufgestellt werden mußte? Keine Schrift und kein Grundbuch erwähnten diesen Bildstock; auch der zweite, der in der Ecke der heutigen Volksschule bei der Brückenwaage stand und der auf dem Votivbild festgehalten ist, kann nicht erklärt werden. Die vielen Häuser entsprechen nicht der Wirklichkeit, sie füllen vielmehr den Raum aus. Es fehlen die Stadeln neben dem Wiener Tor und die zu erkennen ist [?]. Vom "Weißen Berg" blickt das stattliche Wranauer Kreuz, das zwei Jahre vorher vollendet wurde und noch heute gut erhalten ist, in den Markt. Die Hügel im Hintergrund bedecken Weingärten und Felder, in denen viele Obstbäume stehen. Der Galgenberg mit seinem dunkelgrünen Wald schließt das Bild wirkungsvoll ab. Vielfach hört man die Äußerung, daß um 1681 der Wald bis zur Kirche gereicht hätte. Das ist aber unrichtig, weil diese Tatsache auf dem Bild nicht zum Ausdruck kommt. Seit 1370 hatte sich die Verteilung von Feld und Wald nicht geändert, denn der Gemeindewald war stets die Grenze zwischen dem Bauerngrund und Dominikalbesitz (daher auch die Bezeichnung "Greinwald"). Daß der Maler als Hintergrund die Berge und den Wald wählte, hat seine Begründung in der Landschaftsmalerei jener Zeit, die solche Bilder stark bevorzugte. Die deutsche Richtung verlangte als Hintergrund Wald und Berge, während die holländische diese Forderung ablehnte. Der Wilfersdorfer Hofmaler dürfte dieses Votivbild entworfen haben; als Standpunkt wählte er die Erdberger Höhe unweit der alten Schäferei. Bemerkenswert ist der stufenförmige Aufbau, der vom Kapuzinerkloster bis zu Gott Vater aufsteigt. Mit dem mystischen Dämmerschein, der das ganze Bild erfüllt, wollte der Maler anzeigen, daß die Luft unrein, also verpestet sei, denn damals vermutete man, daß die unreine Luft die Pest verbreitet. Diesen Dämmerschein bemerken wir auch bei dem Sebstianibild neben der Sakristeitür.

Am 10. August 1730 stiftete der jesuitische Untertan Nikolaus Kopain eine Messe, die in der Oktav des Dreifaltigkeitsfestes gelesen werden sollte, und drei Wachskerzen um 8 Kreuzer, die zu den Marienfesten am 25. März, am 15. August und am 8. Dezember vor dem Votivbild brennen mußten. Dafür gab es eine Viertelquanten Acker "Beim Salzbrunn" und einen Viertelacker in "Neidharten". Die zwei Nachtwächter bekamen für das Anzünden der Kerzen zu Ostern 6 Kreuzer. Die Stiftung war auf immerwährende Zeiten bestimmt, doch geriet sie in Vergessenheit und man machte später eine hölzerne Nachbildung einer Kerze, bemalte sie und gab sie vor das Votivbild. Im Jahre 1935 entfernte man die Attrappe und ließ das Bild herrichten. Trotz verschiedener Fehler hat aber das Votivbild einen historischen Wert, da es die älteste Aufnahme von Poysdorf ist. Aus dem Jahre 1711 stammt eine Federzeichnung, die der Hofrat Kraft, ein gebürtiger Unter-Stinkenbrunner, in der Zeitschrift "Unsere Heimat" 1938, auf Seite 238, veröffentlichte. Eine Aufnahme wurde in der Biedermeierzeit gemacht, die ich in mehreren Privathäusern der Stadt sowie in der Hauptschule sah, der Maler wählte dabei als Standpunkt "die Rundellen".

Veröffentlicht in:

Österreichische Volkspresse, 1951

# **Das Rathaus**

Von dem alten Rathaus wissen wir nichts, nicht einmal ein Bild ist von ihm vorhanden. Es hatte eine große hölzerne Freitreppe und im Erdgeschoß gab es mehrere Verkaufsläden. Als Poysdorf die Bezirkshauptmannschaft im Jahre 1849 erhielt, war ein größeres Amtsgebäude notwendig. Die Gemeinde mietete zu dem Zwecke den ersten Stock des alten Aspergerhauses. Am 14. Jänner 1850 zog der erste Bezirkshauptmann Johann Rosmanit in Poysdorf ein. Mehrere angesehen Männer des Marktes und der Pfarrer Gratzer fuhren ihm bis Feldsberg entgegen und holten ihn hier ab. Unter Böllerschüssen fuhr der Wagen bis zur Dreifaltigkeitssäule, wo schon eine große Menschenmenge wartete. Es schneite und stöberte den ganzen Tag, doch hielten die Leute aus. Der Pfarrer sprach einige Worte:“Eine neue Zeit bricht für uns an. Gebe Gott, dass es eine glückliche werde. Es ist jetzt eine schwere Arbeit zu leisten, um die alten Geleise der Ordnung wiederherzustellen und die vielen Übergriffe abzuwehren. Doch mit vereinten Kräften wollen wir an dem Aufbau unseres Vaterlandes mitwirken. An Gottes Segen ist alles gelegen. Drum gehen wir zuerst in die Kirche und flehen um die Hilfe des Allmächtigen.“

Nun bewegte sich der Zug in das Gotteshaus, wo eine kurze Andacht abgehalten wurde. Nach dem Lied „Großer Gott wir loben dich“ begaben sich die Festgäste in den Pfarrhof, wo das Mittagessen schon bereitstand. 40 Personen waren dazu geladen.

Ein Jahr verging, ehe die Gemeinde zu dem wichtigen Neubau schritt. Die Platzfrage war eine schwierige Aufgabe, weil zwei Ansichten einander gegenüber standen. Die einen wollten den Neubau dort haben, wo heute die Mädchenschule steht. Die anderen verlangten, dass der alte Bau umgerissen wird und einem Neubau weichen müsse. Dieser Plan fand die allgemeine Zustimmung. Am 22. August des Jahres 1851 verschwand der alte Bau. Ein Schupfen, der dem Griesmacher gehörte, wurde dazu gekauft. Die Gemeinde nahm von der Wiener Sparkasse 40.526 fl C.M. auf. Sie hätte dieses Geld auch im Markte von wohlhabenden Bürgern erhalten, aber diese wollten keine Ratenzahlungen annehmen; auch wäre ein öfteres Aufkündigen zu befürchten gewesen. So durfte die Schuld erst nach 47 Jahren getilgt werden.

Der Neubau war bis zum Herbste unter Dach. Der Baumeister Georg Seitz von H. Ruppersdorf hatte den Plan entworfen und sein Bruder Fritz führte die Arbeit durch. Dieser blieb dann in Poysdorf und wurde daselbst Maurermeister.

Das Gebäude macht einen allzu nüchternen Eindruck. Kein Stuck und kein Zierrat ist zu bemerken. Der Bau verriet die Sparsamkeit jener Tage, wo jeder Kreuzer dreimal umgedreht wurde, ehe man ihn ausgab.

Die Bezirkshauptmannschaft übersiedelte in das neue Amtsgebäude. Neben dem Amtsleiter gab es noch 3 Kommisäre, 1 Sekretär, 1 Registrant, 1 Steuerinspektor, 2 Ingenieure und ein Amtsdiener. Der Bezirkshauptmann Johann Rosmanit wurde 1851 von der Gemeinde zum Ehrenbürger ernannt; er war der erste Ehrenbürger des Marktes.

Schon im September 1854 löste der Staat alle Bezirkshauptmannschaften auf. Die Verwaltung übernahmen die Bezirksgerichte. Recht und Verwaltung waren wieder beisammen sowie vor dem Jahre 1848. Es war ein Schritt nach rückwärts, der aber keine guten Früchte zeitigte. Dreizehn Jahre arbeiteten diese „Gemischten Ämter“, dann errichtete der Staat wieder die Bezirkshauptmannschaften. Diesmal ging Poysdorf leer aus. Mistelbach wurde Sitz der politischen Behörde. Das Rathaus benutzte die Gemeinde für ihre Zwecke. Die Gemeindekanzlei und später die Sparkasse zogen in das Gebäude ein. Ein Weinkeller, der unter dem Rathaus lag und noch 1867 erwähnt wurde, ging in den nächsten Jahren ein.

Handschrift von Franz Thiel

Das Regiment der 24er-Schützen

Am 13. August findet in Tulln das Wiedersehensfest der 24er-Schützen statt. Aus diesem Anlaß ist es angebracht, die Geschichte dieses ruhmreichen Regiments, dem viele ehemalige Kriegsteilnehmer des Laaer Bezirkes angehörten, in kurzen Umrissen aufzuzeigen.

Im Jahre 1900 wurde das Landwehrinfanterieregiment Wien Nr. 24 aus zwei neuen Feldbataillonen und dem Znaimer Bataillon des Landwehrinfanterieregiments Wien Nr. 1, mit den Landwehrergänzungsbezirken Wien und Znaim aufgestellt. Das 1. und 2. Baon waren in Wien, 5. Siebenbrunnengasse, und das 3. Baon in Znaim stationiert. Zu Kriegsbeginn im Jahre 1914 trafen wir das Regiment in dieser Verfassung an, und im Jahre 1916 wurde es zum Schützenregiment Wien Nr. 24 umbenannt. Die Landwehrregimenter waren schon längst vor dem Kriege in der Kriegsverwendung den Heeresregimentern gleichgestellt. Im Verbande des 2. Armeekorps rückte das Regiment mit der 13. Landwehrinfanteriedivision am 16. August 1914 ins Feld mit einem Stande von 3500 Mann und wurde in Preworst auswaggoniert. Es kämpfte in Galizien, in Polen, in Rumänien und in Italien, hatte bis zum Kriegsende einen Grundbuchstand von 80 000 Mann erreicht. 7000 Mann sind vor dem Feinde gefallen, 8000 Mann wurden wegen tapferen Verhaltens vor dem Feinde mit Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnet. Es ergänzte sich zu Kriegsbeginn aus den Bezirken Tulln, Mistelbach, Hollabrunn, Korneuburg, Bruck an der Leitha, Mödling, Baden, Wiener Neustadt, Neunkirchen, Znaim, Nikolsburg und Auspitz. Es rekrutierte sich aus allen Ständen und Berufsklassen der ländlichen Bevölkerung und wurde als eines der besten Regimenter der alten, ruhmreichen Armee bewertet.

 Im Sturm und Angriff haben die 24er die meisten Verluste erlitten. In der Verteidigung hat ein 24er niemals ohne Befehl seine Stellung verlassen. Geradezu rührend war die gute Kameradschaft in allen Lagen des Krieges. Man unterstützte sich gegenseitig und half mit allem und jedem aus. Oft und oft opferten zwei, drei Mann selbst das Leben um einen Verwundeten zu bergen. Keiner ließ den anderen im Stich; alle wußten, daß einer auf den anderen angewiesen war. Es war eine Familie, die Offiziere wie die Eltern und die Soldaten wie die guten, folgsamen Kinder.

15 Jahre sind nun nach der Auflösung des Regiments vergangen und der letzte Zusammenhalt wäre verloren gegangen, wenn sich nicht die alten 24er unter Oberst Hoher im 24er Schützenbund gesammelt hätten. Der Bund hat sich zur Pflicht gemacht, an der altbewährten Kameradschaft, Treue und Einigkeit festzuhalten, und das Wiener Infanterieregiment Nr. 3 hat die Überlieferungspflege des Regiments übernommen. Am 13. August werden sich die Alt- und Jungschützen in alter Schützentreue zusammenfinden und mitsammen in Tulln ein Kameradschaftsfest feiern und so die alte Treue öffentlich dokumentieren.

Das Schloss Ernstbrunn um 1810

Das Grafengeschlecht der Sinzendorf erwarb die ausgedehnte Herrschaft Ernstbrunn durch Kauf im Jahre 1592. Der letzte und bedeutendste dieser Familie war Prosper vom Sinzendorf, der 1803 in den Fürstenstand erhoben wurde und das Schloß zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges umbaute. Viele Gelehrte, Künstler und Dichter besuchten diesen Bau, der aber nur zur Hälfte (im klassischen Stil) vollendet wurde. Die Besucher rühmten die Schlossräume, den Park, die Gärten und Nebengebäude sowie die Umgebung mit den großen und gepflegten Waldungen. Dies alles verriet den Kunstsinn des Besitzers, der in seinen Arbeiten nur mit dem Fürsten Liechtenstein in Feldsberg verglichen werden kann.

Vor dem Schloss standen farbenprächtige Prunkkarossen, in die echte Lipizzaner eingespannt waren, deren blitzblank geputztes Ledergeschirr in dem warmen Sonnenschein glänzte; geschäftig eilten Diener in goldstrotzenden Uniformen hin und her. Der große Torwächter mit seinem Stab und dem Dreispitz auf dem Kopfe ließ keinen Fremden in das Schloss. Nur Freunden des Fürsten und geladenen Gästen standen das Schloss und die Anlagen offen, die dem Volke verschlossen blieben. Da war es vor allem der Blumengarten, der eine Nachbildung der Hängenden Gärten der Semiramis war und der kein Gegenstück im Lande hatte. Hohe Mauern, auf denen man bequem gehen konnte, teilten ihn in 3 Abschnitte. Auf dem Mauerwerk wuchsen Blumen, Sträucher und Schlingpflanzen, die alle Ein- und Aufgänge sowie die Mauerseiten verdeckten, sodass der Fremde in diesem Blumen- und Blütenmeer sich nicht zurechtfand. Die Sträucher bildeten in der Höhe ein grünes schattiges Laubdach, durch das nur hie und da ein Sonnenstrahl fiel. Im dritten oberen Teil stand der geräumige Gartensaal, der eigentlich eine von Säulen getragene Halle war, die auf der Nordseite durch eine Mauer, sonst aber durch Glasfenster gegen die raue Witterung geschützt war. Im Sommer wurden die Fenster entfernt, sodass der Duft der Blumen, Sträucher und Bäume den Raum erfüllte. Den Boden schmückten Kehlheimer Platten, glasierte Ziegel und die Mitte eine 16blätterige Rose aus schwarzem Marmor. Bei rauem Wetter erwärmte diese Halle ein mächtiger Ofen, den eine Statue des Prometheus krönte. 8 große Hängeleuchter aus Bronze mit je 20 - 24 Armen und viele Wandleuchten gossen ihr Licht auf die goldgelben Wände mit den meisterhaften Zeichnungen Schweizer Landschaften. In der Dunkelheit machte diese Halle, wenn alle Kerzen brannten, einen märchenhaften Eindruck auf die Fremden, die hier den Unterhaltungen und Bällen beiwohnten, die der Fürst öfters gab. Der Walzer wurde da nicht getanzt, weil ihn die bessere Gesellschaft ablehnte.

Umgeben wurde die Halle von Rosen, Nelken, Reseda, Orangenbäumen, Palmen und Zypressen in harmonischer Anordnung. Es war eine Farbensymphonie, die jeden entzückte, der diesen Garten betreten durfte. Wenn am Abend der Mond leuchtete und ein milder Wind durch die Bäume säuselte, dann hörte man oft die zarten Melodien eines Haydn, eines Mozart und ein Lied von Schubert, da ja der Fürst seinen Gästen zu Ehren kleine Konzerte gab.

Das kleine Lusthaus mit dem roten Marmorfußboden und dem großen Kamin, in dem bei kühlem Wetter große Buchenscheiter leise knisterten, war der Ort, wo sich der Fürst gerne allein aufhielt, um zu lesen oder neue Pläne zu entwerfen. Von diesem Haus führte eine schmale Brücke zu dem Hügel, mden das Volk Kaiser-Franz-Berg nannte. Hier wollte der Fürst eine Nachbildung der berühmten Cestus-Pyramide in Rom aufstellen. Die künstliche Erhebung ließ der Graf Rudolf von Sinzendorf (1729-1749) durch Arbeiter aufschütten. Der Graf spielte, da er ein Vertrauter des Kaisers Karl VI. war, am Wiener Hof eine große Rolle. Der Fürst Prosper ließ hier die Felsen sprengen, um die Rückwand des Gartenbildersaales frei zu legen, in dem sich, zahlreiche Gemälde und Kunstschätze befanden, die dem Schloss den Ruf eines Musentempels gaben. Hinter diesem Saal sollte eine würdige Grabstätte mit einer Gruft errichtet werden, vor der die Kolossalstatue des Amenthes - bei den Griechen war er der Wächter der Unterwelt - geplant war. Das Volk verwechselte später diese Gestalt mit dem Kaiser Franz und bezeichnete den Berg irrtümlich auch so. Um den Gartenbildersaal wuchsen Lärchen, Wacholdersträucher sowie ausländische Bäume, an die sich der Park am Schloss, der den englischen Stil verriet wie der in Feldsberg und beim Schloss Fünfkirchen.

Vor dem Gartenbildersaal erhob sich die Statue des Grafen Theodor von Sinzendorf, der sich in den Türkenkriegen auszeichnete und der dem Markte Ernstbrunn 1699 einen Freibrief gab; darnach reichte die Gemeindestatt der Naturalrobot eine entsprechende Geldsumme. Schmidl erwähnt hier die Reiterstatue des Grafen Ludwig, der aber in der Ernstbrunner Linie nicht vorkommt. Eine breite Straße wollte der Fürst vom Schloss über den Semmelberg nach Wien bauen, doch ist sie nur mehrere hundert Klafter fertig geworden. Am Schlossplatz gedachte er, am Beginn der Straße die Statue des Generals Laudon und des Fürsten Metternich aufzustellen. Neben dem Hügel sah man auf der Seite des Schlossparkes ein langes Gebäude, von dem nichts weiter gesagt wird. Dem Schloss fehlte jede Einheit im Aufbau; der älteste Teil - „das scharfe Eck” - erinnert an die Habsburg in der Schweiz. Prosper ließ die Felsen sprengen, die alten Gräben ausfüllen und einen neuen Teil im englischen Stil erbauen, von dem aber nur die linke Seite vollendet wurde. Die großen Sandsteinvasen passen nicht zu dem viereckigen, zweistöckigen Torturm mit dem Wappen über dem Eingang, das von dem schon erwähnten Grafen Rudolf stammt und den Barockstil verrät. In dem Neubau wohnte der Fürst Prosper, der sein Schlafgemach mit herrlichen gelbseidenen Tapeten zieren ließ (chinesischer Einfluss).

Das Schloss hatte 3 Höfe und 40 Zimmer, von denen der Stein- und Bildersaal die wichtigsten waren; der erste lag auf der Ostseite und war mit griechischen Säulen aus künstlichem Marmor geschmückt, die bis zur Decke reichten. Die Wände waren mit Gipsmarmor verkleidet. Jeder bewunderte die vielen Minerale, Petrefakten und prachtvollen seltenen Steine, die kein Fürst und kein Kaiser seinerzeit besaß. Hell flutete das Sonnenlicht durch die großen Glasfenster auf die wertvolle Sammlung, auf die der Fürst besonders stolz war. Am Abend verbreiteten 128 Kerzen ein feenhaftes Licht, das auf den geschliffenen und polierten Steinplatten funkelte und die Augen des Gastes blendete. Die schmale Seite des Saales zierte eine herrliche Gipsstatue Napoleons. Sehenswert war der Uhrturm mit den allegorischen Bildern des Tierkreises. Im Bildersaal hatte der Fürst jene Gemälde aufbewahrt, die er im Gartensaal nicht unterbrachte; es waren eigentlich sechs kleine Zimmer mit hohen Spiegeln an den Wänden und einem erlesenen Parkettfußboden. Im letzten Zimmer fiel die Originalstatue der Isis auf, die in der linken Hand einen Wasserkrug und in der rechten das listrum = Klapper hielt; später gelangte dieses Kunstwerk nach Wien in das kaiserliche Antikenkabinett. In einem Zimmer befand sich die Bücherei, eines war das Billardzimmer, und die alte Kapelle hatte als Kirchenpatron Johann d. T.

Gänge und Stiegen schmückten Jagdtrophäen in großer Zahl. Wohlgepflegte Wege durchzogen den großen Park, der zahlreiche Beete mit Feuernelken, Hortensien, Schneeballen, Pfirsich- und Feigenbäumen, sowie Hängeleschen aufwies. Harzduftende Fichten und Tannen hielten die kalten Nordwinde ab. Im Buchenwald konzertierten die Singvögel, und hier hielt unweit des Brunnens der Fürst einen großen Käfig voll Turteltauben; von diesem Brunnen, der auch dem Dorfe Ernstbrunn den Namen gab, holten die Schmiede der Markomannen, die auf dem Steinberg eine Festung hatten, das Trinkwasser – das klingt wohl zu romantisch! Hinter dem Schloss stand in dem dunklen Hain die Marmorsäule des Friedensengels. Den großen Schüttkasten, den Ahorn- und Kastanienbäume umgaben, hatte die Herrschaft 1775 als eine Art Lagerhaus erbaut, um eine Hungersnot zu verhindern, wie eine in den Jahren 1769/71 bei uns wütete; nicht weit von dem Gebäude bemerkt man einen kleinen Obelisk mit einer lateinischen Inschrift, die besagt, dass sich der n. ö. Statthalter Graf Saurau um die Landwehr große Verdienste erwarb, als im Monat April 1747 der Feind die Grenzen Österreichs bedrohte. Darüber freute sich der Landesfürst und hatte die beste Hoffnung. Diese mutige Tat sollte -den Nachkommen empfohlen werden, und daher setzte der Fürst Prosper seinem um Kaiser und Volk verdienten Freund auf seinem Grunde ein Denkmal.

Im Ernstbrunner Walde erbaute sich der Fürst das Jagdschloss Glaswein, das im Grundstein ein Glas Rotwein hat. Das Fasanhaus am Fuße des Semmelberges beherbergte erlesene Fasane, die später das Jagdgebiet bevölkerten. Berühmt war die mustergültige Schweizerei außerhalb der Wallfahrtskirche. Die Wege und Straßen umgaben Lindenalleen, die der Landschaft einen holländischen Charakter gaben. Zur Herrschaft gehörten mehrere Mühlen, u. z. eine in Dörfles, 3 in Steinbach, je eine in Thomaßl und Sitzendorf, 2 Ziegelöfen, Kalksteinbrüche und ein Bräuhaus in Dörfles.

A. Schmidl erwähnt` 1838 eine Marmorbüste des Fürsten Prosper von Sinzendorf († 1822) und einen Obelisk mit dem Bilde des Generals Laudon im Schlosspark. Im Gartenpavillon sah er einen Fußboden, der mit Steinen aus dem Herrschaftsgebiet belegt war. Das geplante Kaiser-Franz-Denkmal – er hatte 1809 im Schloss sein Hauptquartier – sollte den Semmelberg zieren. Die Gipsbüste von 3 Klafter Höhe ruhte auf einem Unterbau von 5 Klafter; alles war vorbereitet, auch die Marmorblöcke lagen auf dem Berge, doch kam das Denkmal nicht zur Ausführung.

All die Schönheit und Pracht dieses einst so berühmten Schlossgebäudes und Parkes sind heute verschwunden; nichts ist vorhanden von den Gärten der Semiramis als einige Mauerreste. 1912 sah ich noch in Ernstbrunn ein stark beschädigtes Bild von dem Laudondenkmal, die Steine aber lagen beim Schüttkasten auf einem Haufen. Einzelne Statuen beschädigten die Leute selbst, da sie heidnische Götzen darstellten und nicht in das Landschaftsbild passten.

Die Inschrift lautet:Franciscus comes Saurarius inf. Austriae reg. praef. -Hicanno 1747 Aprili mense hoste finibus Austriae minitanteHaecduo maximi momenti praestitit, ut princeps certa de sperespiceret, beatus sibi videretur.Hocut pro virili parte posteris commendaret amico deprincipe populogue optime meríto.Proper Sinzendorfius in fundo suo.M. P.

Quellen:Hammer Purgstall „Briefe aus und über Ernstbrunn"Ad. Schmidl „Wiens Umgebung auf 20 Stunden im Umkreis".Schweickhardt „Darstellung des Erzherzogtums Oesterreich u. d. Enns".

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1964, S. 229 - 231

Das Schloß Wilfersdorf

Unsere Heimat war immer ein offenes Land, das die Feinde im Laufe der Zeit nur zu oft von Norden und Osten überfielen, ausraubten und brandschatzten; deshalb bauten unsere Ahnen Burgen, Festungskirchen und richteten ein Signalsystem mit Feuerzeichen auf bestimmten Bergen ein, das den Gemeinden rechtzeitig die drohende Gefahr verkündete. Zu den großen Burgen des Weinlandes zählte die in Wilfersdorf, die am Schnittpunkt der Nord-Südstraße — später Brünnerstraße genannt — und der Zayatalstraße lag, die vom Marchtal in das Tullner Feld führte; es war eine Wasserburg mit einem breiten und tiefen Graben, der dem Burgherrn zur Fischzucht diente. Zur Burg gehörte eine wichtige Mautstätte, die auf einen regen Handel und Verkehr schließen läßt.

Die Verwendung des Schießpulvers und der Feuerwaffen nahm den Burgen die Bedeutung; sie verödeten, wurden Ruinen oder umgebaut; der Renaissancestil wurde Mode dieser Zeit; das gilt auch für unsere Burg in Wilfersdorf, die aber als Schloß den Wehrcharakter behielt; mächtige Basteien, darunter die oft genannte ungarische, gaben dem Bauwerk ein stattliches Aussehen, das auf den Angreifer einen mächtigen Eindruck machte.

Das Schloß war ein Adelssitz mit einer ausgedehnten Grundherrschaft, das 1436 die Liechtenstein erwarben. In der Zeit der Reformation war es ein Stützpunkt der neuen Lehre, die sich rasch in den umliegenden Gemeinden ausbreitete. In der Schloßkapelle fand jeden Sonn- und Feiertag ein deutscher Gottesdienst statt. Die Schule unter dem Pastor Lang aus Eger genoß einen guten Ruf, sodaß auch Mistelbacher Kinder Aufnahme fanden (1578). Die Liechtenstein schützten die Protestanten und Wiedertäufer, die hier einen Bruderhof besaßen wie auch in Mistelbach. Als die Liechtenstein katholisch wurden, mußten alle Akatholiken, falls sie sich nicht bekehrten, 1604 das Land verlassen. Die Gegenreformation setzte mit aller Schärfe ein; die Ungarn unter Stephan Bocskay, der von den Türken unterstützt wurde, fiel ins Weinviertel ein, plünderte und brandschatzte die Dörfer, besonders die dem Liechtenstein gehörten und die um Falkenstein. Ein Vertrag brachte 1606 dem Lande den Frieden.

Das Wilfersdorfer Schloß wurde vom Feind arg hergenommen, da nach einem Bericht von 1608 an ihm gebaut wurde. 1618 begann der 30jährige Krieg mit dem Prager Fenstersturz. Der Graf Thurn rückte mit seiner Armee von Mähren nach Oesterreich. Da schickten die katholischen Stände Niederösterreichs an den Grafen Thurn am 15. Mai 1619 eine Gesandtschaft mit der Bitte, er möge mit seinen Truppen abziehen und im Lande keinen Schaden machen. Am 23. Oktober 1619 stand der Feind unter dem Grafen Thurn vor dem Schloß Wilfersdorf; am 24. war er schon in Ebersdorf. Der Feind plünderte und raubte, nahm von Poysdorf und Wilfersdorf Wein und etliche Stuck (Kanonen). Die Schlacht am Weißen Berg bei Prag 1620 beendete den böhmischen Aufstand.

Der Kaiser Ferdinand II. befahl am 20. April 1622, daß der Feind alles Geraubte, auch die Geschütze und „andere Fahrnisse” wieder zurückgeben mußte. Der Schaden war sehr groß, weil 1623 die nö. Kammern den Untertanen der Grafschaft Falkenstein auf 3 Jahre die Landesumlage erließ. Mistelbach hatte der Feind zweimal geplündert. Beim Wilfersdorfer Schloß befand sich 1644 ein großer Garten für Obst, Gemüse, Heilkräuter sowie für Pflanzen zur Herstellung von Kräuterweinen, die damals sehr beliebt waren.

In der Schwedenzeit weilte der Fürst Gundacker mit seiner Familie nicht in Wilfersdorf. Die Schwe-den kamen auch ins Zayatal; Torstensohn, der am17. April 1645 in Mistelbach weilte, verlangte die Uebergabe des Wilfersdorfer Schlosses; zu der großen Parade in Hohenau reiste Torstensohn durch die verwüsteten und geplünderten Orte des Zayatales. 1655 ließ der Fürst die alte Schloßkapelle ausbessern und ausmalen, da sie jetzt dem katholischen Gottesdienst diente. Sie war nur „simpliciter consecriert”, da sie nur an Sonn- und Feiertagen benützt wurde.

Der Amtmann klagte über die halsstarrigen und unfolgsamen Untertanen, die den Anordnungen der Obrigkeit nicht folgen wollten. So bezahlten 1656 die Poysdorfer ihren Gemeindeschreiber nicht, der den Fürst um Hilfe und Beistand ersuchte. Der bestimmte, daß der Marktgemeinde die Pferde weggenommen und der Gemeindekeller gesperrt wurde, bis der Gemeindeschreiber sein Geld erhielt.

Nun bereitete die Türkengefahr den Bewohnern große Sorgen. Oft hieß es, daß der Feind der

Christenheit mit einem Einfall nach Oesterreich drohe, die Leute sollten sich rüsten, auf die Feuerzeichen aufpassen und Vorsorge treffen für die Verteidigung. 1661 wurde das Schloß hergerichtet; „Sturmpfeiler” von 1 ½ Klafter Länge wurden gesetzt, Brustwehren eingebaut und Brustwehrstecken von 8 Schuh Länge gemacht. Die Männer verflochten die Zäune mit Kronawettersträuchern. Das Holz brannten sie leicht an. Die Tore, Brücken und Torhäuser richteten sie her, besserten sie aus, gossen Kugeln, strichen die Musketen sowie die Doppelhaken mit Bleiweiß an, das sie in Mistelbach kauften, spitzten die Sturmpfeile und setzten die Brustwehren instand.

1663 drang der Feind bei Lundenburg über die March und verwüstete Süd-Mähren sowie das angrenzende Nieder-Oesterreich. Niederabsdorf, Hohenau, Rabensburg und Bernhardsthal gingen in Flammen auf. Der Nachthimmel erglänzte in blutrotem Schein und die Straßen nach dem Westen überfluteten Flüchtlinge. Nach Wilfersdorf kam aber der Feind nicht.

Ein Bericht des Jahres 1664 meldet uns, daß das Schloß gut eingerichtet war; denn in den Zimmern sah man allerlei Schmuck, Silbergeschirr, schöne Kleider und Möbel. Auch gegen feindliche Angriffe war es gut gesichert, da in den Rüstkammern Doppelhaken, Schlangen auf 2 Rädern, lange Karabinerrohre, kurze Gewehre, Stößel zum Pulverreiben, Pistolen, tausend Kugeln und Fäßchen voll Pulver bereit lagen. Ueber die Waffen und Munition führte ein Korporal die Aufsicht. Im Rentamt befanden sich die Geldtruhen.

Da Spione für das Jahr 1671 einen Einfall des Erbfeindes meldeten, mußte das Schloß in

Verteidigungszustand gesetzt werden. Da gab es Munition, 18 große und kleine Stuck mit denen, die zu Wien waren, zwei Stück Orgeln, 6 Stück Doppelhaken, 140 Musketen, 192 Halbpiken, 392 Morgensterne mit den zerbrochenen, 1.018 große und kleine Kugeln, 1.124 Doppelhaken-Kugeln, 6.150 Musketenkugeln, 400 Musketen-Drahtkugeln, 500 Karabiner-Drahtkugeln, 400 Pistolen-Drahtkugeln, 10 Zentner Musketenpulver, 1 Zentner Scheibenpulver, 8 ½ Zentner Zünder und 3 Zentner Pfundblei.

Weil Spione einen Türkeneinfall meldeten, ließ der Fürst am 19. August 1672 neue Munition nach Wilfersdorf bringen: 10.004 Pfund Pulver, 600 Pfund Zunder und 800 Pfund Blei; am 14. Oktober

kamen noch hinzu 6 Stuck (= Kanonen), 500 Kugeln, die 2 Pfund 20 Lot und ½ Pfund schwer waren. Die Herrschaft setzte die Arbeitszeit der Maurer fest: im Sommer von 4 Uhr früh bis 7 Uhr abends mit 3 Feierstunden im Tag, im Winter, solange es licht war mit 1 Feierstunde, im Frühling und Herbst zwei Feierstunden. Im Wiener Hausarchiv des Fürsten kann man ein schönes Bild des Schlosses aus dieser Zeit sehen.

Von 1679 an mußten die Bauern, die einen neuen Weingarten aussetzen wollten, bei der Obrigkeit um die Erlaubnis ansuchen; überall zeigte sich damals das Bestreben, die Weinbaufläche zu vergrößern. Dabei kam aber der Getreideanbau zu kurz, sodaß die Erlaubnis nicht so häufig gegeben wurde.

Die Herrschaften ermunterten die Untertanen, sich im Gebrauch der Schußwaffen zu üben, damit sie im Ernstfall damit umgehen können. Wilfersdorf besaß eine Schießstätte, für die am 1. Mai 1697 eine eigene Schützenordnung erschien. Der Amtmann berichtete 1703 dem Fürsten über die im Schloß vorhandenen Waffen: 2 Stück Orgeln mit 7 Rohren, 5 lange Feldschlangen, 2 kurze Feldschlangen, 12 Doppelhaken, 241 Musketen, 60 Morgensterne, 80 Piken, 5 alte Karabiner, 1 Zentner Zunder, 3 Stück Trommeln und 8 Eimer Pulver; die Kugeln wurden nicht gezählt; außerdem gab es: Degen, Klingen, Stiletts, deutsche Karabiner, türkische Flinten und Pistolen. Das Schloß rüstete sich, weil die ungarischen Rebellen (Kuruzzen) 1703 das Zayatal plünderten und ausraubten; auch die Schloß- und Wirtschaftsgebäude in Wilfersdorf wurden ruiniert. Die Herrschaft besaß damals: 4 Roß, 16 Melkkühe, 15 schlechtere, 2 Stiere, 29 Kälber, 36 Hühner, 25 Enten, 3 Kapauner, 11 Gänse, 31 Indian, 2.717 alte Schafe, 470 alte Kappen, 155 alte Widder, 620 alte Lämmer, 440 alte Kappeln, 28 Widderlein, 14 Schweine, 72 Pfund Speck, 30 Eimer Sauerkraut und 3.468 Pfund Schafwolle; außerdem 11.600 Ziegel, 600 Schindeln, 1.200 Pflasterziegel, 1 neuen grünen Kachelofen, 2 Wirtschaftskaleschen, 3 Hanfbrecheln, 22 Grassicheln, 28 Mut Weizen (1 Metzen 1 fl 36 kr), 112 Mut Korn (1 Metzen 1 fl 15 kr), 46 Mut Hafer (1 Metzen 45 kr), Mundmehl 1 ¼ Metzen, Semmelmehl 2 Metzen, Kuchelspeis 4 Metzen, Pohlmehl 10 Metzen á 1 fl 30 kr, 60 Metzen Bäckermehl á 1 fl, Getreide- und Rollreiter und 23 Getreidesäcke.

Wein vom 1700er Jahr angefangen 7.276 Eimer, Pippen, Weinschläuche, Maischboding, Branntwein-kessel, ein Maß-Ziment, Bohrer und kupferne Weinheber. Die Hofbinderei in Poysdorf und Wilfersdorf verfügten über folgende 2 Zimenteln: 1 Eimer, ½ Eimer, 1 Seidel und ½ Seidel.

In der Schloßkapelle: 4 Meßgewänder, silberne Kreuze, Kelche und Rauchfässer. Im Schloß: die fürstliche Tafelstube: runde Tische, Ledersessel, Haarmatratzen; das Fürstenzimmer, das Kapellenzimmer, die Kammer, das Fürst Max-Zimmer, der Obersaal, das große Gastzimmer, das Doktorzimmer, die alte Garderobe, die Offizierstafelstube, das Kuchelmeisterzimmer, das Paterzimmer, die Schloßapotheke und die Stuckhütte.

Die obere Hofmühle, die in der Kuruzzenzeit ruiniert war, mußte 1710 neu gebaut werden. Der Fürst berief von Troppau und Eisgrub Wasserkünsteler, die für das Schloß eine Wasserleitung einrichten sollten; denn hinter dem heiligen Berg entdeckte man eine klare Quelle und mehrere im Kettlasbrunner Wald. Doch bereiteten die Leitung und die Wasserskünste den Fachleuten große Sorge; sie waren ein Schmerzenskind für die Arbeiter; denn das Wasserreservoir war wasserdurchlässig. Der Maurermeister Giuletti gab dem Tischlermeister ein neues Ziegelmodell für die Ziegelschläger.

In Wilfersdorf gab es folgende Kapellen: die Rosalien-, die Dominikkapelle und eine unterhalb des Ortes. Räuber brachen 1712 in die Dominikkapelle ein und raubten sie aus. Der Wilfersdorfer Pfarrer las in der Schloßkapelle wöchentlich 5 Messen. Das Schloß erhielt 1712 neue Tücher, Bettzeug, Leinwand, Kasten, Sessel u. dgl. Ein Meister deckte die Hofstadeln mit Stroh, den Schüttkasten aber mit Dachschindeln. Im Schloß versah ein Heiduck seinen Dienst, außerdem nahm der Fürst einen Imker auf für den Bienenstock im Garten. Im Pestjahr 1713 ließ der Fürst alle Räume des Schlosses mit Kronawettsträuchern ausräuchern, diesem Beispiel folgten die Untertanen; außerdem mußten in allen Kirchen des Herrschaftsgebietes Messen zu Ehren des heiligen Sebastian gelesen werden, damit die Gemeinden verschont bleiben von der gefürchteten Pest.

Wilfersdorf war 1713 der Sitz des Achtelfonds, einer Art Genossenschaft der Bauern. Wenn ein Fürst die Regierung seines großen Besitzes antrat, versammelten sich die untertänigen Markt- und Dorfrichter im Schloß zur Huldigung und gelobten ihm Gehorsam sowie Treue. 1714 wurde auf dem Myrhenberg eine Passionssäule errichtet; auf den Basteien pflanzte der Gärtner „Spallieren”, die er von Ebersgassing bekam. Der Schloßgarten war zuvor neu angelegt worden. Die Pfisterei im Meierhof konnte 1715 fertig gemacht werden, ein starkes Gewitter verursachte in diesem Jahr einen schweren Schaden in Mistelbach, Eibesthal und Ebendorf. Mistelbach wurde noch dazu von einer großen Feuersbrunst heimgesucht.

Für den Schloßbau führten die Bauern Steine und Sand von Neusiedl und Prinzendorf — 1 Klafter Steine kostete 1 fl 16 kr; die Ziegel kamen von Walterskirchen, Prinzendorf und Mistelbach. Der Maurermeister hieß Giuletti. Die fürstliche Küche in Wien erhielt 1715: von Ostra in Mähren 104 Pfund Selchfleisch, 84 Pfund Speck, 11 Pfund Schinken, 11 Wildenten, 3 Wildtauben, 12 Lerchen, 39 geselchte Fische, 9 Schinken, 2.770 Stück Eier, gedörrte Zwetschken, Marillen und Brünner Zwetschken; von Kromau: Rehe, Hasen, Fasanen und Rebhühner; von Steinitz: Wildgänse, Wildenten, Wasserschnepfen und Fasane; von Wilfersdorf: Butter, Indian, Kapauner, Kälber und Hasen.

Am 17. September 1716 trat eine neue Zimmerwärterin von Landskron ihren Dienst im Schloß an.

Von dem äußeren Teich legte der Rabensburger Wasserkünstler 192 Rohre für die Schloß-Wasserleitung. Von Feldsberg kamen 1717 ein Korporal, 12 Mann und ein Tambour, welche zur Nachtzeit den Markt durchstreiften. Für die Zisterne holten Roboter von Kromau Mauer- und Pflastersteine; auch die Steinmetzmeister, viele Arbeiter, Bauschreiber und Stukkateure kamen für den Schloßbau von Kromau. Die Arbeiter waren recht fleißig; es konnte das Dach gedeckt werden, auch das Wasser wurde fachgemäß abgeleitet. Das Holz holten die Bauern von Plumenau, weil die Wälder um Wilfersdorf und Rabensburg in letzter Zeit arg hergenommen waren; sie mußten geschont werden. Die Dachgleiche war ein Fest für alle Arbeiter; dabei wurde sogar eine Kanone ab- geschossen.

Große Freude herrschte in allen Gemeinden über die Siege, die Prinz Eugen 1716 und 1717 bei Peter-wardein und Belgrad über die Türken errang. Nun war die Gefahr dieses Feindes für alle Zeiten gebannt. In den Kirchen wurde ein Festgottesdienst mit einem feierlichen Tedeum abgehalten. 1718 erkrankte die Fürstin Marianne. Die Geistlichen forderten die Gläubigen auf, fleißig zu beten, damit die Kranke wieder gesund werde.

Da die Wasserkünste nicht funktionierten, mußte der Ingenieur Gilbert nach Wilfersdorf kommen; es drang auch Wasser in den Keller. Am 11. September 1718 setzte der Steinmetzmeister bei den Statuen das Wappen ein.

Ein Maurergeselle erhielt im Sommer durch 140 Tage 30 kr täglich, im Winter aber durch 138 Tage nur 27 kr, ein Handlanger 15 kr bzw. 14 kr und ein Zimmergeselle 27 kr/24 kr. Die Wiener fürstliche Kanzlei forderte jede Woche einen genauen Bericht über die Bautätigkeit und über die Fortschritte des Schloßbaues.

Inventar des Schlosses im Jahre 1718: Zinn- und Kupfergeschirr, ein metallener Ofen, ein Augenglas mit Futteral, eine Wanduhr, seidene Tischtücher, niedere Sessel, Fenstervorhänge, Spiegel, Nachtleuchter aus Blech, ein Damenspielbrett, mit rotem Tuch überzogene Spieltische, Bilder mit schwarzem Rahmen, papierene Landschaften, unterschiedliche Bilder — von Hauskirchen empfangen —, schwarzgebeizter Kasten, Stengelgläser, Servietten, Messingbecher, schwarzbeschlagene Messer und Gabeln, weiße Konfektschalen, kupfernes Kuchelgeschirr, Feuerhunde, Brat- und Vogelspieße, Feuerschaufel, Schürhaken, Dreifuß, Glutpfannen, Frittatenpfannen, Schneidmesser und Brotschragen.

1719 arbeitete der Steinmetzmeister Andreas Steinböck aus Eggenburg im Wilfersdorfer Schloß. In diesem Jahre herrschte eine große Hitze, die Brunnen hatten kein Wasser, die Bäche trockneten aus, in Mähren und Nieder-Oesterreich grassierte ein hitziges Fieber; doch spürte man davon nichts im Herrschaftsgebiet.

Ein anderes Inventar: Tortenblätter, Schöpflöffel, Windöfen, ein Kaiser Karl-Konterfei, Landschaft-

Temesvar, Festungsbilder, eingerahmte Landkarten, eine Tragsänfte, Teppiche von unterschiedlichen Farben, halbseidene Tische- und Tafelwäsche, Fußteppiche, ovale und runde Tische mit Flügeln, ein blaues Himmelbett, mit „Pflaumengefüllte” Tuchent, zinnerne und messingene Eßlöffel und Nachtleuchter aus Blech.

Ein Schlosser aus Prag machte deutsche und englische Schlösser. Da er in der Schmiedewerkstatt arbeitete, konnte der Hofschmied seine Arbeiten nicht rechtzeitig fertig machen. Die Fontanen kamen von Kromau nach Wilfersdorf, ebenso das Papier für die Kanzlei. 1720 ließ der Fürst ein Kreuz auf dem Heiligen Berg aufstellen; die Bildhauer erhielten die Kost im Schloß. Von der Herrschaft Walterskirchen kaufte der Fürst für den Schloßbau 67.450 Mauerziegel (das Tausend kostete 7 fl 45 kr) und von Paasdorf 80.000; das Bauholz bezog man von Steinitz und Ladendorf, von dieser allein 180 Föhren. Das Eisen lieferte Aussee in Nordmähren und die Steine zum Schloßbrunnen Kromau.

Weil das Wasser 1720 wieder in den Keller drang, gaben die Arbeiter zuerst gestoßene Lettenerde auf die Stelle und darauf Steinplatten. Die Wasserrohre holten die Bauern von Karlsberg bei Sternberg. Der Brecherlohn für eine Klafter Kalksteine betrug 30 kr, später 45 kr, der Brennerlohn für 1000 Pflasterziegel 2 fl und für Mauerziegel 1 fl 30 kr. Die Herrschaft selbst stellte 80.000 gebrannte und ungebrannte Ziegel her, die mit dem Zählgeld 593 fl 40 kr kosteten. Ein Handlanger verdiente täglich 14 kr. Neusiedl a. d. Z. sowie Garschönthal verlangten 1721 für eine Klafter Mauersteine 36 kr. Der Brennerlohn für 1000 Ziegel betrug 1 fl 30 kr, für Pflasterziegel aber 2 fl; ein Maurergeselle erhielt als Wochenlohn 27 kr.

Die Herrschaft hatte 35 Bedienstete im Schloß, u. zwei Wirtschaftsoffiziere, Förster, Heger, Fasan-jäger, Falkner, einen Schloßkorporal und 12 Meierhofknechte. Für das Schloß ließ der Fürst eine Uhr und 2 Glocken machen. Die Steinbrecher in Hauskirchen verlangten 1722 einen höheren Lohn, weil ihre Arbeit sehr gefährlich war (45 kr täglich). Die Herrschaft bot nur 40 kr. Ein Schlosser aus Boskowitz entwarf das Muster für den Schloßgartenzaun. Der Steinmetzmeister Turini, der sehr nachlässig arbeitete, mußte verwarnt werden; er sollte, wenn er nicht besser arbeiten würde, in Eisen geschlagen werden. Der Ingenieur Antoni entwarf den Riß für die Schloßkapelle und für den Kapellenflügel.

Für den Briefwechsel mit dem Fürsten in Wien mußte 1722 ein Botendienst eingerichtet werden, aber nur bis Wolkersdorf und von da nach Wien. Als Jahreslohn waren 40 fl bestimmt und 6 kr Laufgeld für eine Meile sowie ein Kleid; der Wilfersdorfer bekam kein Kleid. Die Herrschaft hatte 1723 an Wein von 1718 — 1722 im Keller 5.934 3/4 Eimer, an Zehent 7.603 Eimer, Bauwein von Erdberg 1.165 Eimer und Zehent von Erdberg 1.321 Eimer— zusammen 16.024 3/4, Eimer. In den Gemeinden besaß die Herrschaft 156 Viertel Weingärten, 10 Viertel trugen noch nicht und 23 Viertel waren ausgehackt. Die neue Brünnerstraße sollte von Schrick über Mistelbach, Eibesthal und Wetzelsdorf gebaut werden; doch entschied sich die Regierung für die gerade Richtung — „via recta” — über Wilfersdorf.

1723 drang wieder Wasser in den Schloßkeller. Ein großer Sturm wütete am 5. Dezember 1724, der einen bedeutenden Schaden anrichtete; denn er warf in den Wäldern Bäume um, deckte Häuser ab, warf Stadeln um, riß im Schloß die Fensterstöcke heraus, warf Bilder von der Wand herunter und die Matratzen aus den Betten. Tische, Sessel und Oefen stürzten um. Die Herrschaft spendete den Armen das Bauholz, damit sie ihre Wohnhäuser aufbauen konnten. Die Wilfersdorfer Pfarrkirche ist ein Werk des Meisters Martinelli; sie ähnelt ganz der Kirche in Bladensdorf in Nordmähren. Für den Bau wählte man Steine von Neusiedl a. d. Z. Weil die Stadel und Wirtschaftshöfe der Herrschaft schon recht schadhaft waren, mußten sie 1729 überall ausgebessert werden. Ein Hochwasser im Jahre 1731 beschädigte die Hofmühle sowie die Schloßbrücke. Diese mußte im folgenden Jahr neu gebaut werden, u. zw. die Grundmauern aus Stein und „obenauf” aus Holz. Ausgebessert wurden noch der Schloßgraben, der Wall und Schüttboden. Das erforderliche Holz lieferte das Eibesthaler Revier.

Mobilien im Schloß: 2 Augengläser, ein Frauenbild von Tschenstochau und eines von Wranau,

Konterfeis von fürstlichen sowie kaiserlichen Personen, Landkarten, Grundrisse, kleine Bilder,

2 Spieltische, Lehnsessel, Betschemel, Tragsessel, eiserne Oefen, türkische Tische und Tafelteppiche, Frauenteppiche, weiße Vorhänge, rote und blaue Himmelbetten, eine spanische Wand, Federtuchenten, Leilacher, Tischtücher, Servietten, zinnerne Schüsseln, Teller, Eßlöffel, Salzfässer, Trinkbecher, Leuchter, Barbier- und Konfektschüsseln, Leuchter aus Eisen und Messing, Nachtleuchter, Apothekergewichte, Nachtgeschirr, lederne Lehnstühle, ein Schreibtisch mit Schublade, Handbartwische, Abstauber, Fischwandeln, römische Kessel, Kupferflaschen, Gugelhupfs, Tortenblätter, Brotschragen, Schöpflöffel, Backlöffel, Pastetenformen, steinerne Messer, große Feuerhunde, Brat- und Vogelspieße, Windöfen, Dreispieße, Fretatenpfannen, blecherne Staubwedel, Bücher und Schriften, ein Stiftsbrief der Sidonia Elisabeth Fürstin von Liechtenstein, geborene Gräfin Salm für das Mistelbacher Spital 1655; Tatzordnungen, auch mit den Patenten über Bier-, Vieh- und Weinaufschlag, Protokolle über fürstliche Dekrete, ein Codex austriacus, gedruckte peinliche Landgerichtsordnung, verbesserte Jäger- und Reißgejaid-Ordnung 1728, Viehordnung wegen des Viehunfalles, Mistelbacher, Wilfersdorfer und Bullendorfer Mautvektigal, Protokolle über allerhand Hausbriefe, Wilfersdorfer Kaufbriefe und Testamente, Felde- und Zehentbeschreibungsbücher, Pantaidingsprotokolle, Kirchen-, Spitals- und Kapellenrechnungen.

Den alten Tummelplatz — früher Turnierplatz, dann Reitschule — benützte man 1740 als Holzgarten für Bau- und Deputatholz. Für das Landgericht bestellte 1749 der Fürst einen eigenen Freimann. Beamte der Herrschaft: Hauptmann, Rentmeister, Burggraf, Kastner, Kellermeister mit Gehilfen, Schloßtorwärter, Pfister mit 1 Jungen, Weinzettel, Wiesenhüter, 2 Wirtschaftsdraben, 1 Schaffer im Meierhof, 2 Kälberhalter, Knechte und Anschaffer.

1753 machten in Mistelbach einige Bauern aus Aeckern Weingärten, obwohl es verboten war. Die Herrschaft wurde geschätzt auf 315.010 fl 15 kr(Hausgrundstücke 115.592 fl, Urbarfelder 199.418 fl 15 kr). Der große Kuchelgarten diente bis 1763 dem Kasmacher als Graserei zum großen Teil; einen Teil besaß der Hofgärtner, der seit 1750 jährlich 25 fl Bestand zahlte; die Herrschaft führte den Dung in den Garten. Nun wurde er in 10 Teile geteilt und an die Untertanen verpachtet, die 55 fl zusammen zahlten. Das Gartenhäuschen verpachtete die Herrschaft um 10 fl, zusammen 65 fl; später wurde der Pacht auf 35 fl zusammen ermäßigt. Das Obst konnte jährlich um 6 fl verkauft werden.

Im Gartenhaus wohnte ein Schmied. Ein amtlicher Bericht sagt: Die fürstliche Herrschaft Wilfersdorf war im Mistelbacher Territorio Oberzehentherr. Die Neurißäcker fielen auch unter die Zehent-bestimmungen und gebühren deshalb dem Fürsten. In den Neurißäckern in Ebendorf hatte die fürstliche Herrschaft den Zehent ausgesteckt, doch rissen die Barnabiten die Zeichen heraus und steckten ihre hinein. Die Folge war ein langwieriger Prozeß, der bis 1769 dauerte. Die Feuerbeschau der Wohnhäuser erfolgte monatlich.

1777 feierte das Schloß das Magdalenafest; dabei sah man in der Früh um 5 Uhr, daß der Kelch schon recht schäbig war; denn das Gold war nicht mehr zu sehen. Um 17 Uhr trug der Geistliche nach dem Gottesdienst des Ciborium cum Sanctissimo aus der Pfarrkirche in die Schloßkapelle und stellte es in einem Zimmer auf, dessen Wände mit chinesischen Figuren bemalt waren. Als er dann Heiligenbilder aufhängen wollte, lachten und schwätzten die Leute; der Amtmann erklärte: „In der Schloßkapelle hat ein Pfarrer nichts anzuordnen.” In einem Zimmer hörte ein Franziskaner Beichte. Im folgenden Jahre feierte man das Fest in gleicher Weise. Nun wurde alle Jahre nur ein Gottesdienst in der Schloßkapelle abgehalten. Die Stiftung des Fürsten Anton Florian wurde nicht mehr bezahlt (die „Stundenmesse”). Man spürte auch in Wilfersdorf den Geist der Aufklärung.

Laut kaiserlichem Befehl vom 10. Dezember 1784 mußte in Wilfersdorf ein Postamt gebaut werden; man wählte dazu den Anger vor dem Obst- und Kuchelgarten; den Tummelplatz sowie den Kuchelgarten durchschnitt die Zaya. Wo die Kaiserstraße über die Zaya führte, stand ein Wächterhaus. Der Postmeister Matthias Mühlbauer zahlte jährlich 2 fl Grunddienst und leistete im Jahr 26 Robottage. Die prunkvollen Herbstjagden hörten 1786 auf; dazu kamen viele Adelige und Offiziere. Die Wilfersdorfer sahen da ein farbenprächtiges Bild; es war für die Bewohner ein kleiner Feiertag.

Die Herrschaft Wilfersdorf umfaßte damals 4 Märkte (Mistelbach, Wilfersdorf, Ober Sulz und Poysdorf), sowie die Dörfer Ketzelsdorf, Wetzelsdorf, Erdberg, Bullendorf, Kettlasbrunn, Eibesthal, Lanzendorf, Blumenthal und Loidesthal; Wilhelmsdorf gehörte nur mit dem Landgericht zu Wilfers-dorf, die Grundobrigkeit war aber das Stift Klosterneuburg. 1802 wurde nach einem Bericht wieder an dem Schloß gebaut. Die Förster klagten 1803, daß überall das Wild abnahm. Die Herrschaft setzte neben den Straßen und Feldwegen Pappeln, Platanen, Wermutskiefer, Sträucher, auch Obst und Nußbäume. Jetzt erkannte man den Wert des Waldes, „des grünen Goldes”, und sparte überall beim Holzverbrauch. Die Lindenbäume pflanzte man wegen der Bienen.

Durch Wilfersdorf fuhr die Ordinaripost, die am Abend in Poysdorf ankam, wo die Weiterreisenden übernachteten. Das Wilfersdorfer Postamt hatte einen großen Zustellbezirk, da es die Gemeinden bis Zisstersdorf, Eibesthal, Bullendorf, Kettlasbrunn, die Feldmühle, Mistelbach, Ebendorf, Lanzendorf, Asparn bis Röhrabrunn, Siebenhirten, Ungerndorf, Hagenberg und Gnadendorf umfaßte; die nächsten Poststationen waren Poysdorf und Gaweinstal. Es herrschte ein reger Straßenverkehr auf der Kaiserstraße, aus dem Wilfersdorf großen Nutzen zog. Im Schloß befand sich 1836 die Amtsverwaltung sowie das österreichische Wirtschaftsinspektorat über alle fürstlichen Güter. Der Herrschaftsbereich Wilfersdorf war 2 ½ Meilen lang und 3 Meilen breit, die Fläche betrug 3 ½ Quadratmeilen. Im großen Schüttkasten sah man 3 Etagen, die 3000 Metzen Getreide aufnehmen konnten.

Die Revolution im Jahre 1848 brachte das Ende der alten Grundherrschaft. Die Untertanen waren Staatsbürger und die Gemeinden frei; die Herrschaft hatte jetzt jeden Einfluß verloren. Verwaltung und Gericht wurden getrennt; denn der Staat errichtete Bezirkshauptmannschaften, Bezirks- und Kreisgerichte. Freiheit war das große Losungswort der neuen Zeit, das unsere Heimat neu gestaltete.

Das Schloß, das mit der Geschichte unserer Heimat enge verknüpft ist, wurde 1848 der Sitz einer Forst- und Landwirtschaftsverwaltung, geriet aber in Vergessenheit.

Besitzer des Wilfersdorfer Schlosses aus der Familie der Herren von Liechtenstein:

Christoph 1436—1445, Wilhelm 1459, die Brüder Johann V — + 1473, Heinrich VII — + 1483, Christoph III — + 1506 und Georg V — + 1484; die Söhne Heinrichs VII: Georg — + 1584 und Erasmus — 1524 gemeinsam; Georg VI allein 1524—1548; Johann VI. der Neffe Georgs 1548—1552. Georg VII und Wolfgang II 1552—1565; Georg VII verkaufte seine Hälfte dem Bruder Wolfgang 1565—1585. Johann Septimius 1585—1595.

Die Fürsten von und zu Liechtenstein:

Gundacker 1598 —1641. Hartmann I. 1641—1686. Maximilian 1686—1709. Max Anton 1709—1711. Anton Florian 1711—1721. Josef Johann Adam 1721—1732. Johann Karl 1732—1748. Josef Wenzel 1748—1772. Franz Josef 1772—1781. Alois I. 1781—1805. Johann I. 1805—1836. Alois II. 1836—1858. Johann II. 1858—1928.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1971, S. 51 – 55

Das Umgeld im Gebiet der Wilfersdorfer Herrschaft

Das Umgeld - auch Ohmgeld genannt - war eine alte Verzehrungssteuer, die von allen ausgeschenkten Getränken eingehoben wurde. Dr. K. Lechner erwähnt in dem Werke »Das Waldviertel“, dass schon 1333 in einer Urkunde des Stiftes Altenburg ein Dienstmann versprach, die Holden - Untertanen nicht mit dem Umgeld zu beschweren. Eingeführt hat es Rudolf der Stifter 1354, der dafür auf die Münzerneuerung verzichtete; es betrug 3 Maß von jedem ausgeschenkten Eimer oder ½ % von dem Geldwerte. Damals war der Wein das wichtigste Getränk der breiten Masse, da der Genuss von Bier und Branntwein sehr gering war; denn das Bier war ein kraftloses braunes Wasser und der Branntwein mehr eine Medizin. Eingehoben wurde das Umgeld nach großen Bezirken, von denen einer Dürnkrut war, ein anderer Gaweinstal; es konnte verpfändet und verpachtet werden, was aber für die Bauern ein Nachteil war, da der Pächter oft rücksichtslos vorging und eine höhere Summe einhob, um sich zu bereichern. Der Landesfürst verlieh es auch Städten, die durch Krieg, Seuchen oder Elementarereignisse Schaden gelitten hatten. Das Klarakloster in Wien war seit 1365 von jedem Umgeld befreit, wenn es den Bauwein ausschenkte; 1403 war dieses Recht erneuert worden.

1443 übernahm Christoph von Liechtenstein in Nikolsburg pachtweise das Umgeld von Mistelbach und Laa. Kaiser Friedrich der III. verlieh am 7. Juli 1464 dem Gamaret Fonauer diese Steuer von Dürnkrut auf Lebenszeit, doch hatte er alle Jahre zu Weihnachten acht Pfund in die Hofkammer nach Wien abzuführen.

Kaiser Maximilian der I. regelte das gesamte Steuerwesen sowie die Umgeldbezirke und erhöhte diese Verzehrungssteuer durch 2 Zuschläge (Tatz und Zapfenmaß). 1537 gab die Wilfersdorfer Herrschaft den Zapfenmaßüberschuss in der Höhe von 600 fl an; zur Herrschaft gehörten die Gemeinden: Wilfersdorf, Poysdorf, Mistelbach, Ringelsdorf, Waltersdorf, Obersulz, Kettlasbrunn, Bullendorf, Loidesthal, Blumenthal und Ketzelsdorf. Der Fünfkirchner von Steinabrunn hatte 1569 das Umgeld von Mistelbach und Dürnkrut um 2000 fl gepachtet. (Dabei waren die Orte Poysdorf und Schweinbarth mit 700 fl nicht inbegriffen). Bei der Herrschaft Asparn an der Zaya machte das Umgeld 1569 fünfzig Gulden aus, bei Staatz 180 fl, bei Zistersdorf 510 fl und bei Laa an der Thaya 200 fl. Der Einnehmer dieser Steuer hieß Umgelter; es war ein ansässiger und unbescholtener Mann, der lesen, schreiben und rechnen konnte; in Zistersdorf und Staatz erhielt er für seine Mühe jährlich 32 fl (30 Metzen Korn – 7 fl, 30 Metzen Hafer 5 fl, Jahreslohn für einen Knecht – 37 fl). In Drösing, Götzendorf, Patzmannsdorf und Wolfpassing brauchten 2 bis 4 Männer, die ein Fässlein Wein kauften und vertranken, kein Umgeld (Tatz) zahlen. In Geiselberg hatten die Bewohner 1550 das Recht, einen Umgelter, der mit Gewalt das Umgeld forderte, mit Ofenstäben und Krucken davonzujagen und zu schlagen; verletzten sie ihn, so waren sie nicht straffällig. Wer in Ebersdorf a. d. Zaya heimlich Wein ausschenkte, zahlte zur Strafe 62 den, in Thomasl bei Ernstbrunn sogar 5 Pfund a 240 den. In Klement nahm sich 1563 die Gemeinde die Hälfte des Umgeldes, denn Rest die Herrschaft. Am 2. Jänner 1580 forderte die Regierung in Wien das Umgeld auch von dem Wein, der bei Kirchen- und Waisenrechnungen, bei Hochzeiten, bei Tanzunterhaltungen, bei Kindstaufen, bei Winkelzechen, Sautanz, Rockengängern, bei Fastnachtsunterhaltungen, Kirchtagen und beim Gemeindetanz getrunken wurde. Der Bauer ließ den Umgelter oft nicht in den Keller, machte unrichtige Angaben, versteckte viel Wein in Schliefwinkeln und Schlafräumen, verkaufte den Wein „schwarz“ um kein Umgeld zu zahlen. Wie der

Kräutlwein aufkam, verweigerten die Bauern die Verzehrungssteuer von dieser Neuheit. Manche Grobheit musste der Umgelter einstecken, wenn er sein Amt genau versah.

Am 11. September 1572 erhielt das Grafengeschlecht der Trautsohn von Troh die Herrschaft Falkenstein mit dem Umgeld von Dürnkrut, Mistelbach, Poysdorf und Schweinbarth. 1585 hatte Wolf von Liechtenstein das Zapfenmaß der Herrschaft Wilfersdorf in Bestand übernommen. Dazu gehörten noch die Orte: Neusiedl a. d. Z., Ringelsdorf, Waltersdorf und Reinthal, der Ertrag belief sich auf 1135 fl 27 kr 1 den (davon Mistelbach mit Lanzendorf 539 fl 10 kr 3 den, Wilfersdorf 100 fl, Obersulz 150 fl, Bullendorf, Ebersdorf, Kettlasbrunn, Loidesthal und Blumenthal 146 fl 16 kr 2 den).

1568 gingen 1197 fl 14 kr ein. Mistelbach mit Lanzendorf 527 fl 59 kr 1 den, Kettlasbrunn 35 fl 41 kr 1 den, Bullendorf 103 fl 58 kr 3 den, Ebersdorf 2 fl 5 kr 1 den, Obersulz 150 fl und Wilfersdorf 100 fl. Die Gemeinden mit einem Straßenverkehr ergaben größere Einnahmen im Gegensatz zu jenen, die abseits von den Handelswegen lagen. 1587 verrechnete das Rentamt 1445 fl und 1588 sogar 1602 fl.

Von Poysdorf, Ketzelsdorf und Wetzelsdorf erreichte 1614 die Tatzabgabe die Summe von 770 fl, stieg im 30-jährigen Krieg infolge der Truppendurchzüge und Einquartierungen 1625 auf 2000 fl, 1636 – 1050 fl, 1637 – 1000 fl, 1640 748 fl 30 kr, 1642 – 664 fl 46 kr, 1643 - 945 fl 13 kr, 1644 – 800 fl, 1645 – im Schwedenjahr 900 fl, Mistelbach verzeichnete 1644 – 1250 fl, Obersulz 160 fl, Ringelsdorf 80 fl und 1645 – Obersulz 200 fl, Ringelsdorf 100 fl und Bullendorf in 2 Jahren 80 fl. Ein Eimer Wein kostete 2 – 3 fl, eine Kuh 10 – 12 fl, ein Metzen Weizen 1 fl. Die Schweden versuchten, das Tatzgeschäft an sich zu reißen. 1647/49 war das Tatzenmaß im Wilfersdorfer Gebiet um 1250 fl verpachtet; das von Rabensburg-Hohenau um 300 fl; hier waren die Kriegsschäden viel größer und die Gemeinden hatten vielmehr gelitten als um Poysdorf, Wilfersdorf.

1656 brachte einen starken Rückgang: Mi-Tatz [??, hier dürfte etwas fehlen], Palterndorf 85 fl, Hausbrunn 81 fl 36 kr in das Rentamt. Die fürstlichen Schankhäuser und Alt-Lichtenwarth 45 fl 12 kr nach Hohenau verkauften: Hohenau – im Sommer 201 ¾ Eimer Wein und im Winterhalbjahr 223 ¼ Eimer, Bernhardsthal 214 – 119 ¼ und Rabensburg 247 ¼ - 270 ¼ Eimer; der Wirt erhielt von jedem Eimer 7 kr. Gerne hätte es die Herrschaft gesehen, wenn die Gemeinden das Tatzgefälle übernommen hätten; doch die lehnten es ab, obwohl die Herrschaft ihnen in jeder Weise entgegenkam; sie konnten die Pachtsumme nach Belieben halb- oder vierteljährlich oder auch monatlich bezahlen. 1655 wollte die Herrschaft die Abgabe steigern, die Gemeinden weigerten sich, höhere Beträge zu reichen; Bullendorf hatte mit 50 fl genug, musste aber 55 fl abliefern, Kettlasbrunn 65, Blumenthal 35, Loidesthal 50, Ringesldorf 130 (sie bot nur 90 fl an), Waltersdorf 55, Wilfersdorf 300, Poysdorf mit Ketzelsdorf und Wetzelsdorf 1800 fl und Mistelbach mit Lanzendorf 1700 fl.

1656 brachte einen starken Rückgang: Mistelbach 800 fl, Poysdorf 700 fl, Wilfersdsorf 160 fl, Bullendorf 24 fl, Kettlasbrunn 40 fl, Eibesthal 65 fl, Blumenthal 12 fl 30 kr. Aus der Steuerleistung kann man auf die wirtschaftlichen Verhältnisse schließen, die im allgemeinen nicht sehr günstig bei uns waren, da ja der 30-jährige Krieg mit seinen Folgen durch viele Jahre zu spüren war. 1659 brachte wieder etwas höhere Beträge: Mistelbach 900 fl, Poysdorf 800 fl, Bullendorf 32 fl, Kettlasbrunn 55 fl, Obersulz 160 fl, Loidesthal 18 fl, Blumenthal 15 fl, Ringelsdorf 135 fl, Waltersdorf 35 fl und Eibesthal 67 fl. Im Jahre 1660 nahm die fürstliche Herrschaft in Wilfersdorf beim Zapfenmaß 2238 fl 57 kr ein. Die Verrechnung erfolgte alle Jahr zu Georgi im Rentamte.

Ein schlechtes Jahr war 1666: Mistelbach mit 412 fl 30 kr, Poysdorf mit 362 fl 30 kr, Bullendorf mit 30 fl, Eibesthal mit 40 fl, Kettlasbrunn mit 27 fl, Blumenthal mit 9 fl, Loidesthal mit 13 und Obersulz mit 90 fl. Die Frau Maria Isabella von Avalla, die Besitzerin des Tulserhofes in Mistelbach, verweigerte dem Tatzschreiber den Zutritt in den Kellerraum und machte ganz unrichtige Angaben über ihren Getränkeverbrauch. Über die Poysdorfer führte die Herrschaft bittere Klage: sie seien verlogen und aufgeblasen, schwören 100 Eide und halten sie nicht, seien nur darauf bedacht, die Herrschaft in allen Dingen zu hintergehen und zu betrügen, besonders beim Zapfenmaß. Jetzt musste der fürstliche Amtmann strenge Maßnahmen ergreifen, um die Betrügereien in den Gemeinden zu verhindern. Wer den Tatzschreiber nicht einließ oder ihm den Eintritt in den Weinkeller verweigerte, zahlte zur Strafe 30 fl; wollte jemand den Wein verheimlichen, so wurde ihm die Menge einfach weggenommen. Da war es kein Wunder, wenn der Tatzschreiber (auch Tätzer genannt) recht unbeliebt wurde. In Poysdorf wurde er am Dreikönigstag öffentlich als Dieb und Schelm bezeichnet, in gemeiner Weise beschimpft und noch geschlagen; einige Jahre vorher (1673) wollten die Ketzelsdorfer keinen Tatz bezahlen, obwohl viel Wein gewachsen war.

Doch gab es unter den Tätzern recht derbe und grobe Männer, wie z. B. der Falkensteiner Franz Schweiger, der 1702 von dem 65jährigen Hauer Lang das Umgeld verlangte, als er mehrere Eimer Wein verkauft hatte, obwohl dieser um Geduld und Nachsicht bat und versprach, die Geldsumme bald zu bezahlen, so schlug ihm der Tätzer die Zähne ein. Wie dann die Söhne des Hauers den Betrag brachten, beschimpfte er sie und schlug dem einen eine Wunde am Kopf, den andern bedrohte er mit seiner Pistole. Trotz der Strenge verkauften die Bauern heimlich Wein in kleinen Gebinden, um keinen Tatz zu bezahlen; dies taten besonders die Wetzelsdorfer und Ketzelsdorfer, denen die Steuersumme von 200 fl zu groß war. Für einen Tatzbestandbrief entrichtete der Pächter 1707 gewöhnlich 1 fl 30 kr, nur der von Mistelbach und Poysdorf zahlte 2 fl in das Wilfersdorfer Rentamt.

1712 war der Gemeinde Wilfersdorf der Betrag von 200 fl vorgeschrieben worden, über den die Bauern sehr ungehalten waren, weil sich die Herrschaft früher mit 90 und mit 100 fl begnügte. Als gar die Obrigkeit mehrere Betrügereien aufdeckte, ordnete sie 1715 an, dass alle Jahre eine genaue Kellerbeschreibung vorzunehmen sei, was in den Gemeinden große Bestürzung hervorrief; so etwas sei noch nicht dagewesen und kein Mensch könnte sich an eine solche Kontrolle erinnern, die einen schweren Eingriff in die bäuerlichen Rechte bedeute. In Poysdorf, wo 1718/19 zwei neue Gasthäuser gebaut wurden, zahlten die Besitzer keinen Tatz; sie gehörten zu einem Edelmannssitz und zwar das eine dem Baron Mechtl und das andere dem Ferdinand Stoiber. Mechtl schenkte sogar fremde Weine um einen billigen Preis; das verursachte große Aufregung, weil nach einem alten Vorrecht keine Weine eingeführt werden durften. Die Poysdorfer machten Krawall, drohten allen, die in Mechtls Gasthaus Wein einkaufen sollten, die Krüge zu zerschlagen, und machten die Anzeige gegen den Baron; doch dieser gewann den Prozess, weil er als Adeliger das Recht zu so einem Vorgehen besaß.

1722 betrug das Tatzgefälle für Poysdorf 770 fl und 1723 nur 750 fl; hier pachtete der bürgerliche Hauer Josef Kraker, 1742 das Zapfenmaß um 500 fl, 1743 um 600 fl und 1744 auch um 600 fl; er war berechtigt, die Keller, die Gasthäuser und die Buschenschänken zu visitieren; wer ihn behinderte, wurde in Wilfersdorf angezeigt und bestraft; im Falle eines feindlichen Einfalles versprach ihm die Herrschaft einen Nachlass; als Kündigungsfrist galten 3 Monate. Nach der Theresianischen Fassion nahm die Poysbrunner Herrschaft das Umgeld von Falkenstein (Markt und Dorf Poysbrunn, Alt Ruppersdorf, Pottenhofen, Ottenthal, Gutenbrunn, Schweinbarth, Stützenhofen, Steinabrunn und Drasenhofen ein.

1780 führte die Regierung die Tranksteuer ein, wie sie in den Sudetenländern seit Jahren eingehoben wurde. Von jedem Eimer hätte die Steuer 1 fl ausgemacht, wenn aber der Wein im Keller verzehret würde, nur 40 kr. In Poysdorf befanden sich in den Kellern 62.689 ¼ Eimer Wein; am 13. November desselben Jahres nur 57.245 7/8 Eimer und an Most 17.233 Eimer. Nach 3 Monaten wurde von der Behörde eine Kellerbeschau durchgeführt. Die Regierung beabsichtigte dafür den Tatz, die Drittelsteuer, das Wegrobotrelutionsgeld, die Schuldensteuer und alle auf den Weingärten haftenden Kontributionen mit dem Aufschlag von Körnern und Jungvieh einzustellen. Unsere Weinbauern lehnten diese Teuerung ab und verlangten, dass alles so bleibt wie früher. 1783 wurden die alten Verhältnisse eingeführt und die neue Tranksteuer verschwand. In diesem Jahre ergab die Kellerbeschreibung für Poysdorf 58.283 Eimer. Die Zeit für eine Steuerreform war noch nicht gekommen, das mussten schon noch 40 bis 50 Jahre vergehen, um den allzu starken konservativen Geist unseres Volkes zu überwinden.

1794 fiel es der Gemeinde Erdberg plötzlich ein, keinen Tatz mehr zu entrichten; sie wollten sich auf einen Kontrakt von 1730/31 stützen.

1824 pachtete die Marktgemeinde Poysdorf selbst den Tatz und bestimmte zu diesem Zwecke für jedes Viertel einen Tätzer, der jeden Monat mit dem Marktrichter verrechnete, bei der Übergabe des Geldes konnte er sich für seine Arbeit 5 % behalten, ebensoviel der Marktrichter. Inleute durften nur 7 Tage ausschenken und zwar von dem Tage an, an dem sie das Amtstaferl erhielten; wer fremden Wein ausschenkte, dem wurde er weggenommen. Die Höhe des Tatzes richtete sich nach der Lage des Kellers; die an der verkehrsreichen Reichsstraße zahlten mehr als die im Rösslberg, Kirchberg oder in der Gstetten; wer an den Markttagen schenkte, leistete die doppelte Gebühr. Die Wirte des Marktes, der Bräumeister Franz May und der Branntweinschenker Andreas Gmeinböck wurden „verhältnismäßig“ erhöht.

1827 steigerte die Gemeinde den Tatz um 180 fl, früher betrug er 1225 fl W. W. Nach 1829 sollten die Kellerbesitzer an der Reichsstraße täglich 1 fl M. zahlen, wenn sie schenkten; dafür ließ die Gemeinde die doppelte Gebühr an den Markttagen fallen. Im gleichen Jahr hob die Regierung das Tatzgefälle auf und reformierte die Verzehrungssteuer.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

G. Winter „Weistümer“

Veröffentlicht in: Mistelbach-Laaer Zeitung, 16. Mai 1953 S. 5, 30. Mai 1953 S. 4

Das Volksschauspiel in unserer Heimat

Gesang, Musik, Tanz und einfache Schauspiele gehörten zur Volkskultur unserer Heimat, mit der vor allem die Jugend die Freizeit gestaltete; nach des Tages Arbeit war es eine Entspannung und die Quelle für Freude, Heiterkeit und Frohsinn. Das Volksschauspiel geht auf die Schwankdichtungen und auf das Zwiegespräch zwischen Bursch und Mädchen, Vater und Mutter, auf die Tanzszenen bei der Hochzeit und auf die Unterhaltung der Erwachsenen im Gasthaus oder im Keller zurück. Bekannt ist das Zwiegespräch zwischen Sommer und Winter. Die religiösen Feste wie Weihnachten und Ostern ließen das geistliche Schauspiel erstehen.Die Schwänke des Dichters Neidhart von Reuenthal schildern uns das Volksleben zur Ritterzeit: die Nachäfferei der stolzen Bauern, die es den Rittern gleichtun wollen, das tolle Treiben in der „Fastnacht“ (ist: Fasching), die derben Wirtshausszenen mit ihren Raufereien usw. Diesen Schwänken folgten um 1400 die Prozeß-, Teufels-, Hochzeit- und Tanzszenen. In Wien gab es schon damals ein Passionsspiel.1414 wird in Ringelsdorf ein Spielhaus erwähnt, um 1500 ein Weihnachtsspiel in Wolfpassing und 1512 ein Spielhaus in Götzendorf. Das ausgehende Mittelalter mit den Kriegen, Fehden, Verwüstungen und Plünderungen brachte eine Verwilderung und einen Niedergang der Volkskultur auf dem Lande. In der Zeit der Renaissance liebte der Adel die lateinischen Spiele, die Prunkstücke und die Schulkomödien, bei denen ein Spaßmacher nicht fehlen durfte. Damals sah man in den Volksstücken sowie in der ganzen Dorfkultur etwas Niederwertiges; die Kluft zwischen Adel und Volk, zwischen Gebildet und Ungebildet erweiterte sich und zerstörte die alte Gemeinschaft. Die Reformation, die ganz richtig den erzieherischen und volksbildenden Wert des Schauspieles erkannte, bevorzugte Aufführungen vom verlorenen Sohn, von der Bekehrung der Sünder, vom Sterben des reichen Mannes usw. Die Einwanderung von spielfreudigen Tirolern nach 1600 begünstigte das Schauspiel (Fastnachtspiele von Hans Sachs und die beliebten Paradiesspiele), denn die Leidensgeschichte des Herrn sowie das Paradies übten auf unsere Ahnen eine große Wirkung aus. Um 1630 führten Protestanten, die aus den Alpenländern in die Umgebung von Preßburg geflohen waren, in den Marchgemeinden Weihnachtsspiele auf.Die Gegenreformation sowie der 30jährige Krieg und die Türkengefahr dämpften die Spielfreude und die heitere Lebenslust der Bewohner; dies galt besonders in der Pestzeit, wo die Obrigkeit Buße und Einkehr forderte, die lustigen Feste untersagte, damit der Allmächtige in seinem Zorn nicht das Unheil noch vergrößere. Die Regierung verbot 1647 und 1657 das Sternsingen mit den Komödien von den Hl. 3 Königen. Das Volk freute sich über die dramatisierten Legenden, Sagen, Märchen und über die Passion des Heilandes, aber auch über die tollen Faschingsstücke, bei denen sich jeder genug lachen konnte; solche Spiele werden in Wilfersdorf 1667 erwähnt, die von den fürstlichen Beamten befürwortet und unterstützt wurden. Im Feldsberger Schloßtheater liebte die Fürstenfamilie Prunkstücke, Feuerwerk, Illuminationen u. dgl., zu denen aber das Volk nicht Zutritt hatte. Das Piaristen-Gymnasium in Nikolsburg pflegte das geistliche und patriotische Stück, das einen erzieherischen Wert für die studierende Jugend hatte. Die Dorfbewohner sahen gerne Ritter-, Räuber-, gruselige Gespensterszenen und derbe Komödien, in denen Ortsverhältnisse eingeflochten wurden. Die Aufführungen der Wanderbühnen erfolgten im Gemeindegasthaus; doch nahmen sich die Leute Speise und Trank mit und stillten Hunger und Durst bei offener Bühne, ja sie sprachen oft drein, lobten und tadelten die Spieler, auch machten sie Witze und komische Bemerkungen – es war eben ein Bauerntheater in der guten alten Zeit. Die Schauspieler der Wanderbühnen gehörten zum „fahrenden Volk” und waren „unehrlich", d. h. sie hatten keine Standesehre, erhielten in der Kirche keinen Stuhl, und ihre Kinder durften nicht die Schule besuchen; nach dem Tode wurden sie außerhalb des Friedhofes sang- und klanglos eingescharrt. Es war ein bitteres Brot und oft ein Leben voll Not und Entbehrung. Der Spaßmacher fehlte auch in ernsten Stücken nicht, weil er als Hanswurst alles lächerlich machte und verspottete.Der Barockzeit, welche die Krippenkunst förderte, gehörten die Weihnachts- und 3-Königsspiele an, die von den armen Dorfbewohnern in den Bauernstuben aufgeführt wurden. Sie haben ein hohes Alter und wurden mündlich weiter vererbt. Das Spannberger Weihnachtsspiel, das 1932 Dr. Weigl aufzeichnete, weist auf Gr. Siegharts und Zlabings. Es ist ein Gespräch zwischen dem Wirt und den Hirten sowie Josef und Maria. In dem 3-Königsspiel von Hohenruppersdorf sind die Könige und Herodes die handelnden Personen, die in ihrem Gespräch auf eine milde Gabe hinweisen. Das Gänserndorfer 3-Königsspiel ist ein Gesang der Weisen, das aus der Umgebung von Mistelbach (wahrscheinlich von Eibesthal) deutet auf Znaim. Die regen wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen unserer Heimat zu Südmähren sind ja bekannt. Buchhändler von Znaim erschienen am Mistelbacher Michaelimarkt und wollten hier sogar eine Buchhandlung einrichten. Bauern von Mistelbach fuhren mit ihrem Getreide zum Verkauf nach Znaim. Die Träger der Spielkultur waren die Armen; dies konnte ich noch bis 1854 beobachten, da Ameiser als Sternsinger nach Poysdorf und Rabensburger bis nach Poysbrunn kamen. Bauern gaben sich zu so einer „Komödie“ nicht her, sondern schauten lieber zu. Das 3-Königsspiel von Matzen weist auch auf Znaim; da hat Herodes eine schwarze Kleidung, eine Kopfbedeckung aus Goldpapier und sogar einen Säbel. Die 3 Könige erschienen in weißen Kleidern, mit buntfarbenen Papiermützen, mit einem bunten Gürtel und Säbel. Bei dem Worte Jesus machten sie eine Verneigung. Das Ameiser 3-Königsspiel wurde nicht aufgezeichnet.Gegen den Hanswurst traten mehrere Dichter auf, um ihn von der Bühne zu verdrängen; es waren dies Thomas Aschbrenner (geboren 1712 in Wolkersdorf, gestorben 1789 in Tulln) und Karl Mastalier, der seine Ode „Der Wald" dem Pfarrer von Pyrawarth 1780 widmete. In Brünn verschwand diese Figur 1769 von der Bühne, dafür kamen aber Kasperl und Wurstl. Auf Jahrmärkten sahen die Leute Puppenspiele und manchmal ein Guckkastentheater. Die Eibesthaler, die als Schauspieler einen guten Ruf besaßen, pﬂegten das Weihnachtsspiel. Als in Poysdorf das Kapuzinerkloster aufgehoben wurde, benutzte die Gemeinde den Speisesaal für Tanzunterhaltungen und Aufführungen von Volksstücken. 1807 ordnete das Kreisamt an, daß Gaukler und Schauspieler sich nur an Jahrmärkten in den Gemeinden produzieren dürften; denn die Vergnügungssucht bedrohte die Sittlichkeit auf dem Lande. Die Leute bevorzugten Parodien, Komödien, Ritter- und Räuberspiele (Goethes „Götz von Berlichingen" und Schillers „Räuber“ waren das Vorbild), Zauberstücke und solche geschichtlichen Inhaltes. Die Parodierungswut machte nicht einmal vor religiösen Dingen halt. Doch auch andere Stücke schauten sich unsere Ahnen gern an u. a. solche, die das Eheleben behandelten, Ehestreit, das Handwerker- und Volksleben (Fleischhauer, Wirt, Vogelhändler, Tiroler, Ungar, Böhm usw.), Zauberpossen, die Bekehrung eines Sünders (da durften Engel, Heilige und der Teufel nicht fehlen).

1818 verbot die Regierung geistliche und religiöse Schauspiele, weil dadurch nur die Religion herabgesetzt werde. Die Zensur der Biedermeierzeit machte sich nur lächerlich. Die Wanderbühnen, die in den Dörfern oft lokale Begebenheiten einflochten und Ortsverhältnisse berührten, brachten die Stücke von Ferdinand Raimund und Johann Nestroy, von dem besonders „Lumpazivagabundus" gefiel. Das Feldsberger Schloßtheater führte klassische Stücke auf, die aber stark gekürzt und zensuriert waren.Nach dem Jahre 1848 beschäftigten sich unsere Dichter mehr als früher mit dem Bauernstand, mit seinen Tugenden, Fehlern und Schwächen, die sie in Volksstücken darstellten; Ferdinand Raimund hatte es schon in seinem „Bauer als Millionär" getan. Anzengruber schrieb 1874 in Wolkersdorf den „Gewissenswurm"; die Gemeinde errichtete dem Dichter im Walde die „Anzengruberhöhe" (nach K. Krexner „Wolkersdorf"). Die Bauernstücke hatten leider den schweren Nachteil, daß sie den Bauer vom Land oft als einen Idioten hinstellten, über den alles lachte, wie früher über den Hanswurst.Während des großen Manövers im Jahre 1876 gab der Fürst Johann von Liechtenstein im Feldsberger Schloßtheater vom 3. bis 6. September Vorstellungen, bei denen der Komponist Suppé sowie die Wiener Schauspieler Blasel, Matras und die gefeierte Gallmeyer mitwirkten. Es waren Festtage für die Stadt und Umgebung, als so viele Gäste von Rang und Namen hier verweilten (nach K. Höß „Geschichte der Stadt Feldsberg”). Wanderbühnen spielten alle Jahre in den größeren Gemeinden Volksstücke und Singspiele, aus denen die .Jugend die neuesten Schlager hörte und begeistert sang, während sie das Volkslied verachtete. Oft konnten Burschen und Mädchen in bescheidenen Rollen mitspielen, was sie mit Stolz und Freude erfüllte. Diese „Schmierbühnen", wie sie oft genannt wurden – mit Unrecht –, waren in jenen Tagen bescheidene Kulturträger für das Volk, das sich nicht eine Aufführung in einem Wiener Theater leisten konnte; um 1890 war es die Löwingerbühne, die jährlich eine Rundreise durch das Weinviertel machte und überall eine freundliche Aufnahme fand; ein Zugstück dieser Gesellschaft war das heute vergessene „'s Nullerl“.1898 begannen die Eibesthaler mit Passionsspielen, da sie eine neue Kirche bauen wollten. Den Text verfaßte der Dichter Kraﬁk. Die technische Leitung übernahm der Oberlehrer R. Wedra, der auch die Choräle vertonte, die 20 Sängerinnen in der Kleidung der Jungfrau von Lourdes sangen. Das Spiel, das 17 Szenen umfaßte, wurde in einem Holzbau aufgeführt, der 800 Besuchern Platz bot. Aus der Umgebung und sogar von Wien erschienen die Leute. Als 1899 auch der Wiener Bürgermeister Dr. K. Lueger kam, entstand am Mistelbacher Bahnhof eine Keilerei, denn die Sozialdemokraten gingen auf ihn los und versuchten, ihn zu prügeln.Mit den Vereinen, die überall in den Gemeinden gegründet wurden, entwickelten sich Theatergruppen, die das Volksstück pflegten. Die Gesangs- und Turnvereine machten den Anfang. Diese Entwicklung zerstörte der erste Weltkrieg, sodaß um 1920 die Spieltätigkeit wieder erwachte. In Poysdorf führten junge Kräfte die „Sittennote” von Adolf Schwayer (1858 in Poysdorf geboren und 1922 gestorben) auf. Der Hintergrund dieses Schauspieles war den alten Poysdorfern gut bekannt, ist aber heute vergessen. Eine Wanderbühne wagte sich sogar an die „Ahnfrau" und an die Schauspiele Schönherrs, von denen „Der Weibsteufel" viel Staub aufwirbelte. In den Schulen spielten die Kinder Theater, um Geld für die Sommerausflüge zu bekommen. Die katholischen Vereine pflegten das geistliche Spiel, während die Gesangsvereine sich dem Singspiel widmeten. Nach 1930 ﬂaute die Spielfreude ab, denn die Jugend begeisterte sich für Sport, Radio und Kino.Im 2. Weltkrieg war keine Zeit für solche Bestrebungen; 1945 wurde viel Material der Vereine zerstört und verbrannt; dazu kamen die schweren Nachkriegsjahre mit der Not und dem Elend, wo jede Spielfreude ausgelöscht schien. Die Frömmigkeitswelle und Einkehr der Menschen nach dem Kriege rückte das religiöse Spiel in den Vordergrund; Laa a. d. Thaya führte ein Passionsspiel auf, Poysdorf und Hanfthal den „Jedermann“, Großrußbach ein Fatimaspiel, Fallbach ein Marienspiel. Die Poysdorfer besuchten eine Zeitlang die Aufführungen in Wiener Theatern und das Passionsspiel in Kirchschlag a. W. In einzelnen Gemeinden spielen Jugendgruppen im Winter kleinere Volksstücke, doch lenken Sport und Kino zu stark von der Pflege der Volkskultur ab. Die Wanderbühnen dürften wohl der Geschichte angehören. Zistersdorf wartete 1951 mit feinem Faschings-Kindertheater auf.Die Freizeitgestaltung nimmt im Zeitalter der Technik einen neuen Weg und beachtet nicht die Überlieferung.

Quellen:Dr. H. Plöckinger „Die Auswertung der Geschichtsquellen für die Volkskunde“ in der „Österr. Zeitschrift für Volkskunde” 1948.Dr. R. Latzke „Geschichten der deutschen Literatur in N-Österr.“ 11. Fest der „Heimatkunde von N-Öst.”.Dr. Leopold Schmidt „Alte Weihnachtsspiele".Leop. Kretzenbacher „Barocke Wallfahrtsspiele“ in der „Österr. Zeitschrift für Volkskunde“ 1951.Zirkulare des Kreisamtes in Korneuburg

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1961, S. 63–65

Das Wappen der Froschmühle in Poysdorf

Unter dem Renaissancetor der alten Froschmühle hängt ein Wappen der Familie Trautsohn, die 1572 bis 1775 die Herrschaft Falkenstein-Poysbrunn besaß. Sie stammte aus Südtirol und der Ahnherr stand beim Landesfürsten in hoher Gunst, so dass dieser ihn stets „Trauter Sohn“ nannte; daher soll auch der Familienname rühren. Ein Trautsohn, der mit dem Kreuzheer ins Hl. Land zog, wäre fast von den Feinden gefangen worden, doch rettete er sich in schlauer Weise, weil er seinem Pferd die Hufeisen verkehrt aufnagelte, sodass die Feinde die entgegengesetzte Richtung verfolgten Dieses Hufeisen sehen wir auch in der Mitte des Wappens. 1541 wurde die Familie in den Freiherrnstand erhoben. 1572 bekam sie die Herrschaft Falkenstein, die nach 1598 eine freie Reichsherrschaft wurde, und 1711 erhielt der Erstgeborene den Fürstentitel.In den 4 Feldern bemerken wir einen Falken, der auf den Besitz von Falkenstein hinweist, einen Steinbock (Herrschaft Schroffenstein in Tirol) einen Hahn (Herrschaft Sprechenstein) und einen Doppeladler. Die Felder werden umrahmt mit der Ordenskette des Goldenen Vlieses. Das Wappen krönt die Fürstenkrone. Weil der Fürst Johann Wilhelm von Trautsohn, der von 1750 bis 1773 regierte, die Froschmühle kaufte, so stammt das Wappen aus dieser Zeit. Ein gleiches schmückt den Zechenkeller dieser Herrschaft in der Brünnerstraße, doch zerstörte es der Besitzer vor einigen Jahrzehnten; nur in Poysbrunn und Falkenstein begegnen wir dem Trautsohn‘schen Wappen noch heute.Der gegenwärtige Besitzer der Mühle (R. Glos) ließ das Wappen, das mit einer grauen Farbe überstrichen war, durch den Steinmetzmeister O. Rada ausbessern, sodaß es seine ursprüngliche Gestalt zeigt. Hoffentlich setzt sich jetzt der Grundsatz durch: „Stein bleibt Stein und darf nicht bemalt werden“. Die Johannesstatue in Wilhelmsdorf mit ihren bunten abstoßenden Farben ist ein Verstoß gegen dieses Gesetz.

Veröffentlicht in: Mistelbach-Laaer Zeitung, 27. Juni 1953, S. 4

Das Wesen der Untertänigkeit

Bis zum Jahre 1848 war der Bauer als Untertan seiner Grundherrschaft gegenüber zum Gehorsam verpflichtet. Man unterschied drei Arten von Untertanen: 1. Inleute, die keinen Grund und Boden hatten, 2. Grundholden, die über einen Besitz verfügten aber einem anderen Gerichte unterstanden und 3. die wirklichen Untertanen, die mit ihrer Person und dem Besitz ihrer Herrschaft untertänig waren. Nach der Größe des Besitzes gab es: Ganz-, Halb- und Viertellehner. Ein Lehen war nicht überall gleich groß, es richtete sich nach dem Burgfrieden der Gemeinde. Mancher Ganzlehner besaß 30 – 40 Joch, doch gab es auch solche, die an manchen Orten 50 – 60 Joch hatten. Um die Zerkleinerung der Bauerngehöfte zu verhindern, richtete man „bestiftete Bauerngüter“ ein, die nichts von ihrem Besitze verkaufen durften. Die Hofstätter, Hauer und Kleinhäusler hatten weniger als ein Joch. Man sprach auch von Rustikalisten und Dominikalisten; die ersteren besaßen wirkliche Bauerngründe, die anderen waren im Besitze von Herrschaftsgründen. Im Zeitalter der Aufklärung wurden viele herrschaftliche Meierhöfe zerstückelt und aufgeteilt. Die sogenannten Hausgründe durften nicht veräußerst werden, sie blieben beim Haus. Die Einteilung der Ortsbewohner in Ganz-, Halb-, Viertellehner, Hofstätter usw. war früher wichtig für die Herrschafts- und Gemeinderobot, für Militäreinquartierungen und für die Gemeindewahlen.

Die Grundherrschaft hatte das Recht, von den Untertanen einen Grunddienst und Robot zu verlangen. Der Dienst war eine herrschaftliche Abgabe, die man im Herbste zu Michaeli oder Martini und im Frühjahr zu Georgi bezahlte; so betrug der Dienst von den Weinkellern Poysdorfs nach der Größe durchschnittlich 3 bis 30 Kreuzer.Wer den Dienst nicht bezahlte, dem konnte die Herrschaft den Grund „verschlagen“ oder „verkreuzen“, damit er ihn nicht betreten durfte. Blieb ein Bauer den Dienst durch 3 Jahre schuldig, so führte die Herrschaft seine Abstiftung durch, d. h. sie jagte ihn davon. Seit 1750 war aber die Abstiftung an die kreisämtliche Zustimmung gebunden. Eine Missernte enthob den Bauer durchaus nicht von der Bezahlung des Dienstes.

Die Robot teilte man in Pflug-, Weg-, Schloß-, Jagd-, Zug-, Hand- und Fußrobot ein. Nach dem Jahre 1772 wurde die Robotleistung gesetzlich festgelegt. Danach hatten die Ganz-, Halb- und Viertellehner jährlich 104 Tage mit den Pferden oder Ochsen zu roboten, Kleinhäusler mit mehr als einem Joch wurden den Viertellehnern gleichgestellt, hatten sie aber weniger als ein Joch, so war ihre Robotleistung 52 Tage, die der Inleute nur 12 Tage im Jahre. Die keine Pferde oder Ochsen hatten, verrichteten die Hand-, Fuß- oder Jagdrobot. Ein Zugrobottag galt für 2 Handrobottage. Die Herrschaft konnte nach dem Jahre 1772 nur 2 oder 3 Robottage von einem Bauern verlangen; war in der Woche ein Feiertag, so hatten die Untertanen nur 2 Tage Robot; verboten war es, dass die Herrschaft im Sommer die schönen Tage auswählte, auch durfte sie nicht die letzten drei Tage der Woche und die ersten drei der folgenden verlangen. Ein Robottag hatte 10 Arbeitsstunden, Hin- und Rückfahrt wurde in die Arbeitszeit eingerechnet. Musste der Bauer für die Herrschaft weit fortfahren, so gab diese für jedes Pferd ein Maßl Hafer, für den Knecht 7 kr. täglich und das Mautgeld. Speise, Trank und Viehfutter für die robotenden Bauern sollten nach dem „Herkommen“ gereicht werden. Ein Pfarrer durfte von seinen Pfarrkindern keine Robot verlangen. Die Regierung sah es gern, wenn die Herrschaften die Robot gegen einen Geldbetrag ablösten. Ein Robottag galt gewöhnlich in Geld 30 kr.

Wer die Robot verweigerte, konnte abgestiftet oder durch Stockstreiche und Soldatenhilfe dazu gezwungen werden.

Herrschte eine Viehseuche oder eine ansteckende Krankheit, so entfiel die Robot. Ausnehmer und Invalide waren davon befreit, Gewerbetreibende, Fabriksarbeiter und Fabriksbesitzer dagegen robotpflichtig.

Die Gemeinderobot umfasste das Herbeiführen von Straßenschotter und Baumaterialien für einen Schul- oder Kirchenbau, die Herrichtung der Wege und Brücken und das Ausräumen des Ortsbaches.

Die Militäreinquartierung empfanden unsere Bauern als eine drückende Last; denn die Soldaten stahlen und raubten, lockerten die Moral der Dorfbewohner und scheuten auch nicht vor Gewalttaten zurück; wohl hatten sie strenge Strafen zu befürchten: das Anbinden und Spießrutenlaufen. Befreit von der Einquartierung waren die herrschaftlichen Freisitze, die Kirchen, Klöster, Pfarrhöfe und Schulen.

Die Waisenkinder mussten der Herrschaft die drei Waisenjahre abdienen u. zw. vom 14. bis zum 17. Lebensjahre. Dafür erhielten sie einen Lohn. Diese Waisenjahre wurden 1782 aufgehoben.

Herrschaftliche Abgaben waren noch das Pfundgeld und Abfahrtsgeld. Ersteres hieß bei gewöhnlichen Veränderungen noch Laudemium, bei Todesfällen aber Mortuarium; vom Gulden zahlte man 2 oder 3 Kreuzer. Bei Stiftungen, beim Gemeindewirtshaus und beim Halterhaus entrichtete man statt des Pfundgeldes alle zehn Jahre die Renovationsgebühren.

Das Abfahrtsgeld bezahlte man von einem Vermögen, das in die Fremde ging; blieb das Vermögen im Inlande, so waren von einem Gulden 3 Kreuzer als Gebühr an die Herrschaft abzuführen, ging das Geld nach Ungarn, so war das Abfahrtsgeld doppelt so hoch.

Juden durften keinen Grund und Boden erwerben. Das Grundbuch führte das herrschaftliche Wirtschaftsamt, dem die Gebühren genau vorgeschrieben waren. So zahlte man für einen Beschau- oder Ausmarchzettel 18 kr, beim Einsehen ins Grundbuch 6 kr, ebensoviel kostete der „Verschlag“ eines Weingartens und das Verbotgeld.

Der herrschaftliche Besitz war in den Landtafeln verzeichnet.

Die Abstiftung eines untertänigen Bauern erfolgte:

1. bei Ungehorsam gegen die Herrschaft,
2. wenn zwei Drittel der Wirtschaft verschuldet waren,
3. wenn der Bauer sehr nachlässig war,
4. bei großen Steuerrückständen,
5. wenn der Grunddienst nicht bezahlt wurde,
6. wenn er sich weigerte, bei der Gemeinde mitzuarbeiten.

Feuer, Wasserschaden und Missernten fanden weitgehende Berücksichtigung. „Schwärzten“ die Bauern im Grenzbezirke, so konnten sie abgeschafft werden. Immer musste aber die Herrschaft das Kreisamt davon verständigen; ohne seine Zustimmung durfte sie keine Strafe verhängen. Die Kreisämter hatten vor allem den Zweck, den Bauer gegen die Obrigkeit in jeder Hinsicht zu schützen; sie bestätigten die Pachtverträge zwischen der Herrschaft und den Untertanen, beurteilten und beeidigten die herrschaftlichen Beamten, bestraften jeden Amtsmissbrauch der Beamten gegenüber den Bauern, überwachten das religiöse Leben in den Gemeinden. Niemand durfte sich Äußerungen erlauben, durch die Andersgläubige in ihrem Denken und Fühlen verletzt werden konnten; sie schauten darauf, dass sich die Geistlichen nicht eigenmächtig von der Kirche auf längere Zeit entfernen, dass sich keine Protestanten und Juden in den Ortschaften niederlassen; sie überprüften die Kirchenrechnungen, sahen auf öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit, schauten auf eine gute Instandhaltung der Straßen und Wege und führten die Bestimmungen und Anordnungen der Regierung durch.

Die nächsthöhere Behörde war die Landesregierung und letzten Endes der Hof in Wien.

Der Bauer hatte zwei Herren: den Landesfürsten und den Gutsherrn; jede Gewalttätigkeit, Widersetzlichkeit und Ungehorsam wurde sehr strenge bestraft. Die Gutsherrschaft besaß das Strafrecht über ihre Untertanen; sie konnte diese einsperren – bei Wasser und Brot – und sie zu Strafarbeiten verhalten; erschwert wurden die beiden Strafen durch Anlegen von Fußeisen; die Abstiftung und die achttägige Arreststrafe war an die Zustimmung des Kreis-amtes gebunden. Geldstrafen waren zu vermeiden, doch musste der Schaden gutgemacht werden. Militärbeistand hatte die Herrschaft bei Amtshandlungen anzusprechen, um auf diese Weise den Anordnungen einen stärkeren Nachdruck zu verleihen. Eine Militärexekution erfolgte, wenn der Bauer keine Steuern bezahlte; der Soldat erhielt für jeden Tag 3 kr. Bei Unruhen war es verboten, auf die Menge blind zu schießen; es musste sofort scharf geschossen werden. An Stelle der Winkelschreiber und Winkeladvokaten traten seit 1773 die sogenannten Untertansadvokaten. Die Winkelschreiber hetzten häufig die Bauern gegen die Herrschaft und drängten sie zu langwierigen Prozessen, die den Bauer zugrunde richteten. Die Wucherer und Winkelschreiber waren gewissenlose Leute, die in den Gemeinden viel Unheil anrichteten. Seit 1821 hatten die Vertretung der Bauern auch die Landesadvokaten.

Das Waisenwesen lag in den Händen des herrschaftlichen Wirtschaftsamtes; die Aufsicht über die Waisen war unentgeltlich. Das Waisengeld konnte nutzbringend bei Privatpersonen oder bei der Herrschaft, nicht aber bei der Kirche angelegt werden; verlangt wurden 5 %. Das Waisenamt hatte ein eigenes Waisenbuch zu führen.

Die landesfürstlichen Steuern trieb die Herrschaft ein. Wer nicht zahlte, dem wurde ein Soldat ins Haus geschickt u. zw. bei 50 fl ein Mann, bei 100 fl zwei Mann usw. Zahlte der Bauer nicht nach vier Wochen, so schritt die Herrschaft zur Pfändung. Unterschlug der Beamte die Steuern, so war die Herrschaft ersatzpflichtig. Die landesfürstlichen Steuern wurden weit strenger eingetrieben als die herrschaftlichen Abgaben.

Die Gemeindewälder durften nicht verpachtet werden. Die Gemeindekasse hatte ein dreifaches Schloss. Die Schlüssel dazu besaßen der Richter, der Rechnungsführer (Kämmerer) und ein Geschworener. Ausgaben bis 100 fl hatte die Gemeinde der Herrschaft anzuzeigen, Beträge über 100 fl dem Kreisamte. Seit 1814 wurde den Gemeinden strenge Sparsamkeit aufgetragen, sie durften keine Gastereien, Schenkungen, Trinkgelder und Festessen geben. Durch die herrschaftlichen Beamten wurde die Gemeindekasse überprüft. Wollte eine Ortschaft ihren Besitz verkaufen, so hatte sie beim Kreisamte um die Bewilligung anzusuchen. Nach dem Jahre 1820 teilten die Gemeinden die Ausgaben nach dem Steuergulden auf die Mitglieder auf; sie erhielten auch damals den Auftrag, Schüttkasten zu erbauen und Sparkassen zu gründen; Ober-Hollabrunn und Falkenstein taten dies in unserer Gegend. Der Gemeinderichter (Bürgermeister) wurde durch die Gemeinde gewählt und von der Herrschaft bestätigt. Er hatte die Verordnungen und Erlässe der Obrigkeit in ortsüblicher Weise bekannt zu machen, sei es durch Trommelschlag, durch Trompetenklang, durch einen „Gemeindebrief“, der von Haus zu Haus weitergegeben wurde oder durch Anschlag beim Rathaus oder bei der Kirche. Die Gemeinde überwachte das Schub- und Polizeiwesen, die Gesundheitsverhältnisse, die Jahrmärkte, die Kirtage und Feuerstellen, sie hatte bei Gewerbeverleihungen mitzusprechen. Radizierte Gewerbe waren mit dem Haus verbunden und im Grundbuche eingetragen, sie stammen aus der Zeit Maria Theresias und wurden nach 1800 nicht mehr verliehen.

Die Gemeindeweide war ein strittiger Gegenstand, der so wie Robot und Zehent Anlass zu langwierigen Streitigkeiten gab. Der Weidebetrieb dauerte von April bis in den Oktober; eine alte Bauernregel hieß ja: „Zu St. Gall muss die Kuh in den Stall“. Die mageren Weiden waren für die Viehzucht oft mehr ein Schaden als ein Nutzen. Um 1770 ließen fortschrittliche Gemeinden die Weiden umackern und verteilten die Gründe auf die Gemeindemitglieder. Die Schafe trieb der Hirt im Herbste auf die üppigen Saaten, die Schweine ließ man im Oktober und November in die Eichenwälder.

Die Schankgerechtigkeit besaß meist die Gemeinde, selten die Herrschaft; doch hatte jeder Untertan das Recht, den selbst gebauten Wein an sitzende Gäste auszuschenken (1784). Die Gemeinde sah darauf, dass kein Unfug geschah. Das alte Zapfenmaß – Ungeld und Tatz – hob die Regierung 1829 auf. Das Ungeld stammte aus dem Jahre 1359 und betrug im 16. Jahrhundert drei Maß vom ausgeschenkten Getränk. Der Tatz war eine Abgabe von sechs Maß bei jedem Eimer.

In kirchlicher Hinsicht hatte der Gutsherr das Patronatsrecht über die Pfarrkirche, besonders dann, wenn er sie erbaut hatte. Bei den Kirchen, die nach 1784 durch Kaiser Josef II. gestiftet wurden, lehnten die Herrschaften diese geistliche Lehensherrschaft ab; da musste der Religionsfonds einspringen. Als Patron hatte er folgende Rechte:

1. Das Vorschlags-, aber nicht das Ernennungsrecht; er konnte zuerst drei Bewerber vorschlagen, nach 1791 nur einen.
2. Gebührte ihm in der Kirche, beim Umgang und bei geistlichen Zusammenkünften der Vorzug.
3. Er nahm an der Kirchenrechnung teil, leistete bei Verbesserungen des Gotteshauses einen großen Zuschuss und konnte, wenn die Kirche einen Überschuss in den Einnahmen hatte, einen Teil beanspruchen.

Der Kirchenpatron stellte in der Regel die Baumaterialien bei, die dann von der Gemeinde an Ort und Stelle geführt wurden. Das Kreisamt und der Dechant wachten über den Bauzustand der Kirche und des Pfarrhofes. Gewöhnlich war der Kirchenpatron auch der der Schule. Auch hier hatte er das Vorschlagsrecht und trug einen Teil der Lasten. Das Patronsrecht ging verloren, wenn es der Gutsherr verkaufte, wenn er den Pfarrer tötete oder die Kirchengüter einzog.

Manche Kirchen besaßen einen Vogt, der die Kirchenväter oder Zechpröbste bestimmte und darauf schaute, dass das Kirchenvermögen gut verwaltet wurde. Die Kirchenkasse hatte ein dreifaches Schloss; einen Schlüssel verwahrte der Pfarrer, einen der Kirchenvogt und einen der Kirchenvater. Den Tag der Kirchenrechnung verkündete der Pfarrer von der Kanzel 14 Tage vorher. Die Gastereien nach der Rechnung verbot seit 1795 die Regierung.

In Weingegenden sprach man von der Bergherrschaft; die Abgabe, die der Winzer seinem Herrn gab, hieß das Bergrecht. Dies musste er auch entrichten, wenn er den Weingarten aushackte und ein Getreide anbaute. Ließ der Hauer den Weingarten durch drei Jahre unbearbeitet, so zog ihn die Herrschaft ein und gab ihn einem anderen. Blieb jemand das Bergrecht schuldig, so wurde ihm die Maische gepfändet. Der Bergherr bestimmte den Lesebeginn. Bis 1783 durfte kein Bauer in der Ebene Weingärten anlegen. Die Hutzeit in dem Weingebirge hatte am 10. August zu beginnen; da wurden alle Wege und Fußsteige gesperrt. Der Hüter trug ein Horn und auf dem Hute ein Messingschild mit dem Namen der Gemeinde, Waffen aber waren ihm verboten; er hatte auch keine Strafgelder anzunehmen.

Der Zehent wurde im Jahre 1815 als ein Privatrecht erklärt; der „Große Zehent“ war eine Abgabe vom Getreide und Wein, der „Kleine“ von Safran, Rüben, Kraut, Flachs, Eiern und Käse. Öde Felder, die der Bauer bearbeitete, waren 20 Jahre zehentfrei. Vom Klee, von Wicken und Mais wurde manchen Herrschaften kein Zehent gereicht. Nach 1786 musste die Herrschaft den Zehent in 24 Stunden ausstecken, d. h. in jede zehnte Mandel einen Holzstab stecken. Der Bauer wurde bestraft, der einen Acker nicht bebaute, um so den Zehent zu schmälern. In den Weingegenden gab es „Zehenthütten“, bei denen jeder Hauer mit der Maische vorbeifahren musste. Noch vor der Lese schätzten die Bergmeister die Weinernte in jedem Weingarten ab. Der Zehent konnte auch in Geld geleistet werden. Wer den Zehent nicht ablieferte, wurde gepfändet oder die Herrschaft ließ ihm 1 oder 2 Felder „sperren“. War der Grundherr auch der Zehentherr, so hatte ihm der Bauer den Zehent heimzuführen. In Niederösterreich verlangte der Grundherr auch vom Kalk und Krapp den Zehent.

Die Herrschaft gestattete den armen Leuten im Winter, dass sie in ihren Waldungen Holz klaubten; sie zahlte auch oft einen Teil der Kosten, wenn sie in ein Spital kamen. Nach dem Jahre 1790 waren die Edelleute vielfach Lehrer, Berater und Führer des Landvolkes. Die mustergültige Bewirtschaftung der Meierhöfe war für einen Ort ein Segen, hier konnten die Leute etwas lernen. Bekannt waren die Herrschaften Feldsberg, Nexing (Bezirk Zistersdorf), Staatz und Rabensburg, die auf allen Gebieten der Landwirtschaft wie Feldbau, Viehzucht, Weinbau, Fisch-, Obstbaum- und Schafzucht wichtige Neuerungen durchführten, die auch dem Landvolke zum Nutzen gereichten.

Quellen:

„Praktische Darstellung des Untertanwesens in Niederösterreich“ von Ritter v. Pauly

Veröffentlicht in: Niederösterreichisches Lehrerblatt, 1. 3. 1935, S. 157+169

Das Zeitalter der Aufklärung

Seit den Tagen der Gegenreformation hatte die Kirche das geistige Leben unseres Landes beeinflußt und es hatte den Anschein, als ob unser Land eine spanische Provinz werden sollte. Da begann nun um 1740 unter dem Einfluß von England und Frankreich eine neue Geistesrichtung ihre Tätigkeit, die man kurz mit dem Namen „Aufklärung“ bezeichnete. Auf jedem Gebiete wurden eine Reihe von Neuerungen durchgeführt, die unserem Volke und dem Lande einen großen Segen brachten, die gewaltige Kräfte im Volke auslösten und einen wirtschaftlichen Aufschwung herbeiführten.

Für die Steuerleistung der Bauern war die Ausstellung der Theresianischen Fassion (1751) von größter Wichtigkeit, weil dadurch die Steuern geregelt und, nach dem 10jährigen Durchschnittsertrag des Bodens, bemessen wurden. Auch die anderen Abgaben, die der Bauer zu leisten hatte, wurden genau bestimmt. Adel und Geistlichkeit mußten von nun an auch Steuern zahlen. Poysdorf gehörte nach der Fassion u. a. zur Herrschaft Wilfersdorf, die im Jahre 1751 den Grundertrag aufnahm. Die ergiebigsten Rieden waren: Fuchsenberg, Pankleiten, Neidharten mit dem Salzbrunn und Maxendorf. Die Summe der ganzen Schätzung betrug 11.731 Gulden, die der Keller, Preßhäuser und Stadeln 7261 Gulden, die von Maxendorf 13.310 Gulden. Hier hatte die Herrschaft von Wilfersdorf den halben Getreidezehent. Von Pantaidingsgeldern, Schmiedzins, Osterkälbern, Schmalz, Ostereiern, Weihnachtshühnern, Vogthühnern, Straßgänsen, Vogteihafer und dem Schutzgeld für Mietleute und Juden zahlte der Markt nichts, nur der Banklunschlittzins mußte entrichtet werden.

Die Folter wurde 1776 aufgehoben. Die Theresianische Hals- und Gerichtsordnung vom Jahre 1769, die noch das Lebendigverbrennen, das Pfählen, das Gliederbrechen mit dem Rade, das Spießrutenlaufen, das Verstümmeln und Prangerstehen kannte, kam in Vergessenheit. 1787 wurde ein bügerliches Gesetzbuch geschaffen, in dem die Todesstrafe vorkam. Der Selbstmord wurde an der Leiche bestraft. Wucher war straffrei. Das Ehrenwort des Adels und der Geistlichen hatte keine Bedeutung, nur Zeugen hatten eine Beweiskraft. Die Keuschheitskommission, die auf die Liebespaare aufpaßte und die alle heimlichen Zusammenkünfte überwachte, war 1753 verschwunden. Als eine neue Strafe erschien das Straßenkehren und Schiffsziehen.

Die Städte und Gemeinden wurden dem Kreisamte unterstellt, das bei uns zuerst in Gaweinstal (1753—1766), dann in Würnitz und später in Korneuburg sich befand. Es hielt seine schützende Hand über die Bauern, wenn der Grundherr zuviel von ihnen verlangte. Den Herrschaften und Geistlichen waren diese Aemter verhaßt. Viele Landgerichte wurden aufgehoben z. B. Falkenstein und Groß-Krut. Der Staat übernahm das Rechtwesen und die Verwaltung und es kam ein einheitlicher Zug in das ganze Staatsleben.

Das Armenwesen wurde neu geregelt. Früher waren die Bettler genau so ein Beruf wie jeder andere; er wanderte von Ort zu Ort, bettelte überall und stand mit besonderer Vorliebe vor den Kirchentüren; war er alt, dann kümmerte sich niemand um ihn, er starb in einem Straßengraben oder hinter einer Hecke, wo er auch gleich eingescharrt wurde. Nach Kriegen waren die Bettler sehr zahlreich, da ja die Krüppel vom Staate nichts erhielten, sie bildeten gar oft eine Landplage für die Gemeinden, schreckten vor Diebstahl, Einbruch und Mord nicht zurück, sie hatten eine eigene Sprache und Geheimzeichen, verstanden es sehr gut, sich zu verstellen und auf die Weise das Mitleid der Menschen zu rühren. Wohl gab es eine Reihe von Bruderschaften, die sich der Armen annahmen, doch erstarrte ihre Tätigkeit in leeren Zeremonien. Trieben es die Bettler zu arg, so schickte die Regierung Militär aus, ließ jedem gefangenen Landstreicher 20 „Karbatschstreiche” geben, die Kinder erhielten die Strafe mit der Rute, dann ließ man sie laufen. Wer zum zweiten Male erwischt wurde, dem wurde ein Ohr abgeschnitten oder ein Zeichen auf den Rücken eingebrannt. Auf die Weise war aber das Uebel nicht aus der Welt geschafft. Zunächst löste der Kaiser die Bruderschaften auf, die ja viel Geld, Grundstücke und Keller voll Wein hatten, und legte einen Armenfonds an. Pestalozzi, der Schweizer Lehrer und Apostel der Menschenerziehung, schrieb für Oesterreich eine eigene Abhandlung, wie man die Bettler und Müßiggänger zu nützlichen Gliedern der Gemeinde erziehen könne. Dem Schulwesen, der Jugenderziehung, den Blinden, Taubstummen, den Waisen, Irrsinnigen und Kranken wandte man jetzt volle Aufmerksamkeit zu. Wo es 40 Kinder gab, wurde eine Schule errichtet. Spitäler und Armenhäuser entstanden, in Wien wurde ein Findelhaus errichtet. Fabriken wurden erbaut und Adel und Geistliche verloren einen Teil ihres Besitzes. Meierhöfe ließ man auf, erbaute kleine Ortschaften und versorgte so die Menschen. Die Gemeindeweiden, die Fasanerien, Tiergärten und Teiche wurden in Ackerland verwandelt, Moore und Sümpfe legte man trocken, das Heideland wurde urbar gemacht und neue Orte angelegt, z. B. Theresienfeld und Felixdorf. Der Klee ersetzte die Hutweiden. Der Anbau der Kartoffeln wurde nach der großen Hungersnot im Jahre 1770 mit Erfolg eingeführt; große Verdienste erwarb sich in dieser Hinsicht der damalige Pfarrer Johann Eberhard Jungblut (geboren 1720 in Holland, gestorben in Prinzendorf a. d. Z. 1795), der die ersten Kartoffeln schon 1761 in Prinzendorf anbaute. Seit 1588 hatte man diese für uns heute unentbehrlichen Knollengewächse als Zierpflanzen im botanischen Garten in Wien gezeigt. Im Jahre 1772 führte man in unserer Gegend das Merinoschaf ein, um eine bessere Schafwolle zu erzielen. Die Tierseuchen, gegen die man früher vergebens ankämpfte, waren nicht mehr der Schrecken des Landvolkes, seitdem man in Wien 1767 eine tierärztliche Hochschule eingerichtet hatte. Für die Dorfgemeinden wurde ein Körnerfonds angelegt, damit der Bauer in schlechten Jahren Getreide für den Anbau hatte. Dieser Fonds bestand bei uns im Bezirk Mistelbach unter dem Namen „Körner-Aufgabs-Achtelfonds” bis zum Jahre 1864 und wurde dann in eine Vorschußkasse umgewandelt. 1782 wurden die Orts- und Feldergrenzen genau vermessen und das ganze Land aufgenommen. Eine eigene Feuerwehrordnung erschien für die Gemeinden. Der Bauer erhielt 1781 durch das Untertanspatent eine größere Freiheit, die Leibeigenschaft wurde aufgehoben; der Bauer war jetzt auch ein Mensch, der sich nach seinem Willen verehelichen durfte, die Herrschaft verlassen und einen anderen Beruf ergreifen konnte. Er hatte sogar das Recht, die Herrschaft beim Kreisamte anzuzeigen, wenn ihm ein Unrecht zugefügt wurde. Die Steuern bestimmte der Staat. Von 100 Gulden Bodenertrag zahlte der Bauer 12 Gulden 13 1/2 Kreuzer dem Staate und 17 Gulden 46 1/2 Kreuzer der Herrschaft. Diese Steuerordnung gefiel dem Adel gar nicht und sie fiel auch gleich nach dem Tode des Kaisers Josef II. Die Steuerbemessung nach der Theresianischen Fassion bestand bis 1848. Die Robot wurde geregelt und bedeutend erleichtert, der Bauer konnte nicht mehr abgestiftet werden, wenn es dem Gutsherrn gefiel, sondern nur in dem Falle, wenn er keine Abgabe durch drei Jahre bezahlte oder die Felder nicht bebaute. Geldstrafen mußten unterbleiben. Für den Bauer brach jetzt eine bessere Zeit an und er hat diesem Herrscher stets ein dankbares Andenken bewahrt. Das beweisen die vielen Denkmäler, die man in Landgemeinden trifft.

Für die Heranbildung tüchtiger Offiziere errichtete der Staat Kadettenschulen. 1770 erfolgte die erste Seelenbeschreibung, 1771 wurde das Werbeverfahren aufgelassen, die Hausnummern führte man ein, doch rissen sie die Leute herab. 1773 teilte die Regierung die Länder in Werbebezirke ein. Zum Militär wurden nur solche genommen, die keinen Grund und Boden hatten; Akademiker waren frei. Juden nahm man zum Fuhrwerk und zum Proviant. Die Offiziere waren mit dem Kaiser unzufrieden, da er zu stark mit der Mannschaft verkehrte und die Rechte der Geburt, die Protektionswirtschaft und die Bestechlichkeit ausschaltete.

Auf den sittlichen Lebenswandel der Leute nahm der Kaiser sogar Einfluß. Er verbot alle hohen Kartenspiele und Wetten in öffentlichen Häusern und Kellern. Bauern und Dienstleute durften nur um die Zeche spielen. Erlaubt waren das Kegeln und die niedrigen Kartenspiele. Wer das Verbot übertrat, erhielt drei Tage Arrest. Beteiligte sich der Gastwirt auch am Spiele, so zahlte er zum ersten Male 12 Reichstaler, beim zweiten Male wurde er eingesperrt, beim dritten verlor er das Schankrecht. Die Zahl der Gasthäuser in einem Orte wurden nicht vermehrt und Kellnerinnen nicht gestattet.

Das Volk wurde über die verschiedenen Krankheiten z. B. Masern, Cholera u. a. durch Rundschreiben aufgeklärt; die Lebensmittelhandlungen waren einer strengen Aufsicht unterworfen, besonders wurden die Milch, das Fleisch und die Fische genau überprüft. Eine medizinische Akademie sorgte für tüchtige Land- und Wundärzte. Die Menschen lernten jetzt langsam denken und beobachten. Man erkannte, daß nicht der Geldsack die Welt regiert, sondern der Geist und die verständige Arbeit.

Die Rundschreiben waren in deutscher Sprache abgefaßt. Fremdwörter suchte man zu vermeiden. Die lateinische Sprache hörte auf, Amtssprache zu sein. Die Eingaben und Gesuche mußten nach einem bestimmten Muster abgefaßt werden. Es wurde strenge darauf geschaut, daß der Amtsweg eingehalten wurde. Weil in Ungarn und Böhmen die deutsche Amtssprache eingeführt wurde, war das Volk in diesen Ländern sehr unzufrieden.

Auf kirchlichem Gebiete war der Kaiser bestrebt, für eine geordnete Seelsorge einzutreten. Bei uns gab es folgende Bistümer: Passau, Wr.-Neustadt (seit 1477), Wien (seit 1469, Erzbistum seit 1723), Raab und Salzburg. Nur Wien blieb bestehen und an Stelle von Wr.-Neustadt trat St. Pölten. Von 2163 Klöstern blieben nur 738 übrig; alle anderen, die sich nicht mit Krankenpflege oder Erziehung der Jugend beschäftigten, hob er auf. Dazu gehörte das Kapuzinerkloster in Poysdorf. Dafür erbaute er eine Reihe von Kirchen u. z. 231 in Niederösterreich, bei uns in Erdberg, Wetzelsdorf und Hadersdorf. Die Schätze und Reichtümer der aufgehobenen Klöster wurden leider nicht geschont und viele wertvolle Bücher gingen verloren. Von den 40 Feiertagen des Jahres verschwanden im Jahre 1772 alle bis auf 24 und heute haben wir nur mehr neun. Auch die Sitte, am Vortage des Sonn- oder Feiertages die Arbeit um 12 Uhr mittags zu beenden, hörte auf.

Die Wallfahrten nach den Gnadenstätten wurden eingestellt. Viele Wallfahrtsorte hob der Kaiser auf, z.B. bei uns Oberleis, Ernstbrunn, Föllim und Nikolsburg. Die Kreuzwegtafeln in der Kirche, die Bildstöcke und Wegkreuze sollten verschwinden, da die plumpen Zeichnungen das religiöse Gefühl nur verletzen. Der Gottesdienst muß zu einer bestimmten Stunde abgehalten werden; die Leute begleiten das Meßopfer mit einem Liede. Die Erinnerungs-Vaterunser und Fürbitten für die Verstorbenen durften nicht gebetet werden. Den Religionsunterricht in den Schulen führen die Geistlichen. Alle Wochen veranstaltete der Pfarrer beim Gottesdienste eine Sammlung für die Ortsarmen. Die Gemeinden kläre man auf, wie wichtig eine Schule für die Jugend ist. Die Marienbilder dürfen keine Kleider tragen. („Liebfrauenkleider”.) Franz II. hob diese Verordnung auf. Das Ausstellen der Reliquien, der Johannissegen zur Austreibung der Teufel, das Läuten der Glocken gegen Blitzgefahr und das Tragen von Lorettohauben gegen Krämpfe und Fraisen haben zu unterbleiben. Bei den Kirchen ist niemand mehr zu beerdigen; die Grüfte dürfen nur von der Außenseite der Kirche betreten werden. Eine eigene Stolaordnung bestimmte die Gebühren, welche der Geistliche verlangen darf. Er setzte die Zahl der Kerzen fest, die beim Gottesdienste brennen dürfen. Auch die Menge des Messweines ordnete er an. Die Aufstellung von Krippen ist zu unterlassen. Die alten Volksspiele führe man nicht mehr auf. Birkenzweige für den Umzug am Fronleichnamstage stecke man nicht mehr in die Straßen. Ein Brautpaar erhielt erst dann die Erlaubnis zum Heiraten, wenn es die bestimmte Anzahl an Obstbäumen gesetzt hatte. Mädchen in den Erziehungsanstalten durften kein Mieder tragen. Die Prozessionen zu den Kalvarienbergen, das öffentliche Kreuztragen und die Umzüge der Büßer wurden abgeschafft. Die Einsiedeleien ließ der Kaiser sperren. Der Jesuitenorden, der 1773 aufgehoben wurde, hatte schon früher seine Lehrtätigkeit an den Hochschulen einstellen müssen. Die Disputationen fanden nicht mehr im Stephansdome statt. Die Bücherzensur war nicht mehr so strenge wie früher. Dagegen verlangte er eine Ueberwachung der Predigten und verbot das Politisieren auf der Kanzel. 1770 hob er die Klosterkerker für Geistliche auf. 1779 schaffte er alle öffentlichen Bußübungen und Kirchenstrafen ab. Nach 1774 durften keine Andersgläubigen aus dem Lande gewiesen werden. Die Protestanten konnten jetzt auch an Hochschulen das Doktorat erwerben und Bethäuser erbauen. Der Uebertritt zum jüdischen Glauben war verboten. Die Juden kleideten sich jetzt genau so wie die Christen. Die Judenmaut brauchten sie beim Betreten einer Stadt nicht mehr bezahlen. Bei uns bestand eine solche in Wilfersdorf. 1787 erhielten sie eigene Namen, die sie sich selbst auswählten. Ihre Häuser waren mit römischen Ziffern bezeichnet. Maria Theresia und Josef II. waren den Juden gar nicht hold gesinnt. Erstere nannte sie „eine Pest, die andere Leute nur an den Bettelstab bringen.” Josef sagte: „Warum diese Leute tolerieren, die dem Lande nur schädlich sind, die nicht arbeiten und nur von Betrug leben?“

1775 verloren die Kirchen und Klöster das Asylrecht, weil viel Unfug damit getrieben wurde. Die Kirtage hob er auf und führte einen gemeinsamen Kirtag am dritten Sonntag im Oktober ein; das Volk nannte ihn „Kaiserkirtag”. Die Erziehung der Geistlichen nahm der Staat selbst in die Hand und gründete Seminare, die ganz unter der Aufsicht der Regierung standen.

Die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit hob er auf. Er stützte sich mehr auf die breite Masse des Volkes. Nicht mehr durften Adel und Geistliche von Ihresgleichen gerichtet werden, auch das Vorrecht, daß die adeligen Güter nur wieder von Edelleuten gekauft werden, verlor seine Bedeutung.

Um sich persönlich zu erkundigen, ob seine Anordnung auch durchgeführt werden, unternahm er große Reisen. Er nannte sich dabei „Graf von Falkenstein” und erschien immer als einfacher, schlichter Mann. Durch Poysdorf kam er sehr oft; denn 17 mal besuchte er Brünn, wo er das Gefängnis im Spielberg „Die österreichische Schande“ sperren ließ. Am 29. August 1778 besichtigte er in Poysdorf das Spital. Er war ungehalten, als er erfuhr, daß die Kranken nach Stockerau geschickt werden und gab der Gemeinde den Auftrag, ein geeignetes Haus zu suchen und Betten hineinzustellen. Es handelte sich offenbar um ein Militärspital. Schon 1780 sollte der Rat des Marktes „Bett-Fornituren” für das Militär anschaffen. Da er sich weigerte, mußten am 13. April Grundrichter, Marktschreiber und 19 Personen nach Korneuburg wandern, wo sie 9 Tage eingesperrt wurden.

Josef II. war auch in seinem Leben der einfache und anspruchslose Mann, der nach dem Vorbilde Friedrichs II. von Preußen ganz seinem Volke lebte. 1784 verbot er den Handkuß und das Kniebeugen vor der Kaiserfamilie, weil dies nur Gott allein vorbehalten ist. Er rauchte nicht, spielte nicht Karten, nahm an keiner Jagd teil und überwand den Kastengeist und Standesdünkel seiner Zeit, unterhielt sich mit dem Volke und sprach mit Bürgern und Bauern. Zu seiner Zeit bildeten sich die ersten Freimaurerlogen, die Menschenwürde, Nächstenliebe und Aufklärung verbreiteten. Auch die beiden großen Musiker Mozart und Haydn gehörten den Freimaurern an. Die erste Loge war in Prag 1726 gegründet worden. 1794 verbot die Regierung alle Logen in Oesterreich.

Viele der Neuerungen und Verbesserungen nahm das Volk nicht an, sie mußten wieder aufgehoben werben. Der Kaiser schlug eben ein sehr schnelles Tempo ein und wollte unseren Amtsschimmel in Galopp setzen. Das Volk war nicht reif für solche PIäne, verstand sie auch gar nicht und blieb lieber bei dem Althergebrachten. Der Kaiser erlebte da bittere Enttäuschungen und doch war er es, der unser Land und die Heimat vor dem Unglück eines Umsturzes bewahrte, wie ein solcher damals Frankreich erschütterte. Erst lange nach seinem Tode erkannte man sein menschenfreundliches Arbeiten und Schaffen, seine Sorge für die leidende Menschheit und die Gemeinde Poysdorf setzte ihm ein schönes Denkmal im Jahre 1881. Er war der Bauern Gott, der Bürger Not und des Adels Spott.

Veröffentlicht in: Niederösterreichisches Lehrerblatt, 15. 11. 1932, S. 83

Das Zellerkreuz in Poysdorf

Ins Weizenfeld im blauen Hügelland,

von Lerchenliedern silberzart umnetzt,

hat diesen Bildstock einst mein Ahn gesetzt

Wenn man von Poysdorf auf der Bundesstraße nach Wetzelsdorf geht, sieht man zur rechten Hand das Zellerkreuz, einen Bildstock aus dem Pestjahre 1679. Damals gelobte der Markt Poysdorf, der von der Seuche verschont blieb, während sie in den Nachbargemeinden arg wütete, alle Jahre nach dem Muster der Brünner, eine Wallfahrt nach Maria-Zell zu machen. Diese pilgerten in mustergültiger Ordnung seit dem Schwedenkrieg 1645 jährlich zur mater Austriae nach Zell, weil sie die Stadt beschützt hatte, als sie Torstensohn belagerte. Die Organisation dieser Pilgerfahrt war so gut, dass sie die Obrigkeit als Wallfahrtsordnung für alle Gemeinden einführte; an der Ortsgrenze sollte als Urlaubskreuz eine Kapelle erbaut werden; die Poysdorfer begnügten sich mit einem gemauerten Bildstock von drei Klafter Höhe, der auf der Straßenseite eine Tabernakelöffnung zeigt, in der wir das Bild der Zeller Muttergottes sehen.

Am Tage der Wallfahrt wohnten alle Pilger einem Gottesdienst in der Pfarrkirche bei; nachher zog die Schar in Reih und Glied, begleitet von einem Priester und den Angehörigen, betend und singend durch das Wienertor auf der heil. Straße aus; die Glocken der Heimat begleiteten die Pilger bis zum Zellerkreuz, wo sie von den Angehörigen Abschied (Urlaub) nahmen. Ein Gebet und ein Lied folgten dem Tobiassegen, den der Priester sprach, noch ein Händedruck und ein frommer Wunsch der Bekannten: „Lasst mir die Zellermutter grüßen und kommt gesund heim!“ – Die Wallfahrt begann. Die Angehörigen standen noch eine Weile bei dem Bildstock, winkten den Pilgern nach, bis sie und die beladenen Pinkerlwagen in der Ferne hinter einer Staubwolke verschwanden, und gingen heim zur alltäglichen Arbeit.

Wenn am Abend die Dämmerung einbrach und die ersten Sterne am Himmel leuchteten, erschienen Frauen, Kinder und einige alte Männer bei diesem Zellerkreuz, das mit Blumen und einem Kranz geschmückt war, zu einer stimmungsvollen Nachtandacht. Das bescheidene Kerzenlicht beleuchtete die Statue; die Leute beteten den Rosenkranz, sangen ein Lied und empfahlen die Heimat sowie die Pilger auf der Straße der Gottesmutter und ihrem Schutze. Der Nachtwind säuselte in den Bäumen und Sträuchern der Wiesen, die sich damals hier ausbreiteten, die Sterne des Himmels leuchteten und manchmal übergoss des Mondes heller Schein die Andächtigen, die hier im Staube bußfertig knieten und ihre Andacht verrichteten. Auf dem Heimweg erzählte ein Alter Begebenheiten von den Wallfahrten, die er in jungen Jahren gemacht hatte, daheim und bei Feldarbeiten dachten die Leute an die Pilger und waren besorgt um sie, dass ihnen kein Unglück zustoße.

Kam der Tag der Heimkehr, so rüstete sich die Heimat zu einem würdigen Empfang der Wallfahrer. Gegen Abend versammelten sich die Poysdorfer beim Zellerkreuz; jeder hatte einen Blumenbuschen in der Hand und schaute auf die Erdberger Höhe. Die Pilger hatten sich in Wilfersdorf feiertagsmäßig umgezogen. Die Mädchen lösten die Haare auf und ließen sie über die Schulter fallen. Auf der Höhe außerhalb Erdberg blieben sie stehen, grüßten mit einem Lied und Gebet die Heimat, die im Glanz der Abendsonne vor ihnen lag. Sie zeigten stolze Freude und Dank wie die Pilger im „Tannhäuser“, die ihre Gefühle in einem Chor ausdrücken:

„Beglückt darf nun dich, oh Heimat, ich schauen

und grüßen froh deine lieblichen Auen;

nun lass ich ruh‘n den Wanderstab,

weil Gott getreu ich gepilgert hab.“

Beim Zellerkreuz gab es ein frohes Wiedersehen und Händeschütteln. Die Wallfahrer empfingen mit den Worten „Einen schönen Gruß von Maria Zell!“ die Blumen. Dem Geistlichen hing ein kleines weißgekleidetes Mädchen mit demselben Gruß ein kleines Gnadenbild um den Hals. Der Zug ordnete sich, die Glocken ertönten, ein Danklied wurde gesungen; alle erfüllte eine freudige Stimmung und immer wieder erschollen die Worte „Einen schönen Gruß von Maria Zell“, wenn ein Poysdorfer des Weges kam. Mit einer kleinen Andacht in der Pfarrkirche schloss die Pilgerreise; es dämmerte schon, wenn die Ermüdeten ins Vaterhaus traten und ihre Andenken auspackten. Die Blumen steckten sie in ein Glas Wasser und stellten es in den Herrgottswinkel der Stube. Im Mittelalter trugen die Pilger einen Stab, den sie bei ihrer Heimkehr mit einem grünen Reis und Blumen zierten, zum Zeichen, dass sie die Gnade und Verzeihung ihrer Sünden erlangt hatten. Der grüne Schmuck verkündete allen „das Heil der empfangenen Gnade“; denn eine Wallfahrt war mit dem Bußgedanken innig verknüpft, wie es im Pilgerchor der Oper „Tannhäuser“ heißt:

„Durch Sühn‘ und Buß‘ hab‘ ich versöhnt

den Herren, dem mein Herze frönt;

der meine Reu‘ mit Segen krönt,

den Herren, dem mein Lied ertönt!

Der Gnade Heil ist dem Büßer beschieden.“

Besonders eindrucksvoll und prächtig gestalteten unsere Ahnen die Jubiläumswallfahrten 1729, 1779, 1829 und die letzte 1879; da gingen auch Musikanten mit, sodass beim Zellerkreuz die Trompeten schmetterten und Pauken wirbelten, als gälte es Tote zu erwecken. Nach 1781 sprach man von einem Abbruch des Bildstockes, der aber unterblieb. Viel hat unser Zellerkreuz im Laufe der Zeit erlebt, sah Freund und Feind, Kaiser und Könige, fluchende Fuhrleute und betende Pilger, die hier mit einem kurzen Gebet sich der Gnade Gottes empfahlen; Bettler und fahrendes Volk, Kaufleute und Händler, Wanderburschen und Soldaten, die von Wien in das Militärlager nach Turras bei Brünn marschierten. Heute sausen die verschiedenen Kraftfahrzeuge vorbei, die keine Zeit haben, um an vergangene Tage zu denken, da sie es eilig haben, um ans Ziel zu gelangen. Einsam und still ist es geworden; nur an den Bitttagen bleibt die Prozession hier zu einer kurzen Andacht stehen. Manchmal legen Kinder oder Frauen einige Blumen vor den Bildstock. Dann hält ein Singvogel auf dem Eisenkreuz eine Rast und verkündet mit lauter Stimme das Lob und die Allmacht Gottes. In den letzten Jahren wurden die Wallfahrten wieder Mode, die sich aber den Zeitverhältnissen anpassten. Sie geschehen in einem bequemen Kraftwagen, der sich mit dem Gedanken der Buße und Sühne nicht verträgt. Der Diesseits-Mensch sucht Erholung; er will etwas Neues sehen und auf einige Tage ausspannen. Ein Abschied beim Zellerkreuz hält auf, verzögert die Fahrt und die Minuten gehen dem Wiener Aufenthalt ab.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass der Besitzer des Grundes, auf dem das Zellerkreuz steht, L. Strobl in Wilhelmsdorf Nr. 23, es in treuer Obhut hält und jeden Schaden ausbessert.

Quellen:

Die 1942 verstorbene Frau Elisabeth Lewitsch erzählte mir von den Abendandachten, von der Beurlaubung und vom Empfang der Pilger beim Zellerkreuz, da sie dies alles als Mädchen miterlebte. Das Wallfahrtswesen der Heimat behandelte ich in zwei Arbeiten, u. zw. „Deutsche Heimat“ 1929 und „Österr. Zeitschrift für Volkskunde“ 1949.

Veröffentlicht in: Mistelbach-Laaer Zeitung, 9. 4. 1955, S. 4